This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

901
K84

Methodisches Handbuch

für den

deutschen Geschichtsunterricht

in der

Volksschule.

Von

Ernst Kornrumpf.

Motto:
„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."
Schiller, Tell.

In drei Teilen.

Erster Teil.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1898.
H.

Methodisches Handbuch

für den

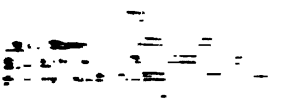
deutschen Geschichtsunterricht

in der

Volksschule

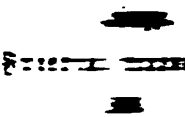
Von

Ernst Kornrumpf



In drei Teilen

Erster Teil



LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.
a. 36442

Dem Herzogl. Sächſ. Bezirksſchulinſpektor

Herrn Schulrat Schreiber

in Gotha

ehrerbietigſt gewidmet.

Vorrede.

Mich an dieser Stelle in ausführlicher Weise über die vielseitige Aufgabe des Geschichtsunterrichts zu verbreiten, dürfte überflüssig sein; es scheint mir nur nötig, mit einigen Worten auf seine erziehliche Bedeutung hinzuweisen.

Giebt man zu, daß das Ziel aller Erziehung die sittliche Charakterbildung ist und daß bei dem vielseitigen Werke der Charakterbildung jeder einzelne Unterrichtsgegenstand seine besondere Aufgabe zu lösen hat, so wird man auch zugestehen, daß nächst dem Religionsunterrichte, insbesondere nächst dem Unterrichte in der biblischen Geschichte, kein Unterrichtsgegenstand von solchem Werte für die Charakterbildung sein kann wie der Unterricht in der profanen Geschichte. Zur Bildung des Charakters ist ein zweifacher Umgang mit beseelten Wesen unbedingt erforderlich: einmal ein wirklicher oder realer mit den lebenden Menschen der näheren und ferneren Umgebung („Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt!" Goethe), und sodann ein gedanklicher oder idealer mit Gott und mit den sittlich hervorragenden Persönlichkeiten in Geschichte und Dichtung, durch welchen idealen Umgang der reale eine notwendige Ergänzung und Erweiterung erfährt. Den realen Umgang seiner Schüler kann der Lehrer der Volksschule nur teilweise oder nicht, den idealen fast ganz beeinflussen durch den Unterricht in biblischer und profaner Geschichte, sowie durch den Unterricht in der Litteratur. Daraus folgt, daß die biblische Geschichte keine würdigere Bundesgenossin haben kann als die profane Geschichte; es folgt auch daraus, daß wir die profane Geschichte hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Charakterbildung auf gleiche Stufe mit der heiligen Geschichte stellen müssen, daß sie also, wie die Herbart-Ziller'sche Schule sagt, zu den Fächern des Gesinnungsunterrichts gezählt werden muß. Die profane Geschichte soll nicht nur bloßes Wissen vermitteln, damit die Schüler durch Übung der geistigen Kräfte für den Kampf ums Dasein gerüstet sind, sie soll in gleichem Maße eine edle Gesinnung erzeugen, einen sittlichen Willen bilden, damit dieser

901
K84

Methodisches Handbuch

für den

deutschen Geschichtsunterricht

in der

Volksschule.

Von

Ernst Kornrumpf.

Motto:
„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."
Schiller, Tell.

In drei Teilen.

Erster Teil.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1898.
H.

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.
a. 36442

Dem Herzogl. Sächs. Bezirksschulinspektor

Herrn Schulrat Schreiber

in Gotha

ehrerbietigst gewidmet.

I. Die Urzeit.

A. Die alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen heute hören, wie es zur Zeit Christi in unserm Vaterlande ausgesehen hat.)

I. Vorbereitung.

Wenn wir heute erfahren wollen, wie es in grauer Vorzeit in unserem Vaterlande ausgesehen hat, so versetzen wir uns weit zurück in die Zeit, von der die Bibel erzählt: „Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde." Während der Regierungszeit des Kaisers Augustus wurde Jesus Christus geboren. Wie das deutsche Land zu dieser Zeit ausgesehen, wer seine Bewohner gewesen, wie sie gewohnt, gelebt, womit sie sich beschäftigt, zu wem sie gebetet haben, das alles sind Fragen, die wir uns heute beantworten wollen.

II. Darbietung.*)

A. Der neue Stoff.

1. Das Land der alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen zuerst sehen, wie es in dem Lande der alten Deutschen aussah.)

Wir haben jetzt viel Ackerland und auch viel Wald. Damals aber bedeckten unermeßliche rauhe Wälder und große, meilenweite Sümpfe unser Vaterland. In den unergründlichen Wäldern erhoben gewaltige Baumriesen ihre Wipfel zum Himmel empor, so daß auch im heißen Sommer nur selten ein Sonnenstrahl verstohlen zum Boden dringen konnte. Die Baumstämme hatten oft

*) Die Darbietung des neuen Geschichtsmaterials kann natürlich nicht als untrennbares Ganzes geschehen; der Stoff wird vielmehr in Unterabteilungen gruppiert, und jeder einzelne dieser Abschnitte beginnt mit einer besonderen Zielangabe, die um so nötiger ist, als sich der Stoff auf verschiedene Stunden verteilt. Durch diese Zielangaben der Unterrichtseinheiten, auch Teilziele genannt, soll das Interesse des

einen so ungeheuren Umfang, daß sie lang und dick genug waren, um ausgehöhlt als Fahrzeuge auf Flüssen und Seen verwendet werden zu können. Undurchdringlich waren meist die Wälder. Vorstehende Wurzeln und dichtes, niederes Strauchwerk erschwerten dem Fußgänger das Wandern, und für den Reiter war ein Vorwärtskommen nur denkbar, wenn er sein Roß am Zügel führte.

Dieses unergründliche Waldesdickicht bot einer großen Anzahl von riesenhaften Tieren sicheren Aufenthalt. Wahre Ungeheuer hausten in den unendlichen Waldgründen. Außer den noch heute im Walde lebenden Tieren wohnten dort riesige, mit breitschaufeligem Geweih gezierte Hirsche (Elche oder Elentiere) und Auerochsen, gleich ausgezeichnet durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen wie durch die Kraft ihrer Glieder. Das tiefe Gebrumm riesiger Bären und das heisere Geheul zahlreicher Wölfe ertönte weithin durch des Waldes Einsamkeit.

Die Flüsse waren weit größer, die Teiche und Seen weit zahlreicher als heute. Das Flußbett war nicht sehr tief; selten floß das Wasser in regelmäßigen Ufern dahin. Ein in das Wasser stürzender Baumriese versperrte diesem wohl den gewöhnlichen Weg; es mußte sich daher einen neuen suchen. Die Stelle des alten Flußlaufes wurde dann ein großer Sumpf, und so bedeckten meilenweite Sümpfe, die kein menschlicher Fuß betreten konnte, das Land. Die deutschen Ströme traten im Frühlinge, zur Zeit der Schneeschmelze, da, wo sie die Ebene durchfließen, regelmäßig aus ihren Ufern und überschwemmten meilenweit das Land, es dadurch in einen ungeheuren Sumpf verwandelnd.

Schülers sofort dem neuen Gedankenkreise zugewandt werden; sie sollen jede Abschweifung auf bereits vorhandene, das Neue etwa störende Vorstellungen von vornherein verhindern, so daß der Schüler seine ungeteilte Aufmerksamkeit dem neuen Stoffe entgegenbringt. Durch Angabe der Teilziele aber darf das Gesamtziel nie aus den Augen verloren werden. Die Kinder müssen sich immer bewußt bleiben, daß die einzelnen Unterrichtseinheiten nur Teile eines großen Ganzen (einer methodischen Einheit), daß sie also abhängig, nicht selbständig sind.

Über diese Zielangabe ist noch folgendes zu beachten: Sie muß den Kindern stets in verständlichen Begriffen geboten werden, darf also zu ihrem Verständnis keine weitere Erklärung nötig haben. Der Schüler muß sofort wissen, was gemeint ist, in welchen Gedankenkreis er sich versetzen soll; er muß im Ziel eine Aufgabe erblicken, zu deren Lösung er alle seine Kräfte einzusetzen hat. Gerade deshalb aber, weil die Zielangabe einer gestellten Aufgabe gleicht, darf sie auch nicht über den Anschauungskreis des Schülers hinausgehen, ebenso wenig, wie sie seinen Sprachkreis überschreiten darf, weil sonst eine Lösung dieser Aufgabe ja nicht möglich wäre. Es hat daher jeder Lehrer die Pflicht, sich ganz klar zu werden über den Erfahrungs- und Sprachkreis seiner Schüler und danach die Zielangabe zu formulieren. Sie soll auch konkret formuliert sein, d. h. ganz genau die Sache treffen, also nur die Umschreibung der später von den Schülern ganz kurz zu fassenden Überschrift der Unterrichtseinheit sein. Ein bloß formaler Hinweis auf das Neue genügt nicht. Es würde also nicht recht sein, z. B. zu sagen: „Wir wollen heute noch etwas Neues von den alten Deutschen hören."

Infolge der weiten Sumpf- und Waldgebiete war das Klima sehr rauh, viel rauher als heute. Schon früh begann der Winter, so daß die alten Deutschen einen eigentlichen Herbst nicht kannten, und spät erst endete er wieder. Dicke, undurchdringliche Nebel bedeckten meist das Land, unendlicher Regen stürzte hernieder, und selten wölbte sich ein tiefblauer Himmel über sonniger Erde.

Kein Wunder, daß bei solchem Klima und solcher Bodenbeschaffenheit auch die Früchte des Landes sehr gering waren. Auf dem nur spärlich vertretenen Ackerboden wuchsen ebenso spärliche Halmfrüchte: Korn und Gerste, gelber Hafer und Flachs. Dagegen gediehen Rettiche, Mohrrüben und ein spargelähnliches Gemüse ganz vorzüglich. Rettiche, eine Lieblingsspeise der Deutschen, sollen die Größe von Kinderköpfen erreicht haben und Mohrrüben so ausgezeichnet gewesen sein, daß ein römischer Kaiser (Tiberius) sich alle Jahre solche aus Deutschland schicken ließ. An edlen Obstbäumen war das Land arm. Die Apfelbäume trugen nur bittere Holzäpfel, welche im Spätsommer reiften. Sie wurden aber von den wenig empfindlichen Gaumen der alten Deutschen ebenso wenig verschmäht, wie die Früchte der Eichen und Buchen, welche Waldriesen damals als Fruchtbäume betrachtet wurden.

Alles in allem war Deutschland damals ein wildes Land.

Aufgabe:*) Erzähle über das Land der alten Deutschen!

2. Die Bewohner dieses Landes.

(Ziel: Wir wollen nun sehen, wie die Bewohner dieses Landes aussahen.)

a) **Ihre Gestalt.** Die alten Deutschen waren ein rauhes, kernhaftes Geschlecht von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau. Wie Riesen blickten sie hoch über andere Menschen. Schon durch ihre Leibesgröße und die aus ihrem gewaltigen Gliederbau sprechende Kraft vermochten sie den benachbarten Völkern Furcht und Staunen einzuflößen. So rissen sie Baumstämme aus der Erde, ergriffen Felsblöcke und schleuderten sie mit Riesenkraft gegen ihre Feinde (Teutonen an der Etsch!). Blendend weiß und rein war die Farbe ihrer Haut.

*) Bei der Wiederholung der ersten Unterrichtseinheit „Das Land der alten Deutschen" ist zu berücksichtigen, daß ein Abfragen Satz für Satz zu vermeiden ist. Die Kinder geben im Zusammenhang das wieder, was sie eben gehört haben; andere ergänzen das etwa Ausgelassene, und erst wenn eine solche selbständige Reproduktion nicht alles Dargebotene wieder zutage fördert, ist eine Frage des Lehrers am Platze. Durch ein solches Verfahren werden die Kinder weit mehr zur Selbsttätigkeit angespornt als durch Frage und Antwort; sie werden dadurch auch an möglichste Selbständigkeit im mündlichen — und dadurch auch im schriftlichen — Ausdrucke gewöhnt. Aus der Art der Darstellung hört auch der Lehrer heraus, was etwa unverstanden geblieben ist und wo er deshalb den Hebel der Erklärung nochmals ansetzen muß. Es dürfte sich dabei empfehlen, zuerst, vor der Reproduktion, die Überschrift eines jeden Abschnittes, und zwar durch die Kinder selbst, feststellen zu lassen. Dann erst stelle man bestimmte Aufgaben: „Erzähle über das Land der alten Deutschen" oder „Erzähle, wie es in dem

Aus den großen, blauen Augen blickten Mut, Kühnheit und edler Freiheitsstolz. Das Gesicht war von rötlichem Bart- und Haupthaar eingerahmt. In üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar bei Männern und Frauen bis weit über die Schultern hernieder. Nur die Knaben und unmündigen Söhne, sowie die Knechte oder Sklaven trugen kurzes Haar.*)

Aufgabe: Erzähle über die Gestalt der alten Deutschen!

b) **Ihre Kleidung.** Die alten Deutschen kleideten sich in die Felle erlegter Tiere. Das Fell eines Bären oder Wolfes, die Haut eines Auerochsen diente ihnen als Gewand. Im Kriege setzte man, um sich zu schützen, die eigene Körpergröße täuschend zu erhöhen und den Feinden dadurch Schrecken einzuflößen, die Köpfe wilder Tiere, deren Haut man über den Rücken hinabhängen ließ, auf das Haupt. Drohend sahen dann die Hörner eines Auerochsen, der geöffnete Rachen eines Bären oder Wolfes über den Kopf des Kriegers hervor. Ein großer Teil des Körpers, meist Arme, Beine, Brust, blieb nackt, trotz der Kälte, die damals größer war als jetzt. Reichere Männer bedeckten ihren Oberkörper wohl mit einem enganliegenden, die Stelle unseres Hemdes vertretenden Unterkleide, welches aus Leinwand oder Wolle gefertigt war. Auch schützten sie die Beine gern durch lange Leinenhosen. Andere trugen um Brust, Schultern und Lenden breites Pelzwerk, während die übrigen Körperteile nackt blieben. Die Füße waren entweder nackt oder steckten in groben, haarigen Schuhen, welche aus einem einzigen Stück Leder bestanden und mit Riemen festgeschnürt wurden. Um die Schultern trugen sie meist einen Mantel aus grober Wolle, im Winter aus Tierpelz. Auf einer der Schultern wurde derselbe durch eine kostbare Spange, an deren Stelle bei Ärmeren ein Dorn trat, zusammengehalten. Die Frauen trugen außer dem Mantel eine einfache, aus grobem, weißen Linnen gefertigte Gewandung, welche, meist mit einem Purpurstreifen verziert, die kräftigen Arme, sowie den oberen Teil der Brust unverhüllt ließ. Ebenso wie die Frauen kleideten sich auch die Mädchen. Die Knaben trugen nur einen Lendenschurz, kleine Kinder blieben meist völlig nackt.

Lande der alten Deutschen aussah." Die Kinder sollen sich immer ganz klar darüber sein, was sie gehört haben und was sie wiedergeben sollen. Eine klare, lichtvolle Disposition des Stoffes macht diesen selbst klarer, faßlicher, und darum verständlicher und leichter behaltbar. Deshalb ist es auch unbedingt nötig, den Stoff in kleinen Portionen zu bieten. Nur diese Art der Darbietung ist eine gesunde, weil natürliche; eine Überfütterung durch halbstündigen Vortrag kann nur die nachteiligsten Folgen haben.

Die methodische Bearbeitung der ersten Einheit würde sich also wie folgt gestalten: 1) Zielangabe. 2) Erzählung seitens des Lehrers. 3) Feststellung der Überschrift seitens der Kinder unter Beihilfe des Lehrers. 4) Aufgabe des Lehrers. 5) Mehrmalige Erzählung durch die Kinder.

*) Als Veranschaulichungsmaterial für diesen wie für die folgenden Abschnitte eignet sich ganz vortrefflich: „Adolf Lehmann's Kulturgeschichtliche Bilder, Bild Nr. 1: Germanisches Gehöft vor der Völkerwanderung."

Häufiges Baden im kalten Bache oder Strome machte sie unempfindlich gegen die Kälte.

Aufgabe: Erzähle über die Kleidung der alten Deutschen!

c) **Ihre Bewaffnung.** Die Deutschen gingen stets bewaffnet. An der rechten Seite hing jedem ein breites, kurzes Schwert. Alle trugen den Speer, aus Eschenholz geschnitten und mit einer sorgfältig aufgesetzten Eisenspitze, wohl auch mit angebundener Steinspitze versehen. Die wichtigste Schutzwaffe war der Schild. Er war unförmlich groß, aber trotzdem leicht, weil er nur aus Weidenruten geflochten oder aus dünnen Brettern hergestellt war. Beim Auszuge in den Kampf wurden die Schildriemen um den Hals des Kriegers geschlungen, damit er den Schild rasch auf den Rücken werfen konnte, sobald er beide Hände zur Führung der andern Waffen brauchte. Viele Streiter waren wohl auch mit Streitaxt und Streithammer ausgerüstet. Die Streitaxt verstanden sie so sicher zu werfen, daß die meisten Schilde ihrer Gegner sofort zertrümmert wurden. Der Streithammer diente ebenso zum Wurfe wie zum wuchtigen Hiebe. Die Ausrüstung wurde vollendet durch Bogen und Pfeile, welche mit Holz-, Eisen- oder Steinspitzen versehen waren. Auch gab es wohl Schleuderer unter ihnen, welche ihre Wurfgeschosse, geglättete Steine, weit zu schleudern vermochten.

Aufgabe: Erzähle über die Bewaffnung der alten Deutschen!
Zusammenfassung:*) Erzähle über die Bewohner Deutschlands!

3. Die Wohnung der alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen sehen, wie die Wohnung der alten Deutschen aussah.)

a) **Lage derselben.** Die alten Deutschen bewohnten keine Städte, nicht einmal Dörfer. Abgesondert und zerstreut siedelten sie sich weit von einander an, wie ihnen gerade eine Quelle, eine Wiese, ein Feld oder eine Waldung behagte. Die meisten Wohnungen lagen in fruchtbarer, weiter Thalsenkung, jeder Hof von einer brusthohen Umzäunung eingeschlossen. Mehrere dieser zerstreut liegenden Höfe bildeten ein Dorf, in welchem sie gern nach Verwandtschaften bei einander wohnten, um sich im Frieden wie im Kriege gegenseitig unterstützen zu können. Jedes Haus war mit Feld, Wiesen und Wald umgeben und dadurch vom Nachbarhofe getrennt. Auf der nur kleinen Ackerfläche wuchs Korn und Gerste, Hafer und Flachs. An die spärlichen Äcker grenzten

*) Bei dieser Unterrichtseinheit, wie bei allen mit mehreren Unterabteilungen, dürfte folgendes zu erwägen sein: Jeder, auch der kleinste Abschnitt, tritt zunächst als selbständiges Ganzes auf und wird als solches behandelt. Erst nach Durcharbeitung der dritten Unterabteilung folgt die Aufstellung der Gesamtüberschrift und die Reproduktion der ganzen Einheit im Zusammenhang, aber stets mit Angabe der Einzelüberschriften. Also: Die Bewohner Deutschlands! a) ihre Gestalt; b) ihre Kleidung; c) ihre Bewaffnung.

schöne, üppige Wiesen, welche sich bis weit in den Wald hinein erstreckten. Dort grasten starke Pferde und zahlreiche Rinder, der Reichtum und der Stolz jedes Deutschen. Zwischen den Wiesen lag wohl Sumpf und Teich, dessen Wasserfläche von dichtem wogenden Schilfe und von Weidengestrüpp eingeengt war. Er gewährte wilden Schwänen, Reihern, Kranichen und zahllosem kleinen Wassergevögel Aufenthalt und war dadurch ein nützliches Jagdgebiet. An Wiesen und Teich schloß sich der große Wald. — Sehr häufig aber kam es vor, daß die sumpfige Bodenbeschaffenheit ein näheres Zusammenwohnen nicht gestattete. Dann lebte man in einsamen Gehöften, durch stundenweite Wald- und Wiesenflächen vom nächsten Nachbar getrennt. Weit lagen überhaupt alle von Menschen bewohnten Plätze, Dörfer oder Einzelhöfe, auseinander, wie sparsam verteilte Inseln in einem ungeheuren Waldmeere.

Aufgabe: Erzähle über die Lage der Wohnungen!

b) **Die Gebäude.** Inmitten des brusthohen Pfahlzauns erhoben sich in der Regel mehrere Gebäude. Das stattlichste derselben war die Wohnhalle. Sie war aus Eichenholz gebaut, das der nahe Wald in unerschöpflicher Menge lieferte. Die unbehauenen Eichenstämme wurden dann einfach übereinandergelegt und die Fugen mit Lehm verklebt, oder man stellte Pfahl neben Pfahl. Einen steinernen oder hölzernen Unterbau gab es selten; meist ruhte der ganze Bau unmittelbar auf der Erde. Das Dach des stets einstöckigen Gebäudes deckten sie mit dichten Lagen von Schilf oder Stroh. Längs der Giebelseite lief eine Vorhalle hin, bestimmt, den Eingang gegen Wind und Unwetter zu schützen. Über der Thür waren in der Regel einige aus Holz geschnitzte Pferdeköpfe angebracht. Seitwärts vom Wohnhause lagen Ställe, Scheunen und sonstige Vorratshäuser. Auch unterirdische Höhlen pflegten die Deutschen auszugraben und oben mit Dünger zu belegen. Sie galten als Zufluchtsort in strenger Winterkälte und als Aufbewahrungsort für die Früchte des Feldes. In einer Ecke des Hofes stand wohl eine uralte Eiche.

Aufgabe: Erzähle über die Wohngebäude der alten Deutschen!

c) **Das Innere des Wohnhauses.** Die einzige Öffnung in den Wänden war die Thür; Fenster gab es nicht. Das Innere des Wohnhauses war ein einziger großer Raum ohne Zwischenwände. Festgetretene Erde bildete den Fußboden oder die Diele. In der Mitte der Wohnhalle lag ein mächtiger, flacher, in seiner Mitte etwas ausgehöhlter Stein, auf welchem das Feuer angezündet wurde. Es war der Herd. Das Feuer brannte immerfort, auch während der Nacht, denn langwierig war es, aus harten Hölzern Feuer zu reiben oder den aus dem Steine geschlagenen Funken aufzufangen. Über dem Feuer hing an einem Seile oder einer Kette der große Kessel, in dem die Speisen bereitet wurden. Der Rauch zog durch eine verschließbare Dachöff-

nung, welche nicht nur den Schornstein, sondern auch das Fenster ersetzte, so daß das Tageslicht diesen halbdunkeln Raum nie völlig zu durchdringen vermochte. Das Rauchloch befand sich gerade über dem Herd, nahe dem Firstbalken. Nicht selten fehlte aber auch diese Öffnung, und der Rauch mußte sich dann selbst seinen Weg durch die Lücken des geschwärzten Gebälkes suchen.

Auch der Hausrat war dürftig. Längs der Wände zogen sich Holzbänke hin, welche als Sitzplätze dienten. Vor den Bänken waren roh gezimmerte Tische aufgestellt. Nicht selten bedeckten auch Tierfelle den Boden, auf denen sich die Bewohner niederließen. In einer Ecke stand die Bettstatt, ein nur wenig erhöhtes Eichengestell, auf dem aus gegerbten Fellen ein wohliges Lager bereitet war.

Aufgabe: Erzähle über das Innere des Wohnhauses!
Zusammenfassung: Die Wohnung der alten Deutschen!

4. Die Beschäftigung der alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen nun sehen, womit die alten Deutschen sich beschäftigten.)

a) **Ackerbau und Viehzucht.** Gleich nach dem Schlafe, den die alten Deutschen gewöhnlich bis in den Tag hinein ausdehnten, badeten sie sich in kaltem Wasser, um sich abzuhärten. Auch Frauen und Kinder stählten auf diese Weise ihren Körper. Nach dem Bade nahmen sie Speise zu sich; dann gingen sie an die Geschäfte.

Obgleich sie den Ackerbau und seinen Wert kannten, so dachten sie doch sehr gering von dieser Arbeit. Das Land zu bebauen und die Früchte des Feldes abzuwarten, zu säen und zu ernten, dazu waren sie nicht so leicht zu bewegen, als einen Feind herauszufordern und sich Wunden zu erkämpfen. Träge und mattherzig dünkte es sie, mit Schweiß zu erwerben, was man mit Blut erkaufen konnte. So überließen sie denn die Sorge für Haus, Herd und Land den Frauen, Greisen und Knechten. Den Ackerbau besorgten meistens die Sklaven.

Es war mühsam, dem rauhen Boden eine Ernte abzuringen. Gewonnen wurde das Acker- und Weideland durch einfaches Niederbrennen des Waldes; denn die Flammen arbeiteten schneller als die Axt, und mit dem Holze brauchte man nicht sparsam zu sein. Mit Hilfe eines Hakenpfluges, d. h. eines gekrümmten Baumastes mit festgebundener Eisen- oder Steinspitze, riß man den Boden auf, um den Samen in die Erde zu streuen.

Mehr Pflege als auf den Ackerbau wurde auf die Viehzucht verwendet. Auf den Weideplätzen tummelten sich zahlreiche Pferde und Rinder, Schafe und Ziegen. Die Pferde waren klein und häßlich, doch durch tägliche Übung fähig, die größten Anstrengungen zu ertragen. Auch die Rinder waren, obgleich klein und schlecht genährt, durch ihren Milchreichtum wertvoll. Auf die Menge

achtete der Deutsche stets mehr als auf Schönheit und Ansehnlichkeit. Nahe dem Walde und in demselben lebten auch halbwilde, magere Schweine in großer Anzahl. Ihre Zucht verursachte die geringste Mühe. Sie wühlten geschäftig die Erde auf und suchten sich ihre Nahrung, Eicheln und Bucheckern. Schwierig aber war es, ihnen für den Winter Nahrung und Unterkunft zu verschaffen. Deshalb wurden die meisten von ihnen, ebenso wie ein großer Teil der Schafherden, vor Beginn des Winters geschlachtet und eingesalzen. Die Aufsicht auf der Weide führten die Knaben und Knechte.

Aufgabe: Erzähle über Ackerbau und Viehzucht bei den alten Deutschen!

b) **Häusliche Beschäftigungen.** Der Hofherr selbst verrichtete zu Hause nur wenig Arbeit. Er sorgte für die Festigkeit und Sicherheit seines Hauses, schnitzte Wurfspeere, Bogen und Pfeile, schmiedete Eisenspitzen, Streitäxte und Streithämmer (besondere Schmiede, überhaupt besondere Handwerker, gab es noch nicht; ein jeder mußte die Geräte, die er brauchte, selbst anfertigen) und übte sich besonders im Gebrauche der Waffen, an welchen Übungen auch schon die Knaben teilnahmen.

Die größte Sorge im Hause lastete auf der Hausfrau. Viel früher als der Mann erhob sie sich von dem aus Fellen bereiteten Lager, schürte das Herdfeuer, bereitete das Frühmahl, aus einem Holzbecher voll schäumender Milch und einem Stück Gerstenbrot bestehend, und versorgte Hausherrn und Kinder damit. Dann gebrauchte die Frau Schere und Nadel und unterwies auch die Töchter im Gebrauch derselben. Sie stand auch geschäftig am Herdfeuer, um an langem Spieße das Wildbret zu braten oder im Kessel das schäumende Bier zu bereiten. Und wenn der Winter in das Land kam, dann saß sie mit ihren Mägden am Spinnrocken, spann den Flachs, den der magere Acker getragen, zu Garn und webte leinene Gewänder daraus. — So war die Frau die eigentliche Herrin des Hauses.

Alle gröbere Arbeit des Hofes mußten die Sklaven verrichten. Sie zerrieben zwischen zwei Steinen, von denen der untere etwas ausgehöhlt war, Gerste und Hafer zu Mehl, verfertigten die verschiedenen, im Haushalte nötigen Gegenstände, trugen Vorräte ein, mußten also den ganzen Tag angestrengt thätig sein und die beschwerlichsten Arbeiten ausführen.

Aufgabe: Erzähle über die häuslichen Beschäftigungen der alten Deutschen!

c) **Jagd und Krieg.** Die Hauptbeschäftigung der Männer war die Jagd. Mit Bogen und Pfeilen, besonders aber dem unentbehrlichen Speer bewaffnet, schweiften sie in den unermeßlichen Wäldern umher und spähten nach Jagdbeute. Mit Bogen und Pfeil schossen sie besonders Wildgänse, Reiher, Kraniche und zahlreiche kleinere Vögel, welche ihnen nicht gefährlich werden konnten. Weit gefährlicher war die Jagd auf Bären und Wölfe, Elentiere und

Auerochsen. Diesen Riesen des Wildwaldes hatten sie nichts als ihre Kraft, Gewandtheit und ihren scharfen Speer entgegenzustellen. Doch scheuten sie in solchem Kampfe weder Mühe noch Gefahr. Oft wandte sich das verwundete Wild gegen seinen Jäger und leistete ihm hartnäckigen Widerstand, indem es ihn wohl schwer verwundete. Doch das reizte seinen Jagdeifer noch mehr. Selbst Blut und Wunden achtete er nicht, um des Tieres Herr zu werden. Je mehr Wunden sein Körper zeigte, und je standhafter er sie ertrug, desto größer war das Ansehn, das er genoß.

Über alles aber ging ihnen der Krieg. Wenn langer Friede die Thatkraft lähmte, so zogen große Scharen junger Krieger aus freien Stücken dorthin, wo es gerade Krieg gab; denn nichts erschien ihnen unrühmlicher, als Haus- und Feldarbeit zu verrichten oder sich fest an die Scholle zu binden.

Aufgabe: Erzähle über die Lieblingsbeschäftigung der alten Deutschen: Jagd und Krieg!

d) **Spiel.** Wenn der Deutsche nicht auf der Jagd oder im Kriege war, lag er daheim am warmen Herdfeuer. Weiche Bärenfelle bedeckten den Boden, und mit einigen Nachbarn vertrieb er sich die Zeit durch Würfelspiel. Sie spielten nicht um Geld, sondern um Rinder und Pferde, Knechte und Mägde. Tollkühn im Gewinnen und Verlieren, verspielten sie oft Weib und Kind und setzten, wenn alles dahin war, auf den letzten verzweifelten Wurf ihre persönliche Freiheit. Der Verlierende trat willig in die Sklaverei; wenn auch jünger, wenn auch stärker, ließ er sich doch geduldig binden und verkaufen. So groß war ihre Beharrlichkeit in einer schlechten Sache. Sie selbst bezeichneten diese Beharrlichkeit, mit der sie ein gegebenes Versprechen hielten, als Treue.

Aufgabe: Erzähle über die Spielwut der alten Deutschen!

e) **Trinkgelage.** Oft finden wir die alten Deutschen beim fröhlichen Trinkgelage. Auch dabei legten sie ihre Waffen nicht ab. Wie sie beim Kampfe kein Maß kannten, so auch nicht beim Trinken. Tage und Nächte hindurch fort zu zechen, galt keinem als Schande. Auf den Tischen mangelte es nicht an Trinkgefäßen. Da stand das lange, gekrümmte Horn des Auerochsen, am Rande breit mit Silber eingefaßt und mit Runenzeichen versehen. Neben diesem standen noch kannen- oder becherförmige Trinkgeräte, aus Holz geschnitzt oder aus Röhrenknochen und Thon geformt. Bei manchen Stämmen (Longobarden) herrschte sogar die grauenhafte Sitte, aus dem Schädel des gefallenen Feindes eine Trinkschale herzustellen. Als Getränk diente ein braunes, berauschendes Bier, aus Gerstensaft oder Korn gebraut. Am liebsten jedoch tranken sie Meth, eine Art Honigwein, welcher aus Honig, Wasser und verschiedenen Gewürzen bereitet wurde. Dazu sangen sie Lieder, in denen die Heldenthaten ihrer Vorfahren verherrlicht wurden; diesen zur Ehre, sich aber zur Nacheiferung.

Streitigkeiten, die bei ihrer Trunkenheit sehr häufig waren, endeten oft mit Totschlag und blutigen Wunden. Doch auch über die Wiederversöhnung von Feinden, über die Schließung eines Ehebundes, selbst über Krieg und Frieden ratschlagten sie meist beim Gelage. Den Beschluß faßten sie aber erst, wenn sie wieder ruhig waren und das rasch gesprochene Wort prüfen konnten.

Aufgabe: Erzähle über die Trinkgelage der alten Deutschen!
Zusammenfassung: Die Beschäftigung der alten Deutschen!

5. Tugenden der alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen sehen, welche großen Vorzüge die alten Deutschen hatten.)

a) **Gastfreundschaft.** Kein anderes Volk übte Bewirtung und Gastfreundschaft so freigebig als die Deutschen. Irgend einem Menschen den Eintritt in das Haus zu wehren, galt als gottlos. Nach bestem Vermögen setzte jeder dem Gaste zum Willkommen eine Mahlzeit vor. War der Vorrat aufgezehrt, so begleitete der Wirt den Gast zum Hause des Nachbars. Ungeladen traten sie dort ein, wo man sie mit gleicher Freundlichkeit aufnahm. Ob der Gast bekannt, ob er unbekannt war, das Gastrecht fragte nicht danach. Sich am Gaste zu vergreifen, galt als schwerer Frevel. Er wurde im Gegenteil vor jeder Gefahr geschützt. Beim Abschiede war es Sitte, dem Gaste zu schenken, was er etwa begehrte. Der Deutsche hatte Gefallen an dergleichen Geschenken; aber was er gab, rechnete er nicht an.

Aufgabe: Erzähle, wie gastfreundlich die alten Deutschen waren!

b) **Wahrhaftigkeit und Treue.** Was die Deutschen versprachen, das hielten sie treulich. Ein Handschlag galt bei ihnen soviel wie ein Eidschwur. Unwandelbare Treue übte der Gastgeber gegen seinen Gast, der Fürst gegen seine Untergebenen. Diese Treue zeigte sich besonders im Kriege. Schmachvoll war es, den Anführer im Kampfe zu verlassen, ja, ihn überlebend, aus der Schlacht überhaupt zurückzukehren. Den Fürsten zu verteidigen und zu schützen und durch eigene Heldenthaten seinen Ruhm zu mehren, war heiligste Pflicht. Jede Treulosigkeit im Kriege wurde mit dem Tode bestraft. Doch hielten sie den Verräter nicht würdig, den Tod durch das Schwert zu erleiden; er wurde in einem Sumpfe erstickt oder an einem Baume aufgehängt.

Aufgabe: Erzähle über die Wahrhaftigkeit und Treue der alten Deutschen!

c) **Keuschheit.** Die Ehe wurde sehr heilig gehalten. Der Deutsche begnügte sich im Gegensatz zu andern Völkern mit einer Frau. Die Frau war nicht die Sklavin des Mannes, sondern seine treue Begleiterin durchs Leben, mit der er Freud und Leid teilte. Sie waltete hochgeehrt als Herrin im Hause; ja, sie wurde als etwas Heiliges und Prophetisches verehrt. Dadurch

zeichneten sich unsere Vorfahren vor allen Völkern des Altertums aus. Mitgift brachte nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau zu. Sie bestand in Rindern, einem gezäumten Roß und einem Schild nebst Schwert und Spieß. Auch die Frau brachte dem Manne einige Waffenstücke zu. Dies, meinten sie, sei das festeste Eheband. Die Frau sollte eben in Arbeit und Gefahr des Mannes Genossin sein. Sie sollte mit ihm Gleiches im Frieden wie Gleiches im Kriege dulden und wagen. Die Frau wurde also gekauft (vergl. Elieſers Brautwerbung um Rebekka für Isaak und Jakobs Dienst um Lea und Rahel), und der Gatte war nun des Weibes Herr und Beschützer. Dieser Brautkauf geschah im Beisein der Verwanden als Zeugen. Durch die Übergabe des Brautschatzes an den Vater der Braut erlangte die Ehe rechtliche Giltigkeit; eine priesterliche Einsegnung kannte man nicht. Wie der Mann die Frau kaufte, so war er auch völlig berechtigt, sie sowohl als die Kinder in Zeiten der Not wieder zu verkaufen. Wie wert die Deutschen aber die Frau hielten, davon zeugen die hohen Preise, die für eine Frau beim Verkauf gezahlt werden mußten. Oft galt ein Weib 300—400 Schillinge, eine sehr hohe Summe, denn für einen Schilling konnte man einen Ochsen kaufen.

So lebten die Deutschen unter der Obhut reiner Sitten, und gute Sitten galten bei ihnen mehr als anderswo gute Gesetze.

Aufgabe: Erzähle über die Ehe bei den alten Deutschen!
Zusammenfassung: Erzähle über die Tugenden der alten Deutschen!

6. Laster der alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen sehen, ob die alten Deutschen auch Fehler und Schwächen hatten.)

a) **Spielwut.** (Siehe 4 d.)
b) **Trunksucht.** (Siehe 4 e.)
c) **Müßiggang.**

Da der hierher gehörige Stoff bereits unter „Beschäftigung" enthalten ist, so wird er hier nur unter obigen Gesichtspunkten betrachtet, resp. wiederholt.

7. Die Erziehung bei den alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen sehen, wie bei den alten Deutschen die Jugend erzogen wurde.)

Das neugeborene Kind wurde dem Vater vor die Füße gelegt. Hob er es auf — was nur geschah, wenn es kräftig war — so sprach er ihm damit die Lebensberechtigung zu; ließ er es liegen, was bei schwächlichen Kindern stets geschah — so wurde es in Wald, Sumpf oder Teich ausgesetzt und fand dort seinen Tod. Das neugeborene Kind wurde in kaltes Wasser getaucht und ihm in Gegenwart eines Zeugen, der ein Geschenk zu geben pflegte, ein Name beigelegt. (Vergl. unsere Taufe!)

Schon von zartester Jugend auf wurde die Kraft des Leibes gestählt. Das heranwachsende Kind wurde durch jede Leibesübung abgehärtet. Der Knabe

ging mit dem Vater auf die Jagd oder warf sich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen. Selbst im Winter sprang er, sobald ein Loch ins Eis gehauen war, ohne Zaudern ins eiskalte Wasser. Die stete Bewegung in freier Luft härtete ihn ab, das Baden kräftigte seinen Körper, und das Spielen mit immer schwereren Waffen stählte die Muskeln und verlieh Mut und Gewandtheit. Von frühster Jugend an war er mit dem Waldleben und all seinen Freuden und Gefahren vertraut. Eichhörnchen, Wiesel, Spechte und andere kleine Tiere des Waldes waren die ersten Zielpunkte für seinen leichten Jagdbogen. Auch für den Weideplatz wurde seine Kraft gebraucht, denn er unterschied sich in nichts von den Knaben der Sklaven und Knechte. Alle Knaben lebten hütend und wartend unter dem Vieh und lagerten auf bloßer Erde. Erst im Jünglingsalter sonderte sich der Freigeborene von den Knechten. Schreiben und Lesen dagegen lernten sie nicht.

Die Männer gingen stets bewaffnet; kein Geschäft verhandelten sie anders als in Waffen. Diese aber anzulegen, war keinem eher gestattet, als bis die öffentliche Volksversammlung ihn für wehrhaft erklärt hatte. War er imstande vor versammelter Volksgemeinde durch Speerwurf zu beweisen, daß er den Waffen gewachsen war, so wurde er in feierlicher Weise für wehrfähig erklärt. Dann schmückte ihn entweder einer der Fürsten oder sein eigener Vater mit Schild und Speer, und er mußte schwören, das Schwert stets für ein freies Volk zu schwingen. Das nannte man die Wehrhaftmachung oder die Schwertleite. Es war die höchste Ehre, die damit dem Jüngling widerfuhr, und der wichtigste Tag seines Lebens; denn nun gehörte er nicht mehr dem Hause sondern der Gemeinde an; er war mündig geworden. Von nun an erschien er stets in Waffen, und lieber verlor er das Leben als seinen Schild.

Die einzige öffentliche Belustigung war der Schwert- oder Waffentanz, der bei jeder geselligen Zusammenkunft aufgeführt wurde. Nackte Jünglinge sprangen dann zwischen nackten Schwertern und drohenden Lanzenspitzen umher, um ihre Kraft und Gewandtheit zu zeigen. Das thaten sie nicht um Lohn, sondern der einzige Preis war der Beifall der Zuschauer.

Aufgabe: Erzähle über die Erziehung bei den alten Deutschen!

8. Die Einteilung des Volkes.

(Ziel: Wir wollen nun etwas über die Standesunterschiede bei den alten Deutschen hören.)

a) **Stände.** Das Volk bestand aus drei Ständen, aus Freien, Hörigen und Leibeigenen oder Sklaven. Die Freien waren Besitzer von Haus, Hof und Acker. Sie trugen Waffen und nahmen an allen Versammlungen und Kriegen Anteil. Die Hörigen oder Halbfreien erhielten Haus und Land in Pacht und mußten dem Grundherrn dafür eine bestimmte Abgabe entrichten

oder Hand- und Spanndienste leisten. Diese Abgabe bestand in Getreide, Vieh, oder auch wohl in Tierfellen und Gewändern. Sonst war der Hörige Herr in seiner Wohnung, an seinem Herde. Die Sklaven oder Knechte waren völlig unfrei; sie konnten gekauft oder vertauscht werden wie eine Ware. Ihr Herr durfte sie ungestraft töten, verstümmeln, nach Belieben mit Arbeit belasten oder züchtigen. Selbst über ihr Weib, das sie nach der Bestimmung des Herrn zu wählen hatten, und über ihre Kinder hatten sie nicht Besitzrecht; denn Frau und Kinder gehörten wie sie selbst dem Herrn. Doch war ihr Dasein in Wirklichkeit weniger hart, als es den Anschein haben könnte; denn sie waren der wertvollste Besitz des Freien, und diesen schonend zu behandeln, war sein eigener Vorteil. Selten geschah es, daß die Herren den Knecht prügelten, fesselten oder mit Zwangsarbeit straften. Daß sie ihn töteten, war nicht ungewöhnlich, nicht aber aus Strenge, sondern in der Leidenschaft, im Jähzorn, wie sie dann auch den freien Gegner erschlugen. Auf dem Totschlag eines Sklaven stand jedoch keine Strafe.

Der Hörige konnte durch großen Fleiß sich soviel Besitz erwerben, daß er dafür freigelassen werden konnte. In Friedenszeiten geschah das selten, viel eher im Falle eines Krieges, wo man, um Kämpfer zu gewinnen, oft ganzen Scharen die Freiheit gab. Mutig stritt dann auch der Freigelassene mit in der Schlacht.

Die Sklaven waren entweder Kriegsgefangene oder die Überbleibsel eines unterworfenen Volkes. Doch gab es auch solche, welche ihre Freiheit verspielt hatten und nun dienen mußten.

Hörige und Sklaven durften niemals Waffen tragen und hatten keine Geltung in der Gemeinde.

Die reichsten Familien der Freien bildeten die Adeligen oder Edelinge. Sie zeichneten sich durch ihren großen Besitz vor den andern aus, wohl auch durch große Tapferkeit im Kriege, und standen in hohem Ansehn. Eine Herrschaft jedoch übten sie nicht.

Aufgabe: Erzähle über die Stände der alten Deutschen!

b) **Stammeseinteilung.** Mehrere benachbarte Dorfschaften bildeten einen Gau. An der Spitze eines Gaues stand ein Fürst. Er wurde von der Versammlung aller Freien gewählt. Er war auch der natürliche Anführer des Gaues im Kriege. — Verschiedene Gaue vereinigten sich zu einem Stamm. Mußte der Stamm einen Krieg führen, so ward aus den Fürsten der tapferste zum Herzog gewählt. Er führte den Oberbefehl und trat nach Beendigung des Kampfes wieder in seine frühere Stellung zurück.

Solcher Stämme gab es sehr viele. In Thüringen, zwischen Thüringer Wald und Harz, Werra und Elbe, wohnten die Hermunduren; am Harz

und nördlich davon die Cherusker; westlich vom Harz und Thüringer Wald im heutigen Hessen die Chatten; nördlich davon, an der unteren Weser, die Chauken; südlich von den Hermunduren, im heutigen Böhmen, die Markomannen; an den Küsten der Nordsee die Friesen; an der unteren Elbe die Longobarden; zwischen Elbe und Spree die Semnonen; auf der Halbinsel Jütland die Cimbern; südlich davon, im heutigen Schleswig, die Angeln; südlich davon, im heutigen Holstein, die Teutonen; an den Küsten der Ostsee bis tief nach Rußland hinein an das Schwarze Meer, die Goten*) u. s. w.

(Angabe der Wohnplätze nach der Karte!)

Aufgabe: Erzähle über die Stammeseinteilung der alten Deutschen!
Zusammenfassung: Stände und Stämme der alten Deutschen!

9. Versammlungen der alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen nun hören, wie die alten Deutschen sich versammelten, um etwas zu beraten.)

Alle wichtigen Angelegenheiten wurden in öffentlicher Volksversammlung besprochen. Zur Zeit des Neu- oder Vollmondes versammelten sich dann alle freien Männer, die in ihrem vollen Waffenschmuck kamen, im Schatten eines uralten Haines oder auf freier Bergeshöhe. Diese Zeit galt ihnen als die geeignetste zum Beginn eines Geschäftes. Der Fürst des Gaues leitete die Versammlung. Er und die Angesehensten, welche schon vorher die Sache überlegt hatten, nahmen das Wort und redeten für oder wider die Sache. Gefiel dem Volke der Vorschlag, so schlug es die Waffen klirrend aneinander; dies Waffengeklirr war die ehrenvollste Art der Zustimmung. Mißfiel der Vorschlag, so wies es ihn mit unwilligem Geschrei zurück.

In diesen Versammlungen wurde der erwachsene Jüngling durch die Schwertleite wehrhaft und mündig gemacht; hier wurde über alle wichtigeren Angelegenheiten des Gaues, auch über Krieg und Frieden entschieden. Selbst Heiraten wurden hier abgeschlossen.

Es war auch gestattet, bei der Versammlung Klagen auf Tod und Leben anzubringen. Die Strafen waren nach dem Vergehen verschieden. Verräter und Überläufer wurden an Bäumen aufgeknüpft oder in Sümpfen erstickt. Ein solches Todesurteil aber über einen schweren Verbrecher durfte nur der Priester sprechen, nicht das Volk. Der Priester sprach im Namen der Gottheit, und nur den Göttern räumten die Deutschen das Recht ein, über das Leben eines freien Mannes das Urteil zu sprechen. Bei leichteren Vergehen waren auch die Strafen geringer. Wer eines solchen Vergehens überführt war, wurde um

*) Eine weitere Aufzählung von Stämmen dürfte für die Volksschule nur verwirrend wirken. Es sind oben nur die Stämme genannt, die später in der Geschichte wieder auftreten.

eine Anzahl Pferde oder Rinder gestraft. Dadurch sühnte oder büßte er das Vergehen, und man bezahlte Geld, Wergeld. Selbst der Totschlag konnte durch Zahlung einer Buße gesühnt werden. Geschah das nicht, so waren alle Verwandten des Erschlagenen verpflichtet, den Mord durch Totschlagen des Mörders zu rächen. (Blutrache!)

In diesen Versammlungen wurden auch die Vorsteher gewählt, welche in den Gauen und Dörfern Recht zu sprechen hatten. Jeder war mit hundert Beisitzern aus dem Volke umgeben, die ihm mit ihrem Rate beistehen und dadurch sein Ansehen erhöhen sollten.

So sorgten unsere Vorfahren für das Recht des freien Mannes, und diese Freiheit ging ihnen über alles.

Aufgabe: Erzähle über die Versammlungen der alten Deutschen!

10. Die Kriegführung der alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen sehen, wie die alten Deutschen Krieg führten.)

Rüstete sich eine Völkerschaft oder ein Stamm zum Kampfe, so wählte man aus den Fürsten einen Herzog, der den Krieg leiten sollte. Durch die Erhebung desselben auf einen Schild wurde er zum Anführer gewählt. Die Wahl fiel immer auf den Tapfersten, nicht auf den Vornehmsten. Doch sicherten sich die Herzöge ihr Ansehn nur dadurch, daß sie stets auf dem Platze waren, stets sich durch Wunder der Tapferkeit hervorthaten und stets vor der Schlachtreihe sich bewegten. Sie zu verteidigen und zu schützen und durch eigene Heldenthaten ihren Ruhm zu mehren, war erste, heiligste Pflicht der Krieger.

Die Heere bestanden teils aus Reitern, teils aus Fußvolk. Die Hauptstärke lag im Fußvolke, deshalb kämpften sie auch in gemischten Haufen. In den Kampf nahmen sie Bilder wilder Tiere, die sie aus den heiligen Hainen hervorholten, als Feldzeichen mit. Was aber vorzugsweise zur Tapferkeit antrieb, das war das Zusammenstehen ganzer Familien oder Sippschaften, die entweder zusammen siegen oder zusammen sterben wollten.

Hinter der Schlachtordnung standen auf Karren und Wagen die Weiber und Kinder der Deutschen. Diese waren jedem Krieger die heiligsten Zeugen, ihr Lob galt allen als das höchste. Vor die Mütter, vor die Frauen brachten die Kämpfer ihre Wunden, und diese zählten und prüften sie. Die Weiber feuerten oft ihre Männer zum Kampfe an, und nicht selten geschah es, daß Schlachtreihen, schon wankend und zum Rückzuge geneigt, von den Frauen durch unablässiges Bitten wieder hergestellt wurden. Die Krieger fürchteten besonders, daß ihre Frauen in Gefangenschaft geraten könnten; denn in den Frauen, glaubten sie, wohne etwas Heiliges und Prophetisches. Um der Gefangenschaft zu entgehen, töteten oft die Weiber zuerst ihre Kinder und dann sich selbst.

Vor Beginn der Schlacht wurden Hörner von Auerochsen geblasen, die Schilde dröhnend aneinander geschlagen, und mit wildem Kriegsgeschrei begann der Kampf. Ungestüm im Angriffe, kämpften sie meist nur aus nächster Nähe mit dem Feinde. Vom Platze zu weichen, um dann wieder zum Angriffe umzukehren, galt mehr für klug als für feig. Den Schild im Stiche zu lassen, galt für die größte Schande; solch ein Ehrloser durfte weder den Opfern beiwohnen noch die Volksversammlung betreten, und viele, die den Krieg überlebten, haben ihrer Schmach mit dem Strange ein Ende gemacht.

Die Leichen der Ihrigen retteten sie aus der Schlacht, wenn es irgend möglich war. Gegen den Feind waren sie grausam und roh. Die Gefangenen wurden entweder geopfert oder endeten als Sklaven ihr Leben in der Gefangenschaft.

Aufgabe: Erzähle über die Kriegführung der alten Deutschen!

11. Die Totenbestattung bei den alten Deutschen.

(**Ziel:** Wir wollen sehen, wie die alten Deutschen ihre Toten begruben.)

Bei der Bestattung der Toten waltete keine Prunksucht. Die Toten wurden entweder verbrannt oder begraben. Nachdem der Tote gewaschen und gekämmt war, wurde er auf einen Scheiterhaufen gelegt, der in der Regel aus Eichenholz geschichtet war. Jedem Freien wurden seine Waffen, Kleidungsstücke, Messer, Trinkhörner, Schüsseln, dem Hausherrn auch sein Roß und sein treuester Knecht in das Feuer mitgegeben. Das war für den Knecht die höchste Ehre, da er nur im Gefolge seines Herrn in den Himmel gelangen konnte. Vielfach tötete sich beim Tode ihres Mannes auch die Frau, um ihm ins Jenseits folgen zu können. Die Frauen erhielten Schmuckgegenstände oder einen Lieblingsvogel, die Kinder Spielsachen mit in das Grab. Die Asche wurde meistens in einer Urne gesammelt, die dann mit einem hohen Erdhügel überschüttet oder in einer Steinkammer unter einem Hügel beigesetzt wurde. Den Wehklagen und Thränen machte man bald, dem Schmerze und der Trauer aber erst spät ein Ende. Frauen, so meinte man, zieme die Klage, Männern aber treues Gedenken.

Wurde die Leiche begraben, so bereitete man ein tiefes Grab, das zuweilen mit Steinen ausgelegt wurde. Einen Sarg benutzte man selten. Der Tote, mit seiner Kleidung angethan und in sitzender oder liegender Stellung, wurde in das Grab gelegt und dann mit Erde überschüttet. Zu den Füßen des Toten stand ein irdenes Gefäß; vornehme Personen erhielten auch allerlei Geräte, Streitäxte, Schwerter, Ringe u. s. w. mit ins Grab.

Aufgabe: Erzähle, wie die alten Deutschen ihre Toten bestatteten!

12. Die Religion der alten Deutschen.

(Ziel: Wir wollen etwas über den Gottesdienst der alten Deutschen hören.)

a) **Stätten der Gottesverehrung.** Von dem lebendigen Gott wußten die Deutschen nichts; sie waren Heiden und beteten viele Götter an. Aber die Ehrfurcht gegen diese war sehr groß. Die Ahnung einer unsichtbaren, unendlichen Kraft, welche die Welt regiert, war so lebhaft in ihnen, daß sie sich nicht entschließen konnten, die Götter in Tempel einzuschließen und sie dort zu verehren. Auch Götzenbilder mit menschlichem Antlitz hatten sie nicht. Die Stätten ihrer Gottesverehrung waren heilige Haine mit uralten, gen Himmel strebenden Bäumen und mit dem erhabenen blauen Himmelsgewölbe darüber; an rauschenden Strömen, auf weitblickenden Höhen und in schauerlichen Waldschluchten schlugen sie ihre Altäre auf. Das Rauschen des Windes in den Laubkronen der Waldriesen, das Murmeln der Quelle am Wegrande und der heulende Sturm waren ihnen Stimmen der Gottheit.

Aufgabe: Erzähle über die Stätten der Gottesverehrung!

b) **Art und Weise der Gottesverehrung.** Um sich der Götter Gunst zu erwerben, brachten ihnen die Deutschen Opfer dar. Im Innern des heiligen Ortes, wo einige Bäume, namentlich die Eichen, besonders geheiligt waren, befand sich der von Stein geschichtete, etwas ausgehöhlte Opferaltar und der verhüllte Götterwagen; hier waren die geopferten Tierhäupter und die Kriegsbeute aufgehängt; ihm durfte nur der Priester frei, jeder andere nur gefesselt nahen. Auf dem Altar wurden beim Dankopfer Blumen und Früchte geopfert; beim Sühnopfer aber mußte Köstlicheres dargebracht werden: das Blut edler Tiere ohne Fehl, namentlich solcher von weißer Farbe, besonders als das vornehmste das Blut des edlen Pferdes. In Kriegszeiten mußten gewöhnlich viele gefangene Feinde auf dem Opferaltare verbluten. Nach dem Opfer wurde ein frohes Mahl gehalten, wobei die Teilnehmer einen Teil des Opferfleisches verzehrten. Menschenopfer wurden jedoch vollständig verbrannt, nicht verzehrt. Die Schädel der geopferten Tiere befestigten sie dann im Heiligtume, wohl auch über der Thür oder im Innern des Hauses.

Aufgabe: Erzähle, wie die alten Deutschen ihre Götter verehrten!

c) **Der Götterglaube.** Die Deutschen liebten die freie Natur über alles. So kam es, daß ihnen die Naturkräfte nach und nach zu Göttern geworden waren. Wie nun draußen in der Natur der Frühling mit dem Winter, das Morgenrot des jungen Tages mit der Nacht um die Herrschaft ringt, so dachte man sich auch die Götter in stetem Kampfe: im Kampfe mit Riesen, im Kampfe auch untereinander.

Sie beteten die Sonne an, weil deren Strahl die Eisdecke des Winters sprengt und neues Leben in Wald und Feld hervorruft. Sie verehrten den

Mond, dessen sanftes Licht die langen Winternächte erhellt und dem müden Wanderer den Weg zur Heimat zeigt.

Der höchste Gott war Wodan, der Himmelsgott. Er hieß auch Wuotan oder Odin. Ihn stellte man sich einäugig vor, wie der Himmel ja auch nur ein Auge, die Sonne, hat. Sein Wohnsitz ist die hundertthorige Himmelsburg Walhalla, die mit goldenen Schilden und Speeren getäfelt ist. Einen Goldhelm und Goldharnisch tragend, mit dem Schwerte umgürtet, hält er in der Rechten die Kriegslanze. Zwei Raben sitzen auf seinen Schultern und raunen ihm zu, was sie auf ihrem Fluge durch die Welt erschaut; zu seinen Füßen kauern zwei Wölfe mit blitzenden Augen und gähnendem Rachen. Von seinem Throne herab sieht Wodan ernst auf das Thun und Treiben der Menschen. Er sendet ihnen Freude und Leid, Entbehrung und Überfluß, Frieden und Krieg. Er ist es, der das Korn auf dem Felde wachsen läßt und der Menschen Wunsch erfüllt; er ist es, der die Geschicke der ganzen Welt lenkt, weshalb man ihm auch den schönen Namen Allvater gegeben. Zieht sein Volk in den Krieg, dann reitet er auf weißem, achtbeinigem Rosse durch die Lüfte nach dem Kampfplatze. Bekleidet mit dem grauen Wolkenhut und dem blauen Sturmmantel, so fährt er im brausenden Wetter einher, hinter ihm sein kriegerisches Gefolge, nämlich die Seelen der gefallenen Helden. Die beiden Raben fliegen um sein Haupt; die Wölfe, die Götterhunde, heulen; die Rosse schnauben Feuer, und die Kronen der Bäume beugen sich dem wilden Heere. So jagt der Götterkönig durch den Himmelsraum und lenkt die Schlacht. In seinem Gefolge befinden sich die Schlachtenmädchen oder Walküren, die auf tautriefenden Rossen um das Gefilde des Kampfes schweben und die Krieger erwählen, die den Heldentod sterben sollen und die von ihnen heimgeholt werden in Wodans Heer.

Um Wodans Gunst zu erwerben, opferte man ihm Rosse und weihte ihm Esche und Hasel. Der ihm geweihte Tag ist der Mittwoch.

Und noch heute lebt seine Gestalt, unserm Volke unbewußt, fort in Märchen und Sagen. Der wilde Jäger, der in rauhen Sturmnächten mit seinem wilden Heere durch Berg und Thal fährt, ist niemand anders als Wodan, der Schlachtengott.

Aufgabe: Erzähle über den Schlachtengott Wodan!

Sein kraftvoller Sohn ist der Donnergott Thor oder Donar, der Gewittergott, der aus seinem roten Bart die Blitze bläst, auf einem Wagen, mit zwei Ziegenböcken bespannt, hinter schwarzem Gewölk durch die Lüfte fährt und seinen mächtigen Hammer in unablässigem Kampfe gegen die unholden Riesen schwingt. Jagt er mit seinem Bockgespann durch die Luft, so verkündet das Rauschen der Wälder den Erdgeborenen, daß er seinen Umzug durch den Himmel hält. Das Getön, das die über die Wolken hüpfenden Räder seines

Eisenwagens hervorbringen, wird dann zum rollenden Donner. Wirft er seinen Hammer hernieder, so zermalmt er alles, was er trifft, auch die stärksten Bäume und Felsen. Kaum ist jedoch der Wurf gethan, so kehrt der Hammer in Gedankenschnelle in Donars Hand zurück. Er kämpft mit den Riesen des Eises und der Sturmwinde, der Felsen und der Steine; nur er hat mit seinen wuchtigen Hammerwürfen dem unfruchtbaren, steinigen Boden, trotz des Widerstandes dieser Riesen, die anbaufähige Erde abgerungen und so den Ackerbau ermöglicht. Daher ist er auch ein segenbringender Gott, der Beschützer des Ackerbaues, der Gott der Ehe, der Gott des Eigentums. Ihm ist unter den Bäumen die hochragende Eiche, unter den Tieren der Fuchs und das Eichhörnchen geweiht. Ihm flammten im Frühjahr Freudenfeuer; seine heiligen Berge heißen noch Donnersberge, sein heiliger Tag Donnerstag.

Aufgabe: Erzähle über den Donnergott Donar!

Wodans Gemahlin ist Frigga, die Mutter Donars. Sie bringt Liebe und Freundschaft unter die Menschen und segnet den Hausstand. Alljährlich durchzieht sie die Höfe und Fluren des Landes. Am feierlichsten ist ihr Zug in den heiligen zwölf Nächten des Winters, der größten Festzeit des Jahres. Dem menschlichen Auge unsichtbar, betritt dann die Göttin die Häuser, prüft die Werke der Hausfrau, die Zucht der Kinder, den Fleiß der Spinnerin. Dann muß die Hausfrau festlich gerüstet sein und den Flachs abgesponnen haben, sonst verwirrt die Göttin der säumigen Spinnerin den Rocken oder zündet ihn an, der fleißigen dagegen schenkt sie Spindeln, die das Garn wunderbar vermehren. In der Tiefe der Brunnen und Seen hat sie ihre goldglänzende Wohnung. Ihr war der schönste Baum, die Linde, geweiht. In der Sage lebt sie fort als Frau Holle.

Aufgabe: Erzähle über Frigga, Wodans Gemahlin!

Als die wohlthätigste Göttin, als die Mutter der Erde, verehrte man Frigga auch unter dem Namen Nerthus oder Hertha (die Ernährende), und von ihrer Verehrung wird uns folgendes erzählt: Auf einer Insel im Meere (Rügen) stand ein heiliger Hain und in demselben ein geweihter, mit Teppichen bedeckter Wagen. Bisweilen, das merkten die Priester, stieg die Göttin von den heiligen Wohnungen herab; dann fuhr der Wagen, mit geweihten Kühen bespannt, vom Priester in tiefer Ehrfurcht begleitet. Dann waren die Tage fröhlich, die Orte festlich, die sie ihrer Gegenwart würdigte; dann zogen sie in keinen Krieg, ergriffen keine Waffen, verschlossen ruhte alles Eisen; man kannte nur Frieden und Ruhe und liebte sie allein, bis der Priester die Göttin in den Tempel zurückführte. Darauf wurde der Wagen und Teppich und, wenn man es glauben will, die Göttin selbst in einem geheimnisvollen See gebadet; Sklaven verrichteten den Dienst, die sogleich derselbe See verschlang. Daher

ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das sein möge, das nur die erblickten, die sterben mußten.

Aufgabe: Erzähle über die Verehrung der Erdgöttin Nerthus!

Auch eine Göttin der Schönheit und Liebe hatten die Deutschen: Freia. Ihr war der Freitag geweiht.

Mit den Göttern standen die Riesen in fortwährendem Kampfe. Sie hausten auf den Bergen und suchten auch den Menschen zu schaden. Aus dem Riesengeschlechte stammte Loki, der Gott des Feuers, der stets auf Böses sann und alle Götter verderben wollte. Durch Arglist tötete er den Liebling Wodans, den freundlichen Baldur, den Gott des Frühlings. Am Ende aller Dinge, am jüngsten Tage, entsteht dann ein gewaltiger Kampf, in welchem sich schließlich Götter und Menschen gegenseitig vernichten. Ein mächtiges Feuer verzehrt die Welt, aber aus den Flammen steigt eine neue Welt empor. Baldur, der Frühlingsgott, kehrt zurück, und nun beginnt ein Leben voll seliger Unschuld und Freude. Alles grünt und blüht; die Äcker bringen Frucht auch unbesäet; das Böse ist verschwunden; ein neues Geschlecht guter und glücklicher Menschen bewohnt die neue Welt. (Vergleich mit den Anschauungen des Christentums.)

Aufgabe: Erzähle über den Glauben der alten Deutschen an das Weltende!
Zusammenfassung: Der Götterglaube der alten Deutschen!

d) **Der Glaube an ein Leben im Jenseits.** Die Deutschen glaubten auch an ein ewiges Leben, aber sie hatten wunderliche Vorstellungen davon. Die Tapferen kamen in die Walhalla, in den Himmel, und da war ewige Freude, ewige Lust. Hier fanden sie auch die Helden, die ihnen im Kampfe voraufgegangen. Mit den Göttern saßen die Seligen an einer Tafel und schmausten einen unbeschreiblich großen, leckeren Eber, an dem nachts wieder anwuchs, was am Tage davon abgegessen wurde. Heldenthaten wurden dabei verkündet und Heldenlieder gesungen, während Walküren mit goldenen Krügen durch den Saal schritten, um die geleerten Goldbecher und Trinkhörner immer aufs neue zu füllen. Wodan allein verschmähte diese Speise; seinen Anteil am Mahle warf er den beiden Wölfen zu, die zu seinen Füßen kauerten; nur Wein trank aus er goldenem Becher.

Den ganzen Tag über wurden Lustkämpfe gehalten. Aus allen hundert Thoren der goldenen Götterburg Walhalla strömten dann die Helden zum Kampfe hinaus auf das große Feld; selbst die Götter nahmen an diesen Kämpfen teil. Viele Helden sanken, tödlich getroffen, aber die Walküren gossen den Gefallenen lindernden Balsam in die Wunden, daß diese sogleich wieder heilten. So ging's jeden Tag.

Diejenigen aber, die auf Erden im Kampfe feige zurückgewichen oder zu

Hause den unrühmlichen Strohtod gestorben waren, kamen in das kalte Nebelreich Hela (Hölle), zu der grausen Totengöttin Hel. Sie war halb schwarz, halb menschenfarbig; Barmherzigkeit kannte sie nicht. Hier mußten die Gottlosen ewig Hunger leiden und konnten nimmer sterben. Daher scheuten alle den unrühmlichen Strohtod und stürzten sich voll heißer Kampfbegier in die Schlacht.

Aufgabe: Erzähle über den Glauben an ein Leben im Jenseits!

o) **Aberglaube der alten Deutschen.** Die Deutung von Zeichen und die Entscheidung durch das Los spielte bei keinem Volke eine größere Rolle. In den heiligen Hainen hielten die Deutschen dem Wodan weiße Pferde, die kein irdischer Dienst jemals entweihte. An einen heiligen Wagen geschirrt, wurden sie von dem Priester und dem Könige oder Fürsten des Landes geleitet. Diese achteten sorgfältig auf ihr Wiehern und Schnauben, denn das galt ihnen als eine Vorbedeutung für die Zukunft und als ein Zeichen des Willens der Gottheit. Keine andere Weissagung hatte mehr Glauben, nicht nur beim Volke, sondern auch bei den Vornehmen und Priestern.

Oftmals wollte man auch den Ausgang eines ernsten Krieges schon vor Beginn desselben erfahren. Man nahm deshalb einen Kriegsgefangenen des Volkes, mit dem man im Streite lag, und ließ ihn mit einem Auserwählten des eigenen Stammes kämpfen, einen jeden mit den Waffen seines Landes. (Vergl. David und Goliath!) Der Sieg des einen oder andern wurde als Vorbedeutung für die Entscheidung angesehen.

Einfach war das Verfahren beim Losen. Das Reis eines Fruchtbaumes wurde in kleine Stücke geschnitten, diese wurden mit gewissen Zeichen versehen und aufs Geratewohl über ein weißes Tuch gestreut. Dann hob entweder der Priester des Stammes oder das Haupt der Familie unter Anrufung der Götter, den Blick gen Himmel gerichtet, drei Stück nach einander auf und deutete sie nach den vorher darauf bemerkten Zeichen.

Aufgabe: Erzähle über den Aberglauben (über die Zeichendeutung) der alten Deutschen!

Zusammenfassung: Die Religion der alten Deutschen!

Hauptzusammenfassung: In übersichtlicher Weise Durchlaufen des ganzen dargebotenen Stoffes.

B. Vertiefung.*)

A. Quelle über die Geschichte der Vorzeit. Woher wissen wir wohl, was wir bisher über die Geschichte der alten Deutschen gehört? Haben sie es uns selbst erzählt? Warum nicht? Sie konnten nicht schreiben. Sie

*) Die Ergebnisse für diesen zweiten Teil der Darbietung dürften am besten auf dem Wege des sogenannten darstellenden Unterrichts gewonnen werden, da ja nicht nur Neues gegeben, sondern — und das ist sehr wichtig — das Neue auch durch die

kamen aber mit einem Volke öfters in Berührung, das ihr aus der biblischen Geschichte bereits kennt. Zu welchem großen Reiche gehörte das Land Kanaan zur Zeit Christi? Zum römischen Weltreiche. Mit den Römern also kamen die Deutschen oft in Berührung. Was haben die Römer gewiß von ihnen kennen gelernt? Ihre Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Religion, Kriegführung u. s. w. Konnten die Römer wohl schreiben? Ja, sie waren ein hochgebildetes Volk, von dem wir noch heute viel lernen können. Ein Römer nun, mit Namen Tacitus, hat ein Buch über die alten Deutschen geschrieben, in dem alles das steht, was wir über sie gehört haben. Er hat das alles selbst gesehen, weil er damals, nicht sehr lange nach dem Tode Jesu Christi, gelebt und sich viel in Deutschland aufgehalten hat. Ob ihr wohl das Buch des Tacitus lesen könntet? Nein, es ist in lateinischer Sprache geschrieben, das war die Sprache der Römer. Man hat es also erst in die deutsche Sprache übersetzt. Und so ist es die Quelle, aus der wir nun schöpfen und unsern Wissensdurst löschen können.

Warum wohl Tacitus sein Buch über die Germanen, so nannte er unsere Vorfahren und so nannten sie sich selbst, geschrieben hat? Er wollte die alten Deutschen seinen Landsleuten, den Römern, vielfach als Muster und Vorbild hinstellen.

B. Ob wohl die Germanen auch uns als Vorbild dienen können? Ja, denn sie haben große Vorzüge.

1. Tugenden der Germanen.

a) Ihre Gastfreundschaft. Schon die Bibel ermahnt: „Seid gastfrei unter einander, ohne Murren."

b) Ihre Wahrhaftigkeit und Treue. Ein einfacher Handschlag galt bei ihnen soviel als ein Eidschwur. Auch die Bibel ermahnt: „Eure Rede sei: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel." Und ein deutsches Sprichwort sagt: „Ein Mann — ein Wort." Die alten Deutschen übten damals schon, was ein deutscher Dichter von unserer heutigen Jugend verlangt, wenn er schreibt:

Deutscher Rat.

1. Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von altersher im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Schüler beurteilt werden soll, um durch die Darbietung des reinen Stoffes nicht nur sachliche, sondern durch die Beurteilung auch ethische Anschauungen zu gewinnen. Jene sollen besonders dem praktischen Wissen, diese aber dem sittlichen Können dienen und den Auf- und Ausbau des sittlichen Charakters vollenden helfen. Es wird also durch die Vertiefung das ethische, religiöse und psychologische Gedankenmaterial gewonnen werden müssen.

2. Du bist ein deutsches Kind, so denke dran.
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann;
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

3. Sprich „ja" und „nein" und dreh' und deutle nicht;
Was du berichtest, sage kurz und schlicht;
Was du gelobtest, sei dir höchste Pflicht;
Dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!

Reinick.

c) Ihre Keuschheit.

d) Ihre Tapferkeit.

e) Ihre Liebe zur Freiheit.

f) Ihre Ehrfurcht gegen die Gottheit.

Die alten Deutschen können jedoch nicht in allem unser Vorbild sein. Warum nicht?

2. Fehler und Schwächen der Germanen.

a) Ihre Spielwut. (Dieses Laster dürfte Veranlassung geben, sich über die Spielwut im allgemeinen auszusprechen. Man kann zunächst in ausführlicher Weise die Situation ausmalen, in die ein unglücklicher Spieler gerät, der nicht nur Haus und Hof, Weib und Kind, sondern auch seine persönliche Freiheit verspielt und nun als Sklave in die Knechtschaft wandern, Abschied von Weib und Kind, ja von der Heimat nehmen muß. Dann Herbeiziehen von anderen Spielen, die auch für die Gegenwart von Bedeutung sind, wobei die Schüler meist selbst das nötige Material beibringen werden.)

b) Ihre Trunksucht. (Vertiefung wie oben. Das unmäßige Trinken schadete der Gesundheit, raubte viel Zeit und erzeugte bei ihnen jene Streit- und Raufsucht, die sie schnell zur Waffe greifen und manche jähzornige That ausführen ließ.)

c) Ihre Trägheit. Der Mensch ist zur Arbeit geboren, nicht zum Müßiggange. An den alten Deutschen bewährt sich das Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang;" denn nur aus Müßiggang verfallen sie in Spiel- und Trunksucht. Da sie die eigentliche Arbeit nicht kennen, so kennen sie auch den Segen derselben nicht.

III. Verknüpfung.

1. Vergleich der alten Deutschen mit den Israeliten zur Zeit der Patriarchen.

A. Ähnlichkeiten.

a) Beide Völker beschäftigen sich vornehmlich mit Viehzucht. Die Israeliten züchten Schafe, Rinder, Kamele, Esel; die alten Deutschen Pferde, Rinder, Schafe, Schweine.

b) Beide beschäftigen sich auch mit Ackerbau. Die Israeliten bauen Korn und Weizen; die Deutschen Korn, Gerste, Hafer, Flachs.

c) Beide sind auch eifrige Jäger. (Esau!)

d) Beide üben Gastfreundschaft. (Abraham, Lot.)

e) Beide achten das Weib besonders hoch.

f) Bei beiden werden die Frauen durch Geschenke erworben. (Elieser wirbt mit Geschenken um Rebekka; Jakob dient um Rahel und Lea.)

B. Verschiedenheiten.

a) Der kriegerische Sinn der Deutschen, ihr Wohlgefallen an gefahrvoller Jagd, ihre Tapferkeit in blutiger Schlacht und ihre glühende Liebe zur Freiheit war den Israeliten weniger eigentümlich. Sie waren meist stille Leute und blieben gern in den Hütten. (Isaak, Jakob.)

b) Die Religion der Israeliten war edler als die der Deutschen. Jene verehrten nur einen Gott, Jehovah, während die Deutschen als Heiden viele Götter anbeteten. Jene opferten nur von den Früchten des Feldes und den Erstlingen ihrer Herden, diese aber scheuten sich nicht, ihren Göttern auch Menschenblut darzubringen.

2. Vergleich der religiösen Anschauungen der alten Deutschen mit den Anschauungen der Christen.

A. Ähnlichkeiten.

a) Beide glauben an eine unsichtbare Gottheit.

b) Beide glauben, daß die Gottheit die Geschicke der Menschen regiert.

c) Beide veranstalten besondere Gottesdienste.

d) Beide glauben an ein Leben nach dem Tode.

e) Beide glauben an einen Weltuntergang und an eine neue Welt mit neuem Leben und neuen Wesen.

B. Verschiedenheiten.

a) Die Stätten der Gottesverehrung: Die Deutschen verehrten ihre Götter draußen in der freien Natur; die Christen dagegen verehren Gott vorzugsweise in der Kirche.

b) Die Art und Weise der Gottesverehrung: Die Deutschen mit Gebet und vorzugsweise blutigen Opfern; die Christen nur mit Gebet.

c) Der Götterglaube: Die Deutschen glaubten an viele Götter; die Christen verehren nur einen Gott.

IV. Zusammenfassung.

1) Feldfrüchte der alten Deutschen: Korn, Hafer, Gerste, Flachs.

2) Haustiere: Pferde, Rinder, Schafe, Schweine.

3) Speisen und Getränke: Fleisch des Rindes, Schweines, Pferdes, Bären, Hirsches, Auerochsen, Holzäpfel, Eicheln, Bucheckern; Bier, Meth, Milch.

4) Waffen: Schild, Speer, Schwert, Keule, Streitaxt, Streithammer, Bogen, Pfeile.

5) Götter: Wodan, Donar, Frigga, Nerthus, Freia, Baldur, Loki, Hel.

6) Heilige Tiere: Roß, Wolf und Rabe, dem Wodan geweiht; Ziege, Fuchs und Eichhörnchen, dem Donar geweiht; der Storch, der Frigga geweiht.

7) Heilige Bäume: Esche und Hasel, dem Wodan geweiht; die Eiche, dem Donar geweiht; die Linde, der Frigga geweiht.

8) Tugenden der alten Deutschen: Gastfreundschaft, Wahrhaftigkeit und Treue, Keuschheit, Tapferkeit, Liebe zur Freiheit, Ehrfurcht gegen die Götter.

9) Laster derselben: Spielwut, Trunksucht, Müßiggang.

10) Stände derselben: Freie, Hörige, Sklaven.

11) Stämme: Hermunduren, Cherusker, Chatten, Chauken, Friesen, Longobarden, Cimbern, Angeln, Teutonen, Semnonen, Markomannen, Goten.

12) Ethische Ergebnisse.

a) Sprüche:
„Eure Rede sei: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel."

b) Sprichwörter:
„Müßiggang ist aller Laster Anfang."
„Ein Mann — ein Wort."

V. Anwendung.

1) Inwiefern bewahrheitete sich an den alten Deutschen das Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang?"

2) Inwiefern hielten es die alten Deutschen mit dem Sprichworte: „Ein Mann — ein Wort?"

3) Suche Spuren der alt-heidnischen Zeit, die sich bis zur Gegenwart erhalten haben.

a) Die Namen der Wochentage weisen auf die Vorzeit.
Sonntag, dem Dienste der Sonne geweiht; Montag, dem Dienste des Mondes geweiht; (Dienstag bleibt hier weg, weil von Ziu, Tyr in der Götterlehre nicht die Rede gewesen ist;) Mittwoch, der Wodanstag; Donnerstag, dem Donar geweiht; Freitag, der Freia geweiht.

b) Manche geographische Namen weisen auf die Vorzeit.
Der Odenwald erinnert an Odin oder Wodan.
Der Bodensee hieß früher Wodanssee.
Der Donnersberg erinnert an Donar.
Der Herthasee auf Rügen erinnert an die Göttin Nerthus oder Hertha.

c) Manche Märchen und Sagen erinnern an die Vorzeit.
Frau Holle belohnt den Fleiß und bestraft die Trägheit wie einst Frigga, Wodans Gemahlin.

Die Sage vom wilden Jäger erinnert an Wodans Siegeszug durch die Lüfte.

d) Der Aberglaube des Volkes weist auf die Vorzeit.

Die Bedeutung des Niesens: Der oder jener hat's benießt, folglich ist es wahr.

Die Bedeutung des Ohrenklingens: Klingt das rechte Ohr, dann wird Schlechtes, klingt das linke, dann wird Gutes von der Person gesprochen.

Die Bedeutung des Käuzchenschreies: Wem das Käuzchen ruft, der muß sterben.

Die Bedeutung der Träume, besonders des ersten Traumes in einem neuen Hause und in der Neujahrsnacht.

Die Tagewählerei, wonach Mittwoch und Donnerstag als günstig, der Freitag als ungünstig gilt.

4) Ein Tag aus dem Leben des alten Deutschen! (Siehe dazu: Heymann u. Uebel, Kommentar zu Adolf Lehmanns kulturgeschichtlichen Bildern, 1. Heft.)

5) Lesen, Behandeln und Memorieren des Gedichtes: „Deutscher Rat!" (In der deutschen Stunde.)

B. Arminius, Deutschlands Befreier.

Ziel: Wir wollen heute von einem deutschen Helden hören, der sein Vaterland von der Herrschaft eines fremden Volkes befreit hat.

I. Vorbereitung.*)

Wir haben in den letzten Stunden gehört, daß die alten Deutschen eigentliche Könige nicht hatten. Sobald sie in den Krieg ziehen mußten, wählten sie sich einen Führer. Er hieß Herzog, weil er vor dem Volke her zog. Sobald der Krieg vorüber war, trat er von seiner Führerschaft wieder zurück.

Von einem solchen Herzog der Deutschen, der in blutigem Kampfe sein Vaterland von der Herrschaft eines fremden Volkes befreit hat, wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Das römische Weltreich.

(Ziel: Wir wollen zunächst sehen, welches fremde Volk unser Vaterland bedrückte.)

Zur Zeit Christi gehörte das Land Kanaan zum römischen Weltreiche. Der Kaiser, der zur Zeit der Geburt Christi regierte, hieß Augustus. Das

*) In Gegenden mit lokalen Erinnerungen an Armin, z. B. im Teutoburger Walde, wird man bei der Vorbereitung natürlich an diese anknüpfen, weil dadurch sofort ein lebhaftes Interesse für den Gegenstand geweckt wird. (Siehe auch Bonifatius!)

römische Weltreich umfaßte beinahe die ganze damals bekannte Welt (daher Weltreich!), nämlich den südlichen Teil Europas, den westlichen Teil Asiens und den nördlichen Teil Afrikas. Diese drei Erdteile nennt man noch heute die alte Welt. Nordeuropa, Ostasien und Südafrika waren fast völlig unbekannt; von Amerika und Australien wußte man damals noch nichts.*)

Das römische Reich umfaßte in Europa nicht nur Italien, Spanien, Frankreich und einen großen Teil von England, sondern es erstreckte sich bereits bis an den Rhein, ja über den Rhein hinaus bis an die Weser. Augustus hatte nach einander verschiedene Statthalter nach Germanien geschickt, welche die Herrschaft der Römer noch weiter ausdehnen und das Land römisch machen sollten.

Aufgabe: Erzähle über die Ausdehnung des römischen Weltreiches!

2. Der Deutschen Gefahr.

(Ziel: Wir wollen nun sehen, inwiefern den Deutschen von den Römern Gefahr drohte.)

Eine kurze Zeit wohnten Römer und Deutsche friedlich nebeneinander. Die Deutschen fügten sich in manchen Stücken den römischen Sitten, kamen auf die Marktplätze und kauften gern blanke Eisenwaffen und glänzende Schmuckgegenstände. So lange sie von den Römern nicht bedrückt wurden, empfanden sie die Nachbarschaft derselben nicht unangenehm. Als aber der Römer Varus zum Statthalter in Germanien ernannt wurde, da begannen Bedrückungen aller Art. Er wollte die Germanen rasch unterwerfen und zu römischen Unterthanen machen.

Um diesen Plan auszuführen, legten die Römer am Rheine befestigte Kriegslager an, aus denen dann im Laufe der Jahrhunderte blühende Städte geworden sind. So entstanden: Trier, Koblenz, Köln, Xanten westlich vom Rheine, Mainz, Straßburg, Metz, die Festung Aliso a. d. Lippe, Augsburg am Lech, Regensburg und Wien a. d. Donau.

In Summa wurden ungefähr fünfzig kleinere Festen oder Kastelle angelegt.

Auch überredeten die Römer viele deutsche Jünglinge, in römische Kriegsdienste zu treten. Das thaten diese sehr gern; denn der Krieg ging ihnen über alles, und das große römische Reich lag in beständigem Kriege mit seinen Grenznachbarn. Die Deutschen aber nahmen auf diese Weise römische Sprache und Sitten an und wurden ihrem Vaterlande entfremdet. Das lockere, zügellose Leben der Römer raubte ihnen Kraft und Mut und machte sie un-

*) Sollten diese Thatsachen den Kindern noch nicht bekannt sein, so müssen dieselben hier eingeprägt werden, damit sie in der Größe und Macht des römischen Reiches einen Maßstab haben für die Größe der Gefahr und für die Größe des Heldenwerkes, das Arminius vollbrachte.

fähig, für ihr Vaterland zu kämpfen. Das aber wollten die Römer. Die Deutschen selbst sollten römische Sprache und Sitte zu ihren Landsleuten tragen, sollten ihnen ihr beschwerliches Leben in den rauhen, unwirtlichen Wäldern und ihren beständigen Kampf mit der wilden Natur ihres Landes verleiden durch den Hinweis auf die Bequemlichkeit, die ihrer unter der Herrschaft der Römer wartete.

Ferner wollten die Römer den Deutschen auch ihre Gesetze aufdrängen, und damit wäre die Unterjochung so gut als vollendet gewesen. Varus legte Steuern auf, die bisher kein freier Mann gezahlt hatte. Ja, es kam vor, daß freie Deutsche mit Ruten gepeitscht oder wohl gar mit dem Henkerbeile hingerichtet wurden, während die Todesstrafe bei ihnen sonst nur auf Landesverrat und Feigheit im Kriege stand.

Und endlich verlangten die Römer, daß die Deutschen sich auch von ihren Göttern wenden und die Götter der Römer anbeten sollten. Also auch ihre alte Religion sollte verdrängt werden.

Das war die große Gefahr, die den Deutschen von den Römern drohte.

Aufgabe: Erzähle über die Gefahr, welche den Deutschen drohte!

3. Der Deutschen Rettung.

(Ziel: Ob die Deutschen aus der sie bedrohenden Gefahr befreit wurden.)

a) **Der Retter.** Der ungewohnte Druck der Römer regte die Deutschen zu ingrimmigem Hasse auf. Keiner aber empfand die Unterdrückung mit größerer Scham und heißerem Zorn als der edle Cherusker Arminius, der Sohn des Cheruskerfürsten Siegmar, ein Jüngling voll kühnen Mutes, voll Einsicht und Vaterlandsliebe, ausgerüstet mit allen Gaben, welche dem Führer eines Volkes notthun. Mit anderen deutschen Jünglingen seines Stammes unter Römern erzogen, hatte er diese nicht nur auf ihren Feldzügen begleitet, sondern hatte auch ihre Sitten und Laster, besonders aber ihre Kriegskunst kennen gelernt. Als Auszeichnung für seine Tapferkeit war er zum römischen Bürger und Ritter ernannt worden, eine Ehrenbezeugung, nach der viele deutsche Herzen sich sehnten. Armin dagegen hatte durch derartige römische Gunstbezeugungen sein deutsches Herz nicht verloren. Als er, 25 Jahre alt, in sein Vaterland zurückkehrte und die Not seines Volkes sah, wurde sein Haß gegen die Römer, welche sich anmaßen wollten, ein freies Volk zu Knechten zu machen, unauslöschlich. Er beschloß, der Retter seines Volkes zu werden.

Aufgabe: Erzähle über Armin, den Retter der Deutschen!

b) **Schwierigkeiten der Rettung.** Das Ansehn, welches Armin bei den Römern genoß, war sehr groß. Besonders hatte er sich der Gunst des Varus zu erfreuen, der ihn als einen Freund der Römer betrachtete und in

sein Vertrauen zog. Um so leichter erkannte der junge deutsche Fürst die Absichten des römischen Statthalters und das traurige Ende, welches mit ihrer Erfüllung der deutschen Freiheit drohte. Da that rasche Hilfe not. Im geheimen, ohne daß Varus und die Römer eine Ahnung davon hatten, wußte er die benachbarten deutschen Fürsten für seine Pläne zu gewinnen. An abgelegenen Plätzen, im Dunkel des Waldes, auf einsamen Berghöhen traf er mit ihnen zur Beratung zusammen. Dem geheimen Bunde schlossen sich außer den Cheruskern auch die Marsen, Chatten u. a. Stämme Niederdeutschlands an. Sie alle waren entschlossen, Gut und Blut für die Befreiung des Vaterlandes einzusetzen.

Doch mit offener Gewalt allein war nichts auszurichten; denn die Römer waren im Besitze der festen Plätze, und ihre Übermacht im freien Felde gegen die zwar todesmutigen, aber in der Kriegskunst nicht so erfahrenen Deutschen war eine oft bewiesene Thatsache. Die meisten Schwierigkeiten zu einem solchen Plane aber fand Armin in seinem eigenen Volke. Da war jeder Mann, jeder Gau stolz und eifersüchtig auf seine Selbständigkeit und daher abgeneigt, sich den Befehlen eines andern unterzuordnen. Auch beseelte nicht einmal alle derselbe Haß gegen ihre Unterdrücker. Viele erwarteten von der römischen Herrschaft eine neue, glückliche Zeit, Reichtum, Wohlleben und Frieden. Das Haupt dieser Partei im Stamme der Cherusker war Segest, ein naher Verwandter Armins, aber dessen persönlicher Feind; denn er beneidete nicht nur das hohe Ansehen desselben bei Freund und Feind, er haßte ihn auch um so bitterer, weil seine eigene Tochter Thusnelda, eine schöne, hochsinnige Jungfrau, dem jungen Helden gegen den Willen ihres Vaters in Liebe zugethan war.

Als nun Armin im geheimen die Stämme Niederdeutschlands zu einer Eidgenossenschaft in Not und Tod zu vereinigen strebte, warnte der verräterische Segest den Varus vor diesen Umtrieben. Zum Glück dünkte sich der römische Feldherr klüger und verachtete den Rat des Segest. So schlug ihn Gott mit Blindheit, bis das Gericht kam.

Aufgabe: Erzähle über die Schwierigkeiten, welche sich der Rettung entgegenstellten!

c) **Vorbereitungen zum Kampfe.** Mit Ungeduld harrten die deutschen Völker der Entscheidung. Manch kräftige Faust prüfte heimlich die Wucht der Keule und die Schärfe des Speers. In seinem Sommerlager an der Weser saß Varus, als er die Kunde erhielt: ein deutscher Stamm an der Ems habe sich erhoben und alle Römer, die in seinen Gauen wohnten, erschlagen. Also war's verabredet gewesen zwischen den Eidgenossen. Denn Armin, die Seele des Bundes, hatte zuvor bedacht, daß Varus in solchem Falle nicht säumen werde, mit aller Macht ins Feld zu ziehen. Und so geschah es

auch. Der Römer beschloß, ohne Verzug aufzubrechen und Rache zu nehmen. Vor dem Aufbruche veranstaltete Varus noch ein Mahl, an welchem auch Armin und Segest als Gäste teilnahmen. Segest warnte noch einmal, aber vergebens. Ja, Varus gebot sogar Armin, den Heerbann der Deutschen aufzubieten und ihm als Bundesgenosse zu Hilfe zu kommen. Dann brach er stolzen Mutes mit drei erprobten Legionen auf. Ohne Ordnung, mit vielem Gepäck, sogar mit einem Haufen von Frauen und Kindern, so zog er nach Westen. Der Weg, den er nehmen mußte, führte ihn durch den Teutoburger Wald. Hier sollte das Heer der Römer überfallen und, wenn möglich, vernichtet werden. Das war der Plan der Verbündeten.

Aufgabe: Erzähle über die Vorbereitungen zum Kampfe!

d) Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Der erste Tag. Rasch bot Armin den Heerbann auf, und freudig griffen die Eidgenossen zu den Schwertern, die Freiheit zu rächen. Die Gebirge, in denen Varus sich befand, waren schluchtenreich und zerklüftet, der Wald voll riesiger Stämme und voll undurchdringlichen Gestrüpps. Mit Axt und Grabscheit mußte da erst ein Weg gebahnt werden. Mehr und mehr verstärkte sich, das Ungemach zu erhöhen, der Sturm. Er entwurzelte Bäume, brach schwere Äste ab und schleuderte sie auf die Soldaten nieder. Nun öffneten sich auch noch die Schleusen des Himmels. In mächtigen Strömen goß der Regen nieder, der Donner grollte, der Blitz zuckte durch die Luft. Der Boden verwandelte sich in zähen Schlamm; die Wagen versanken bis an die Achsen. Nur mit Mühe und höchster Anstrengung vermochte das Heer sich in der schrecklichen Wildnis langsam weiter zu schleppen. Wie schauten da alle sehnsüchtig nach den Germanen aus! Nur diese, mit den Schrecknissen der Wildnis vertraut, könnten, so meinte man, hier helfen.

In dieser Not brachen die Deutschen aus den dichten Wäldern hervor, aber nicht als Bundesgenossen, sondern als Feinde. Der Wege besser kundig, umzingelten sie die Römer von allen Seiten und beschossen sie mit Pfeilen und Speeren. Es kamen und schwanden die Rächer wie Schatten der Nacht. Jetzt hier, jetzt dort fiel ein Römer im Engpaß. Die Toten zu zählen, die im Dunkel des Waldes verröchelten, vermochte Varus nicht. Dazu brauste der Sturmwind in den hohen Wipfeln der Eichen, und der Boden war völlig durchweicht.

Varus glaubte noch immer, es handle sich nur um einen plumpen Scherz der Deutschen und befahl, sich nicht zu verteidigen. Da kamen plötzlich aus dem Dickicht des Waldes, von allen Höhen und aus allen Schluchten, die Scharen der Deutschen, die solche Wege und solches Wetter gewohnt waren. Immer dichter sausten ihre Wurfspeere, immer ungestümer wurden ihre An-

griffe. Das Brausen des Sturmes wurde weit übertönt durch das wilde Schlachtgeheul der deutschen Krieger. Die erschrockenen Römer ordneten sich, so gut sie in den unwegsamen Gegenden konnten, nahmen das Gepäck, Wagen, Weiber und Kinder in ihre Mitte und verteidigten sich. Aber die Sehnen der Bogen waren vom Regen erschlafft; auf dem schlüpfrigen Boden konnten sie in ihren schweren Harnischen keinen festen Fuß fassen; viele von ihnen sanken ermattet und verwundet zu Boden. Endlich neigte sich der Tag, und Varus gebot dem Heere, Halt zu machen, sich zu verschanzen, so gut es ginge, und zu verbrennen, was von Gepäck überflüssig sei und im Zuge nur hindern könne. So konnten sie einige Stunden ruhen.

Der zweite Tag. Der Morgen des zweiten Tages brach an. Der Himmel hatte sich ein wenig aufgeklärt, der Regen etwas nachgelassen. Auch der Sturm brauste mit verminderter Gewalt. So wurde der Marsch angetreten. Varus hoffte, die Heerstraße gewinnen zu können, welche die Römer von der Weser nach der Festung Aliso gebaut hatten. Es ging weit besser als am Tage vorher. Auch die Gegend veränderte sich zum Vorteil der Römer; sie wurde ebener und waldfreier. Hier konnten sie geschlossene Reihen bilden und die Angriffe der Deutschen leichter abwehren. Allein das dauerte nicht lange; bald kamen sie wieder in ein dichtbewaldetes, sumpfiges Thal, in die Gegend des heutigen Detmold. Da ward auf einmal jeder Busch lebendig, aus jeder Bergschlucht rasselte es wie viele hundert Schlangen empor, und die uralten Baumriesen des Waldes schüttelten, wie sonst nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne Zahl auf die Römer herab. Von den heftigen Regengüssen unterwühlt, sank die deutsche Erde unter des Römers Füßen ein. Schritt für Schritt kämpfte der Feind um den Boden, auf dem er stand, um den Weg, um jeden Stein, um jeden Baum. Nach schweren Verlusten, bis zum Tode erschöpft von Angst, Hunger und Anstrengung, erreichte das Heer am Abend einen Platz, der zum Lager geeignet war. Ermattet sanken die Römer hin; in jedem Augenblicke scheuchte der Deutschen Kriegsgeheul sie aus der kurzen Ruhe empor. Qualvoll langsam verrannen die Stunden der Nacht. Endlich brach der Tag an.

Der dritte Tag. Am Morgen erst sahen die Römer, wie licht es in ihren Reihen geworden war. Mann an Mann geschlossen, so brachen sie auf und kamen aufs offene Land. Da sahen sie mit Grausen die ganze Macht der Eidgenossen vor sich entfaltet. Ringsum Deutsche, nirgends ein Ausweg. Das Unglück voll zu machen, erhob sich nun auch der Sturm wieder mit erneuter Wut, und in Strömen, wie kaum vorher, stürzte der Regen aus den schweren, vom Sturme gehetzten Wolken zur Erde nieder. Unmöglich war es, vorzurücken, unmöglich auch, festen Fuß zu fassen. Bei jedem Schritt versanken die Krieger bis über die Knöchel in dem sumpfigen Schlamm. Und

dazu das wilde Kriegsgeheul und die ungestümen Angriffe der Deutschen! Jauchzend stürzten sich die Eidgenossen in die starren Reihen der verzweifelnden Römer. Wie die Saat unter Hagelschloßen, so sanken auch die Tapfersten unter den deutschen Hieben zu Boden. Bald waren des Feindes Scharen zersprengt; die Flucht wurde allgemein. Zuerst flüchtete die Reiterei. An ihre Fersen aber hefteten sich die schnellfüßigen Germanen. Nur wenige der Fliehenden vermochten zu entkommen; die andern wurden erschlagen oder zu Tode gehetzt. Da faßte den Varus wilde Verzweiflung, und um sein Unglück nicht als Schmach überleben zu müssen, stürzte er sich selbst in sein Schwert. Ihm nach thaten es viele der vornehmsten Offiziere, um nicht lebendig in die Hände des grausamen Feindes zu fallen. Nur wenigen Reiterhaufen gelang es, in der Dunkelheit der Nacht zu entkommen und sich glücklich nach der Festung Aliso und von da nach dem Rheine zu retten, wo sie ihren Landsleuten die Trauerbotschaft von dem furchtbaren Untergange des Varus samt seinem stolzen Heere verkündigten.

Das war die große Schlacht im Teutoburger Walde, die geschlagen ward am 9., 10. und 11. September des Jahres 9 nach Christi Geburt. Für alle Zeit ward durch dieselbe der Römer Herrschaft in den deutschen Landen gebrochen. Und dies war allein das Werk des hochherzigen Cheruskerfürsten Armin, den wir Hermann zu nennen uns gewöhnt haben, weshalb man diese Schlacht auch die Hermannsschlacht genannt hat. Und noch heute singen die Bewohner jener Gegend von dieser Schlacht:

1. „Hermann,
Schla Lärm an!
La piepen, la trummen!
De Kaiser will kummen
Mit Hammer und Stangen,
Will Hermann uphangen.

2. Und Hermann
Schloug Lärm an,
Leit piepen, leit trummen;
De Fürsten sind kummen
Mit all ihren Mannen,
Hewt Varus uphangen."

Aufgabe: Erzähle über die Schlacht im Teutoburger Walde!*)

e) **Der Deutschen Gericht.** Die blutige Schlacht war vorüber. Mächtig hallten die Wälder wider von dem Jubelgeschrei und den Triumphgesängen der Deutschen. Drei Legionen der Römer, über 40000 Mann der besten Truppen, waren fast völlig vernichtet, die Freiheit des Vaterlandes war gerettet.

Von einer Anhöhe herab hielt Armin eine flammende Rede an sein Volk. Mit Feuerworten pries er die Tapferkeit seiner Mannen, die Größe des Sieges

*) Es dürfte sich empfehlen, die Schilderung der drei Schlachttage als etwas Zusammengehöriges nicht zu zerreißen, sondern als Ganzes zu erzählen und wiedererzählen zu lassen, wobei freilich von dem Grundsatze, nur kleine Portionen zu bieten, etwas abgewichen werden muß.

und den mächtigen Beistand der Götter. Brausender Jubel, weithin tönendes Waffengeklirr folgte seinen Worten.

Nun erst wurde Gericht über diejenigen gehalten, welche, dem Schwerte entronnen, den Siegern als Gefangene in die Hände gefallen waren. Galgen und Kreuze wurden errichtet und Scheiterhaufen aufgetürmt. Unter entsetzlichen Martern mußten die armen Opfer den Übermut des römischen Volkes büßen. Der allgemeine Haß richtete sich besonders gegen die römischen Richter. Einem unter ihnen wurde die Zunge aus dem Munde geschnitten, dieser selbst zugenäht und ihm dann zugerufen: „Nun höre endlich auf zu zischen, römische Natter!" Einigen wurden die Augen ausgestochen, andern die Hände abgeschnitten. Nichts Blutigeres gab es jemals, als das Schlachten dort in den Sümpfen und Wäldern Germaniens.

In den nächstgelegenen Hainen wurden Altäre errichtet und auf ihnen viele römische Offiziere den hilfreichen Göttern als Siegesdank geopfert.

Die nicht getöteten Gefangenen wurden als Sklaven verteilt. Mancher junge, vornehme Römer, der in Überfluß und Weichlichkeit aufgewachsen war und sich schon als den Herrn der Welt betrachtet hatte, mußte nun in den rauhen deutschen Wäldern traurig sein Leben hinbringen und bei einem deutschen Bauern als Knecht oder Herdenhüter sterben.

Die Leichen aller im Kampfe Erschlagenen blieben unbeerdigt auf der Wahlstatt liegen. Noch nach sechs Jahren bleichten die Gebeine der Gefallenen auf den grausigen Schlachtfeldern im Teutoburger Walde und legten Zeugnis ab von dem blutigen Gericht, das ein freies Volk über seine Unterdrücker gehalten.

Aufgabe: Erzähle, wie die Deutschen Gericht über ihre Feinde hielten!

f) **Der Römer Furcht.** Armin begnügte sich aber nicht damit, den Varus geschlagen zu haben, er eroberte und zerstörte auch alle römischen Festen, die zwischen Weser und Rhein gelegen waren, und hörte nicht eher auf, als bis er an den Ufern dieses Stromes stand. Weiter ging er nicht; er hatte nur den vaterländischen Boden von den fremden Unterjochern befreien wollen.

In Rom aber verbreitete die Kunde von der furchtbaren Niederlage Schrecken und Verwirrung. Man fürchtete, die Deutschen würden bis vor Rom ziehen und es bedrohen. Ganz fassungslos vor Schmerz war besonders der alte Kaiser Augustus. Mit zerrissenem Gewande, mit verwildertem Bart und Haar irrte er in seinem Palast umher, stieß sein Haupt gegen die Wand und rief verzweiflungsvoll aus: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" Einige Monate lang ließ sich der Kaiser als Zeichen tiefer Trauer Haar und Bart wachsen und gelobte seinen Göttern große Feste und Opfer, wenn sie die Gefahr abwendeten. Den Tag der Niederlage beging er alljährlich als Trauertag.

Aufgabe: Erzähle über die Furcht der Römer!

Zusammenfassung: Der Deutschen Rettung!

4. Armins Ende.

(Ziel: Wir wollen nun sehen, wie es Armin weiter ergangen ist.)

So groß auch das Heldenwerk war, das Armin vollbracht hatte, so wenig Dank erntete er doch von seinem Volke. Seine Gattin Thusnelda wurde von ihrem eigenen Vater, dem verräterischen Segest, an einen römischen Feldherrn ausgeliefert. Dieser ließ sie, die deutsche Fürstin, in die Gefangenschaft nach Rom führen, wo sie auch gestorben ist. Wie mag sie sich dort nach Deutschlands Wäldern und nach ihrem Gatten gesehnt haben! Wie mag Armin zornig gewesen sein über den Schurken Segest, der seine eigene Tochter dem Feinde verraten!

Aber auch sein Volk war undankbar. Um die Herrschaft der Römer für immer zu brechen, wollte Armin sämtliche deutsche Stämme, die sonst immer uneinig waren und sich gegeneinander bekämpften, zu einem großen Völkerbunde vereinigen, weil er nur in dieser Vereinigung einen Schutz gegen die ferneren Angriffe der Römer sah. Aber diesem Plane waren die meisten abgeneigt. Jeder Gau, jeder Stamm war ja stolz auf seine Selbständigkeit und wollte sich keinem andern unterordnen. Die Neider Armins, die diesem das hohe Ansehn, in dem er stand, nicht gönnten, beschuldigten ihn nun, er strebe nach der Königsherrschaft über alle deutschen Stämme. Und diese heimlichen Feinde ruhten nicht eher, bis er von verruchter Hand, im Jahre 21, noch nicht 37 Jahre alt, ermordet wurde. Seine eigenen Verwandten waren es, durch deren Dolchstöße er fiel.

So starb der Held, den alle Jahrhunderte mit Recht den Retter der deutschen Freiheit nennen, ein Beispiel dafür, daß Undank der Welt Lohn ist.

Aufgabe: Erzähle über das Ende Armins!
Übersichtliche Zusammenfassung des ganzen dargebotenen Stoffes.

B. Vertiefung.

1. Was treibt die Römer an, Deutschland zu unterwerfen?

Es ist ihre unersättliche Herrschsucht; sie wollen Herren der ganzen damals bekannten Welt sein. In dieser Herrschsucht fragen sie nicht nach dem unschuldigen Blute der Tausende, die in ihren Grenzkriegen das Leben einbüßen. Auch die Herrschsucht ist ein Laster; leichtsinnig, ohne Grund, beginnt sie ihre Kriege; sie will mehr Land, mehr Macht, mehr Geld, mehr Unterthanen. Leichtsinnig oder aus Herrschsucht begonnene Kriege sind aber nichts anderes als Mord, Massenmord. An den Römern erfüllt sich daher das Schriftwort: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden."

2. Was müssen wir über Varus urteilen?

Er ist herrschsüchtig, stolz, habsüchtig. Er achtet nicht die alten Rechte, Sitten und Einrichtungen eines freien Volkes. Dabei ist er leichtsinnig und

unvorsichtig, daher trifft ihn die gerechte Strafe. Von ihm gilt das Sprichwort: „Hochmut kommt vor dem Falle.“ Er behandelt die Germanen streng und unbarmherzig. Mit Milde und Sanftmut aber kommt man viel weiter als mit Strenge und Gewalt. Der Dichter sagt: „Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks, und allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen.“ Auch gefällt uns nicht, daß er im Augenblicke der höchsten Gefahr seinem Leben selbst ein Ende macht; er ist ein Selbstmörder, der gegen das fünfte Gebot sündigt.

3. Was ist über Segest zu urteilen?

Er ist ein Verräter seines Vaterlandes; er hätte deshalb verdient, nach altem Volksrechte an einem Baume aufgehängt oder in einem Sumpfe erstickt zu werden. Noch heute trifft einen jeden Verräter im Kriege mit Recht die Todesstrafe. Seinem persönlichen Haß zu Liebe bringt er seine Verwandten und sein Volk in die größte Gefahr. Sein Haß geht so weit, daß er seine eigene Tochter Thusnelda dem Feinde ausliefert, damit sie, die deutsche Fürstin, in der Gefangenschaft leben muß. Wer aber sein Vaterland verrät, von dem gilt das Wort des Dichters: „Fluchwürdig ist vor allem der Verräter.“

4. Was ist über Armin zu urteilen?

a) Er liebt sein Vaterland über alles. Er beherzigt das Dichterwort:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“

Deshalb kehrt er aus Rom wieder zurück zu seinem Volke; deshalb verstellt er sich sogar und sucht Varus zu täuschen, was wir nicht gerade gutheißen können. Auf anderem Wege aber wäre ihm die Befreiung nicht möglich gewesen; daher muß sogar die Verstellung, da sie einem guten Zwecke dient, entschuldigt werden. Ihm steht die Liebe zu seinem Volke höher als römische Gunst- und Ehrenbezeugungen. Liebe zum Vaterlande ist also der Beweggrund seiner Handlungen.

b) Er ist rastlos thätig zur Befreiung des Vaterlandes. Er schließt Bündnisse mit den benachbarten Stämmen, gefährdet sogar sein eigenes Leben, denn leicht hätte ihn Varus in seinem Lager gefangen nehmen können. Er scheut nicht den blutigsten Kampf mit einem Heere, dessen Kriegstüchtigkeit er kennt. Er befreit endlich den vaterländischen Boden von den fremden Erobern und will, um diese Freiheit dauernd zu sichern, noch ein großes Völkerbündnis schließen. Nicht Herrschsucht oder Ehrgeiz sind es, die ihn dabei treiben, sondern nur seine Liebe zum Vaterlande; denn er kennt die Wahrheit des Sprichwortes: „Eintracht macht stark“; er hat es im Teutobu- Walde erfahren:

„Einigkeit, ein festes Band,
Hält zusammen Leut' und Land."

Und wir fühlen dasselbe, wenn wir noch heute singen:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält."*)

Um dieser Vaterlandsliebe willen erleidet er auch einen frühen Tod durch Mörderhand. Er ist seinem Vaterlande getreu bis in den Tod, und sein Name lebt fort bis auf den heutigen Tag. Von ihm gilt das Bibelwort: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

c) Er opfert das Liebste, was er auf Erden besitzt, seine Gattin Thusnelda, dem Vaterlande. Er zeigt uns damit, daß wir keine Opfer, und seien sie noch so groß, scheuen sollen, um dem Vaterlande zu dienen. Denn das höchste Gut, das wir auf Erden besitzen, ist unser Vaterland, ist unsere Freiheit. „Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt. Auf denn, redlicher Deutscher! Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes, und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit." (E. M. Arndt.)

5. Was müssen wir über die Deutschen urteilen?

a) Sie lieben die Freiheit über alles; sie wollen lieber ihr Leben lassen, als einem fremden Volke dienen. Deshalb können sie Vorbilder für uns sein.

b) Hatten die Deutschen ein Recht, sich zu befreien? Ja, ein jedes Volk hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, sein Vaterland zu schützen und bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Sie führen also einen Verteidigungskrieg, einen Krieg um die Freiheit, einen Freiheitskrieg, und ein solcher ist eine heilige Pflicht.

c) Können sie in allem unser Vorbild sein? Nein, sie sind unmenschlich im Kampfe, aber auch undankbar gegen ihren größten Wohlthäter. An ihnen bewahrheitet sich das Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn."

6. Ob auch wir wohl noch Ursache haben, Armin dankbar zu sein?

Ja, denn hätte er Deutschland damals nicht befreit, so wäre das deutsche Volk wahrscheinlich völlig untergegangen, es wäre römisch geworden. Alle Jahrhunderte haben ihn deshalb als Befreier gepriesen und seine Heldenthaten in Liedern besungen. Auch unser Jahrhundert hat ihm seinen Dank bewiesen

*) Sind die Kinder mit der Melodie dieses Nationalhymnus bereits vertraut, so dürfte die Weihe der Stunde wesentlich erhöht werden, wenn das Lied sofort nach Erwähnung desselben angestimmt wird.

durch Erbauung eines Denkmals zur Erinnerung an seine Heldenthat. Auf dem Teutoburger Walde, in der Nähe der Stadt Detmold, auf der Grotenburg, steht das Hermannsdenkmal.*) Weit in die blaue Luft hinauf ragt die Riesengestalt von Deutschlands Befreier, das blitzende Schwert in der Rechten zum Himmel erhoben. Von dort schaut sie hernieder auf die umliegenden Lande, dem deutschen Volke eine Mahnung zur Einigkeit und Treue, und eine Warnung vor Zwietracht und Neid.

Was wir Armin schuldig sind, das spricht am besten folgendes Gedicht aus:

Dem Befreier Deutschlands.

1. Im Teutoburger Wald am Hünenringe
Steht eines Recken erzgeschmiedet Bild;
Im Waffenschmuck, am Helm des Adlers Schwinge,
Hoch, hoch das Schwert, gelehnt an seinen Schild.
So steht er riesengroß auf hoher Warte
Und blickt vom Berg, um den die Wolken ziehn,
Uralten Ruhmes leuchtende Standarte,
Weit übers Thal, — Alldeutschland, siehst du ihn?

2. O glüht und funkelt ihm, ihr Bergesgipfel,
Ihr deutschen Ströme, blinkt und blitzt ihm zu,
Ihr Lindenkronen nnd ihr Eichenwipfel,
Beugt euch vor seines Angesichtes Ruh!
Und ihr Lebendigen, wem durch die Adern
Ein Tropfen nur von deutschem Blute jagt,
Der jauchze auf, daß hier auf Felsenquadern
Das Bild Armins zum blauen Himmel ragt.

3. Der hier, der war's aus dem Cheruskerstamme,
Der schwer an seines Volkes Knechtschaft trug,
Und wetternd, schmetternd wie des Blitzes Flamme
Den ersten Feind Germaniens niederschlug.
Hier war die Schlacht, hier sanken die Legionen
Des stolzen Roms, Quinctilius Varus fiel,
Und frei vom Joch des Siegers Enkel wohnen,
Frei geht ihr Pflug, frei fährt im Meer ihr Kiel.

*) Falls dem Lehrer eine Abbildung des Hermannsdenkmals zur Verfügung steht, was sehr wünschenswert ist, so würde eine Beschreibung desselben sehr gut sein. Als Material dazu dürfte folgendes ausreichend sein: Etwa $^3/_4$ Stunden von Detmold erhebt sich auf einer Höhe des Teutoburger Waldes, der Grotenburg, das riesenhafte Hermannsdenkmal. Die gewaltige Figur steht auf einem 30 Meter hohen Unterbau. Das Standbild selbst ist bis zur Schwertspitze 27 Meter hoch, so daß das Ganze eine Höhe von über 57 Meter erreicht. In stolzer Haltung erhebt Armin sein 7 Meter langes Schwert in die Luft; die linke Hand stützt sich auf den 10 Meter langen Schild. Mit dem linken Fuß tritt er den römischen Adler nieder. Der Körper des Helden ist so gewaltig, daß in dem einen Beine desselben eine Treppe angebracht ist, welche bis oben in das Haupt hinaufführt. In diesem ist soviel Raum, daß neun Mann darin um einen Tisch sitzen können. Auf dem Schilde steht die sinnreiche Inschrift „Treufest," und auf dem Schwerte: „Deutsche Einigkeit, meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Macht." (Nach Kahnmeyer u. Schulze, Realienbuch.)

4. Hermann, du Held! Du haſt gewagt, gewettet
In der Entſcheidung großem Waffengang,
Du haſt uns unſer Vaterland gerettet
Und deutſchen Brauch und deutſcher Sprache Klang.
Nimm dieſen Kranz, aus Eichenlaub gewunden,
Vom Zweige hieb es kein Liktorenbeil,*)
Ihn bringt ein Volk, in Ewigkeit verbunden,
Es brauſt und donnert: Hermann, Heil und Heil!

5. Da ſteht dein Mal, vom Meiſter**) aufgerichtet,
Ein Menſchenalter hat er dran gebaut,
So lange wir geſungen und gedichtet,
Gekämpft, geworben um die hohe Braut,
Und hier dein Volk, — es braucht nicht zu erröten,
Hermann, vor dir, es hielt am Grenzwall ſtand,
Wir rangen ſo wie du in heißen Nöten,***)
Und nun ſchau's an, dein deutſches Vaterland.

6. Einſt, wenn ſich ſchon um deine Tempelſäulen
Des Epheus grüne Ranke lieblich ſchlingt,
Und wenn dein Erz in wilden Sturmes Heulen
Wie Memnons Bild†) bei Sonnenaufgang klingt,
Sei du ein Mahner, Schildwacht unſrer Ehre,
Der Nachwelt ſei ein Rufer du im Streit:
Seht hier des Vaterlandes beſte Wehre,
Das Schwert Armins, der Deutſchen Einigkeit.

Julius Wolff.

III. Verknüpfung.

1. Vergleich Armins mit Gideon.

Beide fühlen ſich berufen, Retter ihres Volkes zu werden. Beide befreien ihr Vaterland von der Zwingherrſchaft eines fremden Volkes: Armin von der Herrſchaft der Römer, Gideon von der Herrſchaft der Midianiter. Bei beiden iſt die Liebe zum Vaterlande die Triebfeder ihrer Handlungen, nicht perſönlicher Ehrgeiz. Gideon erntet für ſeine That den Dank, Armin aber den Undank ſeines Volkes.

2. Vergleich Armins mit David.

Beide haben den Feind ihres Volkes geſchlagen: Armin die Römer, David den Rieſen Goliath und in demſelben die Philiſter. Beide greifen zum Schwerte,

*) Liktoren waren römiſche Gerichtsbeamte, welche vor dem Heerführer hergingen und als Zeichen ihrer Würde Beile und Rutenbündel trugen, um damit anzudeuten, daß der Befehlshaber ein Recht über Leben und Tod habe.

**) Der Bildhauer Ernſt von Bandel, der Erbauer des Hermannsdenkmals.

***) Im Jahre 1870—71 gegen Frankreich. (Einweihung des Denkmals 1875.)

†) Die Memnonsſäule war ein koloſſales Steinbild bei Theben in Ägypten, das den Pharao Amenophis darſtellte. Von den Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen, alſo bei jähem Temperaturwechſel, gab es einen Ton von ſich, ähnlich dem Klang einer zerſpringenden Saite. Er hatte wahrſcheinlich ſeinen Grund in einem Durchzug der Luft durch die Poren und Riſſe des durch Erdbeben zerklüfteten Steins.

weil sie die Schmach ihres Volkes nicht mehr sehen und hören können. Beide sind bei Ausführung ihrer Heldenthat noch sehr jung: Armin 25 Jahre, David noch ein Jüngling. Beide werden nach dem Heldenwerke von ihrem Volke hochgefeiert. Das Volk Israel singt von David: „Saul hat tausend geschlagen, David aber zehntausend.“ Das deutsche Volk verehrt in Armin noch heute seinen Befreier und hat ihm zu Ehren ein Denkmal errichtet.

David erwirbt sich durch seine Heldenthat ein Weib: Michal, die Tochter Sauls; Armin verliert seine Gattin Thusnelda durch den Haß des Segest. David lenkt durch seine Heldenthat zuerst die Aufmerksamkeit seines Volkes auf sich, welches ihn dann aus Dankbarkeit zum Könige wählt; Armin aber erntet für seine Bestrebungen zur dauernden Befreiung des Vaterlandes nur Undank und Neid, ja zuletzt den Tod.

3. **Vergleich des Varus mit Saul.**

Beide haben nach einer verlorenen Schlacht durch Selbstmord geendet, weil sie die Schmach nicht überleben und nicht lebendig als Gefangene in des Feindes Hände fallen wollten.

Beide werden zum Entscheidungskampfe gezwungen: Saul durch die Philister, Varus durch die Deutschen. Während aber Varus voll Freude über den nach seiner Meinung sicher zu erringenden Sieg in den Kampf zog, war Saul schon voll düsterer Vorahnungen, weil er sich von seinem Gott verlassen fühlte.

Varus Leiche blieb unbeerdigt liegen, den Geiern und Wölfen zum Fraße; Sauls Leichnam dagegen wurde von den Bürgern von Jabes, denen er einst Gutes gethan, ehrenvoll bestattet.

4. **Vergleich einer germanischen und einer christlichen Siegesfeier.**

Die Germanen bringen ihren Göttern für ihre Hilfe Dankopfer, aber sie schlachten dabei die gefangenen Feinde, vergießen also Menschenblut. Ihre Siegesfeier ist roh und barbarisch. Ein christliches Volk dankt seinem Gott für den errungenen Sieg nicht durch blutige Opfer, sondern durch Lobgesang und Gebet; sein Gottesdienst ist edler. Die Christen suchen die Schrecken und Leiden des Krieges zu mildern (Hinweis auf die Pflege verwundeter und das Begräbnis gefallener Feinde!), die Heiden dagegen erhöhen durch Rache und Grausamkeit die Gräuel des Krieges.

IV. Zusammenfassung.

1) Germanische Stämme, die sich am Befreiungswerke beteiligten: Cherusker, Chatten, Marsen.

2) Von den Römern erbaute Städte: Augsburg, Straßburg, Mainz, Koblenz, Köln, Trier, Xanten, Aliso, Regensburg, Wien, Metz.

3) Ethische Ergebnisse.

a) Sprüche: „Wer Menschenblut vergießt, dessen . . . ."
„Sei getreu bis in den Tod, so . . . ."

b) Sprichwörter: „Hochmut kommt vor dem Falle."
„Eintracht macht stark."
„Einigkeit, ein festes Band, hält . . . ."
„Undank ist der Welt Lohn."

c) Dichterworte: „Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge . . . ."
„Fluchwürdig ist vor allem der Verräter."
„Ans Vaterland, an teure, schließ dich an . . . ."
„Deutschland, Deutschland über alles . . . ."

d) Lehren: Jedes Volk ist seinen großen Männern Dank schuldig.

4) Jahreszahlen:

9 nach Chr.: Armin besiegt die Römer im Teutoburger Walde.
14 nach Chr.: Tod des Kaisers Augustus.
21 nach Chr.: Armin stirbt durch den Dolch seiner Feinde und Neider.

V. Anwendung.

1) Was lehrt das Hermannsdenkmal das deutsche Volk?
2) Armin der Cherusker — ein Vorbild für jeden echten Deutschen!
3) Was ist jeder Deutsche seinem Vaterlande schuldig?
4) Inwiefern mußte Armin es erfahren, daß Undank der Welt Lohn ist?
5) Beweise die Wahrheit des Sprichwortes: „Eintracht macht stark."
6) Inwiefern kam die Natur ihres Landes den Deutschen bei ihrem Freiheitskampfe zu Hilfe?
7) Spuren der Römer in Deutschland! (Von ihnen gegründete Städte!)
8) Lesen und Behandeln des Gedichtes: „Dem Befreier Deutschlands." (In der deutschen Stunde.)

II. Das Zeitalter Karls des Großen.

A. Bonifatius.

(Ziel: Wie die Deutschen Christen geworden sind.)

I. Vorbereitung.*)

Auf unserer Schulreise im vergangenen Jahre kamen wir auch in das Dorf Altenbergen im Thüringer Walde. Bei demselben, hoch oben auf einem Berge, steht der Kandelaber.

Erzähle, wie der Kandelaber aussieht! Der Kandelaber ist ein hohes Denkmal aus Sandstein in Form einer runden Säule. Er ruht auf acht großen Steinkugeln. Er hat eine Höhe von ungefähr neun Metern. Er sieht aus wie ein großer Leuchter, der vom Berge weit ins Land hinein leuchtet. Sein oberes Ende hat die Gestalt einer Feuerpfanne, welche von drei Engelsköpfen getragen wird. Aus derselben lodern drei Flammen empor; die mittlere steigt aufwärts, während die beiden andern sich nach den Seiten hin ausbreiten. Der Leuchter mit den Flammen soll uns daran erinnern, daß von diesem Berge aus das Licht des Evangeliums, also das Christentum, seinen Einzug in Deutschland gehalten hat.

Der Kandelaber erinnert uns demnach an Bonifatius, den Apostel der Deutschen; denn hier soll er, der Sage nach, nicht nur gepredigt, sondern auch die erste Kirche in Thüringen, die Johanneskirche, erbaut haben.

Um welche Zeit das wohl geschehen sein mag? Die Kinder werden sich aufs Raten verlegen. Als Vorbereitung zum Verständnis der zu gebenden Jahreszahl diene folgendes:

*) Für Schulen anderer Gegenden muß natürlich die Vorbereitung an anderes anknüpfen. Die Schulen Frieslands werden an die Sage von Radbod, die Schulen Hessens an Fulda oder Geismar, die Schulen am Rhein an Mainz, die Schulen Erfurts an Erfurt selber u. s. w. anknüpfen. Man knüpft stets an das an, was im Anschauungs- und Erfahrungskreise der Kinder liegt. In Gegenden ohne lokale Erinnerung an Bonifatius könnte man in der Vorbereitung auf die Missionsreisen des Apostels Paulus zurückgreifen und von da aus die Brücke zu Bonifatius schlagen.

Die Schlacht im Teutoburger Walde war im Jahre 9 n. Chr. Damals war unser Heiland 9 Jahre alt. Er ist im Jahre 33 auf Golgatha gekreuzigt worden. Seine Jünger oder Apostel verbreiteten seine Lehre. Der eifrigste von allen war Paulus. Er starb während der großen Christenverfolgung unter Kaiser Nero 64. Auch Petrus wurde damals gekreuzigt. Im Jahre 70 wurde Jerusalem durch Titus zerstört. Der Lieblingsjünger des Herrn, Johannes, erreichte das höchste Alter: er wurde beinahe 100 Jahre alt und starb ungefähr um das Jahr 100 n. Chr. Die Ausbreitung des Christentums geschah sehr langsam. Vom heiligen Lande kam es nach Kleinasien, Griechenland, Italien, dann nach Spanien und Frankreich; auch in England und Irland hatte es schon früh festen Fuß gefaßt. In die dunklen Wälder Germaniens aber war noch kein heller Lichtstrahl des Evangeliums gefallen; hier wurden noch Jahrhunderte lang die alten Götter verehrt. So waren beinahe 700 Jahre seit Christi Tod vergangen, ehe auch zu den Deutschen die Wahrheit des Evangeliums getragen wurde. Im Jahre 724 soll Bonifatius die Johanneskirche bei Altenbergen gebaut haben.

Von diesem Apostel der Deutschen wollen wir nun hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Herkunft des Bonifatius.*)

Winfried war kein Deutscher, sondern er stammte aus England. Die Bewohner dieses Landes waren die Angelsachsen. Sie hatten ursprünglich, zur Zeit Armins, in Deutschland gewohnt, waren aber später über die Nordsee nach England gefahren, welches Land von ihnen auch seinen Namen hat (Angelland = England). Die Angelsachsen waren durch Prediger, welche der Papst aus Rom in ihr Land sandte, zum Christentume bekehrt worden. Nun war ihr eifrigstes Streben darauf gerichtet, auch ihren Stammesgenossen in Deutschland die Wahrheit des Evangeliums zu bringen. Deshalb schickten sie Missionare dorthin, welche das Christentum lehren und predigen sollten. Ein solcher Missionar war auch Winfried.

Er stammte aus einer vornehmen angelsächsischen Familie und war 680 in England geboren. Seine Eltern hatten den lernbegierigen, klugen Knaben zu einer glänzenden weltlichen Laufbahn bestimmt. Daher gefiel es ihnen wenig, daß derselbe schon von frühster Jugend an lebhafte Neigung zeigte, Geistlicher zu werden. Sie ließen kein Mittel unversucht, ihn von dieser Neigung zurückzuführen, aber vergebens. Als der Vater eben von einer

*) Von jetzt ab fällt die Angabe der Teilziele der Raumersparnis wegen weg.

schweren Krankheit genesen war, gaben sie endlich den Bitten des Knaben nach und ließen ihn in zwei englischen Klöstern erziehen. Mit großem Eifer lernte der junge Zögling; in der Bibel studierte er besonders gern. In seinem 30. Lebensjahre wurde er zum Priester geweiht und erntete nun durch seine schönen Predigten neuen Ruhm und neue Ehre.

Alle Auszeichnung durch seine Landsleute aber vermochte ihn nicht zu befriedigen. Sein Herz trieb ihn in die Ferne, zu den heidnischen deutschen Brüdern, die noch immer im Schatten ihrer unergründlichen Wälder zu Wodan und Donar beteten und blutige Menschenopfer brachten. Wohl rieten ihm Verwandte und Freunde ab, indem sie sprachen: „Bleibe in deiner Heimat, da magst du des Guten genug schaffen!“ Winfried aber antwortete und sprach: „Höret zuvor eine Geschichte, darnach urteilet!

Als vor etlichen Jahren des Krieges Wut unseres Landes Grenzen verheert hatte, zog ein reicher Mann durch die verwüstete Gegend. Da traf er auf dem Gebirge ein Häuflein Kinder nackend und bloß, und sie nagten an den Wurzeln, die sie aus der Erde wühlten. Da jammerte ihn der Kinder, und er fragte sie: „Wo ist euer Haus und euer Vater und die Mutter?“ — Die Kinder sagten: „Unser Haus ist verbrannt, und wir haben keinen Vater und keine Mutter mehr; der Krieg hat sie getötet.“ Darauf nahm der reiche Mann die Kinder, führte sie in sein großes Haus und gab ihnen alles, was sie bedurften, auch lehrte er sie arbeiten und ließ sie unterrichten in aller Kunst und Weisheit. Nach einiger Zeit kamen die Kinder zu ihm und sagten: „Du bist so groß und reich, aber noch größer als dein Reichtum ist deine Güte, mit der du dich unsrer erbarmest — ach, sage uns, mit welchem Namen sollen wir dich nennen?“ — Da neigte sich der barmherzige Mann zu den Kindern und sagte: „Nennet mich Vater, denn ich will euer Vater, und ihr sollt meine Kinder sein!“ — Als Winfried diese Geschichte erzählt hatte, lobten alle die Güte des reichen Mannes. Da erhob er sich und sagte: „Dort, wohin mein Herz verlangt, ist ein ganz verwaistes Volk. Gold und Silber habe ich nicht, aber ich will den Armen Besseres geben; ich will sie durch Jesum Christum zum himmlischen Vater führen!“ —

Nun wagte es niemand mehr, ihn zurückzuhalten. So zog er, vom Geiste der Liebe getrieben, nach Deutschland, den armen Heiden das Evangelium zu predigen.*)

2. Winfried bei den Friesen.

Wenn er auf seinem Schiffe über die Nordsee fuhr, so kam er zuerst an die Nordküste Deutschlands. Hier wohnten seit alter Zeit die Friesen. Von den Mündungen des Rheins bis Nordschleswig erstreckten sich ihre Wohnsitze. Das tapfere Volk, aus vielen kleinen Stämmen bestehend, stand unter Fürsten, von denen jeder stolz war auf seine Selbständigkeit. Alle aber beseelte der gemeinsame Haß gegen das Christentum; denn sie brachten ihren Göttern noch immer blutige Menschenopfer oder ließen die Gefangenen von den Fluten des Meeres verschlingen.

*) Von jetzt ab fallen die am Ende eines jeden Abschnittes aufzustellenden Aufgaben, die ja leicht zu formulieren sind, der Raumersparnis wegen weg.

Schon vor Bonifatius waren Missionare aus England zu den Friesen gegangen. Der Erfolg ihrer mühevollen Arbeit war ein überraschender; überall im Lande erhoben sich Kirchen und ließen sich die Friesen taufen. Selbst der Fürst des Landes, Radbod, hatte seinen Sohn taufen lassen und sich selbst zur Taufe bereit erklärt. Schon stand er mit einem Fuße im Wasser, die heilige Taufe zu empfangen, als es ihm plötzlich einfiel, seinen Lehrer, der ihm viel von des Himmels Herrlichkeit und den Schrecken der Hölle erzählt, zu fragen, an welchem von den beiden Orten seine Vorfahren wären. Der Missionar erwiderte, da sie ohne Taufe gestorben seien, so könne man sie nur in der Hölle suchen. Schnell zog jetzt Radbod seinen Fuß aus dem Wasser, indem er sagte: „So will ich denn lieber mit solch tapferen Helden in die Hölle hinabfahren, als mit solch elenden Bettlern, wie ihr seid, im Paradiese sein."

Nun begann Radbod die christlichen Gotteshäuser in seinem Lande zu zerstören und die Anhänger des Christentums blutig zu verfolgen. Um diese Zeit der heftigsten Christenverfolgung traf Winfried in Friesland ein. Es war eine unglückliche Stunde, die ihn dorthin geführt, denn auch ihm wehrte Radbod die Arbeit im Dienste des Evangeliums, und nachdem er mehrere Jahre fast völlig fruchtlos gearbeitet, kehrte er in seine stille Klosterzelle nach England zurück, fest entschlossen, einen neuen Versuch zu wagen, sobald die Umstände sich günstiger gestalteten. Nicht die gemächliche Ruhe des Klosterlebens, nicht die Bitten seiner Verwandten und Freunde, nicht der ehrende Antrag, ihn zum Abte oder Vorsteher des Klosters zu erheben, nichts vermochte ihn in diesem Entschlusse wankend zu machen.

3. Winfried in Hessen.

Es währte nicht lange, so brach Winfried wieder nach Deutschland auf. Er fuhr über die Nordsee, den Rhein hinauf. Auf dem linken Ufer des Rheins lag das Frankenreich. Die Franken waren ein deutscher Stamm, doch hatten sie das Christentum bereits angenommen. Vom Rhein zog Winfried nach Osten bis zur Fulda, in das Land der Hessen. Überall predigte er den Christengott, und viele Heiden bekehrten sich zur neuen Lehre. Die meisten aber weigerten sich, den neuen Glauben anzunehmen. Sie opferten lieber nach der Väter Weise heimlich unter uralten Bäumen und an heiligen Quellen.

Bei dem Dorfe Geismar, in der Nähe von Fritzlar a. d. Eder, stand eine große, dem Donar geweihte Eiche. Hier versammelten sich die heidnischen Hessen, ihr Opferfest zu feiern. Dabei wurden sie von Bonifatius überrascht. Es waren wilde Gesellen, kräftige Männer mit starken Armen und blitzenden Augen. Zornig blickten sie auf zu dem Fremdling, der es wagte, in das

Heiligtum ihres Gottes einzudringen und ihren Gottesdienst zu stören. Sie kannten ihn wohl, den Christenpriester, und haßten ihn von Grund ihres Herzens. Denn eine fremde Lehre brachte er in das Land; die uralten Götter, zu denen sie gebetet, wollte er vertreiben; die blutigen Opfer im Schatten uralter Eichen waren ihm ein Greuel; Zwietracht brachte er in das Land, Zwietracht selbst in die Familien, denn wer den neuen Gott anbetete, wollte mit den Heiden nichts mehr zu thun haben. Das alles hatte der Fremdling bewirkt, und darum stießen sie Verwünschungen aus und ballten drohend die Faust oder griffen kampflustig zu Schild und Speer.

Erfüllt von Mitleid über den Unglauben des Volkes, und von heiligem Eifer für sein Werk beseelt, hielt er den versammelten Heiden eine ergreifende Predigt über die Ohnmacht und Schwachheit ihrer Götter und über die Herrlichkeit und Allmacht des einen Gottes Himmels und der Erden. Zuletzt kündigte er den erschrockenen Zuhörern an, daß er die Eiche fällen werde und daß kein Gott ihn daran hindern solle. Die Heiden drohten, der Zorn der Götter werde ihn treffen. Winfried aber hob die Axt und rief: „Haben die Götter Grimm, so mögen sie zürnen; haben sie Macht, so mögen sie mich treffen wie ich diesen Stamm!“ Und mit starkem Schwunge schlug er die Axt in den Baum. Schrecklich dröhnte es durch den stillen Wald, noch schrecklicher durch die Herzen der atemlosen Menge, die wortlos nach der Höhe starrte, ob von dort nicht ein Götterblitz den Frevler treffen und zu Boden schmettern werde. Aber alles blieb still. „Und nun heran, meine Diener, daß ihr den Baum mit kühnem Streiche fällt!“ So gebot Bonifatius seinen Begleitern. Die Äxte flogen in den dicken Stamm, daß es weithin durch den Wald hallte. Die Heiden wehrten ihnen nicht; mit stummem Entsetzen schauten sie dem Frevel zu. Aber noch war die Eiche nicht ganz durchhauen, als plötzlich der ungeheure Baum, vom Windhauche getroffen, mit zerschmettertem Wipfel zusammenstürzte und in vier Teile zersplitterte. Da erfaßte Grauen und Entsetzen die Schar der Heiden; ihre Gesichter waren erbleicht; noch einmal starrten sie nach der Höhe, aber kein Gott rächte den ungeheuren Frevel. Jetzt gestanden sie sich: „Unser Gott muß doch ein schwacher Gott sein; nicht einmal seinen heiligen Baum vermag er zu schützen. Auf ihn können wir uns nicht mehr verlassen. Der Christengott ist doch viel mächtiger!“ Und sie knieten nieder vor Bonifatius und beteten mit ihm zum allmächtigen Christengotte.

So bekehrte Winfried durch seine mutige That die Hessen. Aus dem Holze der Donarseiche aber erbaute er zu Fritzlar eine Kirche und weihte sie zu Ehren des heiligen Apostels Petrus. Das ist geschehen im Jahre 724.

4. Winfried in Thüringen.

Noch in demselben Jahre zog Winfried weiter in das Land zwischen Werra und Saale und kam nach Thüringen. Hier wandte er sich an die Fürsten des Volkes und die Ältesten der Gemeinden. Ermahnend, warnend und strafend, lehrend und taufend durchzog er das Land, und so groß war die Wirkung seiner Predigt, daß an hunderttausend Heiden gläubig wurden und sich zum Herrn bekehrten. Und da die Menge der Gläubigen zunahm, so erhoben sich bald zahlreiche Kirchen im Lande. So soll er, der Sage nach, zuerst die Johanneskirche bei Altenbergen erbaut haben, an deren Stelle man, ihm zu Ehren, im Jahre 1811 den Kandelaber errichtet hat. Auch in Ohrdruf baute er eine Kirche, die er dem Erzengel Michael weihte. In Erfurt, nicht weit vom Dom, steht noch heute eine kleine Kapelle, die von Bonifatius erbaut sein soll. Altersgrau und geborsten, sind ihre Mauern dem Einsturz nahe. Auch sonst führen noch zahlreiche Kirchen und Kapellen Thüringens nach Bonifatius ihren Namen. So finden wir also noch heute Spuren seiner Thätigkeit in Thüringen.

5. Winfrieds Sorge für Erhaltung und Befestigung des Christentums.

a) **Notwendigkeit der Klöster.** Der unermüdliche Heidenbekehrer zog rastlos von Gau zu Gau, um das Christentum auszubreiten. Sobald er einen Stamm für dasselbe gewonnen, ging er weiter, um auch anderswo die heidnische Finsternis durch das Licht des Evangeliums zu erhellen. Mit Predigt und Taufe allein aber war das Werk der Heidenbekehrung nicht vollendet. Wollte er weiter ziehen, so mußten an seiner Stelle Leute zurückbleiben, die den Bekehrten auch ferner das Evangelium verkündigten, damit sie nicht wieder in die Greuel des Heidentums zurückfielen; denn eine Religion, die viele Jahrhunderte hindurch bestanden, ist nicht mit ein paar Predigten ausgerottet. An die vielen Kirchen, die er gebaut, berief er daher Geistliche aus seiner Heimat England. Gern folgten diese seinem Rufe. Allein ihre Zahl reichte bei weitem nicht aus. So mußte er denn darauf bedacht sein, sich selbst Geistliche zu erziehen. Das geschah damals in den Klöstern. Er sah sich also genötigt, Klöster zu erbauen.

b) **Erbauung der Klöster.** Wir wollen nun sehen, wie eine solche Bildungsanstalt ins Leben gerufen wurde. Zuerst wurde ein guter Platz gesucht. Der Boden mußte fruchtbar, Quell und Teich in der Nähe sein. Das Gestein wurde untersucht, ob es zur Aufführung der Mauern geeignet war. Dann begingen die Gesandten Flur und Thal, knieten nieder, beteten und sangen Psalmen, maßen den Platz aus und gruben den Grund zur Kirche und für die Wohnungen der Mönche. Schnell wurden vorläufige Hütten als Schutz gegen das Wetter gebaut. Nun erst begann der eigentliche Bau, wobei die Mönche mit den Landleuten um die Wette an Balken und Steinen arbeiteten, denn sie waren kunstfertige Leute und verstanden sich gut auf derlei Arbeiten. Nicht selten lagen die Klöster tief in Wildnissen und waren unter harten Kämpfen mit Bären und Wölfen und mit Räubern erbaut. Waren die nötigsten Gebäude aufgeführt und die Kirche vollendet, dann zogen die Mönche ein; an ihrer Spitze stand der Abt. Sie standen unter strenger Zucht, und ihre Nahrung war die allerdürftigste. Ein solches Kloster bestand aus zahlreichen Gebäuden. Da war die Kirche, die Wohnung des Abtes, die Wohnung der Klosterbrüder, zwei Schulhäuser, die Wirtschaftsgebäude u. a.

c) **Segen der Klöster.** Die Klöster wurden bald ein großer Segen für das Land

aa) **Einrichtung von Klosterschulen.** Großen Nutzen stifteten sie besonders durch Einrichtung von Klosterschulen. In der äußeren Schule wurden die Söhne der Edlen und Freien aus der Umgegend unter strenger Zucht gehalten und im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der christlichen Lehre und vor allem in der lateinischen Sprache unterrichtet. Ein tüchtiger Lehrer, der natürlich ebenfalls Mönch war, hielt darauf, daß auch außerhalb der Schule von den älteren Schülern nur Latein gesprochen wurde. Die Schulzucht war sehr streng. In der inneren Schule wurden nur die Kinder erzogen, die später selbst Mönche und Geistliche werden sollten. Sie trugen bereits das dunkle Mönchsgewand und durften sich nie außerhalb der Klostermauern sehen lassen. — Aus diesen Klostermauern ist mancher weise Ratgeber eines Königs und mancher fromme und gewaltige Prediger hervorgegangen.

bb) **Einrichtung von Bibliotheken.** Neben dem Studium der heiligen Schriften beschäftigten sich die Mönche auch mit dem Abschreiben wertvoller, in lateinischer Sprache geschriebener Bücher, die sie dann in der Klosterbibliothek aufbewahrten, und wir haben Ursache, mit großem Danke auf diese emsige Thätigkeit zu blicken, denn ihr verdanken wir fast allein all unser Wissen über die damalige Zeit. Gedruckte Bücher gab es ja noch nicht. In seiner Zelle saß dann der Schönschreiber des Klosters, glättete und liniierte sein Pergament und schrieb unermüdlich die Worte ab, die er nicht immer verstand. Die Anfangsbuchstaben schrieb er recht groß und malte sie mit Rot, Blau, Grün und Gold aus. Durch seinen Fleiß schuf er dem Kloster eine Bibliothek.

cc) **Musteranstalten für den Ackerbau.** Die Klöster besaßen weit ausgedehnte Ländereien. Dazu schenkten ihnen die frommen Leute immer mehr an Land, so daß sie unermeßlich reich wurden. Diese Klosterländereien waren am sorgfältigsten bewirtschaftet; denn die Mönche verstanden auch Garten- und Feldbau vortrefflich. Pfirsiche, Aprikosen und edle Apfelsorten wuchsen in Deutschland zuerst in den Klostergärten, und die weiße Lilie und die volle Rose der Römer wurden hier zuerst bewundert. Auch den Weinbau pflegten sie aufs sorgfältigste. So wurden die Klöster Musteranstalten für den Ackerbau. Auch unterstützten sie die Armen, waren gastliche Herbergen für Pilger und Wanderer und Zufluchtsstätten für Kranke, Bedrängte und Bekehrte.

d) **Das Kloster zu Fulda.** Das wichtigste Kloster, das Bonifatius gegründet hat, ist dasjenige zu Fulda. Es wurde eine Bildungsanstalt, die ihr Licht weithin in die umliegenden Länder warf, und eine Pflanzstätte frommer Kunst und Wissenschaft, aus der die bedeutendsten Männer jener Zeit hervorgingen. Es gelangte zu solcher Blüte, daß die Zahl der Mönche einmal 4000 betrug. Über die Gründung dieses Klosters schrieb er selbst in einem Briefe an den Papst: „Es liegt ein waldiger Ort in einer sich weit ausdehnenden wüsten Einöde, in der Mitte der Völker, denen wir predigen. An diesem Orte haben wir ein Kloster errichtet und Mönche dorthin gesetzt, Männer von strenger Enthaltsamkeit, die nicht Fleisch, auch nicht Wein, noch sonstige berauschende Getränke genießen, die, nicht von Knechten unterstützt, durch ihrer eigenen Hände Arbeit Genüge finden. Diesen Ort habe ich von frommen und gottesfürchtigen Männern empfangen und ihn dem heiligen Erlöser geweiht. An diesem Orte beabsichtige ich bisweilen kurze Zeit und nur einige Tage meinen durch das Alter ermüdeten Körper auszuruhen, und dort wünsche ich auch nach dem Tode zu liegen. Denn vier Völker (Hessen, Franken, Thüringer, Sachsen), denen ich durch die Gnade Gottes das Wort Christi verkündet, wohnen im Umkreise dieses Ortes. Ihnen kann ich nützen, so lange ich lebe und des Geistes Kraft besitze."

e) **Errichtung von Bistümern.** Hatte Bonifatius eine Anzahl Kirchen erbaut, so vereinigte er mehrere derselben zu einem Bezirk oder Sprengel. Die Mittelpunkte der Kirchensprengel, von denen aus die andern Kirchen beaufsichtigt wurden, hießen Bistümer. Das Oberhaupt der Geistlichen eines Sprengels war der Bischof. An einem solchen Bischofssitze erhob sich zunächst eine Kirche mit hohem Turme, daneben die Wohnung der Geistlichen. Die Kirchen, anfangs einfach und meist aus Holz, wurden später groß und prächtig gebaut: es entstanden Dome oder Münster. Bald bauten

sich auch einzelne Leute in der Nähe des Domes an; andere Bewohner der Umgegend gesellten sich dazu, und so entstanden nach und nach Dörfer und kleine Städte. Die vielen Fremden, die zu einer solchen Kirche pilgerten — die Kirchen waren noch selten und nicht so häufig wie jetzt — verursachten auch Handel und Verkehr, so daß mit den kirchlichen Festen häufig ein Markt oder eine Messe verbunden wurde, welche daher den Namen Kirchmesse erhielt, aus welchem Worte dann Kirmeß (Kirchweih) geworden ist. So ist Bonifatius also auch der Gründer von Städten, obgleich es noch lange gedauert hat, ehe sich diese Niederlassungen nach und nach zu Städten entwickelten. In Thüringen gründete er Ohrdruf, in Hessen Fulda, in Bayern Regensburg und Passau, denn auch bei den Bayern war er gewesen und hatte dort sehr segensreich gewirkt. Nur bei dem Stamme der Sachsen, der nördlich vom Harz, also nördlich von den Thüringern und Hessen zwischen Rhein und Elbe wohnte, hatte er nicht festen Fuß zu fassen vermocht. Sie blieben vielmehr ihrem alten Heidenglauben treu.

6. Bonifatius wird Erzbischof.

Winfried hatte an den Papst geschrieben. Dieser, früher nur Bischof der Stadt Rom, stand bald in solchem Ansehn, daß er zu Winfrieds Zeit schon als das Oberhaupt der Christenheit galt, dem auch die weltlichen Fürsten und Könige willig Ehrfurcht erzeigten. Besonders wurde er im Frankenreiche und auch in England hoch geehrt. Daher reiste auch Bonifatius mehrmals nach Rom, um sich vom Papste zu seiner Missionsarbeit segnen zu lassen. Dieser freute sich der großen Verdienste, die sich Winfried um die Ausbreitung des Christentums in Deutschland erworben hatte. Aus Dankbarkeit ernannte er ihn zum obersten Bischof in ganz Deutschland, zum Erzbischof. Bonifatius wohnte nun in der Stadt Mainz und erklärte den Papst auch für das Oberhaupt der deutschen Kirche. Und dieser erteilte ihm einen sehr ehrenvollen Auftrag: er sollte an Stelle des Papstes den neuen Herrn des Frankenreiches, Pipin den Kurzen oder den Kleinen, zum Könige salben. Das geschah, und fortan waren die Könige des Frankenreiches die eifrigsten Beschützer der christlichen Kirche in Deutschland.

7. Winfrieds Ende.

Unter viel Sorgen und Mühen war sein Leben vergangen. Er war nun hochbetagt und hatte ein Vorgefühl seines baldigen Todes. Da erwachte in ihm seine Jugendliebe zu dem Friesenvolke. Das Werk, das er in seiner Jugend begonnen, wollte er jetzt, am Abend seines Lebens, vollenden. Er bestellte sein Amt, wählte sich einen Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle und nahm Abschied von der Stätte, an der er so lange segensreich gewirkt. Die Reise ging den Rhein hinab. Es war eine sonnige Fahrt, gleich einer langen Festreise. Wo eine Kapelle auf den Höhen stand oder ein Kirchlein unten am Strom, da drängten sich die Leute und läuteten die Glocken, wenn das Schiff kam und abfuhr. Jeden Abend legten die Reisenden an, wo fromme Christen wohnten. Winfried stieg an das Land, begrüßte die Ge-

meinden und ruhte unter dem Dach derer, die ihm vertraut waren. So fuhren die Reisenden den Rhein abwärts bis dahin, wo er zum See wird; dann fuhren sie ostwärts bis zur Grenze der heidnischen Friesen.

Dorthin hatte Winfried im voraus das neubekehrte Volk geladen, damit er den Getauften die Hand auflege und sie im Glauben befestige. Seine Boten waren durch ganz Friesland gegangen und hatten seine Ankunft verkündet. An der Mündung des kleinen Flusses Borne, in der Nähe des heutigen Dokkum, landeten die Fahrenden. Der Erzbischof stieg an das Land, wählte die Lagerstelle und umschritt weihend den Raum. Dann wurden die Zelte aufgeschlagen, der Graben geschüttet und das angeschwemmte Holz zum Walle geschichtet. Viele tausend Friesen waren bekehrt; seine Lehre und die seiner Gehilfen hatte reiche Früchte getragen. Frohen Sinnes durfte er zurückblicken auf ein langes, zwar mühevolles, aber auch reich gesegnetes Leben. Er hatte die Neugetauften aus der Umgegend an einem bestimmten Tage zu sich ins Lager berufen. Als der Morgen dieses Tages kam, stand die Lagerwache am Zaune des Lagers; über die weite Ebene spähte ihr Blick. Da erkannte sie fern im Dunst eine dunkle Masse; sie schob sich heran, Speere blinkten und weiße Schilde. Da merkte sie, daß es Feinde waren, die sich zum Sturm auf das Lager rüsteten. Jetzt wurde es im Lager lebendig; die Waffen klirrten, der Kriegsschrei wurde gerufen. Winfried trat aus seinem Zelte hervor, das Wort des Herrn in der Hand, umdrängt von den Geistlichen. Draußen am Graben erhob sich mißtönendes Geheul; die Heiden liefen gegen das Pfahlwerk und rissen an den Hölzern. Die Begleiter Winfrieds sprangen vor, die Waffen in der Hand. Aber mächtig erscholl die Stimme des Erzbischofs: „Lasset ab, meine Diener, lasset ab von dem Streite; die heilige Schrift lehrt uns ja, Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem zu vergelten. Schon lange habe ich mich nach diesem Tage gesehnt; die Zeit meiner Auflösung steht nun bevor. Seid stark im Herrn, nehmt geduldig an, was seine Gnade uns schickt. Vertrauet ihm, er wird unsere Seele erretten!“ Ähnlich ermahnte Bonifatius die Priester. Da warfen die Begleiter Winfrieds ihre Schwerter den einbrechenden Heiden entgegen. Einer nach dem andern traten sie vor und empfingen die Todeswunde, zuletzt auch Winfried. Betend, ein Evangelienbuch in der Hand, so empfing er den Todesstreich. Nur wenige aus dem Gefolge retteten sich über das Wasser und berichteten von dem schrecklichen Ende des frommen Helden. Es war am 5. Juni 755, als diese grause That geschah.

Die Gebeine Winfrieds führten fromme Väter den Rhein hinauf und begruben sie nach seinem Wunsche in seinem Lieblingskloster Fulda. Seinen gefallenen Begleitern aber schütteten christliche Friesen am Strande der Nordsee den Totenhügel und umschritten die Stelle mit Gebet. In Fulda, auf einem

erhabenen Platze vor dem Dome, steht, von Erz gegossen, das Bild des so schlichten und doch so gewaltigen Gottesmannes. Im langen Mönchsgewand, mit einem Kreuze in der Rechten und dem Evangelienbuche in der Linken, so predigt er von dort aus dem lebenden Geschlechte die Gottestreue der grauen Vorzeit. Noch heute wird sein Bischofsstab, sein Evangelienbuch und der Dolch, mit welchem er ermordet sein soll, in Fulda aufbewahrt.

B. Vertiefung.

1. Welches Ziel hat sich Bonifatius gesteckt?

Er will die Deutschen zum Christentume bekehren. Das ist ein erhabenes Ziel. Er folgt darin dem Befehle des Herrn: „Gehet hin in alle Welt . . .“ In diesen Worten hat der Herr seinen Jüngern das Missionswerk befohlen. Weil Bonifatius diesem Befehle folgt, so gleicht er den Aposteln des Herrn, heißt also mit Recht „Apostel der Deutschen“. Diese Aufgabe ist nicht nur erhaben, ihre Ausführung ist auch sehr schwer. Denn Deutschland ist ihm fremd und unbekannt, die Religion der Deutschen uralt, und diese hängen mit inniger Verehrung an ihren Göttern.

2. Welche Mittel wendet er an?

Er nimmt sich bei seinem Werke den Heiland zum Vorbilde. Er zieht umher und lehrt und predigt. Ein anderes Mittel ist sein Mut in der Gefahr. Wie Jesus sich einst nicht scheut, den Tempel zu reinigen, so fürchtet sich auch Bonifatius nicht, der geheiligten Donareiche die Axt an die Wurzel zu legen. Diese mutige That gewinnt ihm mehr Anhänger als Lehre und Predigt; denn die Deutschen erkennen durch sie die Ohnmacht ihrer Götter. Hier beweist Bonifatius: „Fürchtet euch nicht vor denen . . .“ Von seiner Lehre erzählt uns sein Geschichtsschreiber: „Die Lehre der heiligen Schrift setzte er mit wunderbarer Beredsamkeit und durch Hinzufügung passender Gleichnisse in kräftiger Predigt auseinander, ohne Schmeichelei gegen Reiche und Mächtige, aber auch ohne allzugroße Strenge gegen Niedere, mit einer solchen feinen Mäßigung, daß weder hartem Tadel die Milde, noch seiner Milde die Kraft der Ermahnung fehlte. Seine Geduld vermochte nie der Zorn zu verjagen; nie verließ ihn seine Langmut, nie siegte die Begierde über seine Selbstbeherrschung; nie wurde seine Enthaltsamkeit und Mäßigkeit durch Völlerei verletzt, auch trank er weder Wein noch starke Getränke.“ — Sein bestes Mittel aber ist die unerschütterliche Treue gegen Gott, mit der er sein Lebenswerk ausführt. Wie er am Anfang seiner Wirksamkeit das Wort des Petrus befolgt: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen,“ so gilt von seinem ganzen Leben das Bibelwort: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

3. Welches ist der Beweggrund seines Handelns?

Wenn sonst Menschen in fremde Länder ziehen, so thun sie es wohl, um Reichtümer zu erwerben, also aus Gewinnsucht und Habsucht. Das ist bei Bonifatius nicht der Fall, denn Reichtümer kann ein Missionar schwerlich erwerben. Andere wollen sich Ehre und einen großen Namen erwerben. Ehre hat sich Bonifatius auch erworben. Inwiefern? Aber der Ehre halber hat er schwerlich seine Missionsreise unternommen, denn Ehre wird ihm schon in England zuteil. Ihn treibt vielmehr die Liebe in die dunklen Wälder Germaniens, so daß er das Gebot erfüllt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Diese Liebe bethätigt er auch gegen seine Feinde, wie Jesus es einst am Kreuze gethan. Er erfüllt also des Heilandes Gebot: „Liebet eure Feinde . . .“ Und noch kurz vor seinem Tode spricht er ja zu seinen Dienern: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem . . .“, wie Jesus noch im Tode für seine Feinde gebetet hat: „Vater vergieb ihnen . . .“ So ist er Jesu nachgefolgt als ein treuer Diener: „So will ich denn dir, meinem Herrn . . .“ (Mir nach, spricht Christus . . . V. 7).

4. Welches ist der Lohn seiner Arbeit?

Die Jünger sprechen einst zum Herrn: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird uns dafür?“ Sie fragen also nach dem Lohne. Das hat Bonifatius nicht gethan, er ist nicht lohnsüchtig. Doch ist er geehrt worden wie selten ein Mensch. Er besitzt die Liebe derjenigen, die er bekehrt, in reichstem Maße. Da erfüllt sich das Wort: „Wer Liebe sät, wird Liebe ernten.“ Sein Name aber wird unsterblich sein; denn so lange es deutsche Christen giebt, werden sie auch ihres Wohlthäters gedenken.

5. Was sind ihm die Deutschen schuldig?

Jedes Volk ist seinen großen Männern Dank schuldig. Dankbar sind schon seine Zeitgenossen, dankbar ist auch der Papst. Dankbar sind wir ihm heute noch, das beweist sein Denkmal in Fulda und auch der Kandelaber bei Altenbergen. Und es erfüllt uns mit Trauer und Schmerz, daß ein so edler Mann bei so edlem Werke doch eines so elenden und schrecklichen Todes sterben muß.

Unseren Dank aber können wir am besten beweisen, wenn auch wir der armen Heiden gedenken; denn es giebt noch viele Millionen, die nichts von Gott und seinem Sohne wissen. Und alljährlich ziehen Missionare in die Heidenwelt, die Ungläubigen zu bekehren und christliche Kirchen in ihrem Lande zu erbauen. Das edle Werk dieser edlen Männer zu fördern, werden Geldsammlungen veranstaltet. Auch du kannst dieses Missionswerk fördern, wenn du dein Scherflein beiträgst zum Werke der Heidenmission.

III. Verknüpfung.

1. Vergleich Winfrieds mit den Aposteln, besonders Paulus.

Beide gehorchen dem Gebote des Heilands: „Gehet hin in alle Welt.“ Beide treibt die Liebe zu Gott und die Liebe zu den armen Heiden. Beide ertragen um Christi willen viel Mühen und Beschwerden, viel Not und Gefahr. Beide sterben auch im Dienste ihres Herrn eines gewaltsamen Todes: Paulus in Rom durch das Schwert des Kaisers Nero, Bonifatius durch die Mordwaffen der Friesen.

2. Vergleich der heidnischen mit der christlichen Zeit.

Dort unter uralten Eichen rohe Opferfeste; Pferde, Rinder, auch wohl Kriegsgefangene werden den Göttern geopfert. Hier in Kirchen christlicher Gottesdienst mit Predigt, Gesang und Gebet. — Dort als Lieblingsbeschäftigung Jagd und Krieg; hier Acker- und Gartenbau, Obstbau, Gewerbe, Künste und Wissenschaften. — Dort eine strenge Erziehung, die jedoch nur dem Körper gilt; hier ebenfalls große Strenge, bei der auch der Geist Vorteil hat. — Dort undurchdringliche Wälder mit zerstreut liegenden, dürftigen Wohnungen; hier wohlgepflegte Dörfer, eng aneinander gebaute Klöster, ja schon der Anfang zu kleinen Städten.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

680 Bonifatius wird in England geboren.
724 Bonifatius fällt die Donareiche bei Geismar.
755 Bonifatius wird von den Friesen erschlagen.

2. Geographische Ergebnisse.

a) Deutsche Stämme, welche Bonifatius auf seinen Reisen berührt hat.

Friesen, an der ganzen Nordseeküste, vom Rhein bis zur Eider.
Franken, westlich vom Rhein bis tief ins heutige Frankreich hinein, zu beiden Seiten des Mains (Franken), am Neckar und an der oberen Donau.
Hessen, zu beiden Seiten der Fulda.
Thüringer, zwischen Werra und Fulda.
Bayern, zu beiden Seiten der oberen Donau.
Sachsen, nördlich vom Harz, zwischen Elbe und Rhein.

b) Von Bonifatius gegründete Städte.

Ohrdruf in Thüringen, Regensburg und Passau in Bayern, Fulda in Hessen.

3. Ethische Ergebnisse.*)

*) Von jetzt ab fällt die besondere Zusammenstellung der ethischen Ergebnisse der Raumersparnis wegen weg.

V. Anwendung.

1) Was erzählt uns der Kandelaber in Altenbergen?

2) Inwiefern ist der Beruf eines Missionars ein schwerer, aber doch ein segensreicher?

3) Wodurch sind die Klöster zu einem Segen geworden?

4) Suche Spuren der Thätigkeit Winfrieds! (Sagen über ihn!)

5) Nenne dir bekannte Klöster!

6) Beweise an Bonifatius die Wahrheit des Wortes: „Wer Liebe sät, wird Liebe ernten!“

B. Karl der Große.

1. Der Krieg mit den Sachsen.

(Ziel: Wie ein Frankenkönig die Sachsen zum Christentume bekehrt.)

I. Vorbereitung.

Bonifatius hat das Christentum zu den Friesen, Hessen, Thüringern und Bayern gebracht. Die Franken waren schon Christen, die Sachsen noch Heiden.

Wo wohnten die Franken? Zur Zeit Armins haben wir von den Franken noch nichts gehört. Damals gab es auch noch keine Franken. Erst mehrere Jahrhunderte später vereinigten sich die kleineren deutschen Stämme, die auf beiden Ufern des Rheins wohnten, zu einem größeren Völkerbund, der nach und nach den Namen Franken erhielt, ein Königreich bildete, sich seine Könige wählte und das Christentum annahm.

Bei den Sachsen hatte Bonifatius nichts auszurichten vermocht; sie blieben noch Heiden. Zur Zeit Armins gab es auch noch keine Sachsen. Sie waren vielmehr ein Völkerbund oder ein Völkerverein, zu dem sich alle Stämme Niederdeutschlands mehrere hundert Jahre nach Armins Tode zusammengeschlossen hatten. Das Hauptvolk Niederdeutschlands zur Zeit Armins waren die Cherusker. Von ihnen ging die Befreiung Deutschlands vom Römerjoche aus. Die echten Nachkommen der Cherusker aber waren die Sachsen. Die Cherusker liebten die Freiheit über alles; sie wollten lieber ihr Leben lassen, als einem fremden Volke dienen. Aber noch höher als die Freiheit stand ihnen die Gottheit. Religion und Freiheit also waren ihre höchsten Güter, und wer diese anzutasten wagte, wie die Römer es gethan, den haßten sie grimmig als ihren Feind. Die Sachsen, ihre Nachkommen, haben über Religion und Freiheit gerade so gedacht. Darum wird ihre Be-

kehrung nur nach blutigem Kampfe möglich gewesen sein; denn für ihre höchsten Güter werden sie auch den schwersten Kampf gewagt haben.

Welcher Frankenkönig mag es gewesen sein? Wir kennen schon einen solchen, Pipin. Er war durch Bonifatius zum Könige gesalbt worden. Seitdem war er ein eifriger Beschützer der christlichen Kirche. Als Bonifatius 755 erschlagen wurde, da lebte er noch. Er regierte bis zum Jahre 768. In diesem Jahre kam sein Sohn Karl zur Regierung. Er war es, der die Sachsen nach langem Kampfe zum Christentume bekehrte.

Von diesem Kampfe wollen wir nun hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Ursache des Krieges.

Schon Jahrhunderte hindurch bestand zwischen Franken und Sachsen erbitterte Feindschaft. Dazu kamen noch besondere Umstände, die jeden Tag eine Störung des Friedens verursachen konnten. Die Grenze zwischen Franken und Sachsen, auf dem rechten Rheinufer, zog sich fast durchaus in der Ebene hin und war nicht genau festgesetzt. Die kriegslustige Jugend der Sachsen aber liebte es, nach altgermanischer Sitte unter einem tapferen Herzoge in das Land der Nachbarn einzufallen und nach kurzem Streifzuge mit reicher Beute zurückzukehren. Die Franken thaten dasselbe. So wollten denn Raub, Mord und Brand auf beiden Seiten kein Ende nehmen. Solche Nachbarn aber waren dem König Karl höchst unbequem. Er mußte fürchten, daß sie ihn eines Tages in seiner Hauptstadt Aachen, wo er am liebsten weilte, überfielen. Auch war es ihm schon lange ein Greuel, daß sie in ihren dunklen Wäldern noch immer den alten Göttern opferten; denn er war ein frommer Mann, der die Christenreligion über alles liebte, und er glaubte die Pflicht zu haben, das Christentum mit allen Mitteln ausbreiten zu müssen. So begann er denn den Krieg.

2. Der erste Zug ins Sachsenland.

Da König Karl voraussah, daß der Krieg mit den freiheitsliebenden Sachsen so bald nicht zu Ende sein würde, so wollte er ihn nur mit Zustimmung seines ganzen Volkes beginnen. Auf einer Reichsversammlung zu Worms 772 wurde denn der Zug gegen die Sachsen beschlossen und sogleich ausgeführt. Karl selbst stellte sich an die Spitze des Frankenheeres, und ehe es sich die Sachsen versahen, war ihr Land bis zur Weser überfallen und mit Feuer und Schwert verwüstet. Durch List gelang es Karl, die Eresburg, die Hauptfeste der Sachsen, zu erobern. In unwegsamer Gegend, auf steiler

Höhe gelegen, war sie eine der wenigen Ortschaften im Sachsenlande. Sie lag an der Diemel, einem linken Nebenflusse der Weser. Nicht weit davon, wahrscheinlich im Eggegebirge, nur einige Stunden entfernt von der Stelle, an der Bonifatius die Donareiche der Hessen gefällt haben soll, stand die Irminsäule, das größte Heiligtum der Sachsen. Sie war ein uralter, gewaltiger Baum, der nach dem Glauben der Sachsen das ganze Weltall trug und daher von ihnen göttlich verehrt wurde. Die Irminsäule stand in einem uralten, heiligen Haine; am Fuße des heiligen Baumes sprudelte ein heiliger Brunnen mit süßem Wasser. Auch war viel Gold und Silber daselbst aufbewahrt, wahrscheinlich Kriegsbeute aus früheren Streifzügen, die hier den Göttern geweiht wurde. Karl zerstörte die Irminsäule und den heiligen Hain, wozu er drei Tage brauchte, und drang dann weiter bis zur Weser vor. Durch den plötzlichen Überfall waren die Sachsen überrascht; sie hatten keine gesammelte Streitmacht und konnten keine große Schlacht wagen. So wurde es Karl leicht, sie zu unterwerfen. An der Weser angekommen, schloß er einen Vertrag mit ihnen. Sie mußten zwölf Geiseln, Kinder der vornehmsten Sachsen, als Unterpfand der Treue stellen und Unterwerfung geloben. Dabei verfuhr er mit grausamer Strenge. Er trieb viele Sachsen in den Fluß und ließ ihnen nur die Wahl, entweder dort zu sterben oder sich taufen zu lassen. Christliche Priester durchzogen nun das gebeugte Sachsenland und predigten Unterwerfung unter das Kreuz Christi und unter die Herrschaft des Frankenkönigs. Dann zog Karl zurück. Er nahm die goldenen und silbernen Beutestücke, die er bei der Irminsäule gefunden, mit hinweg. Die zwölf Geiseln der Sachsen aber steckte er in fränkische Klöster und ließ sie zu Christen erziehen.

3. Der Überfall am Süntel.

Mit diesem ersten Zuge Karls war der Krieg aber nicht zu Ende. Die fränkischen Priester waren den Sachsen ein Greuel; denn diese hatten bisher keine eigentlichen Priester. Jeder Hausvater durfte für seine Hausgenossen, jeder Fürst für seine Stammesgenossen Opfer und Gebet verrichten. Jetzt sollten die Sachsen auch Steuern und Abgaben entrichten, die sie bisher nicht gekannt. Sie sollten sich plötzlich einem fremden Könige beugen, während sie bisher nicht einmal einen Stammeskönig gehabt. Mit dem uralten Gottesdienst ihrer Väter sollten sie also zugleich auf ihre bisherige Freiheit verzichten. Das war den Sachsen zu viel; sie griffen zu den Waffen, brachen den Eid der Treue, den sie dem Frankenkönige geschworen, und drangen nun ihrerseits mit Feuer und Schwert in fränkisches Gebiet. Auf diesem Zuge zerstörten sie die von Bonifatius erbaute Kirche zu Fritzlar, eine Vergeltung für die Zerstörung der Irminsäule. An der Spitze der Sachsen stand der tapfere Herzog Widukind.

Rasch eilte Karl herbei, und in kürzester Zeit war der Aufstand niedergeworfen. Die Sachsen gelobten aufs neue Treue, und Widukind mußte zum befreundeten Dänenkönige flüchten, dessen Land nördlich von der Eider lag. Das wiederholte sich noch mehrmals. So oft Karl den Rücken gewandt hatte, erhoben sich die Sachsen wieder; sobald er jedoch mit Heeresmacht zurückkehrte, unterwarfen sie sich.

Im Jahre 777 hielt Karl mitten im Sachsenlande, in der Gegend des heutigen Paderborn, einen Reichstag, zu welchem er alle Sachsen einlud. Die meisten erschienen vor dem Frankenkönig: es wurde kein Widerstand mehr laut; Sachsen schien unterworfen. Nur Widukind war nicht erschienen; er weilte am Königshofe in Dänemark. Geistliche und weltliche Herren aus Frankenland setzten sich jetzt im Lande der Sachsen fest, trieben mit Härte Steuern und Abgaben ein und forderten die Fronarbeiten zum Bau von Kirchen, Zwingburgen und Verschanzungen.

Östlich von der Saale wohnten die Wenden, ein räuberisches Volk. Sie fielen jetzt in Thüringen ein, das schon zum Frankenreiche gehörte. Unter zwei fränkischen Feldherrn sandte Karl ein Kriegsheer gegen sie und bestimmte, daß auch die Sachsen ihm in diesem Kampfe Hilfe leisten sollten. Allein, das war zuviel gewagt. Ja, wäre Karl selbst ihr Anführer gewesen, vielleicht wären sie ihm willig gefolgt; aber seine Unterfeldherren besaßen kein Ansehen bei ihnen. Dazu erschien Widukind wieder in seiner Heimat, ein Rächer seines Volkes, ein Vorkämpfer der sinkenden und verblutenden Freiheit und des alten Glaubens. Er bewegte ganz Sachsenland, und alle freien Männer griffen zu den Waffen. Sie erschlugen alle fränkischen Priester, Steuereinnehmer und alle weltlichen Herrn aus Frankenland. Das geschah 782. Als das fränkische Heer den Sachsenaufstand erfuhr, gab es den Zug gegen die Wenden auf und rückte dahin, wo die Sachsen sich versammelten. Es kam bis zum Berge Süntel auf dem rechten Weserufer, an dessen Nordseite die Sachsen lagerten. Hier entbrannte der Kampf. Die Sachsen standen in Schlachtordnung vor ihrem Lager. Die Franken rückten auf sie los, so schnell, als jeden sein Roß zu tragen vermochte. So unüberlegt der Angriff war, so übel fiel auch die Schlacht aus. Die Franken waren bald umringt und fast bis auf den letzten Mann niedergehauen. Auch ihre beiden Feldherren waren gefallen. Es war nicht weit von der Stätte, wo einst die Cherusker unter Armin den Varus und seine Römer vernichtet hatten. So kämpften die Sachsen für ihren Glauben und ihre Freiheit.

4. Das Blutgericht zu Verden.

Die Kunde von der furchtbaren Niederlage seines Heeres am Berge Süntel drang bald bis zum König Karl. Da glaubte er, keinen Augenblick

zögern zu dürfen. Rasch rüstete er ein neues Heer und brach zum Rachezug gegen Sachsen auf. Kaum war er in die Gegend des Süntel gekommen, als er mit Grausamkeit alles verheeren ließ, was seinen Waffen nicht zu widerstehen vermochte. Dann gab er den Gebeinen seines erschlagenen Heeres ein christliches Begräbnis und zog weiter die Weser stromab bis zur Mündung der Aller. Hier, auf der weiten Ebene in der Nähe der Stadt **Verden**, hielt er Gericht. Er ließ alle sächsischen Großen vor sich kommen und verlangte von ihnen die Auslieferung der Anstifter der letzten Empörung. Alle bezeichneten Widukind als solchen. Der aber war wieder nach Dänemark geflohen. Da ließ König Karl sich in seinem Zorne zu einer blutigen That hinreißen. So kurz das Verhör gewesen, so kurz war auch das Gericht. 4500 der edelsten und vornehmsten Sachsen ließ er an einem Tage enthaupten, um so mit einem gewaltigen Schlage die mit dem Tode ringende und sich verblutende Freiheit des Volkes zu Boden zu schmettern. Nachdem er so Rache genommen, zog er wieder zurück in sein Land.

5. Der Sachsen Rache.

Die Kunde von dem Blutgericht zu Verden durcheilte wie ein Lauffeuer ganz Sachsenland. Überall verursachte sie Schrecken und Entsetzen, zugleich aber auch die äußerste Wut und Verzweiflung. Widukind kehrte aus Dänemark zurück. Wie einst Armin, als es Kampf galt gegen die Römer, so flog jetzt Widukind von Gau zu Gau und rief zu den Waffen. Seine Sendboten durchzogen ganz Sachsenland; in jedem Dorf, in jedem Gehöft schürten sie die Flammen der Empörung. **Ein** Gefühl durchzuckte aller Herzen: Rache zu nehmen für das Blutgericht zu Verden. So kam es, daß alle Sachsenstämme vereinigt sich erhoben zu einem letzten großen Kampf für die alte Freiheit und die alten Götter.

Auch Karl erschien mit einem gewaltigen Heere. Seine Scharen verheerten die sächsischen Lande vom Teutoburger Wald bis an den Elbstrom. Unweit der Stelle, wo einst Armin die Römer geschlagen, bei dem heutigen **Detmold**, kam es 783 zur Entscheidungsschlacht. Die Sachsen fochten mit dem Mute, der entschlossen ist, zu siegen oder zu sterben. Aber so mutig sie auch stritten bis zum letzten Atemzuge, so heldenmütig auch ihr Führer Not und Gefahr seines Volkes teilte: dem neuen Christenglauben und seinem starken, begeisterten Vorkämpfer war der Sieg beschieden. Am Abend waren die Sachsen geschlagen; die Blüte der sächsischen Volkskraft lag tot auf der Walstatt. Es war ein Kampf nicht nur zwischen zwei mächtigen Völkern, sondern ein Kampf der tausendjährigen alten Heidenreligion mit dem aufstrebenden Christentum. Nicht die **Sachsen** allein, auch ihre **Götter** waren bei Detmold geschlagen, und mit dem **Frankenkönig** triumphierte auch der **Frankengott**.

Auch eine zweite große Schlacht an der Hase fiel unglücklich für die Sachsen aus. Tausende der sächsischen Jugend weihten den Boden des Schlachtfeldes mit ihrem Blute. Der Widerstand des tapferen Volkes war nun gebrochen. Es gelobte aufs neue Unterwerfung und Treue.

6. Widukinds Bekehrung.

So viel Unglück im Kriege erschütterte endlich auch Widukinds Glauben an die Allmacht der Sachsengötter. Mit dieser Erkenntnis aber ging Hand in Hand der Glaube an die Kraft des Christengottes und die siegreiche Allmacht des Christentums. Da beschloß auch er, ein Christ zu werden. Die Sage erzählt darüber: König Karl hielt zum erstenmale sein Winterlager im Sachsenlande, um dort das heilige Weihnachtsfest zu feiern. Sein prächtiges Zelt wurde deshalb zum hochragenden Tempel gewölbt und mit reichen Schätzen geschmückt. Hier wurde am Weihnachtsfeste der Frühgottesdienst gehalten. Noch liegt tiefes Dunkel auf der Erde, als Widukind durch das Lager nach dem Gotteshause schleicht. Da steht er plötzlich am Eingang desselben. Melodieen, wie Engelstimmen vom Himmel hernieder, tönen an sein Ohr; sie kommen aus dem Innern des Tempels. Die Pforte desselben ist weit geöffnet; eine blendende Lichtfülle strahlt ihm entgegen. Tapfere Krieger, in hundert Schlachten erprobt, knieen am Boden, statt des Schwertes das Kreuz in der Hand. Auf den Stufen des Hochaltars aber kniet König Karl, nicht wie ein Krieger zum Kampfe gerüstet, sondern wie ein Priester gekleidet in weißes Gewand, Hände und Antlitz andächtig erhoben. Auf seinem Haupte nur trägt er die Krone. Um ihn herum, in derselben Kleidung, knieen seine tapferen Feldherren, mit Grafenkronen geziert. Und dazu dieser blendende Lichtglanz, die andächtige Stille der knieenden Menge, und von oben hernieder der weiche Gesang — da schmilzt dem Sachsenhelden die Härte des Gemüts, da beugt auch er sein Knie vor der Hoheit des Christengottes, ihm anbetend zu huldigen. Und als er nun sieht, wie Kinder in hellen Gewändern dem Kaiser auf kostbarer Schale das heilige Abendmahl reichen, wie auch alle andern herzudrängen, sich im heiligen Mahle mit Gott zu versöhnen, da fühlt er sich überwältigt. Betäubt faltet er die Hände wie zum Gebet; die Augen werden ihm feucht; hin eilt er zum Hochaltar, kniet vor König Karl zur Erde und spricht: „Gieb auch mir die Taufe, daß ich ein Christ werde wie du!“*)

Zu Attigny im nördlichen Frankreich ließ er sich taufen. König Karl selbst war sein Pate. Ihm nach folgten viele tausend sächsische Edele, ließen sich taufen und huldigten dem Frankenkönige. Das geschah im Jahre 785.

7. Des Krieges Ende.

Mit der Taufe Widukinds war der Sachsenkrieg noch nicht zu Ende, obgleich die Kraft des Sachsenvolkes gebrochen war. In einzelnen Gegenden des

*) Nach dem Gedicht „Wittekind“ von A. v. Platen.

Sachsenlandes brachen von Zeit zu Zeit immer wieder Aufstände aus, zu einer gemeinsamen Erhebung aber kam es nicht wieder. Es genügte, daß Karl mehrere Züge durch das Land unternahm, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Er verpflanzte viele tausend Sachsen in fränkisches Gebiet, bis sich im Jahre 803, nach mehr als dreißigjährigem Kampfe, auch die letzten Sachsen unterwarfen. Karl sicherte ihnen gleiche Rechte und Vorzüge wie den Franken zu. Ihr Gebiet bis zur Eider im heutigen Schleswig wurde dem Frankenreiche einverleibt.

So waren alle deutschen Stämme zu einem großen Reich unter einem gemeinsamen König vereinigt.

8. Karls Sorge für Erhaltung und Befestigung des Christentums unter den Sachsen.

Von einem Volke, das so lange und so erbittert für seine alten Götter und seine alte Freiheit gekämpft, können wir nicht erwarten, daß es nun die neue Religion ganz plötzlich und auf Befehl des Königs Karl angenommen. Vielmehr schlug das Christentum nur allmählich bei den Sachsen Wurzel. Innerlich hingen sie noch lange am Heidentume, und selbst bis auf den heutigen Tag hat sich bei ihren Nachkommen noch vieles von ihrer uralten Eigentümlichkeit erhalten.

Um das Christentum unter den Sachsen zu erhalten und zu befestigen, hat Karl dasselbe gethan, was vor ihm schon Bonifatius in Hessen, Thüringen und Bayern gethan: er hat Kirchen, Klöster und Bistümer errichtet. So hat er im Sachsenlande die Bistümer Bremen, Paderborn, Osnabrück, Münster, Verden, Minden, Halberstadt und Hildesheim gegründet. Auch aus diesen Bischofssitzen erwuchsen im Laufe der Zeit blühende Städte.

Weil die Sachsen aber immer wieder in die Greuel des Heidentums zurückfielen, so erließ Karl sehr strenge Gesetze, um dasselbe auszurotten und das Christentum zu befestigen. So verordnete er:*)

a) **Über die Heilighaltung der Kirchen.** „Es sollen alle Kirchen Christi, welche in Sachsen gebaut und Gott geweiht sind, nicht geringere, sondern größere und ausgezeichnetere Ehre haben, als die nichtigen Götzenbilder sie genossen haben."

„Wenn jemand mit Gewalt in eine Kirche dringt und in ihr mit Gewalt sich etwas aneignet oder die Kirche durch Feuer vernichtet, so soll er es mit dem Leben büßen."

b) **Über heidnische Mißbräuche.** „Wenn jemand die heiligen vierzigtägigen Fasten aus Geringschätzung des christlichen Glaubens verabsäumt und Fleisch ißt, so soll er es mit dem Leben büßen."

„Wenn jemand einen Bischof oder Priester tötet, soll er mit Enthauptung gestraft werden."

„Wenn jemand, vom Teufel betrogen, nach der Heiden Sitte glauben sollte, ein Mann oder Weib sei behext und deswegen sie verbrennt, der soll es mit dem Leben büßen."

*) Nach Albert Richter, Quellenbuch.

„Wenn einer den Körper eines Toten nach heidnischer Sitte verbrennt, soll er es mit dem Leben büßen."

„Wenn jemand im Volke der Sachsen etwa ungetauft sich verbergen will und es verschmäht, zur Taufe zu kommen, in der Absicht, Heide zu bleiben, soll er mit dem Tode bestraft werden."

„Alle Kinder sollen vor Ablauf eines Jahres getauft werden. Und wir setzen fest, daß wenn einer ein Kind vor Ablauf eines Jahres nicht zur Taufe zu bringen sich unterfängt, ohne Rat und Erlaubnis des Geistlichen, er dem Staate 120 Solidi zahlen soll, so er von Adel ist; ist er aber ein Freier, so zahle er 60, und wenn er ein Höriger ist, 30 Solidi."

„Wenn jemand eine verbotene und unerlaubte Ehe eingegangen ist, auch wenn jemand bei den Quellen, Bäumen oder Hainen betet oder bei denselben nach heidnischem Brauche opfert oder den heidnischen Göttern zu Ehren ein Mahl hält, soll er, wenn er adelig ist, 60 Solidi, wenn er ein Freier 30, und wenn er ein Höriger ist, 15 Solidi zahlen."

c) **Über zu entrichtende Abgaben.** „Die Gaugenossen, welche zu einer Kirche gehören, sollen dieser Kirche einen Hof und zwei Morgen Landes geben."

„Auch darüber ist man überein gekommen, daß von allen Abgaben, welche dem Könige zukommen, der zehnte Teil an die Kirchen und Priester gegeben werden soll."

„In gleicher Weise befehlen wir, daß alle den zehnten Teil ihrer Habe und ihrer Arbeit ihren Kirchen und Geistlichen abtreten."

d) **Über die Heiligung des Sonntags.** „An den Sonntagen soll man kein Gericht und keine öffentliche Versammlung abhalten, es sei denn, daß die Not oder der Krieg dazu drängt. Sondern es sollen alle sich zur Kirche begeben, um Gottes Wort anzuhören und sich dem Gebete und frommen Werken zu widmen. Desgleichen sollen an den großen Festtagen alle Gott und der Kirche dienen und weltliche Versammlungen meiden."

Auf diese Weise ist es Karl gelungen, die heidnischen Sachsen allmählich zu christlicher Sitte zu führen.

B. Vertiefung.

1. Was gefällt uns an König Karl?

a) Sein großes Ziel, nämlich einem mächtigen deutschen Stamme das Christentum zu bringen, denn das Christentum ist eine viel edlere Religion als das Heidentum. Inwiefern? Dort rohe, blutige Opferfeste in dunklen Wäldern, bei denen sogar Menschen geschlachtet werden, hier Gottesdienst in der Kirche mit Gesang, Predigt und Gebet. Mit dem Christentum ziehen bessere, edlere Sitten in den Sachsengauen ein; an die Stelle der früheren Wildheit und Kriegslust tritt allmählich die Lust und Liebe zu friedlichen Beschäftigungen.

b) Einige Mittel, welche er dabei anwendet. Er errichtet Kirchen, Klöster, Bistümer, sendet Lehrer und Priester nach Sachsen, die durch Lehre und Predigt die Herzen empfänglich machen sollen für die Segnungen des Christentums.

c) Seine Fürsorge für sein Volk. Er ist durch die räuberischen Einfälle der Sachsen in fränkisches Gebiet zum Kriege gezwungen, um seinem

Volke Sicherheit gewähren zu können. „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt."

2. Was gefällt uns nicht an ihm?

a) Er überzieht das Sachsenvolk mit Krieg, um es zum Christentum zu zwingen. Darin gleicht er nicht dem frommen Bonifatius; damit handelt er auch gegen den Willen des Herrn, der zu Petrus spricht: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn . . ." Wo aber die Gewalt herrscht, wo Blut fließt, da will der Same des Evangeliums nicht recht gedeihen, denn „Wer Haß säet, wird Haß ernten" — „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg; die Herde schlägt er und den Hirten." Der Sachsenkrieg ist ein Religionskrieg.

b) Seine Grausamkeit und Härte, mit der er die Sachsen zwingt. So treibt er oft die Sachsen in einen Fluß und läßt ihnen nur die Wahl, dort entweder zu sterben oder sich taufen zu lassen. So läßt er aus Rache 4500 der edelsten Sachsen enthaupten. Er gedenkt nicht des Wortes: „Rächet euch selber nicht . . ." Auch nicht des andern: „Liebet eure Feinde . . ." — „Vergebet, so wird euch vergeben." Er vergilt Böses wieder mit Bösem, statt es mit Gutem zu vergelten; er ist rachsüchtig.

c) Seine strengen Gesetze und Strafen, durch die er das Heidentum, das Jahrtausende hindurch bestanden, auszurotten sucht. Wie viele Sachsen mögen durch diese Gesetze den Tod erlitten haben! Durch Milde und Sanftmut hätte er sich der Sachsen Herzen gewinnen können, nicht aber durch Strenge und Gewalt, denn: „Ein gutes Wort findet einen guten Ort."

3. Was gefällt uns an Widukind und den Sachsen?

a) Ihre Liebe zur Freiheit. Weil ein fremder König das Christentum und mit ihm Steuern und Abgaben bringt, so sehen sie in ihm nur die Knechtschaft. Deshalb empören sie sich dagegen; sie wollen ihr Vaterland frei erhalten von jeder Fremdherrschaft. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen." Diese Freiheit zu verteidigen, opfern sie Gut und Blut, ja sogar das Leben, und das mit Recht; denn ein jedes Volk muß für seine höchsten Güter auch den schwersten Kampf wagen.

b) Ihre Liebe zu den alten Göttern. Obgleich das Christentum eine bessere Religion ist, so finden wir es edel, daß sie ihren alten Göttern so lange treu bleiben, bis sie den wahren Wert des Christentums erkannt, was um so länger dauern muß, als es ihnen mit Gewalt aufgezwungen wird.

c) Ihre Tapferkeit und Ausdauer in der Verteidigung von Religion und Vaterland; denn über 30 Jahre haben sie unermüdlich gekämpft.

4. Was gefällt uns nicht an ihnen?

a) Ihre Rachsucht. Auch sie vergelten Böses mit Bösem, zerstören Kirchen und Klöster, töten Priester und Missionare.

b) Ihre Wortbrüchigkeit. Sie haben Karl mit einem heiligen Eide Unterwerfung und Treue gelobt; sie brechen aber diesen Eidschwur und empören sich wieder. Die Wahrhaftigkeit der alten Germanen ist also bei ihnen nicht mehr zu finden.

5. Wodurch ist der Sachsenkrieg dennoch segensreich gewesen?

a) Durch die weitere Ausbreitung des Christentums. Ein großer deutscher Stamm wird der neuen Religion gewonnen, wenn Karls Weg durch Blut und über Leichen auch mit Schauder erfüllen muß.

b) Durch die Einigung aller deutschen Stämme zu einem Reiche, während früher nur Uneinigkeit und Zerrissenheit herrschte. Sachsen und Franken, die beiden Hauptstämme, bekriegten sich seit Jahrhunderten, und sie waren doch Brüder, denn sie gehörten einem Volke, dem deutschen, an. „Siehe, wie fein und lieblich ist es . . .“ — „Wo Neid und Zank ist, da . . .“

III. Verknüpfung.

1. Karl der Große und Bonifatius.

Beide haben ein großes Ziel: die Ausbreitung des Christentums. Beide gründen Kirchen, Klöster und Bistümer, aus welchen dann blühende Städte geworden sind. Welche? Beide lassen sich durch nichts von der Erreichung ihres Zieles abbringen, beide verfolgen also ihren Plan mit Beharrlichkeit und Ausdauer. — Karl ist ein Kriegsheld, Bonifatius ein Mann des Friedens, ein Missionar. Karl sucht, entgegen dem Befehle des Herrn, das Christentum mit Feuer und Schwert auszubreiten, Bonifatius aber durch das Wort von der unendlichen Liebe, die am Kreuze für uns gestorben ist. Karl erntet nur den Haß, Bonifatius aber die Liebe der Bekehrten.

2. Widukind und Armin.

Beide lieben Vaterland und Freiheit über alles. Beide sind rastlos thätig zur Befreiung des Vaterlandes. — Armins Bemühungen sind von Erfolg gekrönt, Widukind dagegen ist stets unglücklich. Armin stirbt durch den Dolch seiner Feinde und Neider; sein Volk ist undankbar. Widukind steht nicht nur bei den Sachsen, sondern auch bei den Franken in sehr hohem Ansehen.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

768 Der Frankenkönig Karl kommt zur Regierung.

772 Beginn des Sachsenkrieges; Eroberung der Eresburg und Zerstörung der Irminsäule.

777 Reichstag zu Paderborn.

782 Überfall am Süntel und Blutgericht zu Verden.

783 Entscheidungsschlachten bei Detmold und an der Hase.
785 Widukind läßt sich zu Attigny taufen.
803 Ende des Sachsenkrieges.

2. Bistümer im Lande der Sachsen.

Münster, Osnabrück, Paderborn, Bremen, Verden, Minden, Hildesheim, Halberstadt. (Lage!)

V. Anwendung.

1) Inwiefern können wir Karl einen „Streiter Gottes" nennen?
2) Inwiefern ist Karl auch ein Städtegründer?
3) König Karl, ein strenger Gesetzgeber!
4) Nenne Fürsten voll Grausamkeit und Härte gegen ihre Unterthanen!
5) Sei duldsam gegen Andersgläubige! (Suche sie vom Werte deiner Religion zu überzeugen durch das belehrende Wort, besonders aber durch gutes Vorbild und Beispiel, indem du ihnen das, was du lehrst, auch vorlebst. Suche also nicht mit Gewalt andern deinen Glauben aufzudrängen.)
6) Wende an: „Vergebet, so wird euch vergeben." — „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg . . ." — „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an . . ."

---

2. Karls Kämpfe zur Sicherung der Reichsgrenzen.

(Ziel: Wie König Karl auch noch gegen andere heidnische Völker Krieg führt.)

I. Vorbereitung.

Karls unermüdliche Sorge für die Ausbreitung des Christentums verwickelte ihn in weitere Kriege mit andern heidnischen Völkern, die an den Grenzen des großen Frankenreiches wohnten und diese fortwährend bedrohten. Solche Völker waren die Mauren in Spanien, die Wenden östlich von der Saale, die Avaren im heutigen Österreich und die Dänen. Durch die Mauren wurde die Südwestgrenze, durch die Avaren die Südostgrenze, durch die Wenden die Ostgrenze und durch die Dänen die Nordgrenze des Frankenreichs bedroht.

Von den Kämpfen gegen diese Völker wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Zug nach Spanien.

Auf dem Reichstage, den Karl 777 zu Paderborn, mitten im Sachsenlande, hielt, erschienen auch Abgesandte der Mauren aus Spanien. Ein

Statthalter des maurischen Königs hatte sich gegen diesen empört und war von ihm abgesetzt worden. Jetzt nun bat der abgesetzte Statthalter den König Karl um Hilfe gegen seinen Herrscher. Die Mauren waren Muhamedaner. Diese Erbfeinde der Christenheit ganz aus Europa zu vertreiben, wäre dem frommen Karl eine außerordentliche Freude gewesen. Gern benutzte er daher die Einladung des maurischen Statthalters, um als Vorkämpfer der Christenheit gegen die Ungläubigen aufzutreten.

Über das wilde, fast unzugängliche Gebirge der Pyrenäen führte der kühne Zug 778. Karl und seine Mannen schreckte nichts, nicht die himmelragenden Felsen, nicht die steilen, scharf ausgezackten Bergkegel, nicht die schroffen Gipfel mit schimmernden Gletschern und ewigen Schneefeldern, nicht die reißenden Bergströme und Wasserfälle, welche die öden Thäler durchtobten, nicht die Gebirgswüste, in welcher niemand wohnte und nichts gebaut wurde. Am Fuße des Gebirges liegt Pamplona. Nach furchtbarem Widerstande der Mauren wurde es von den Franken erobert und zerstört. Auch Saragossa am Ebro fiel nach langer Belagerung; seine Mauern ließ Karl schleifen. Alles Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro eroberte er, ließ sich, wie in Sachsen, Geiseln als Unterpfand der Treue stellen, und fügte dieses Gebiet unter dem Namen „Spanische Mark“ seinem Reiche hinzu. Den vertriebenen Statthalter setzte er wieder ein und ließ ihn den Eid der Treue schwören.

So glänzend der Kriegszug in seinen Anfängen war, so groß waren die Gefahren des Rückzugs. In den wilden Urbewohnern der Pyrenäen, den Basken, fand Karl erbitterte Feinde. Schon hatte sein Heer die gefährlichen Gebirgspässe größtenteils hinter sich, da war der Nachhut der Franken plötzlich der Weg versperrt; sie sah sich umschlossen und überfallen im Thalgrund von Roncesvalles. Der Führer dieser Nachhut war Graf Roland, einer der tapfersten Helden Karls. Seine treuen Waffengenossen waren bereits sämtlich gefallen, er selbst wurde von den Feinden hart umdrängt, da — so erzählt die Sage — nahm er sein Elfenbeinhorn und blies so gewaltig hinein, daß König Karl den Ruf auf der andern Seite des Gebirges hörte. Aber ehe er herbeieilen konnte, war auch Roland gefallen. Die Basken selbst waren mit ihrer Beute in den unzugänglichen Gebirgsschluchten spurlos verschwunden, so daß Karl den Fall seiner Helden nicht einmal rächen konnte. Noch heute erzählen die Bewohner der Pyrenäen in den Felsenthälern ihres Gebirgslandes von Roland und König Karl, und Blumen und Felsen tragen noch Rolands Namen. Die spanische Mark aber blieb bei dem Frankenreiche, so daß der Ebro die Grenze desselben im Südwesten bildete.

2. Zug gegen die Wenden.

Das Land östlich der Saale, der Elbe und des Böhmer Waldes war von Slaven bewohnt; ein Teil derselben, östlich der Saale und Elbe, führte den

Namen Wenden. Sie waren noch heidnisch und unternahmen oft Raubzüge in fränkisches Gebiet. Auch gegen sie unternahm Karl einen Zug und versuchte, sie nicht nur zu Christen zu machen, sondern ihr Gebiet auch dem großen Frankenreiche einzuverleiben. Mit Hilfe der Sachsen drang er bis zur Peene in Pommern vor, besiegte auch die Wenden in Mecklenburg und Brandenburg, gründete zur Sicherung seines Reiches Grenzmarken, z. B. die sächsische Nordmark zu beiden Seiten der Elbe in der Gegend der Havelmündung, und legte Burgen an, aus denen später Städte geworden sind. So ist er der Gründer von Halle, Magdeburg und Hamburg geworden. Dieses von Karl begonnene Werk der Bekehrung der heidnischen Slaven ist aber erst in den folgenden Jahrhunderten vollendet worden, so daß Karl vorerst nur die Wege dorthin gezeigt hat.

3. Zug gegen die Avaren.

Die Avaren wohnten im heutigen Österreich und Ungarn, zu beiden Seiten der Donau. Sie waren ein wildes Räubervolk, welches die auf früheren Raubzügen geraubten Schätze in großen Haufen aufgeschüttet, mit Wällen und Gräben umschlossen hatte und nun ängstlich bewachte. Sie waren wiederholt in fränkisches Gebiet eingebrochen. Ihre Raubhorden wälzten sich dann die Donau entlang auf Bayern zu. Im Frühling 791 unternahm Karl einen Vernichtungskrieg gegen sie. Von Bayern aus zog er die Donau hinunter. Auf der Südseite des Flusses gingen die Franken, auf der Nordseite die Sachsen und Friesen, die beide nun auch schon im Heerbann mitziehen mußten. Auf dem Flusse selbst fuhr in unzähligen Schiffen ein dritter Teil des Heeres. Vor solcher Macht wichen die kleingewachsenen Avaren ohne Schlacht zurück und ließen ihr Land bis zur Raab in Ungarn in Karls Hand. Dann überschritten Karls Truppen die Donau und erstürmten den Hauptring der Avaren, ein großes, mit Wällen umzogenes Lager zwischen Donau und Theiß, in welchem ein unermeßlicher Schatz, die Kriegsbeute mehrerer Jahrhunderte, aufbewahrt war. Karl schlug das Land zwischen Enns und Raab zu seinem Reiche und gründete zum Schutze seiner Grenzen die Ostmark oder avarische Mark, aus welcher später Österreich geworden ist. Das Volk der Avaren aber ging allmählich zu Grunde.

4. Zug gegen die Dänen.

Seitdem die Sachsen in das große fränkische Weltreich eingetreten waren, unternahmen ihre ehemaligen Verbündeten, die Dänen, ebenfalls Raubzüge in fränkisches Gebiet. Im Jahre 810 führte Karl Krieg gegen sie, schlug sie und bestimmte im Friedensschluß mit ihnen die Eider als Nordgrenze seines Reiches. Zum Schutze dieser Grenze errichtete er die dänische Mark. Die Dänen wurden, da sie im Norden wohnten, auch Nordmannen oder Normannen genannt.

B. Vertiefung.

Aus diesen zahlreichen Kämpfen ersehen wir, daß Karl ein gewaltiger Kriegsheld ist.

Welches ist wohl der Beweggrund zu seinen kriegerischen Eroberungen? Es ist nicht Eroberungssucht, die ihn leitet, sondern er will

a) die Grenzen seines weiten Reiches gegen Überfälle schützen. Das ist seine Pflicht als Herrscher; denn ein solcher soll nicht nur über seine Unterthanen gebieten, er soll auch für sie sorgen und sie schützen in Not und Gefahr. Es sind also meist Verteidigungskriege. „Es kann der Frömmste nicht im Frieden . . .“

b) das Christentum zu den benachbarten Heiden tragen. Das ist ein edles Ziel, obgleich wir die Mittel, Feuer und Schwert, nicht gutheißen können. Es sind also auch Religionskriege.

III. Verknüpfung.

1. König Karl und König David.

Beide sind mächtige Könige; denn beide erweitern ihr Land weit über seine ursprünglichen Grenzen hinaus. Beide schützen ihr Land gegen räuberische Einfälle benachbarter Völker: David gegen Philister und Jebusiter, Karl gegen Wenden, Avaren und Dänen. Beide bringen trotz vieler Kriege ihren Völkern doch den Frieden; denn die Bewohner im Innern ihres Reiches merken wenig von den Kämpfen an seinen Grenzen.

2. Karl und Augustus.

Beide sind gewaltige Herrscher; beide führen zahlreiche Kriege an den Grenzen ihres Reiches; beide vergrößern ihr Reich ganz bedeutend; beide legen zum besseren Schutze ihrer Reichsgrenzen Städte an. Welche? — Bei Augustus ist nur Herrschsucht oder Eroberungssucht die Triebfeder zu seinen Kriegen; Karl aber will sein Land gegen räuberische Überfälle schützen und das Christentum ausbreiten. Augustus führt nur Eroberungs-, Karl Verteidigungs- und Religionskriege.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

778 Karls Zug gegen die Mauren; spanische Mark.

791 Karls Zug gegen die Avaren; die avarische Mark.

810 Zug gegen die Dänen oder Normannen; die dänische Mark.

2. Geographische Ergebnisse.

a) Grenzen des Frankenreiches: Im Norden die Eider; im Osten Peene, Elbe Raab; im Südwesten der Ebro.

b) Grenzmarken des Frankenreiches: Spanische Mark, sächsische Nordmark, Ost- oder avarische Mark, dänische Mark. (Lage!)

c) Von Karl gegründete Städte: Halle, Magdeburg, Hamburg.

V. Anwendung.

1) Die Ausbreitung des Christentums durch König Karl!

2) Pflichten eines Herrschers gegen seine Unterthanen in Zeiten der Not!

3) Ordne Karls Kriege zur Sicherung der Reichsgrenzen der Zeit nach in seinen Sachsenkrieg ein!

4) Welche Städte verdanken Karl ihre Gründung und aus welcher Ursache hat er sie gegründet?

5) Nenne die Städte, deren erste Anfänge es damals in Deutschland gab, und gieb ihre Gründer an!

---

3. Karls Zug nach Italien.

(Ziel: Wie König Karl dem Papste in Rom auf dessen Bitte zu Hilfe kommt.)

I. Vorbereitung.

Wer ist der Papst? — Warum er wohl um Hilfe bittet? Er wurde von den Longobarden bedroht. Diese, ehemals ein deutscher Volksstamm an der unteren Elbe, wohnten jetzt in Oberitalien. Dorthin waren sie gewandert. Es gab in Deutschland eine Zeit, in der alle Stämme ihre Heimat verließen und sich andere Wohnplätze suchten. Das war zur Zeit der großen Völkerwanderung. Da verließen auch die Longobarden ihre Heimat, zogen unter großen Gefahren über die Alpen, eroberten Oberitalien und gründeten sich dort ein Königreich. Ihr Gebiet heißt noch heute die Lombardei. Sie waren schon seit mehreren Jahrhunderten Christen, aber der Papst stand bei ihnen nicht in so hohem Ansehen, wie bei den ferner wohnenden Franken. Ihre Könige hatten vielmehr schon öfter im Streit mit dem Papste gelegen. So auch jetzt wieder im Jahre 773. Der Papst wandte sich um Hilfe an den Frankenkönig Karl, und dieser kam. Davon wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Veranlassung zum Kriege.

Karl hatte sich auf Wunsch seiner Mutter mit einer Tochter des Longobardenkönigs Desiderius verheiratet, obgleich der Papst, der gute Freund der Frankenkönige, von Anfang an gegen eine derartige Verbindung gewesen war. Nach kurzer Ehe aber verstieß Karl seine Gemahlin, ohne daß man einen Grund dafür weiß, und schickte sie wieder zu ihrem Vater zurück. Darüber mußte der Longobardenkönig tief ergrimmt sein.

Anfangs regierte Karl gemeinschaftlich mit seinem Bruder. Dieser starb aber schon 771, und seine beiden unmündigen Söhne wollten die Franken nicht zu Königen haben. Sie begehrten vielmehr den kraftvollen Karl als Herrscher. Da die Mutter fürchtete, Karl könne ihren Söhnen nach dem Leben trachten, so floh sie mit ihnen zum Longobardenkönig Desiderius. So weilten zwei Unzufriedene an seinem Hofe. Desiderius, über Karl ergrimmt, verlangte vom Papste in Rom, er solle die beiden unmündigen Söhne zu Frankenkönigen salben. Der Papst aber hielt zu seinem Freunde, dem mächtigen Gebieter des Frankenreichs, und weigerte sich, des Desiderius Wunsch zu erfüllen. Da brach dieser mitten im Frieden in römisches Gebiet ein und bedrängte den Papst in Rom. Der Papst aber rief in seiner Bedrängnis Karl zu Hilfe, und dieser zögerte nicht, ihm beizustehen.

2. Zug über die Alpen.

Sogleich sammelte Karl in Genf ein großes Heer, und noch im selben Jahre, 773, überstiegen seine Scharen in zwei Heersäulen die Alpen und brachen in Oberitalien ein. Ein longobardischer Spielmann, so erzählt die Sage, habe ihn auf einem sonst unbekannten Pfade über das Gebirge geleitet. Rasch gelang es Karl, den ganzen Norden Italiens zu besetzen. Desiderius selbst zog sich in seine stark befestigte Hauptstadt Pavia am Tessin zurück und hoffte, an den dicken Mauern derselben werde die Macht des Frankenkönigs zerschellen. An seinem Hofe lebte damals ein edler Franke, namens Otker, der sich den Zorn des Königs Karl zugezogen hatte und deshalb zum Longobardenkönig geflohen war. Er war mit der Kriegführung der Franken genau vertraut. Unter seiner umsichtigen Verteidigung trotzte daher Pavia sechs Monate lang der Belagerung, bis Hunger und Seuchen in der unglücklichen Stadt den höchsten Grad erreichten. Da mußte, im Frühling 774, Pavia sich ergeben, und Karl nahm die Stadt und die königliche Burg in seinen Besitz. Alles Gold, das er fand, verteilte er unter das Heer. Den König Desiderius setzt er ab und schickte ihn als Gefangenen in ein fränkisches Kloster. Das Longobardenreich aber vereinigte er mit seinem großen Reiche, so daß es im Süden bis zum Flusse Garigliano reichte. Er selbst ließ sich in Monza, der alten Krönungsstadt der Longobardenkönige, zum König der Longobarden krönen. Die eiserne Krone derselben hatte inwendig einen eisernen Reif, der der Sage nach aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet sein sollte; die übrigen Teile waren aus Gold und Edelsteinen gearbeitet.

3. Karl in Rom.

Während sein tapferes Heer vor den Mauern von Pavia lag, ging Karl selbst zum Osterfeste 774 nach Rom. Da waren die Ehren groß, unter denen er von Papst und Stadt empfangen wurde. Der Papst hatte ihm den feier-

lichsten Einzug bereitet. Draußen vor der Stadt schon empfingen ihn unter feierlichen Lobgesängen Knaben und Mädchen mit Palmen und Ölzweigen in den Händen. Der Papst selbst erwartete ihn vor dem Portale der Peterskirche, umgeben von den höchsten Geistlichen und den Vornehmsten des römischen Volkes. Da rauschte die Musik auf, da klangen die Lobgesänge. Karl, ein frommer Mann, ging nicht zu dem Heiligtum hinauf, knieend sah man ihn die 35 Marmorstufen emporklimmen und jede einzelne derselben küssen. In der Vorhalle umarmten sich König und Papst. Aus dem Munde des Volkes aber erscholl der Gesang: „Gesegnet sei, der da kommt, im Namen des Herrn!“ Nachdem beide durch feierlichen Eidschwur sich unverbrüchliche Freundschaft gelobt, kehrte Karl nach Pavia und nach dessen Eroberung über die Alpen nach Deutschland zurück.

4. Karls Kaiserkrönung.

Im Jahre 800 war König Karl wieder einmal in Rom. Der Papst hatte ihn abermals zu Hilfe gerufen, und Karl hatte ihn im Triumphe nach Rom zurückgeführt, von wo ihn seine Feinde vertrieben hatten. Der dankbare Papst kam auf den Gedanken, dem siegreichen und mächtigen Frankenkönige die Würde eines römischen Kaisers zu verleihen. Als er am Weihnachtsfeste des Jahres 800 im wallenden Purpurmantel vor dem Altar der Peterskirche kniete, vor sich die Krippe mit dem Jesuskinde, um hier sein Gebet zu verrichten, trat der Papst plötzlich zu ihm und setzte ihm unerwartet die goldene Kaiserkrone auf das Haupt. Durch die Kirche aber hallte der jauchzende Zuruf der versammelten Menge: „Heil und Sieg dem frommen, von Gott gekrönten großen und friedebringenden Kaiser der Römer Carolus Augustus!“ Der Papst selbst warf sich ihm zu Füßen und huldigte ihm. Karl aber versprach, den Schutz der christlichen Kirche als die vornehmste Pflicht seiner neuen Würde anzusehen.

So erhielt Karl zu der glanzvollen Macht auch den glanzvollen Namen; sein Volk aber nannte ihn „Karl den Großen“.

B. Vertiefung.

1. Was gefällt uns an König Karl?

a) Seine Dienstbereitschaft. Er wird vom Papste zu Hilfe gerufen. Sofort ist er bereit, als der Stärkere dem Schwächeren beizustehen. Er erfüllt damit das Gebot der Nächstenliebe: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

b) Seine Frömmigkeit. Als begeisterter Verehrer des Papstes, in dem er das Oberhaupt der ganzen Christenheit erblickt, schützt er das Christentum, indem er den Papst schützt.

c) Seine Demut. Obwohl der tapferste Kriegsheld und der mächtigste Fürst seiner Zeit, erklimmt er doch knieend die 35 Marmorstufen zur Peterskirche, eine jede küssend. Er scheut sich nicht, vor versammeltem Volke vor der Krippe mit dem Jesuskinde niederzuknieen und dort zu beten. Er weiß also, daß alle irdische Hoheit nichts ist vor der Hoheit Gottes.

2. Aus welchem Beweggrunde mag er helfen?

a) Aus religiösen Gründen, denn er will das Oberhaupt der Kirche und somit das Christentum schützen.

b) Auch aus Eroberungssucht, denn er vertreibt den Longobardenkönig, vereinigt dessen Land mit seinem Reiche und erweitert so seine Macht.

3. Was ist über Desiderius zu urteilen?

a) Es ist edel von ihm, daß er die vertriebenen Königinnen an seinem Hofe aufnimmt und die unmündigen Knaben zu Frankenkönigen einsetzen will, denn wir sollen uns unseres Nächsten im Unglück erbarmen.

b) Es ist unedel von ihm, den Papst deshalb mitten im Frieden mit Krieg zu überziehen und reich gesegnete Landstriche auszurauben und zu plündern.

c) Es ist sehr unklug von ihm, durch diesen Krieg den mächtigen Frankenkönig zum Zorne zu reizen. Diese Unklugheit ist geradezu Mutwillen. Er ist zum Kriege nicht gezwungen worden; er bricht also den Frieden und muß nun erfahren: „Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt."

4. Was gefällt uns am Papste?

Seine Dankbarkeit, mit der er seinem Schützer und Retter lohnt; denn er hat erfahren, welchen Wert die Freundschaft mit dem Frankenkönige für ihn hat. Er hat es ja erfahren: „Freund in der Not, Freund im Tod, Freund hinterm Rücken, das sind drei starke Brücken." Lehre: Sei dankbar für erwiesene Wohlthaten!

III. Verknüpfung.

1. Karl der Große und Abraham.

Abraham kommt seinem Vetter Lot zu Hilfe, als dieser samt den Königen von Sodom und Gomorrha in die Hände seiner Feinde gefallen ist. Karl hilft dem Papste aus der Not. Beide bewähren also ihre Nächstenliebe. — Karl will jedoch auch persönlichen Vorteil von seiner Hilfe haben, denn er vergrößert sein Reich ganz bedeutend; er ist eigennützig. Abraham dagegen ist uneigennützig, denn er begehrt von der Kriegsbeute nicht einmal einen Faden oder Schuhriemen.

2. Karl und Saul.

Beide kommen den Bedrängten zu Hilfe, Karl dem Papste, Saul den von den Ammonitern bedrängten Bewohnern von Jabes in Gilead. Beide ernten

Dank für die erwiesene Hilfe: Karl wird vom Papste zum Kaiser gekrönt, Sauls Leichnam aber wird durch die Bewohner von Jabes aus den Händen der Philister befreit und in ein Grab gelegt.

3. Karl und Augustus.

Beide sind römische Kaiser; beide herrschen über ein großes Weltreich; beide haben zur Ausbreitung desselben viele Kriege geführt. Das römische Weltreich aber war ein heidnisches, das große Frankenreich Karls ein christliches.

IV. Zusammenfassung.

1. **Geschichtliche Ergebnisse.**

773—74 Karls Zug nach Italien. Eroberung des Longobardenreiches. Karls Krönung zum Longobardenkönig. Desiderius.

800 Karl wird vom Papste zum römischen Kaiser gekrönt.

2. **Geographische Ergebnisse.**

Ein neuer Teil des fränkischen Weltreiches: die Lombardei.

Die Grenze desselben im Süden: der Garigliano.

Städte in Italien: Pavia, Monza, Rom.

V. Anwendung.

1) Inwiefern ist Kaiser Karl ein Ritter in der Not?

2) Inwiefern nimmt Desiderius sich der bedrängten Unschuld an?

3) Wie kannst auch du der Bedrängten dich annehmen?

4) Gegen wen hast du Pflichten der Dankbarkeit?

5) Ordne Karls Zug nach Italien der Zeit nach in seinen Sachsenkrieg ein!

6) Gieb eine Übersicht über Karls kriegerische Thätigkeit!

7) Gieb die Teile des Frankenreiches, seine Grenzen und Grenzmarken an!

---

4. Karls Sorge für die Wohlfahrt seines Volkes.

(Ziel: Wie Karl der Große für das Wohl seines Volkes sorgt.)

I. Vorbereitung.

Kaiser Karl unternahm zur Sicherung seiner Reichsgrenzen manche Kriege. Welche? Wollte er aber ein rechter Vater seiner Völker sein, so mußte er dafür sorgen, daß seine Unterthanen unter seiner Regierung sich auch wohl fühlten. Er mußte also sorgen

1. für ein tüchtiges Heer, um die Grenzen auch ferner schützen zu können;

2. für Recht und Gerechtigkeit, damit das Volk vertrauensvoll zu ihm aufblicken konnte;

3. für Bildung seiner noch rohen Volksstämme; denn die Größe der Volkswohlfahrt hängt ab von der Höhe der Volksbildung;

4. für die Pflege des Ackerbaues, denn durch dieselbe wurden die nur an Jagd und Krieg gewöhnten Stämme zu friedlicher Beschäftigung geführt.

Von dieser Fürsorge Kaiser Karls wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Die Heere Karls des Großen.

Die Verpflichtung zum Heeresdienst richtete sich nach der Größe des Besitzes. Grafen, Bischöfe und Erzbischöfe, die das meiste Land besaßen, mußten auch die meisten Krieger stellen. Außerdem waren alle freien Männer, die eigenen Grund und Boden hatten, zum Heeresdienst verpflichtet. Von dieser Verpflichtung befreit waren nur die Hörigen oder solche Leute, welche als Pächter eines andern Herrn Haus, Hof und Feld besaßen. Alle ärmeren Leute thaten sich mit mehreren andern zusammen und rüsteten einen Krieger aus. *)

Jeder, der an einem Kriege teilnahm, mußte selbst für Bewaffnung und Unterhalt sorgen. Darüber verordnete Karl:

„Wir gebieten dir, dich am 17. Juni in Staßfurt a. d. Bode als dem festgesetzten Sammelorte pünktlich einzufinden. Du sollst aber mit deinen Leuten so vorbereitet dahin kommen, daß du von da, wohin immer der Befehl ergeht, schlagfertig ziehen kannst, nämlich mit Waffen und Gerät und andern Kriegserfordernissen an Lebensmitteln und Kleidern, daß jeder Reiter Schild und Lanze, ein zweihändiges und ein kurzes Schwert, Bogen und Köcher mit Pfeilen habe. Dann, daß ihr habet auf euren Wagen: Hacken, Keile, Mauerbohrer, Äxte, Grabscheite, eiserne Schaufeln und was sonst im Kriege nötig ist. Die Wagenvorräte müssen vom Sammelplatze an auf drei Monate reichen, Waffen und Kleider auf ein halbes Jahr. Insbesondere aber gebieten wir euch, wohl darauf zu achten, daß ihr in guter Ordnung zu dem angegebenen Orte ziehet, durch welchen Teil unseres Reiches euch der nächste Weg führt, nämlich, daß ihr euch nicht untersteht, irgend etwas zu nehmen, außer Futter für das Vieh und Holz und Wasser. Die Leute eines jeden von euch sollen bis zur Ankunft am Sammelplatze immer neben den Wagen und Reitern gehen, damit die Abwesenheit nicht Gelegenheit zu Übertretungen gebe. Laß dir keine Nachlässigkeit zu schulden kommen, so lieb dir unsere Gnade ist." **)

Diese Verpflichtung zum Heeresdienst, sowie die Sorge für Ausrüstung und Unterhalt wurde für den freien Mann bald zu einer drückenden Last, der er sich gern entzog, sofern es ihm möglich war. Es kam daher oft vor, daß freie Männer, die ein geringes Eigentum besaßen, diesen kleinen Besitz einem Reicheren und Mächtigeren schenkten, der ihnen denselben dann wieder pacht-

*) Vergl. darüber: Albert Richter, Quellenbuch S. 40.

**) Aus einem Schreiben Karls, das er im Jahre 802 an den Abt eines Klosters erließ. (Richter, Quellenbuch S. 41.)

weise überließ. Dadurch waren sie von der Verpflichtung zum Heeresdienst befreit. Daher kam es, daß die Zahl der freien Männer immer mehr abnahm während die Zahl der Reichen und Mächtigen immer größer wurde.

2. Die Rechtspflege Karls des Großen.

Es war keine leichte Aufgabe, das große, aus so verschiedenen Teilen zusammengesetzte Reich in guter Ordnung zu erhalten. Karl teilte es deshalb in Gaue, und über jeden setzte er einen Gaugrafen, durch Alter und Erfahrung ausgezeichnete Männer, welche ausbrechende Streitigkeiten zu schlichten und Gericht zu halten hatten. Die Grafen, welche über eine Burg gesetzt waren, hießen Burggrafen; diejenigen, welche in einem Grenzlande, in einer Mark, befehligten, hießen Markgrafen. Alle diese Grafen wurden aus dem Volke genommen, über das sie gesetzt waren, weil sie allein die alten Rechte und Sitten des Volkes kannten und schonten. Das wollte Karl, denn die einzelnen Stämme hielten mit großer Zähigkeit an ihrer Väter Weise fest und hätten sie um keinen Preis mit einer fremden vertauscht. Es würde bald allgemeine Unzufriedenheit und Verwirrung entstanden sein, hätte der Sachse nach denselben Gesetzen leben sollen wie der Franke, der Longobarde wie der Thüringer. Geschriebene Gesetze gab es überhaupt noch nicht; die alten Stammesgesetze lebten vielmehr im Munde des Volkes fort, und Karl beauftragte jetzt erst seine Grafen, diese alten Volksrechte zu sammeln und aufzuschreiben, um daraus Gesetzbücher anfertigen zu lassen. Daneben untersuchte er auch, ob die Grafen ihren Gau ordentlich verwalteten und das Volk nicht drückten. Deshalb reiste er selbst im Lande umher, überall nach dem Rechten zu sehen. Und als ihm dies später die Größe seines Reiches und die zunehmenden Beschwerden des Alters nicht mehr erlaubten, schickte er zwei Sendgrafen, einen geistlichen und einen weltlichen, welche an seiner Stelle die Gaugrafen beaufsichtigen und ihm Bericht erstatten mußten. Das geschah auf der großen Reichsversammlung, die in jedem Frühjahr, im Monat Mai, abgehalten und deshalb Maifeld genannt wurde. Die Beschlüsse der Reichsversammlung wurden dann zu Gesetzen erhoben, die vom Kaiser untersiegelt wurden. Karl untersiegelte mit seinem Degenknopfe. Hatte er einen Befehl an einen halsstarrigen Grafen untersiegelt, so pflegte er wohl zu sagen: „Hier ist mein Befehl und hier das Schwert, das ihm Gehorsam schaffen soll!“

So sorgte Karl für Recht und Gerechtigkeit in seinem Lande.*)

---

*) Ausführlicheres über diesen Gegenstand siehe in: Heymann u. Übel, Aus vergangenen Tagen. Kommentar zu Ad. Lehmanns kulturgeschichtlichen Bildern. Heft 2. — Als Anschauungsmittel diene: Sendgrafengericht. Ad. Lehmanns kulturgeschichtliche Bilder. Serie II. Bild Nr. 5.

3. Karls Sorge für die Bildung seines Volkes.

a) **Gründung von Schulen.** Um die geistige Bildung seiner Völker zu fördern, verordnete Karl nicht nur die Einrichtung von Klosterschulen, sondern er bestimmte auch, was darin gelernt werden sollte. Eine derartige Verordnung lautet:

„Die Geistlichen und Mönche sollen nicht nur die Kinder der Hörigen, sondern auch die der Freien heranziehen und sich zugesellen. Und sie sollen Schulen einrichten in den einzelnen Klöstern und Bischofssitzen, in denen die Knaben Psalmen, Noten, Gesänge, Kalenderkunde und Grammatik lernen." —

„Zum Lernen des Glaubensbekenntnisses, des Vaterunsers und der Taufformel sollen alle angehalten werden. Und wer sie nicht behält, soll Schläge erhalten oder es soll ihm alles Getränk außer dem Wasser entzogen werden, bis er sie vollständig gelernt hat. Auch die Frauen sollen mit Schlägen oder Fasten dazu gezwungen werden. Und daß dies durchgesetzt werde, dafür sollen unsere Sendboten in Gemeinschaft mit den Bischöfen sorgen. Desgleichen werden die Grafen, wenn sie unsern Dank verdienen wollen, die Bischöfe unterstützen, daß sie das Volk zwingen, jenes zu lernen."*)

Auch an seinem Hofe gründete er eine Schule, in welche alle seine Diener, hohe und niedere, ihre Söhne schicken mußten. Um nun zu erfahren, ob die Schüler auch fleißig und eifrig wären, ging er selbst hinein, sie zu prüfen.

Darüber erzählt uns folgendes Gedicht:

Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

1. Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitieren,
Da prüft' er scharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchstabieren,
Ihr Vaterunser, Einmaleins und was man lernte mehr;
Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

2. Gleichwie der Hirte schied er da die Böcke von den Schafen,
Zu seiner Rechten hieß er stehn die Fleißigen, die Braven;
Da stand im groben Linnenkleid manch schlichtes Bürgerkind,
Manch Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind'.

3. Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
Und wies sie mit erhobner Hand zur Linken in die Ecke;
Da stand im pelzverbrämten Rock manch feiner Herrensohn,
Manch ungezognes Mutterkind, manch junger Reichsbaron.

4. Da sprach nach rechts der Kaiser mild: „Habt Dank, ihr frommen Knaben,
Ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn, den güt'gen Vater haben;
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechtesöhne seid:
In meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid."

5. Dann blitzt sein Blick zur Linken hin, wie Donner klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schändet euern Adel;
Ihr seidnen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht,
Ich frage nach des Mann's Verdienst, nach seinem Namen nicht."

*) Nach Richter, Quellenbuch.

6. Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten,
Und manches stumm zu Boden sehn und manches still sich feuchten;
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
Wen heute Kaiser Karl belobt und wen er ausgeschmält.

7. Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten,
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand,
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland.

Karl Gerok.

Einer seiner gelehrten Freunde erzählt uns darüber:

„Als der siegreiche Karl einst nach langer Abwesenheit heimkehrte, ließ er die Knaben vor sich kommen, welche er einem Lehrer anvertraut hatte, und er hieß sie ihre Briefe und Gedichte vorzeigen. Da brachten ihm die Knaben von geringerer Herkunft die ihrigen über alle Erwartungen gut, die vornehmen aber wiesen ganz leere und unnütze Worte vor. Karl also, der sehr weise König, that nach dem Vorbilde des ewigen Richters. Er sonderte die guten Arbeiter aus, stellte sie zu seiner Rechten und redete sie wie folgt an: „Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Befehl befolgt habt. Bestrebt euch nun, die Vollendung zu erreichen, dann werde ich euch gar herrliche Bistümer und Klöster geben, und ihr werdet immer hochgeehrt in meinen Augen sein.“ Darauf wandte er sein Angesicht mit großem Unwillen zu den links Stehenden, erschütterte ihr Gewissen mit flammendem Blicke und stieß, mehr donnernd als redend, diese Worte gegen sie aus: „Ihr Hochgeborenen, ihr Fürstensöhne, ihr zierlichen und hübschen Herrchen, die ihr euch verlaßt auf eure Abkunft und auf euren Reichtum. Meinen Befehl vergessend, habt ihr die Wissenschaften vernachlässigt und die Zeit mit Spiel, Nichtsthun und eitlem Tand verbracht.“ Und nach dieser Anrede hob er sein erhabenes Haupt und die nie besiegte Rechte zum Himmel und rief: „Beim Herrn des Himmels! Ich gebe nicht viel auf euren Adel und auf euer hübsches Aussehen, wenn auch andere euch anstaunen mögen. Und dessen seid versichert: Wenn ihr nicht eiligst eure frühere Nachlässigkeit durch sorgsame Anstrengung wieder gut macht, so habt ihr von Karl nie etwas Gutes zu erwarten.“*)

b) **Verbesserung des Kirchengesanges.** Die Religion war Karl dem Großen eine wahre Herzenssache. In seiner Ehrfurcht gegen die christliche Kirche war er besonders bemüht, den Kirchengesang zu verbessern. Er erbat sich deshalb vom Papste römische Sänger, um durch sie den Gesang im Frankenlande pflegen zu lassen. Der Papst überließ ihm auch zwei der gelehrtesten Sänger der römischen Kirche. Nun erlernten alle fränkischen Sänger die römischen Weisen. Aber die rauhen Kehlen der Franken gewöhnten sich nur schwer an den kirchlichen Gesang, so daß die Italiener ihn mit dem Geheul wilder Tiere oder dem Rumpeln eines Lastwagens über einen Knüppeldamm verglichen.

c) **Pflege der deutschen Sprache.** In der Kirche wurde in lateinischer Sprache gesungen und gepredigt. Das verstand das gewöhnliche Volk nicht. Karl widmete daher der Vervollkommnung der Muttersprache alle Sorgfalt.

*) Nach Richter, Quellenbuch.

Er befahl deshalb den höheren Geistlichen, dafür zu sorgen, daß das Volk das Vaterunser und das christliche Glaubensbekenntnis in deutscher Sprache erlerne. Um ein besseres Verständnis der heiligen Schrift zu erzielen, ließ er einzelne Teile derselben in die Muttersprache übersetzen. Damit die Geistlichen ein Muster und Vorbild für gute deutsche Predigten hätten, ließ er durch einen gelehrten Longobarden solche aus der lateinischen in die deutsche Sprache übertragen. Auch ließ er die alten Volkssagen der einzelnen Stämme in der Muttersprache aufschreiben, ebenso die uralten deutschen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Helden besungen wurden, damit sie unvergessen blieben. Er selbst begann die Abfassung einer Grammatik der deutschen Sprache. Für die Monate führte er deutsche Namen ein, welche aber später von den lateinischen wieder verdrängt worden sind. Diese deutschen Namen waren: Winter- oder Eismonat, Hornung oder Taumonat, Lenzmonat, Ostermonat, Wonnemonat, Brachmonat, Heumonat, Ernte- oder Ährenmonat, Herbstmonat, Weinmonat, Windmonat, Christmonat. Auch den Winden gab er deutsche Bezeichnungen.

d) **Förderung der Baukunst.** Unter den Künsten liebte Karl besonders die Baukunst. Durch eifrige Pflege derselben suchte er auch den Sinn seiner Völker für herrliche Bauten zu wecken. Außer den zahlreichen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden seiner Güter ließ er noch prächtige Paläste aufführen, von denen die zu Aachen, Ingelheim am Rhein, zwischen Mainz und Bingen, und Nymwegen in Holland die hervorragendsten waren. Ein solcher königlicher Palast hieß damals Pfalz; die Aufsicht über denselben hatte der Pfalzgraf. Zu diesen Bauten verwendete er italienische Baumeister. In Aachen baute er ferner den prächtigen Dom, ein Muster bewundernswürdiger Schönheit, wozu er Gemälde und Marmorsäulen aus Italien herbeischaffen ließ. Bei Mainz ließ er eine 500 Schritt lange hölzerne Brücke über den Rhein bauen, an welcher zehn Jahre lang gearbeitet wurde, die aber leider schon ein Jahr vor Karls Tode abbrannte. Auch eine große, für viele Personen berechnete Badeanstalt ließ er in Aachen einrichten.

4. Karls Sorge für den Ackerbau.

Um Ackerbau und Landwirtschaft zu fördern, ließ er Dörfer bauen, Wälder ausrotten, Sümpfe austrocknen und Einöden in fruchtbare Gefilde verwandeln. Auch ließ er gute Straßen herstellen und Brücken bauen, z. B. die große Rheinbrücke bei Mainz. Er selbst ging in der Pflege des Ackerbaues mit bestem Beispiel voran, indem er auf seinen Krongütern oder Domänen Musterwirtschaften anlegte, wie sie sonst nur in den Klöstern bestanden. Über dieselben setzte er Amtleute, denen er genaue Vorschriften gab. Er hatte 163 Domänen, und die Äcker, welche zu diesen Besitzungen gehörten,

waren die am besten gepflegten im ganzen Lande. Auf seinen Gütern herrschte dieselbe Ordnung wie in der Verwaltung des Reiches; denn er selbst war ein ausgezeichneter Landwirt, der sich auch um das Kleinste zu bekümmern pflegte. Wir haben noch eine von ihm selbst ausgearbeitete Verordnung über die Bewirtschaftung der königlichen Güter. Er verordnete z. B.

a) **Über Weinbau:** „Es sollen unsere Amtleute unsere Weinberge übernehmen, welche in ihren Bezirken liegen, sie gut besorgen und den Wein selbst in gute Gefäße thun und sorgfältig darauf achten, daß er in keinerlei Weise Schaden leide. Auch sollen sie von andern Leuten Wein kaufen, um damit die königlichen Pfalzen zu versorgen. Von unsern Weinbergen sollen sie uns für unsere Tafel Wein senden. Der Wein, der von unsern Gütern als Zins gegeben wird, soll in unsere Keller geschickt werden."

b) **Über Bienenzucht:** „So viele Landgüter einer in seinem Bezirke hat, so viele Leute soll er dazu bestimmen, die Bienen für unsere Wirtschaft zu besorgen."

c) **Über Geflügelzucht:** „In unseren Mühlen sollen sie im Verhältnis zur Größe derselben Hühner und Gänse halten, so viel man kann. Auf den Hauptgütern soll man bei unsern Scheuern nicht weniger als 100 Hühner und mindestens 30 Gänse halten, auf den Hufengütern aber mindestens 50 Hühner und nicht weniger als 12 Gänse."

„Sie sollen auch gemästete Gänse und Hühner zu unserem Gebrauche jederzeit bereit und reichlich vorrätig haben, daß sie an uns geschickt werden können. Und wir wollen, daß sie die Hühner und Eier, welche die Knechte und Hörigen abgeben, alljährlich vereinnahmen und, wenn wir ihrer nicht bedürfen, sie verkaufen."

„Ein jeder Amtmann soll auf unsern Landgütern einzelne edle Vögel: Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben, Rebhühner, Turteltauben, um des Schmuckes willen halten."

d) **Über besondere Pflichten der Amtleute:** „Ein jeder Amtmann liefere Jahr für Jahr zu Weihnachten uns ein Verzeichnis von all unserm Gute und Ertrage: Was von Ochsen vorhanden ist, von Hufen, welche gepflügt werden sollen, von dem ohne unsere Erlaubnis in unsern Forsten gefangenen Wild, von Mühlen, Feldern, Brücken und Fähren, Märkten und Weinbergen, von Heu, Holzhöfen, Kien, Schindeln und Bauholz, von Brachland, Hülsenfrüchten, Wolle, Flachs und Hanf, von Baumfrüchten, großen und kleinen Nüssen, veredelten Bäumen, Gärten, Rübenland und Fischteichen, von Leder, Fellen und Hörnern, Honig und Wachs, Fett und Seife, Maulbeerwein, Met und Essig, Bier, jungem und altem Wein, altem und neuem Getreide, von Hühnern, Eiern und Gänsen, von Fischern, Schmieden, Schildmachern und Schustern, von Drehern und Sattlern, von Kisten und Schränken, Schmiedewerkstätten, Eisen- und Bleigruben; von Abgabenpflichtigen: und zwar alles getrennt von einander und wohl geordnet, daß wir imstande sind, zu wissen, was und wie viel wir von jeder Art haben."

„Unsere Wälder und Forsten sollen gut in Obacht genommen werden. Wo ein Platz zum Ausroden ist, rode man aus und dulde nicht, daß Felder sich bewalden, und wo Wald sein soll, da dulde man nicht, daß er zu sehr behauen und verwüstet werde. Und unser Wild im Walde sollen sie gut besorgen, desgleichen Falken und Sperber zu unserem Gebrauche hegen, auch den Zins für die Mast sorgsam einfordern. Ferner sollen die Amtleute, wenn sie die Schweine zur Mast in den Wald schicken, den Zins zu gutem Beispiele zuerst geben, damit alsdann auch die andern Leute den Zins vollständig zahlen."

Ebenso gab er über Garten- und Obstbau genaue Vorschriften.

So war er seinen Untergebenen ein Muster in jeder Beziehung, ein wahrer Vater seiner Völker.

B. Vertiefung.

Was gefällt uns an Karl dem Großen?

a) Seine Fürsorge für den Schutz seiner Unterthanen. Er führt nicht nur Kriege zum Schutze seiner Reichsgrenzen, er sorgt auch dafür, daß stets ein schlagfertiges Heer bereit ist, feindliche Einfälle abzuwehren. Und wenn er damit seinem Volke auch eine Last auflegt, so geschieht es doch nur zu dessen Wohle, denn nur wenn ein Volk allzeit zum Kriege gerüstet ist, damit die Nachbarvölker sich vor jedem Angriff scheuen, kann es sich der Segnungen des Friedens erfreuen.

b) Seine strenge Gerechtigkeitsliebe. Er sorgt auch für den Frieden im Innern; Recht und Gerechtigkeit soll herrschen, die Übertreter des Gesetzes sollen bestraft werden. Er weiß: „Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand." Deshalb setzt er Gau-, Burg-, Mark-, Pfalzgrafen ein, das Recht zu sprechen; deshalb ordnet er zur Beaufsichtigung derselben Sendgrafen, die ihm dann persönlich Bericht erstatten müssen. So erzieht er auch seine Beamten zur Gerechtigkeit, denn er weiß: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk . . ." Ungerechtigkeit dagegen ist ein böses Gift, aus dem oft viel Unglück entspringt. Er ist deshalb ein Vorbild für jeden guten Fürsten. Und noch heute schauen wir voll Bewunderung auf zu diesem gerechten Manne, denn „Das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen."

Selbst in der Schule ist Karl gerecht. Bei seinem Urteil über die Leistungen der Schüler lobt er nicht etwa die Kinder der Reichen und tadelt die der Armen, sondern er lobt diejenigen, die fleißig und tüchtig, und tadelt diejenigen, die faul und träge sind. Er sieht nicht das Kleid an, sondern die Arbeit, es geht bei ihm nicht nach Gunst, sondern nach Kunst. Er ist also ein Vorbild für Lehrer und Schüler.

c) Seine Frömmigkeit. Er baut nicht nur Kirchen zur Ehre und zum Lobe Gottes, er läßt sie auch im Innern prachtvoll ausschmücken mit Gemälden und Marmorsäulen. Er sucht den Gottesdienst zu verschönern und recht feierlich und erhebend zu gestalten durch Verbesserung des Kirchengesanges und Einführung des Orgelspiels. Er sorgt dafür, daß die Kirchenbesucher die Predigt auch möglichst verstehen, indem er lateinische Predigten ins Deutsche übersetzen läßt. Er selbst geht fleißig zur Kirche und ist darin ein Vorbild für jeden seiner Unterthanen. Von ihm gilt Davids Wort: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet."

d) Seine Sorge für Volksbildung. Er weiß, daß ein Volk sich desto glücklicher fühlt, je gebildeter es ist. Er gründet deshalb zahlreiche Schulen, beruft tüchtige Lehrer, schreibt vor, was gelernt werden soll und überzeugt sich selbst, daß seine Vorschriften auch befolgt werden. „Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut."

e) Seine Liebe für deutsche Sprache und deutsches Wesen überhaupt. Trotzdem er das Lateinische als die Sprache der Gebildeten von früh auf erlernt hat, so verleugnet er doch nicht sein deutsches Wesen. Für ihn gilt das Dichterwort: „Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut." Denn keine Sprache ist dem Menschen so lieb und wert wie diejenige, in der die ersten Worte aus dem Munde der Mutter an sein Ohr schlagen, daher Muttersprache.

f) Seine Liebe zum Volke. Alles, was er für des Volkes Wohlfahrt gethan, ist nur ein Ausfluß seiner Liebe. Und wie er sein Volk geliebt, so wird ihn sein Volk wieder geliebt haben. Darum steht sein Thron unerschütterlich fest, denn das festeste Band zwischen Fürst und Volk ist das Band der Liebe, und die festeste Stütze eines Fürstenthrones ist die Liebe des Volkes. Darum singen wir:

„Nicht Roß, nicht Reisige . . ." (Heil dir im Siegerkranz . . . V. 2).

III. Verknüpfung.

1. Karl der Große und David.

Beide sorgen unermüdlich für ihres Volkes Wohlfahrt, denn: Beide sorgen für die Sicherheit ihrer Unterthanen gegen feindliche Überfälle, so daß in Israel ein jeder sicher unter seinem Weinstock wohnt. Beide schützen Recht und Gerechtigkeit in ihrem Lande. Beide verschönern den Gottesdienst: Karl durch besondere Sängerchöre, Orgelspiel und deutsche Predigten; David durch besondere Sängerchöre, Saiten- und Blasinstrumente, Psalmendichtung. Beide fördern die Baukunst: Karl durch Erbauen von Kirchen, Pfalzen, Brücken u. s. w.; David durch den Bau der Burg Zion, seines Palastes.

2. Das Kriegswesen damals und jetzt.

Damals sind nur die Besitzenden, jetzt alle zum Kriegsdienst verpflichtet. Damals sorgte jeder selbst für Ausrüstung und Unterhalt; jetzt sorgt der Staat für alle seine Soldaten. Damals gab es keine stehenden Heere, mit denen Karl Krieg führte, sondern jeder blieb zu Hause, bis er zum Heerbann aufgeboten wurde. Das ist jetzt zum größten Teil anders. Damals erstreckte sich die Verpflichtung zum Heeresdienst bis ins höchste Lebensalter, jetzt nur bis zum 45. Lebensjahre.

3. Die Rechtspflege damals und jetzt.

Damals Gau-, Burg-, Mark-, Pfalz-, Sendgrafen; jetzt Amts-, Land-, Oberlandesgerichte, Reichsgericht.

4. Das Schulwesen damals und jetzt.

a) Zahl der Schulen. b) Verpflichtung zum Schulbesuch. c) Unterrichtsgegenstände. d) Lehrer: Damals nur Geistliche, jetzt besonders ausgebildete Lehrer.

IV. Zusammenfassung.

Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

a) Das fränkische Heerwesen: Zusammensetzung des Heeres, Bewaffnung und Unterhalt der Krieger.

b) Fränkische Gerichtsbeamte: Gau-, Burg-, Mark-, Pfalz-, Sendgrafen.

c) Das fränkische Schulwesen: Klosterschulen, Lehrer, Unterrichtsgegenstände.

d) Deutsche Monatsnamen: Wintermonat, Hornung u. s. w.

V. Anwendung.

1) Inwiefern ist Kaiser Karl ein Muster und Vorbild für sein Volk?

2) Inwiefern ist Kaiser Karl ein sorgender Vater seines Volkes?

3) Weise aus Armins und Karls des Großen Geschichte nach, daß „Einigkeit und Recht und Freiheit" wirklich des Glückes Unterpfand sind!

4) Weise aus Davids und Karls des Großen Geschichte nach, wodurch ein Fürst sich die Liebe seiner Unterthanen erwerben kann!

5) Kaiser Karls Bemühungen um die Veredelung der deutschen Sprache!

6) Seine Bemühungen um die Hebung der Volksbildung!

7) Inwiefern ist Kaiser Karl ein guter und tüchtiger Landwirt?

8) Ob das „Heil dir im Siegerkranz . . ." auch schon auf Karl den Großen Anwendung finden kann?

---

5. Karls des Großen Persönlichkeit und sein Ende.

(Ziel: Wie Karl der Große ausgesehen, wie er gelebt hat und endlich gestorben ist.)

I. Vorbereitung.

Von einem gewaltigen Kriegshelden, wie Karl der Große es war, der für sein Volk so väterlich sorgte, möchte man auch gern erfahren, wie er ausgesehen, wie er gelebt und wie er gestorben. Einer seiner gelehrten Freunde, mit denen er sich zu umgeben pflegte, beschrieb das Leben des großen Kaisers, ist also sein Geschichtsschreiber. In seinem Buche erzählt er nun auch über Karls Persönlichkeit und sein Ende.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Karls des Großen Gestalt.

Karl war von breitem, kräftigem Körperbau und von hervorragender Größe; seine Länge betrug sieben seiner Füße. Der obere Teil seines Kopfes war rund, seine Augen sehr groß und lebendig, die Nase ging über das Mittelmaß; er hatte schöne, weiße Haare und ein freundliches, heiteres Gesicht. Er hatte einen festen Gang, eine

durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte. Seine Gesundheit war gut, außer daß er in den vier Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern ergriffen wurde und zuletzt auch mit einem Fuße hinkte. Beständig übte er sich im Reiten und Jagen, wie es die Sitte seines Volkes war; auch das Schwimmen verstand er so trefflich, daß es ihm keiner darin zuvorthat.

2. Seine Kleidung.

Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen; darüber ein Wams, mit seidenen Streifen verbrämt, und Beinkleider. Die Füße bedeckte er mit Schuhen, und im Winter schützte er Schultern und Brust mit einem aus Seehundsfellen verfertigten Rock. Endlich trug er einen meergrünen Mantel und beständig das Schwert an der Seite. Ausländische Kleidung, selbst die schönste, wies er zurück und ließ sie sich niemals anlegen. Nur in Rom kleidete er sich zweimal auf Wunsch des Papstes in ein lang herabwallendes Schleppkleid und einen weiten Mantel und zog auch römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen, auf dem Haupte eine aus Gold und Edelsteinen verfertigte Krone, einher; an andern Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.

Wie Karl in seiner Kleidung selbst sehr einfach war, so konnte er es auch nicht leiden, daß seine Umgebung sich in kostbare ausländische Stoffe kleidete. Einst beschloß er, seine Hofleute zu bestrafen; denn sie hatten sich wieder einmal außerordentlich geputzt, seidene Kleider angezogen, sich Pfauenfedern auf den Hut gesteckt, ihre Stiefel mit zierlichen Streifen von Purpur verbrämt und sich in Hermelinpelze gehüllt, während der König selbst, da es ein kalter Regentag war, einen tüchtigen Schafspelz trug. Plötzlich gab er den Befehl, die Pferde vorzuführen und eine Jagd zu veranstalten. Da war keine Zeit, sich erst umzukleiden, sondern ein jeder mußte, so wie er war, zu Pferde steigen und mit fort in den Wald ziehen. Stundenlang streifte Karl durch das Dickicht. Der Regen hatte fast alle vom Kopfe bis zu den Füßen durchnäßt; von den seidenen Mänteln blieb bald hier, bald da ein Stück in den Dornen hängen, und die Zähne klapperten allen vor Frost. Der Kaiser that, als ob er die klägliche Verfassung seiner Hofleute nicht merke, sondern jagte nach Herzenslust, bis er selbst müde war. Gegen Mittag endlich kehrte er nach Hause zurück. Karl befand sich recht wohl, da das Wetter seinem dicken Schafspelze nichts hatte anhaben können. Er stellte sich an das Feuer, um seine Kleider zu trocknen. Als aber die feinen Hofleute auch kamen, ihre kalten Glieder zu erwärmen, so schrumpfte das, was sie noch von seidenen Kleidern an sich trugen, ganz zusammen und riß noch mehr. Zu Hause, als sie zu Bette gehen wollten, konnten sie die feinen Pelze und Seidenstoffe kaum vom Leibe ziehen; die rissen und brachen aller Orten, und es klang, wie wenn man dürres Holz zerbricht. Am andern Morgen aber erhielten sie Befehl, wieder in denselben Gewändern zu erscheinen. Das gab einen sehr kläglichen Eindruck; den vornehmen Herren hingen die Lumpen vom Leibe, und von Farben war kaum noch etwas daran zu sehen. Karl aber sprach zu seinem Diener: „Hole jetzt meinen Pelz und zeige ihn den Herren.“ Der wurde gebracht und war noch ganz weiß und unversehrt. Der König aber fragte sie spöttisch, welche Kleidung nun nützlicher gewesen wäre, die seinige, welche er für einen Schilling gekauft, oder die ihrige, welche viele hunderte gekostet habe.

3. Seine Lebensweise.

In Speise und Trank war er mäßig, besonders im Trinken, und Trunkenheit verabscheute er aufs äußerste. Die tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Gerichten, außer dem Braten, den ihm die Jäger am Bratspieß aufzutragen pflegten, und der ihm lieber war als jede andere Speise. Während der Tafel hörte er gern Musik oder einen Vorleser. Er ließ sich die Geschichten und Thaten der Alten vorlesen. Im Ge-

nusse des Weines und jeglichen Getränkes war er sehr mäßig. Nachts unterbrach er den Schlaf vier- oder fünfmal, indem er nicht nur aufwachte, sondern auch aufstand.

4. Sein Lerneifer.

Reich und sicher floß ihm die Rede vom Munde, und was er wollte, konnte er leicht und klar ausdrücken. Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er verwandte auch auf die Erlernung fremder großen Fleiß; das Lateinische sprach er wie das Deutsche, das Griechische aber konnte er besser verstehen als selber sprechen. Die Wissenschaften pflegte er mit großer Liebe, die Meister in denselben schätzte er ungemein und erwies ihnen hohe Ehre. Er erlernte die Kunst des Rechnens und erforschte mit emsigem Fleiße den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte deswegen die Schreibtafel im Bett unter dem Kopfkissen mit sich herumzuführen, um in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung von Buchstaben zu gewöhnen. Indes brachte er es hierin mit seinen Bemühungen nicht weit, weil er es zu spät angefangen hatte.

5. Die Erziehung seiner Kinder.

Die Erziehung seiner Kinder richtete er so ein, daß Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterrichtet wurden, auf deren Erlernung auch er selbst seinen Fleiß verwandte. Dann mußten die Söhne, sobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Wollarbeit abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen, damit sie sich nicht an Müßiggang gewöhnten. Niemals speiste er zu Hause ohne seine Kinder, nie machte er ohne sie eine Reise; seine Söhne ritten ihm zur Seite, seine Töchter folgten ihm, und eine Schar von Leibwächtern war zu ihrer Beschützung bestellt.

6. Seine Wohlthätigkeit.

In der Unterstützung der Armen und im Geben von Almosen war er zu allen Zeiten voll frommen Eifers, und nicht nur in seinem Lande und Königreiche, sondern auch über das Meer nach Syrien, Ägypten und Afrika pflegte er Geld zu senden, sobald er hörte, daß in Jerusalem, Alexandrien oder Karthago Christen im Elend lebten. Und deshalb pflegte er vor allem die Freundschaft der Könige jenseit des Meeres zu suchen, damit er den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen Erleichterung und Hilfe bringen könne.

7. Sein Tod.

Gegen das Ende seines Lebens, da er schon durch Alter und Krankheit gebeugt war, berief er seinen Sohn Ludwig zu sich, und nachdem er aus dem ganzen Frankenreiche die Großen des Volkes zu einer feierlichen Versammlung entboten hatte, setzte er ihn zum Mitregenten des Reiches und zum Erben des kaiserlichen Namens ein, schmückte sein Haupt mit einem Diadem und befahl, ihn Kaiser zu nennen. Darauf entließ er seinen Sohn. Er selbst aber pflag, obgleich vom Alter entkräftet, nach gewohnter Weise in der Nähe von Aachen des Weidwerks. Hier wollte er den Winter zubringen, aber schon im Monat Januar ergriff ihn ein heftiges Fieber und warf ihn auf das Krankenlager. Sogleich entsagte er dem Essen in dem Glauben, daß durch Enthaltsamkeit die Krankheit gehoben oder wenigstens gelindert werden könne. Aber als zu dem Fieber noch ein Schmerz in der Seite trat, fühlte er die Nähe des Todes. Eifrig beschäftigte er sich nun mit dem Heil seiner Seele. Mit sterbender Hand machte er auf Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes, faltete seine Hände, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" So starb er, im 72. Lebensjahre, am 28. Januar 814. Er hatte beinahe 46 Jahre regiert. Sein Tod verbreitete tiefe Trauer über das ganze große Reich.

7. Sein Begräbnis.

Noch an demselben Tage wurde der königliche Leichnam unter lautem Wehklagen in der kaiserlichen Gruft des Domes zu Aachen, den er selbst erbaut, beigesetzt. Hier saß er im vollen kaiserlichen Schmucke auf einem goldenen Throne, die Krone und ein

Stück des heiligen Kreuzes auf dem Haupte, in der Hand einen Kelch, an der Seite das Schwert, auf den Knieen ein goldenes Evangelienbuch, zu den Füßen Zepter und Schild. Die Gruft wurde mit Weihrauch, Balsam, köstlichen Spezereien und vielen Schätzen gefüllt und dann versiegelt und verschlossen. Über derselben errichtete man einen goldenen Bogen mit der Inschrift: „Unter diesem Steine ruhet der Körper Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken ruhmvoll erweitert und 46 Jahre glücklich regiert hat. Er starb im Jahre der Geburt unseres Herrn 814 am 28. Januar. — Jetzt bezeichnet die Grabstätte eine einfache Marmorplatte, welche die kurze Inschrift trägt: Carolus Magnus.

B. Vertiefung.

Was gefällt uns an Karl dem Großen?

a) Seine Einfachheit. Obwohl der mächtigste Fürst seiner Zeit, verschmäht er doch kostbare, fremdländische Kleidung und verleugnet auch darin sein deutsches Wesen nicht.

b) Seine Mäßigkeit im Essen und Trinken. „Arbeit, Mäßigkeit und Ruh schließen dem Arzt die Thüre zu."

c) Sein rastloser Fleiß, der ihn antreibt, selbst im Alter noch die schwierige Kunst des Schreibens zu erlernen. „Jung gewohnt, alt gethan."

d) Seine Sorge für eine gute Erziehung seiner Kinder. Das soll die vornehmste Sorge eines Vaters sein, daß seine Kinder etwas Tüchtiges lernen, damit sie gute und brauchbare Menschen werden. „Wie die Zucht, so die Frucht."

e) Seine Wohlthätigkeit. Er nimmt sich der Armen und Hilfsbedürftigen an, nicht nur in seinem Reiche, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus. „Wer sich des Armen erbarmet . . ." — „Wohlzuthun und mitzuteilen . . ."

f) Seine Frömmigkeit, mit der er Gott getreu ist bis zum Tode. „Sei getreu bis in den Tod . . ."

III. Verknüpfung.

1. Eine solch gewaltige Persönlichkeit wie Karl der Große war auch **Moses**. Er hat das in stumpfer Knechtschaft lebende Volk Israel geeinigt, hat die Sehnsucht nach Freiheit in ihm erweckt, hat es ausgeführt aus der Knechtschaft Ägyptens, hat 40 Jahre an seiner Spitze gestanden und es während dieser Zeit zu einem tapferen und kriegsgeübten Volke erzogen, das dann erst sich ein eigenes Reich gründen konnte. Er ist also der eigentliche Gründer des Reiches Israel, wie Karl der Große der Gründer des fränkischen Weltreiches. Dabei vertraute Moses trotz aller eigenen Kraft stets auf Gott und blieb, wie Karl der Große, ein frommer Mann bis zu seinem Tode.

2. **Verknüpfung von Zahlen.**

14 Kaiser Augustus, der Gründer des römischen Weltreiches, stirbt.
814 Karl der Große, der Gründer des fränkischen Weltreiches, stirbt.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

814, 28. Januar. Karl der Große stirbt im 46. Jahre seiner Regierung.

V. Anwendung

1) Inwiefern bewahrheitet sich an Karl dem Großen das Sprichwort: „Arbeit, Mäßigkeit und Ruh . . ."?

2) Inwiefern ist Kaiser Karl noch in seinem Alter ein Vorbild für jedes Kind?

3) Kaiser Karl, ein guter Vater seiner Kinder!

6. Zusammenstellung der gewonnenen Ergebnisse.

I. Karls kriegerische Thätigkeit.

A. Die einzelnen Kämpfe.

1. Krieg gegen die Sachsen 772—803.
2. Zug über die Alpen 773—774.
3. Zug nach Spanien 778.
4. Krieg gegen die wendischen Slaven.
5. Krieg gegen die Avaren 791.
6. Krieg gegen die Dänen und Normannen 810.

B. Völker, mit denen Karl Krieg geführt.

1. Sachsen, zwischen Rhein und Elbe, nördlich vom Harz.
2. Longobarden, in Oberitalien. Hauptstadt Pavia. Monza, die Krönungsstadt.
3. Mauren, in Spanien. Städte: Pamplona, Saragossa.
4. Wenden, östlich von der Saale und Elbe und dem Böhmer Walde.
5. Avaren, im heutigen Österreich und Ungarn, zu beiden Seiten der Donau.
6. Dänen oder Normannen, nördlich von der Eider, im heutigen Dänemark.

C. Zahlenreihe.

768—814 Karl der Große.
772—803 Karl unterwirft in 30jährigem Kampfe die Sachsen.
773—774 Eroberung des Longobardenreiches.
777 Reichstag zu Paderborn.
778 Zug nach Spanien. Roland. Spanische Mark.
782 Überfall am Süntel und Blutgericht zu Verden.
783 Entscheidungsschlachten bei Detmold und an der Hase.
785 Der Sachsenherzog Widukind läßt sich zu Attigny taufen.
791 Zug gegen die Avaren. Avarische Mark.
800 Karls Kaiserkrönung zu Rom.
810 Zug gegen die Dänen. Dänische Mark.
814 28. Januar. Karls des Großen Tod.

II. Karls friedliche Thätigkeit.

A. Seine Sorge für Erhaltung und Befestigung des Christentums.

Er errichtet Kirchen, Klöster, Bistümer.

1. Bistümer im Lande der Sachsen. Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Bremen, Verden, Hildesheim, Halberstadt.
2. Bistümer im Lande der Wenden. Halle, Magdeburg, Hamburg.

B. Seine Sorge für die Wohlfahrt seines Volkes.

1. Das Gerichtswesen unter Karl. Gau-, Burg-, Mark-, Pfalz-, Sendgrafen.
2. Das Heerwesen unter Karl. Verpflichtung zum Heeresdienst, Ausrüstung und Verpflegung.
3. Karls Fürsorge für Volksbildung.
   a) Er gründet Schulen.
   b) Er verbessert den Kirchengesang.
   c) Er veredelt die deutsche Sprache.
   d) Er pflegt die Baukunst.
4. Karls Fürsorge für die Landwirtschaft.
   a) Er legt Musteranstalten für Acker- und Gartenbau an.
   b) Er giebt genaue Verordnungen über die Verwaltung seiner Domänen.

III. Geographie des Frankenreiches.

A. Grenzen. Norden: die Eider; Osten: Peene, Elbe, Raab; Süden: Garigliano, Mittelmeer, Ebro; Westen: der Ozean.

B. Grenzmarken.

1. Dänische Mark, im heutigen Schleswig-Holstein.
2. Die sächsische Nordmark, zu beiden Seiten der Elbe, in der Gegend der Havelmündung.
3. Die avarische oder Ostmark, aus welcher später Ostreich-Österreich geworden ist.
4. Die Lombardei, der nördliche Teil Italiens.
5. Die spanische Mark, zwischen Pyrenäen und Ebro.

C. Teile.

1. Land der Franken: Trier, Mainz, Köln, Koblenz, Straßburg, Metz (von den Römern gegründet); Aachen, Ingelheim, Frankfurt a. Main (von Karl gegründet).
2. Land der Sachsen: Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Bremen, Verden, Hildesheim, Halberstadt, Magdeburg (von Karl gegründet).
3. Land der Friesen: an der Küste der Nordsee.
4. Land der Hessen: Fulda, Fritzlar (von Bonifatius gegründet).
5. Land der Thüringer: Erfurt, Ohrdruf (von Bonifatius gegründet).
6. Land der Bayern: Regensburg, Passau (Bonifatius), Augsburg (von den Römern gegründet).
7. Land der Wenden: Halle a. d. Saale (von Karl gegründet).
8. Italien: Pavia, Monza, Rom.
9. Spanische Mark: Pamplona, Saragossa.

Anhang: Die Karolinger.

Die Nachfolger Karls des Großen hat man nach ihm die Karolinger genannt. Der erste derselben war sein Sohn Ludwig, den er selbst kurz vor seinem Tode zum Nachfolger bestimmt hatte. Ludwig führt in der Geschichte den Beinamen „der Fromme". Er war zwar ein frommer Mann, aber im Gegensatz zu seinem Vater ein sehr schwacher Fürst. Seine Nachfolger aus dem Hause der Karolinger wurden ihren Feinden gegenüber immer schwächer. Weil kein kräftiger Herrscher auf dem Throne saß, so zerfiel das große Frankenreich Karls des Großen sehr bald in drei Reiche, in Deutschland, Frankreich und Italien. In Deutschland ging die Krone zuletzt auf einen sechsjährigen Knaben, auf Ludwig das Kind, über. Er war der letzte Sproß der Karolinger. Unter seiner kraftlosen Regierung wurden die einzelnen Stämme der Deutschen immer mächtiger. An ihrer Spitze standen jetzt Stammesherzöge, die sich um den Kaiser fast gar nicht kümmerten. Dazu wurde das Land von äußeren Feinden wieder hart bedrängt, nämlich von Ungarn, Wenden und Dänen, die durch ihre verheerenden Raubzüge ganz Deutschland in Schrecken setzten. Auf Deutschland paßte daher unter seiner Regierung das Wort Salomos: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Noch ehe Ludwig erwachsen war, starb er im Jahre 911, der letzte Zweig eines einst mächtigen Baumes.

III. Die sächsischen Kaiser.

A. Heinrich I.

(Ziel: Wie ein Sachsenherzog deutscher König wird, und, gleich Armin dem Cherusker, unser Vaterland von einem bösen Feinde befreit.)

I. Vorbereitung.

Erzähle, was du von den Sachsen bereits weißt! (Wiederholung dessen, was in der Geschichte Karls des Großen über sie gelernt wurde.)

Erzähle, was du von einem Sachsenherzoge bereits weißt! (Wiederholung des über Herzog Widukind gelernten Stoffes.)

Der böse Feind, von dem der zum König gewählte Sachsenherzog unser Vaterland befreit hat, waren die Ungarn. Der Name dieses Volkes weist uns auf ein großes Reich an der Donau: Ungarn.

Erzähle, was du über Ungarn schon weißt! In Ungarn wohnten zur Zeit Karls des Großen die Avaren. Sie waren ein wildes Reitervolk, das oft verheerende Raubzüge ins Frankenreich unternahm, aber von Karl dem Großen geschlagen wurde. Karl gründete die avarische oder Ostmark gegen sie.

Wie mochten nun die Ungarn in ihr Land gekommen sein? Die Ungarn waren ein wildes Räubervolk aus Asien, das auf seinen Raubzügen weit nach Westen vorgedrungen war und sich im heutigen Ungarn festgesetzt hatte, wo es den noch vorhandenen Rest der Avaren unterjochte oder vernichtete. Sie waren den Zigeunern ähnlich, die bisweilen noch in unserem Lande umherziehen, hatten also braungelbes, bartloses Gesicht, stumpfe Nase, kleine tiefliegende Augen und langes, struppiges Haar. Sie waren schnelle Reiter und raubten und plünderten gleich den Avaren, Wenden und Dänen unter Karl dem Großen. Sie waren also ein gefährlicher Feind an den Grenzen des deutschen Reiches.

Heute wollen wir nun hören:

1) Wie ein Sachsenherzog zum deutschen Könige gewählt wird.
2) Wie dieser Sachsenherzog die gefährlichen Ungarn schlägt.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Die Wahl Heinrichs. Dazu Lesen und Besprechen des Gedichtes:

Heinrich der Vogelsteller.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.

2. In Wies' und Feld, in Wald und Au',
Horch, welch' ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall.

3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's, heut giebt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschaar?"

5. Der Staub wallt auf; der Hufschlag dröhnt;
Es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! die Herren verderben mir
Den ganzen Vogelfang! —

6. Ei nun, was giebt's?" Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr, Herr'n? Sagt an!"

7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

8. Dies rufend, knie'n sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

9. Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

Vogl.

Der Inhalt dieses Gedichtes wird nach der Besprechung seitens der Kinder zu etwa folgender Erzählung zusammengefaßt:

An einem taufrischen Sommermorgen war der Sachsenherzog Heinrich draußen im Walde mit dem Finkenfang beschäftigt. Er war guten Mutes; denn der schöne Morgen versprach einen guten Fang. Als er so von einer erhöhten Stelle des Waldes ins Thal hinabschaut, sieht er plötzlich eine dicke Staubwolke; der Schlag von Pferdehufen dröhnt an sein Ohr und der Klang der Waffen. Schon will er unwillig werden, da schwenken die Reiter die Fähnlein an ihren Lanzen und jauchzen begeistert: „Es lebe Kaiser Heinrich!" Gleichzeitig werfen sie sich auf die Kniee und huldigen ihm als ihrem Herrn. Und als Heinrich, der im ersten Augenblick gar nicht weiß, was sie wollen, endlich erstaunt fragt, antworten sie: „Es ist der Wille des deutschen Reiches." So wurde Heinrich Kaiser.

Das Gedicht erzählt uns nur eine Sage. Ob sich das wirklich so zugetragen hat, wissen wir nicht. Die Geschichte hat Heinrich später den Beinamen der Finkler oder Vogelsteller gegeben.

Das Gedicht erzählt uns aber nicht alles, was wir über Heinrichs Wahl gern wissen möchten.

a) **Wo fand die Huldigung statt?** In der Nähe der heutigen Stadt Quedlinburg am Harze, wo Heinrich große Besitzungen hatte.

b) **Wer waren die Reiter?** Es waren fränkische Reiter, an deren Spitze Herzog Eberhard von Franken stand. Er überbrachte Heinrich die Reichskleinodien, nämlich Krone, Mantel, Lanze und Schwert.

c) **Wie kam Herzog Eberhard dazu?** Der Bruder des Frankenherzogs Eberhard, Konrad I., war bisher deutscher König gewesen. Nachdem Ludwig das Kind, der letzte Sproß aus dem Hause der Karolinger, im Jahre 911 gestorben war, wählten die deutschen Fürsten den Herzog Konrad von Franken zum deutschen König. Die deutsche Königswürde blieb also bei dem Stamme der Franken, aus dem die Karolinger ja auch hervorgegangen waren. Konrad I. war ein tapferer und edelmütiger Mann, dessen Bestreben darauf gerichtet war, das gesunkene königliche Ansehn wieder zu heben. Allein trotz seiner Tapferkeit im Kriege konnte er nicht alle seine Feinde besiegen; denn die einzelnen Stammesherzöge waren während der Regierung der letzten Karolinger zu mächtig geworden. Seine gefährlichsten Feinde waren die Sachsen. An ihrer Spitze stand der nie besiegte Herzog Heinrich. Als Konrad nach kaum siebenjähriger Regierung an der Wunde starb, die er sich im Kampfe mit dem Bayernherzog geholt, war es sein sehnlichster Wunsch, daß sein Feind, der mächtige Sachsenherzog Heinrich, sein Nachfolger werden möge, weil er von diesem wußte, daß er nicht nur das gesunkene königliche Ansehn heben, sondern auch das Reich gegen äußere Feinde schützen werde. Er beauftragte daher seinen Bruder Eberhard, dem Sachsenherzog die deutsche Königskrone zu überbringen. Dieser war uneigennützig genug, den Wunsch seines sterbenden Bruders zu erfüllen. Er berief 919 die fränkischen Großen nach Fritzlar in Hessen, wo sich auch Heinrich in Begleitung der sächsischen Edlen einfand. Hier wurde Heinrich durch die Fürsten, den hohen Adel und die hohe Geistlichkeit der Franken und Sachsen zum Könige gewählt, und das Volk stimmte dieser Wahl freudig zu; denn sein Wuchs war hoch, seine Gestalt schlank, sein Arm stark, sein Auge feurig und seine Tapferkeit in vielen Kämpfen erprobt.

So ging die deutsche Königswürde auf den Stamm der Sachsen über, und aus dem ehemals unterdrückten wurde jetzt der führende Stamm Deutschlands.

2. Die Vereinigung der deutschen Herzogtümer. Heinrich war vorläufig nur von Franken und Sachsen gewählt. Die drei andern deutschen Herzogtümer Schwaben, Bayern und Lothringen hatten ihm

nicht gehuldigt. Es gelang jedoch Heinrich bald, ohne daß er das Schwert zog, auch diese drei Herzogtümer zur Anerkennung seiner Wahl zu bringen. Er war dabei klug genug, die besonderen Sitten und Einrichtungen eines jeden Stammes zu schonen. So war ihm nach kurzer Zeit durch Weisheit und Mäßigung gelungen, was sein Vorgänger vergeblich erstrebt hatte: die Einigung aller deutschen Männer.

3. Der Kampf mit den Ungarn. a) **Raubzüge der Ungarn.** Diese Einigung war auch notwendig, denn Deutschland hatte damals einen gefährlichen Feind. Wie die Philister einst in das Reich Israel einbrachen, so kamen aus fernem Osten, aus dem Tiefland der Donau, die Ungarn auf ihren kleinen, schnellen Pferden wie ein verwüstender Sturmwind bald über die eine, bald über die andere deutsche Provinz, trieben den Bauern das Vieh weg, töteten die Bewohner, wüteten mit Feuer und Schwert, raubten und plünderten, wohin sie kamen, und führten meistens Tausende von Gefangenen jeden Alters und Standes als Sklaven mit sich fort. Die Gefangenen banden sie nicht selten an die Schweife ihrer Pferde und schleiften sie auf diese Weise unter schrecklichen Qualen zu Tode.*) Sammelte sich dann langsam ein Haufe deutscher Krieger wider sie, dann waren jene schon lange wieder fort, weit über alle Berge. Es war auch nicht leicht, mit ihnen zu fechten, denn zum regelmäßigen Gefecht hielten sie nicht festen Stand, sondern griffen bald an, bald flohen sie. Im Fliehen noch schossen sie dann die Pfeile von ihren Hornbogen mit solcher Gewalt rückwärts, daß man ihnen schwer ausweichen konnte. So waren ihnen die Deutschen schutzlos preisgegeben; denn Städte mit festen Mauern und Burgen gab es noch sehr wenig, auch mangelte es an einem Reiterheer, das sich ihnen hätte entgegenstellen können. Heinrich selbst, so tapfer er auch war, vermochte sie doch nicht zurückzudrängen. In dieser Not gelang es ihm, einen ungarischen Heerführer gefangen zu nehmen. Dieser war den Ungarn so lieb, daß sie als Lösegeld eine schwere Last Goldes und Silbers boten. Aber nicht um Gold und Silber war es Heinrich zu thun, sondern um den Frieden. So schloß er denn einen neunjährigen Waffenstillstand mit den Ungarn und bezahlte ihnen einen jährlichen Tribut, d. h. eine gewisse Summe in Gold oder Silber, vielleicht auch in Vieh und Getreide. Und so schmachvoll eine solche Abgabe für das Land auch war, so konnte Heinrich doch auf andere Weise die Ungarn niemals schlagen. Nun hatte Deutschland neun Jahre Ruhe vor seinen Feinden.

b) Heinrichs Fürsorge für sein Volk. aa) Heinrich baut feste Städte. Die erste Fürsorge des Kaisers war, das offene Land gegen die

*) Zur unterrichtlichen Verwertung sei hier noch empfohlen: „Ein Einfall der Ungarn im Kloster St. Gallen." Richter, Quellenbuch S. 56.

räuberiſchen Einfälle der Ungarn zu ſchützen. Er baute deshalb an der Oſtgrenze von Sachſen und Thüringen feſte Städte und Burgen. Zwar gab es ſchon Städte in Deutſchland. Nennt ſolche:

Mainz, Trier, Straßburg, Koblenz, Köln, Xanten, Metz — von den Römern erbaut.

Fulda, Ohrdruf, Erfurt, Regensburg, Paſſau — von Bonifatius gegründet.

Münſter, Paderborn, Osnabrück, Minden, Bremen, Verden, Hildesheim, Halberſtadt, Magdeburg, Halle, Frankfurt am Main, Aachen — von Karl dem Großen gegründet.

Alle dieſe Städte reichten zum Schutz aber nicht aus; denn es fehlten ihnen Mauern, feſte Thore und Wallgräben. Auch bedrohten die Ungarn meiſt die Oſtgrenzen des Reiches, während dieſe Städte meiſt im Weſten lagen. Im Oſten aber wohnten die meiſten Deutſchen nach uralter Sitte noch in kleinen Dörfern oder auf einzeln liegenden Gehöften. Sie waren daher dem Feinde ſchutzlos preisgegeben. Kaum waren die königlichen Pfalzen und Biſchofsſitze notdürftig befeſtigt.

Heinrich baute nun Merſeburg an der Saale, Meißen an der Elbe, Goslar und Quedlinburg am Harze, Hersfeld in Heſſen u. a. Auch Gotha iſt um dieſe Zeit gegründet worden; ebenſo war Mühlhauſen in Thüringen ſchon eine feſte Stadt. Man hat ihm darum den Beinamen „der Städteerbauer“ gegeben.

Es war aber leichter, Städte zu bauen, als Bewohner für ſie zu finden; denn die Deutſchen liebten das Wohnen im Freien und ſagten: „Sollen wir uns lebendig begraben laſſen? Die Städte ſind nichts anderes als Gräber!“ Da befahl Heinrich, die Leute ſollten loſen, und je einer von neunen, den das Los treffe, ſollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit ſie das aber um ſo lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte. Alle Märkte und die damit verbundenen Feſtlichkeiten verlegte er in die Städte. Alle Gerichtstage und Volksverſammlungen ſollten ebenfalls dort abgehalten werden. Der dritte Teil des Ernteertrages mußte in die Stadt geliefert werden, damit dort Vorräte geſammelt würden für die Zeit des Krieges. Denn hinter die Mauern dieſer Städte und Burgen ſollten ſich die Bewohner des offenen Landes flüchten, wenn die Ungarn wieder einmal hereinbrachen.

In den Städten entſtanden jetzt auch die verſchiedenen Handwerke. Bis dahin hatte jeder ſein eigener Schneider, Schuſter, Schmied u. ſ. w. ſein müſſen. Das ging nicht beſonders gut. Jetzt wurde es aber beſſer. Nun beſorgte nur einer die Schuhmacherarbeit, ein anderer die Schneiderei, ein dritter das Schmiedehandwerk u. ſ. w. Dadurch konnte er in ſeinem Handwerk etwas Tüchtiges leiſten. So ſchloſſen ſich die Bewohner der Städte eng aneinander.

Sie nannten sich bald Bürger, und so ist Heinrich der Begründer des später so mächtigen Bürgerstandes geworden. Wie gut es die Städter hatten, das merkten sie freilich erst zur Zeit des Krieges.

bb) Heinrich sorgt für ein Reiterheer. Der weise Herrscher wollte aber sein Volk nicht nur schützen hinter festen Mauern und Wällen, sondern auch in offener Schlacht sollte es sich den Feinden entgegenstellen. Dazu fehlte es an Reitern, denn Fußsoldaten konnten gegen die Ungarn nichts ausrichten. Zu Heinrichs Zeiten aber kämpften die Deutschen fast nur zu Fuß, und wenige besaßen Helm und Panzer. Die Reiter dagegen waren damals anders ausgerüstet als heute. (Das wissen wir aus der Sage: „Der eiserne Karl".) Den Kopf schützte ein eiserner Helm. Auf der Brust trugen sie einen Kettenpanzer, der für einen Pfeil undurchdringlich war. Auch die Beine waren durch eiserne Schienen geschützt. Eiserne Handschuhe schützten selbst die Hände. Ein fester Schild war bestimmt, die Pfeile und Speere der Feinde aufzufangen. Ein starkes Schwert und eine schwere Lanze vervollständigten die Rüstung.

Kaiser Heinrich ermutigte nun die Seinen, sich wieder auf solche Weise auszurüsten. Dadurch schuf er sich ein tüchtiges Reiterheer. Er übte nun auch unermüdet seine Krieger im schnellen und gewandten Fechten zu Pferde, daß sie lernten, die Pfeile mit dem Schilde aufzufangen und dann rasch auf die Feinde loszusprengen, ehe diese einen neuen Pfeil auf den Bogen legen konnten. Der Reiterdienst wurde so der Ehrendienst im Heere. Aus diesen Reitern sind aber die Ritter hervorgegangen, die sich später auf hohen Bergen feste Burgen bauten. Heinrich ist also auch der Begründer des Rittertums.

c) **Die Schlacht bei Merseburg.** Im Jahre 938 war der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen. Wieder kamen die ungarischen Gesandten, den jährlichen Tribut zu fordern. Da gab ihnen Heinrich, so erzählt die Sage, einen räudigen Hund, dem Ohren und Schwanz abgeschnitten waren, indem er sprach: „Wollt ihr einen besseren Tribut, so kommt und holt ihn euch!"

Wutschnaubend über diese Schmach brachen nun die Ungarn wieder in Deutschland ein und ergossen sich durch Thüringen und Sachsen. Vergebens aber pochte ihre Raubsucht an die festen Thore und Mauern der von Heinrich gegründeten Städte. Heinrich hatte rasch sein Heer gesammelt und traf auf sie bei Merseburg. Durch eine zündende Ansprache wußte er seine mutigen Krieger zur Schlacht zu entflammen. „Krieger," sprach er, „sehet, dort glüht der Himmel blutigrot. Eure Habe ist's, die jetzt auflodert! Was suchet ihr, wenn ihr umkehret und fliehet? Eure Hütten? — Sie liegen in Asche! Eure Weiber? — Sie sind gemißhandelt! Eure Kinder? — Sie sind ermordet! Euren Gott? — Seine Altäre sind umgestürzt! Krieger! Der Tag

der Vergeltung ist gekommen. Seid Männer und betet zu dem, der Hilfe sendet in der Stunde der Not!“

Und Gott sandte Hilfe. Grausig klang der Schlachtruf der Ungarn. Aber deutsche Begeisterung und Kriegskunst siegte über die Mordlust der Feinde. Der König flog von einem Haufen seiner Krieger zum andern, vor ihm her wehte das Hauptbanner des Heeres mit dem Bilde des Erzengels Michael. Die feigen Räuber aber hielten bei dem Anblick der gepanzerten Reihen nicht stand, sondern flohen mit solcher Eile, daß es nicht einmal recht zur Schlacht kam. Das feindliche Lager mit allen geraubten Schätzen fiel in die Hände der Sieger, und mehrere tausend Gefangene, welche die Ungarn als Sklaven wegführen wollten, wurden befreit. Die Mehrzahl der Ungarn bedeckte tot oder verwundet das Schlachtfeld, die übrigen flohen voll Entsetzen. Auf dem Schlachtfelde knieend, dankte Kaiser Heinrich Gott für die Rettung. So entscheidend war der Sieg, daß die Ungarn lange Jahre hindurch ihre Raubzüge einstellten.

4. Der Zug gegen die Wenden. Ein anderer gefährlicher Feind Heinrichs waren die Wenden oder Slaven. Sie wohnten östlich von der Elbe in der Havelgegend. Sie waren noch Heiden, Freunde der Ungarn und beständige Feinde der Sachsen. Schon Karl der Große hatte gegen sie gekämpft, sie zurückgedrängt und die sächsische Mark gegen sie gegründet. Wie die Ungarn, unternahmen auch sie Raubzüge über die Elbe herüber in sächsisches Gebiet. Noch ehe Heinrich gegen die Ungarn zog, unternahm er 928 einen Kriegszug gegen die Wenden. Auf demselben gab er seinen Kriegern Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit im Kampfe zu erproben. Dem gewaltigen Andrängen Heinrichs vermochten sie nicht zu widerstehen; sie zogen sich hinter die Mauern ihrer Hauptstadt Brennaburg oder Brannibor, d. i. das heutige Brandenburg an der Havel, zurück. Hier fühlten sie sich sicher; denn die Stadt war rings mit weiten Sümpfen umgeben, so daß die Deutschen nicht herannahen konnten. Da trat ein frühzeitiger Winter ein; die Sümpfe wurden von einer festen Eisdecke überzogen, und über diese natürliche Brücke rückten Heinrichs Truppen unter die Mauern der Stadt. Diese vermochte der kraftvollen Belagerung nicht lange Widerstand zu leisten. Brennaburg fiel, und mit ihm sank der Mut der Wenden: sie unterwarfen sich dem Kaiser und gelobten Gehorsam. Zum Schutze der Grenze gegen sie gründete Heinrich auf einem Berge an der Elbe die Stadt Meißen und errichtete eine gleichnamige Markgrafschaft, aus welcher das heutige Königreich Sachsen hervorgegangen ist. Nördlich von der Mark Meißen errichtete er zwischen Elbe, Havel und Spree die alte, von Karl dem Großen bereits gegründete Nordmark wieder, aus der später der brandenburgisch-preußische Staat hervorgegangen ist.

5. Der Zug gegen die Dänen. Von Norden her brachen die Dänen ebenfalls in sächsisches Gebiet ein. Wir sehen, es waren noch dieselben Feinde, wie sie einst Karl der Große an den Grenzen seines weiten Reiches bekriegt hatte. Ein Jahr nach der Ungarnschlacht bei Merseburg, 934, zog Heinrich auch gegen die Dänen, schlug sie, stellte die Eider als Nordgrenze wieder her und errichtete nördlich derselben die Mark Schleswig zum Schutze gegen sie.

6. Heinrichs letzte Tage. So hatte Heinrich die Hauptfeinde des deutschen Landes in blutigen Schlachten geschlagen. Durch Klugheit und Mäßigung war ihm die Einigung Deutschlands gelungen. Sein Volk nannte ihn darum mit Recht „den Großen". Er berief nun einen Fürstentag nach Erfurt und empfahl den deutschen Herzögen seinen Sohn Otto als Nachfolger, nnd diese gelobten ihm auch, denselben wählen zu wollen. Auf seinem Gute Memleben an der Unstrut ist er 936 im 60. Lebensjahre, in der Fülle seines Ruhmes, gestorben, tief beklagt von seinem Volke. Er wurde in Quedlinburg, das er selbst gegründet, begraben.

B. Vertiefung.

1. Heinrich wird zum deutschen Könige gewählt,

und zwar von den Franken und Sachsen. Die andern deutschen Stämme Bayern, Schwaben und Lothringer hätten nun leicht einen andern König wählen können, da sie anfänglich mit der Wahl Heinrichs nicht einverstanden waren. Dann hätte Deutschland zwei Könige gehabt, die jedenfalls sehr bald in Streit geraten wären. Statt die Feinde von außen abzuwehren, wäre es dann zum Kriege im Innern, zum Bürgerkriege gekommen. Eine solche Wahlverfassung kann also unter Umständen große Gefahren für das Land bringen. Daß Heinrich König wurde, verdankte er eigentlich nur dem Edelmut Konrads I. und der Uneigennützigkeit seines Bruders Eberhard, der als Herzog des mächtigen Frankenstammes, aus dem bisher die Könige genommen wurden, den nächsten Anspruch auf die Krone hatte.

Unser Kaiser Wilhelm II. ist nicht gewählt worden; die Krone ist vielmehr vom Vater auf den Sohn fortgeerbt. Deutschland ist also jetzt ein Erbreich. Das hat seine großen Vorzüge; denn dann können nicht zwei oder drei Fürsten gleichzeitig Anspruch auf die Krone erheben.

2. Was gefällt uns an Kaiser Heinrich?

a) Seine Weisheit und Mäßigung, mit der er die drei Stammesherzöge der Bayern, Schwaben und Lothringer zur Anerkennung seiner Königswürde bringt; denn dadurch stellt er die Einigkeit in seinem Reiche her. Die Einigkeit aber ist notwendig, um den Erbfeind des Landes, die Ungarn,

bekämpfen zu können. „Eintracht macht stark.“ „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.“

b) Seine kluge Fürsorge für sein Volk, indem er es vor den räuberischen Einfällen der Ungarn zu schützen sucht. Diese Maßregeln entspringen der Liebe zum Volke, kein Wunder, daß ihn seine Unterthanen, besonders Sachsen und Thüringer, wieder lieben. Durch diese Fürsorge ist er der Begründer des Bürger- und auch des Rittertums geworden.

c) Seine Tapferkeit, mit der er gegen Ungarn, Wenden und Dänen kämpft. Es ist nicht Eroberungssucht, sondern Notwehr, die ihn zum Kriege treibt. „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben . . .“ „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg . . .“

d) Seine Frömmigkeit, denn auf dem Schlachtfelde noch kniet er nieder, Gott für den errungenen Sieg zu danken.

e) Seine Genügsamkeit. Er trachtet nicht danach, das große Weltreich Karls des Großen wieder herzustellen, sondern er begnügt sich, ein Königtum auf rein deutscher oder nationaler Grundlage errichtet zu haben.

III. Verknüpfung.

1. Verknüpfung von Personen und Thatsachen.

a) Vergleich Heinrichs mit Armin. — Beide sind echt deutsche Fürsten, denen das Wohl ihres Vaterlandes über alles geht. Beide haben ihre Völker geeinigt zum Kampfe gegen den Feind. Beide haben den Feind ihres Volkes in blutigen Schlachten geschlagen: Armin die Römer, Heinrich die Ungarn. Doch erntet Armin Undank, während Heinrichs Tod von seinem Volke tief betrauert wird. Schlacht im Teutoburger Walde, Schlacht bei Merseburg.

b) Vergleich Heinrichs mit Karl dem Großen. — Beide werden gewählt; beide suchen Deutschland zu einigen. Karl der Große beschränkt sich aber nicht auf Deutschland, er geht bis Spanien und Italien. Heinrich dagegen errichtet ein Königtum auf nationaler Grundlage. Beide führen mit den Grenzvölkern ihres Reiches blutige Kriege. Beider Tod wird tief betrauert.

c) Vergleich des deutschen Königtums mit dem jüdischen Königtum. — Deutschland war ein Wahlreich, auch das Reich Israel. Saul und David wurden gewählt und gesalbt. Auch Karl der Große, Heinrich I. und andere Kaiser wurden gewählt. Der Erbfeind Israels waren die Philister, der Erbfeind Deutschlands die Ungarn.

2. Verknüpfung von Örtlichkeiten.

a) Stellung des Sachsenlandes unter Karl dem Großen und Heinrich I. — Damals unterdrückt, mit blutigem Kriege überzogen, jetzt das mächtigste Herzogtum, der führende Stamm Deutschlands.

b) Das Reich Heinrichs und das Reich Karls des Großen bezüglich iner Ausdehnung. Grenzen desselben!

c) Das Reich Heinrichs und das heutige deutsche Reich.

d) Das Sachsenland Heinrichs und das heutige Sachsen, nämlich Provinz › Königreich Sachsen und die Sächsischen Herzogtümer.

e) Fritzlar in der Geschichte Heinrichs und der des Bonifatius.

3. Verknüpfung von Jahreszahlen.

33 Jesus Christus erleidet den Kreuzestod auf Golgatha.
933 Heinrich I. schlägt die Ungarn bei Merseburg.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

919—936 Heinrich I., ein sächsischer Kaiser.

928 Kampf mit den Wenden. Eroberung von Brennaburg. Gründung Mark Meißen, Erneuerung der Nordmark.

933 Die Ungarn werden bei Merseburg geschlagen.

934 Zug gegen die Dänen. Gründung der Mark Schleswig.

936 Heinrichs Tod zu Memleben und Begräbnis zu Quedlinburg.

Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Heinrich ist der Gründer von Meißen, Merseburg, Goßlar, Quednburg, Hersfeld, sowie der Begründer des Bürger- und Rittertums. ie ersten Anfänge städtischen Lebens.

V. Anwendung.

1) Erzähle über die Wahl Heinrichs!

2) Inwiefern ist Heinrichs Wahl zum deutschen Könige eine glückliche nennen!

3) Welche Beinamen führt Heinrich I. und mit welchem Recht?

4) Nenne deutsche Städte und ihre Gründer!

5) Inwiefern ist Heinrich der Begründer des Bürgertums?

6) Erzähle über die Entstehung der Handwerke!

7) Inwiefern ist Heinrich der Begründer des Rittertums?

8) Welche Sagen knüpfen sich an die Gestalt Heinrichs?

9) Die Schlacht bei Merseburg und die Schlacht im Teutoburger Walde. n Vergleich.

B. Otto I., der Große.

(Ziel: Ein neuer Raubzug der Ungarn.)

I. Vorbereitung.

Trotz der Niederlage bei Merseburg wagten die Ungarn dennoch einen neuen Einfall. Was sie dazu bewogen haben mag? Zunächst ihre Raubsucht. Sie konnten die reichen Schätze nicht vergessen, die sie auf ihren Kriegszügen stets erbeutet. Dann aber war die Furcht, die ihnen König Heinrich eingeflößt, gewiß geschwunden. Heinrich I. war 936 gestorben; ein neuer König, Otto I., hatte den Thron bestiegen. Vielleicht hofften sie, diesen leichter zu besiegen als dessen Vater, der ein erfahrener Mann und in vielen Kriegen erprobt war. Dazu kam, daß Deutschland fast immer im Innern uneinig war, so daß die Feinde hoffen durften, die deutschen Stämme würden auch ihnen gegenüber nicht einig sein.

Ob wohl Otto I. die Ungarn geschlagen, und ob die deutschen Stämme in diesem Kampfe einig waren? Davon wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Der Kampf mit den Ungarn. a) **Der Ungarn Ankunft.** Im Sommer des Jahres 955 erschienen plötzlich Boten des Bayernherzogs vor König Otto, der damals im Sachsenlande weilte, und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungarn überfluten mit ihren Horden deines Reiches Grenzen und wollen mit dir einen Strauß bestehen.“ Wieder bezeichneten die Trümmer verbrannter Dörfer und zerstampfte Saatfelder ihren blutigen Pfad. Entsetzlich waren die Greuel, die sie in ihrer Wut verrichteten. Sie meinten, ihre Rosse sollten die deutschen Flüsse und Seen austrinken und die Städte und Dörfer zerstampfen, und wenn nicht die Erde sie verschlänge oder der Himmel auf sie herabstürze, so könne sie niemand besiegen. Die Kunde vom Anzug der Ungarn flog pfeilschnell durch alle Lande und erfüllte die Deutschen mit Entsetzen. Sie flohen landeinwärts, ohne zu wissen, wohin. Von ihrem König erhofften sie Rettung in der Not.

b) **Der Deutschen Aufgebot.** Dieser sandte schnell Boten nach allen Gegenden des Reiches, das Volk zu den Waffen zu rufen. Auf den Bergen wurden die Kriegsfeuer angezündet, von den Türmen hernieder klang der Kriegsruf der Glocken. An der Elbe, am Rheine und an der Donau, überall im deutschen Vaterlande griffen die Männer zu den Waffen und zogen herbei.

Da kamen kühne Sachsenkrieger aus allen Teilen des Sachsenlandes, von den Küsten der Nordsee und aus den waldigen Thälern des Harzes. Ihnen folgten die Franken mit freudigem Mut. Auch die tapferen Bayern und Schwaben fehlten nicht. Die Deutschen sammelten sich in der Nähe der Stadt Augsburg in Bayern, bis wohin die Ungarn gedrungen waren. Der tapfere Bischof dieser Stadt hatte alle ihre Angriffe siegreich zurückgeschlagen, bis Otto mit seinem Heere nahte, die Stadt zu befreien. Da ließen die Ungarn von der Belagerung ab und gingen auf das rechte Ufer des Lech zurück. Der Bischof aber zog mit seinen Scharen dem König entgegen und begrüßte ihn als den Retter der Stadt.

c) **Das Lager bei Augsburg.** Bei Augsburg lagerte sich nun das Heer des Königs. Vor seinem Zelte wehte die deutsche Reichsfahne, geschmückt mit dem Bilde des Erzengels Michael, wie er den giftigen Lindwurm zertritt. Es war dieselbe, die auch bei Merseburg den Deutschen voraufgeflattert. Die Stadt Augsburg liegt in der Gabel von Lech und Wertach. Zwischen diesen beiden Flüssen dehnt sich eine weite Ebene, das Lechfeld. Kein Baum, kein Strauch, nur kurzes Gras bewächst die endlose Fläche. Dort lagern die ungeordneten, zahllosen Scharen der Ungarn. Unruhig wogen sie auf und ab, und ihr Lager ist von tausend Feuern erleuchtet. Das Dröhnen ihrer Waffen und der Hufschlag der Pferde dringt bis zu den Deutschen herüber. Ein wildes Trinkgelage beschließt die Nacht.

d) **Vorbereitung zum Kampfe.** Es war am 10. August 955, als beide Heere sich zum Kampfe rüsteten. Aus dem Lager der Ungarn tönte wilder Gesang. Das Heer der Deutschen bestand aus acht Haufen. Die drei ersten bildeten die Bayern, trotzige, kernhafte Gestalten; sie hatten sich am zahlreichsten versammelt, denn sie kämpften für Heimat und Herd. Den vierten bildeten die Franken, meist gewandte, gut bewaffnete Reiter. Der fünfte bestand aus den Auserlesenen des ganzen Heeres und wurde von König Otto selbst geführt. Vor ihm her flatterte die Fahne mit dem Bilde des Erzengels Michael. Den sechsten und siebenten bildeten die Schwaben unter Führung ihres Herzogs, und der achte bestand aus tausend böhmischen Reitern, welche hinter dem Heere das Gepäck bewachen sollten. Im ganzen war Ottos Heer schwach gegen die zahllosen Rotten der Ungarn. Das wußte Otto, und wie zu einem heiligen Kampfe bereitete er daher sich und sein Heer vor. Den vorhergehenden Tag hatte das Heer gefastet. Durch Gebet und Abendmahl stärkten sich die Krieger am Morgen des Schlachttages. Alle schwuren den Führern unverbrüchliche Treue bis in den Tod. Im Angesichte des Todes verziehen sich Feinde gegenseitig und gelobten sich Beistand und Treue. Der König selbst gelobte, in der Stadt Merseburg ein Bistum zu errichten und seinen eben begonnenen Palast zur Kirche zu weihen, wenn Gott ihm den

Sieg verleihen werde. So würdig vorbereitet, zog das Heer dem Feinde entgegen.

e) **Die Entscheidung.** Die Ungarn warteten aber den Stoß des schwergewaffneten deutschen Heeres nicht ab, sondern kamen dem Angriff zuvor. Im Angesichte des Feindes durchschwammen sie zweimal verwegen den Lech und kamen in den Rücken des deutschen Heeres.

Hier begannen sie den Nachtrab mit einem Pfeilregen zu überschütten; darauf erhoben sie ein fürchterliches Geheul und stürmten zum Angriffe vor. Mancher sank in seinem Blute nieder, mancher geriet in Gefangenschaft, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde, und wer das Leben behielt, suchte Rettung in der Flucht. In ähnlicher Weise warfen sich die Ungarn auf den siebenten und sechsten Heerhaufen, und auch diese wurden zerstreut und entflohen.

Sobald der König sah, daß die Schlacht vor seinem Angesicht anhebe und in seinem Rücken der Nachtrab in Gefahr gerate, entsandte er den Herzog Konrad mit dem vierten Heerhaufen. Der befreite die Gefangenen, jagte dem Feinde die Beute ab und trieb die plündernden feindlichen Scharen in wilder Flucht auseinander. Nachdem er die Gegner geworfen hatte, kehrte er mit siegreich wehenden Fahnen zum Könige zurück.

Jetzt erkannte der König, daß er die ganze Wucht des Kampfes mit der ihm gegenüberstehenden Hauptmacht zu bestehen habe. Darum wandte er sich an seine Waffengefährten und feuerte sie mit folgenden Worten an: „Daß es jetzt gilt, in solcher Gefahr Kraft und Ausdauer zu beweisen, seht ihr selbst, meine Krieger; denn nicht fern von euch steht der Feind, und mit den Augen vermögt ihr ihn zu erreichen. An Menge, das weiß ich wohl, übertreffen uns die Feinde, nicht aber an Tapferkeit und Rüstung, denn sie entbehren, wie euch bekannt ist, zum größten Teile jeglicher Wehr, und was für uns der größte Trost: die Hilfe Gottes ist nicht mit ihnen. Ihnen dient allein rücksichtslose Verwegenheit als Stärke, uns aber schützt die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Schmach müßte uns treffen, wollten wir unser Reich den Feinden geben. Nein, besser wäre es, wenn unser Ende nahe ist, im Streite ruhmvoll zu sterben, als unter dem Joche der Feinde ein Sklavenleben zu führen oder gar wie böse Tiere durch den Strick erwürgt zu werden. Mehr noch würde ich sprechen, wüßte ich, daß Worte imstande wären, euern Mut und eure Tapferkeit zu erhöhen. Laßt uns lieber mit dem Schwerte als mit der Zunge den Wettkampf beginnen!"

So sprach er, ergriff den Schild und die heilige Lanze und sprengte hoch zu Roß vor allen in den Feind hinein, ein tapferer Krieger und ein wackerer Feldherr zugleich. Anfangs wagten die Beherzteren unter den Ungarn Widerstand zu leisten. Als sie aber ihre Waffengefährten flüchtig davonjagen sahen, entsank ihnen der Mut. Zersprengt und umzingelt, wurden sie vom Schwert erschlagen. Manche flüchteten, da ihre Rosse ermüdet waren, in die benachbarten Dörfer, aber die nachdringenden Angreifer umringten sie und äscherten die Stätten ein, so daß die Geflohenen ihren Tod in den Flammen fanden. Andere schwammen durch den Fluß, aber das jenseitige Ufer gewährte ihnen keinen Halt zum Emporklimmen, und von der Strömung fortgerissen, fanden sie in den Wellen ein klägliches Ende.

Noch an demselben Tage fiel das Lager der Ungarn in die Hände des Königs und alle Gefangenen wurden befreit. Mehr als hunderttausend Ungarn fanden ihren Tod, während der Sage nach nur sieben Mann mit abgeschnittenen Nasen und Ohren in ihre Heimat zurückgekommen sein sollen. Drei Heerführer der Ungarn wurden gefangen und zu schimpflichem Tode verurteilt. Sie fanden den Tod am Galgen.

Glorreich durch herrlichen Sieg, wurde der König von dem Heere als Vater des Vaterlandes begrüßt. Er befahl, den höchsten Gott zu preisen und würdige Lobgesänge zu seiner Ehre in allen Kirchen anzustimmen.*)

*) Meist nach Richter, Quellenbuch.

Dieſer herrliche Sieg auf dem Lechfelde wurde am 10. Auguſt 955 erfochten, und die Ungarn haben es ſeit dieſer Schlacht nie wieder gewagt, in Deutſchland einzufallen, ſo daß dieſes nun Ruhe hatte vor ſeinen gefährlichſten Feinden.

2. Der Kampf mit den Wenden. Wie die Ungarn, ſo unternahmen auch die Wenden noch immer Raubzüge in deutſches Gebiet. Otto ſetzte nun zwei tapfere Markgrafen über die Grenzländer, welche in langen, blutigen Kämpfen das Land zwiſchen Elbe und Oder deutſchem Einfluſſe unterwarfen. So führte Otto eigentlich nur fort, was Karl der Große bereits begonnen. Dieſer hatte beſonders an der unteren, Heinrich I. an der mittleren, Otto I. an der oberen Elbe gegen die Wenden gekämpft. Und um dieſe wendiſchen Länder dem deutſchen Reiche dauernd zu erhalten, that er dasſelbe, was Karl der Große im Sachſenlande gethan: er ſuchte die Wenden zum Chriſtentume zu bekehren. Wie die Sachſen, ſo kämpften auch die Wenden tapfer für ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und wie jene, ſo wurden auch dieſe durch die wilde Natur ihres Landes, das voll Sumpf und Wald war, in ihrem Kampfe unterſtützt. Allein das tapfere Schwert deutſcher Krieger unterwarf ſie endlich doch. Wie Karl der Große, den ſich Otto überhaupt zum Vorbilde genommen, im Sachſenlande verfuhr, um das Chriſtentum zu erhalten und zu befeſtigen, ſo errichtete auch Otto im Wendenlande Kirchen, Klöſter und Bistümer. So gründete er die Bistümer Havelberg und Brandenburg an der Havel, Merſeburg an der Saale, Zeitz an der weißen Elſter, Meißen an der Elbe; ja im fernſten Oſten unter den Polen ward Poſen gegründet. Alle dieſe Bistümer ſtellte er unter das neugeſchaffene Erzbistum Magdeburg, in welcher Stadt er am liebſten weilte. Von dieſen Biſchofsſitzen aus ſollte die Lehre des Evangeliums immer weiter in das Wendenland getragen werden. Doch waren die Erfolge dieſer Bekehrungsverſuche noch ſehr gering; denn Feuer und Schwert hatten die Kluft zwiſchen Deutſchen und Wenden zu groß gemacht; die chriſtlichen Mönche, zwar voll Feuereifer und hingebender Begeiſterung, meiſt aber nur von geringer Weisheit und Einſicht, verſtanden es doch zu wenig, die Unterworfenen für die chriſtliche Religion zu gewinnen, da ſie das Evangelium nicht in wendiſcher, ſondern lateiniſcher Sprache verkündigten, welche von den Wenden natürlich nicht verſtanden wurde. Dazu erbitterten ſie die getauften Heiden dadurch, daß ſie von ihnen für Kirchen und Geiſtliche den Zehnten erhoben, wie es Karl der Große einſt im Sachſenlande auch gethan. Daher war es kein Wunder, daß immer wieder blutige Aufſtände ausbrachen, bei denen die Verkündiger des Evangeliums froh ſein mußten, wenn ſie aus den verbrannten deutſchen Städten und Kirchen das nackte Leben retteten. Trotz dieſer geringen Erfolge aber ſehen wir in Otto I. doch den Mann, der dem Chriſtentum und der deutſchen

Kultur die Bahn nach dem slavischen Osten gebrochen und der deshalb mit Recht schon bei seinen Lebzeiten den Beinamen „der Große“ geführt hat.

3. Kämpfe im Innern. Bei der großen Ungarnschlacht auf dem Lechfelde waren alle deutschen Stämme einig, nur die Lothringer fehlten. Ob diese Einigkeit unter Ottos Regierung immer bestanden hat? Das wollen wir aus folgendem Gedicht hören:

Otto I.

1. Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang;
Der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang.
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

2. Hoch sitzt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
Das Auge scharf wie Blitze, von goldnem Haar umwallt.
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt;
Schon mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

3. Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt;
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt.
Es ist der eig'ne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrotes Banner trug.

4. Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester ward das Opfer der Messe dargebracht.
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz;
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

5. Da öffnen sich die Pforten; es tritt ein Mann herein;
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein.
Er schreitet auf den Kaiser; er wirft sich vor ihm hin;
Die Knie' er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn!

6. „O Bruder, meine Fehle, sie lastet schwer auf mir;
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir!
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein;
Vergieb, o strenger Kaiser, vergieb, du Bruder mein!“

7. Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt;
Nach dreier Tage Wechsel da fällt dein schuldig Haupt!“

8. Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise gleich wie im Totenreich.
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub;
Denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

9. Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt;
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
Er liest mit lauter Stimme der heil'gen Worte Klang,
Daß es in aller Herzen wie Gottes Stimme drang:

10. „Und Petrus sprach zum Herren: ‚Nicht so, genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?'
Doch Jesus ihm antwortet: ‚Nicht siebenmal vergieb,
Nein, siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb!'"

11. Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt;
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust.
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht, —
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

v. Mühler.

Nach der Besprechung des Gedichts, bei welcher zu berichtigen ist, daß die Versöhnung nicht in Quedlinburg, sondern in Frankfurt am Main erfolgte, fassen die Kinder den Inhalt desselben zu etwa folgender Erzählung zusammen:

Es ist im Jahre 941. Vom Dome zu Frankfurt verkündet der Klang der Glocken die Feier des Weihnachtsfestes. Auch Otto I. mit einer Schar auserlesener Ritter hat sich eingefunden, das heilige Fest voll Andacht zu feiern. Hoch ragt seine männliche Gestalt aus seiner Umgebung hervor; das scharfe Auge schweift über die glänzende Versammlung; das ernste Antlitz ist von goldnem Haar umwallt. Man sieht ihm an, daß er gewohnt ist, nicht nur zu befehlen, sondern auch zu siegen. Nicht mit Unrecht hat man ihn darum auch „den Löwen" genannt. So ist er auch jetzt wieder vom Siege heimgekehrt. Nicht Ungarn und Wenden aber, die alten Feinde des Reiches, hat er geschlagen — es galt einen viel ernsteren Kampf, den Kampf mit dem eigenen Bruder. Dreimal schon hob jener die blutrote Fahne der Empörung, dreimal hob er das Schwert, seinem Bruder, dem von seinem Vater und den Großen des Reiches geordneten Könige, nach dem Leben zu trachten. Und wenn sein Anschlag auch mißlang, so hatte er dennoch für seinen Frevel schwere Strafe verdient. Der König hatte ihn deshalb geächtet, d. h. er mußte das Land verlassen und durfte nicht wieder vor des Königs Angesicht erscheinen, wenn er nicht getötet sein wollte.

Da, während mitten im feierlichen Gottesdienst sich aller Kniee und aller Herzen vor dem Herrn des Himmels und der Erde beugen und in inbrünstigem Gebete Vergebung aller Sünden erflehen, da öffnet sich plötzlich die Pforte des Gotteshauses. Geräuschlos tritt ein Mann im härenen Bußgewande herein, schreitet vor bis zum Stuhle des Königs, wirft sich vor ihm nieder, umfaßt demütig die Kniee desselben und ruft: „O Bruder, meine Sünde lastet allzuschwer auf mir; laß deine Gnade walten und vergieb, was ich mit Blut an dir gesündigt."

Doch der König fühlt kein Erbarmen. Mit großer Strenge blickt er den Bruder an, indem er spricht: „Zweimal schon habe ich dir vergeben, doch zum drittenmal geschieht es nicht. Die Acht ist ausgesprochen und wird vollstreckt. In drei Tagen fällt dein schuldiges Haupt unter dem Beile des Henkers."

Bei diesen harten Worten erbleichen die zahlreichen Ritter ringsum. Auch Herzog Heinrich, der Bruder des Königs, wird bleich. Noch einmal hat er gehofft, Gnade bei ihm zu finden. Nun sieht er, daß der König unerbittlich ist. Totenstille herrscht in dem großen Gotteshause, denn niemand wagt es, dem Könige zu widersprechen.

In diesem Augenblicke banger Erwartung wendet sich der fromme Abt vom Altar aus an den Kaiser. Aus der Bibel liest er die Worte vor, die Petrus zum Herrn gesprochen: „Ist es genug, Herr, wenn ich meinem Bruder siebenmal vergebe?" Worauf Jesus antwortet: „Nicht siebenmal, sondern siebenzig mal siebenmal." Wie die Stimme Gottes drangen diese Worte zum Herzen des Königs. Die Härte, die sich um sein Herz gelegt, schmolz wie das Eis in der Frühlingssonne. Thränen stürzten ihm aus den Augen. Er hob seinen Bruder Heinrich auf, drückte ihn an die Brust und vergab ihm zum drittenmal. Die Zuschauer aber jubelten laut über den Edelmut ihres Königs.

Ergänzungen: Heinrich war Ottos jüngerer Bruder; er glaubte jedoch nähere Ansprüche auf die Krone zu haben als dieser, obgleich Otto nicht nur von seinem Vater Heinrich I. zum Nachfolger vorgeschlagen, sondern in Aachen auch von sämtlichen deutschen Herzögen gewählt und im Dome daselbst feierlich gekrönt worden war. Und zwar begründete Heinrich seine Ansprüche auf die Krone damit, daß Otto zwar der ältere Sohn Heinrichs I., aber zu einer Zeit geboren sei, als Heinrich I. nur Herzog von Sachsen, aber noch nicht deutscher König war, während ihm sein Sohn Heinrich erst geboren wurde, als er schon die Königskrone trug. Daher dessen dreimalige Empörung wider Otto. Nach der dritten Versöhnung jedoch blieb Heinrich seinem Bruder stets treu und ergeben, und dieser zeigte ihm, wie aufrichtig er es mit seiner Versöhnung gemeint, dadurch, daß er ihm das Herzogtum Bayern verlieh. Heinrich war Herzog von Bayern, als die Schlacht auf dem Lechfelde geschlagen wurde, an welcher er jedoch wegen Krankheit nicht teilnahm. Er war fortan die festeste Stütze seines Bruders Otto und war unermüdlich, das deutsche Reich weiter nach Osten auszudehnen und die Grenzen desselben gegen die Reichsfeinde zu schützen.

Auch noch andere schwere Kämpfe hatte Otto der Große im Innern des Reiches zu bestehen. Doch gelang es seiner Tapferkeit, alle seine Feinde niederzuschlagen. So stand Deutschland unter seiner Regierung wieder geeinigt da, und das Werk, das Heinrich I. begonnen, hat Otto ruhmreich weiter geführt.

4. Ottos Kaiserkrönung. Im Jahre 962 wurde Otto vom Papste in Rom zu Hilfe gerufen. Wie einst zur Zeit Karls des Großen, so sah sich auch jetzt der Papst von seinen Feinden umdrängt. Otto folgte bereitwillig dem Rufe, zog nach Italien und schlug die Feinde des Papstes. Aus Dankbarkeit setzte ihm dieser, wie einst Karl dem Großen, die römische

Kaiserkrone aufs Haupt. Von nun an hieß Otto römisch-deutscher Kaiser, und seitdem haben alle deutschen Könige nach ihm den Titel „Kaiser" angenommen, auch dann, wenn sie sich nicht in Rom hatten krönen lassen. Deutschland aber erhielt von nun an den Namen „Heiliges römisches Reich deutscher Nation". Die Römer schwuren Otto Treue und gelobten ihm sogar, den Papst erst durch den Kaiser bestätigen zu lassen, so oft sie einen neuen gewählt hatten. So hoch stieg damals die Macht des Kaisers, und der Papst in Rom ward abhängig vom deutschen Kaiser. Nun gab es wieder zwei Oberhäupter in der Christenheit, ein weltliches, der Kaiser, und ein geistliches, der Papst. Der Kaiser sollte der Schirmherr der christlichen Kirche sein und mit dem Schwerte der Gerechtigkeit Ordnung und Frieden zwischen den christlichen Völkern erhalten. Der Papst sollte über die Religion und ihre Diener wachen, daß sie ihre Pflicht überall recht erfüllten und durch Lehre und Beispiel den echten christlichen Sinn unter den Menschen erhielten. Das war die hohe und edle Aufgabe beider Oberhäupter der Christenheit.

5. Ottos letzte Tage. Otto I. war aus allen Kämpfen im Innern des Reiches und nach außen siegreich hervorgegangen. Durch seine ruhmvollen Thaten hatte er das deutsche Reich zum mächtigsten in Europa erhoben und die deutsche Kaiserkrone zur glänzendsten der Erde gemacht. Mit Recht heißt er darum „der Große". Sein Ruhm drang, wie einst der Karls des Großen, zu den fernsten Herrschern. Im Jahre 973 hielt er zu Quedlinburg am Harze seinen letzten glänzenden Reichstag. Hier erschienen mit Tribut Gesandte des Dänenkönigs; anwesend war ferner der unterworfene Böhmenherzog; der Polenherzog beugte sich vor seinem Richterstuhle; selbst die Ungarn sandten Geschenke. Die weiten Slavenländer bis fast zur Weichsel lagen der deutschen Herrschaft unterworfen und dem Christentum aufgeschlossen. Kein Trotz der deutschen Großen regte sich mehr vor der anerkannten Oberherrlichkeit Ottos. Und so konnte er wohl stolz auf das Werk seines Lebens, auf seine Kaisermacht blicken. Aber der Tod des tapferen sächsischen Markgrafen, der gerade hier erfolgte, mahnte den Kaiser an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und an den eigenen Tod. Von Quedlinburg aus zog er nach seiner Pfalz Memleben an der Unstrut, und hier, wo sein Vater gestorben, schloß auch er nach thatenvollem Leben die Augen 973. Im Dome zu Magdeburg, wo er so gern geweilt, liegt er begraben. Noch heute erinnert ein ehernes Reiterstandbild auf dem Marktplatze dieser Stadt an den größten deutschen Kaiser nach Karl dem Großen.

B. Vertiefung.

1. Der Kampf mit den Ungarn.

a) Warum kämpfen Ungarn und Deutsche? Die Ungarn beginnen den Krieg. Raubluſt und Mordgier sind ihre Beweggründe. Gold

und Silber der Kirchen und Klöster, Pferde und Ernte der Deutschen sind ihr Begehr. Nichts ist ihnen heilig; mit kaltem Sinn verrichten sie die schrecklichsten Greuel. Für sie gilt das Wort nicht: „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg . . .", denn sie leben vom Kriege und führen ein wildes Räuberleben. Sie wollen deutsches Gebiet erobern und deutsche Fürsten sich unterthänig machen. Also Raubsucht, Mordgier und Eroberungssucht sind ihre verwerflichen Beweggründe zum Kriege.

Anders die Deutschen. Sie sind zum Kriege gezwungen, befinden sich also in der Notwehr, ihr Krieg ist ein Verteidigungskrieg, denn sie verteidigen darin die höchsten Güter, die ein Mensch auf Erden haben kann: Vaterland und Freiheit, Weib und Kind, Haus und Hof. Sie kommen durch der Ungarn Angriff in die größte Not; für ihren Kampf gilt das Dichterwort: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben . . .", aber auch das andere: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre." Sie können sprechen: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!"

b) Wodurch haben die Deutschen den Sieg errungen? Einem Stamme allein würde es unmöglich gewesen sein, die wilde Flut der Ungarn aufzuhalten und zurückzuwerfen. Der Dichter aber sagt: „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig." Alle deutschen Volksstämme, mit Ausnahme der Lothringer, erheben sich wie ein Mann, den gemeinsamen Feind abzuwehren. Deutsche Einigkeit also erringt den Sieg, denn „Eintracht macht stark". Da denken wir des Wortes, das in das Schwert Armins, des Befreiers Deutschlands, eingegraben ist und das von der Höhe des Teutoburger Waldes hernieder auch uns immer wieder mahnt: „Deutsche Einigkeit meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Macht." Darum singen wir noch heute: „Deutschland, Deutschland über alles . . ." Und darum mahnt einer unserer größten Dichter, Schiller: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr." Die begeisterte Liebe zum Vaterlande hat auch auf dem Lechfelde, wie einst im Teutoburger Walde, den Sieg errungen. „Ans Vaterland, ans teure schließ' dich an . . ."

Ehe die Deutschen den Kampf beginnen, stärken sie sich durch Gebet und Abendmahl. Sie erflehen Hilfe von Gott; ihr Mut stützt sich auf lebendiges Gottvertrauen. Da erfüllt sich das Wort: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden." Und die Forderung des Dichters ist berechtigt: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen." Sie haben sich an den rechten Helfer gewendet, denn sie erringen den Sieg. „Der Herr ist der rechte Kriegsmann."

2. Was gefällt uns an Otto I.?

a) Seine unvergleichliche Tapferkeit. Auf dem Lechfelde sprengt

er in die dichtesten Haufen der Feinde, ohne deren Waffen zu fürchten. Er ist ein Vorbild für seine Krieger, und das war für die Entscheidung der Schlacht sehr viel wert, denn die Deutschen pflegten nur den als Feldherrn zu achten und zu ehren, der zugleich der tapferste war.

b) Seine Frömmigkeit. Durch Gebet und Abendmahl stärkt er sich zum heißen Kampfe. Er gelobt, ein Bistum zu errichten und seinen Palast in eine Kirche zu verwandeln, wenn Gott ihm den Sieg verleiht.

c) Seine Dankbarkeit gegen Gott. Er hält seine Gelübde, fällt auf dem Schlachtfelde sofort nieder, um Gott zu danken, und hält bei seiner Heimkehr noch einen besonderen Dankgottesdienst. „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde."

d) Er sucht das Christentum weiter auszubreiten, indem er die heidnischen Wenden dem deutschen Einflusse unterwirft. Er ist also ein Missionar, ein Apostel, wenngleich Feuer und Schwert die Mittel sind, durch welche er zu bekehren sucht.

e) Seine Versöhnlichkeit und Friedfertigkeit seinem Bruder Heinrich gegenüber. Dieser ist neidisch auf Otto. „Wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding." Daher empört er sich dreimal gegen den König. Die Empörung gegen den von Gott verordneten König, gegen die Obrigkeit, ist eine schwere Sünde. „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit . . ." — „Thut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König." Und der Dichter sagt: „Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter, wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit." Trotzdem vergiebt ihm Otto immer wieder, obgleich er ihn in seiner Gewalt hat und ihn töten lassen kann, da er ja den Tod verdient. Er denkt: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem" — „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." Und als er zum drittenmal nahe daran ist, sein Herz zu verhärten, da genügt das Gebot des Heilandes, siebenzig mal siebenmal, d. h. immer wieder, zu vergeben, um sein Herz zur Milde und Versöhnung zu stimmen. Da mag er gedacht haben: „Vergebet, so wird euch vergeben." Und dieser Sieg, den er über sich selbst errungen hat, ist größer, als mancher Sieg auf dem Schlachtfelde, denn der Dichter sagt: „Der Siege göttlichster ist das Vergeben." Und wer sich selbst besiegen kann, der ist zu großen Thaten fähig. Hier gleicht er dem Heilande, der seinen Feinden immer wieder vergiebt, eingedenk seines Gebotes: „Liebet eure Feinde . . .", und der selbst am Kreuze noch für sie bittet: „Vater, vergieb ihnen . . ." So sammelt er feurige Kohlen auf das Haupt seines Bruders. Und dieser hat ihm dann wieder reichlich vergolten, was er an ihm gethan, denn er wurde des Königs treueste Stütze.

III. Verknüpfung.

1. Otto I. und Heinrich I.

Beide werden von den deutschen Herzögen gewählt und zu Königen ausgerufen. Beide haben Kämpfe im Innern ihres Reiches zu bestehen: Heinrich muß die widerstrebenden Herzöge von Schwaben, Bayern und Lothringen zur Anerkennung zwingen, Otto muß mit den Waffen in der Hand gegen seinen eigenen Bruder ziehen. Beide haben den Erbfeind Deutschlands, die Ungarn, in blutigen Schlachten geschlagen. Beide haben blutige Kriege mit den Wenden geführt und dadurch dem Christentum und der deutschen Kultur die Bahn nach dem slavischen Osten gebrochen. Beide sind also deutsche Apostel mit dem Schwerte in der Hand. Beide sind in ihrer Pfalz Memleben an der Unstrut gestorben; beider Tod wird tief betrauert; Heinrich liegt in Quedlinburg, Otto in Magdeburg begraben. Beide sind große Fürsten, tüchtige Feldherrn, Väter ihrer Völker gewesen. Bei beider Tod war der deutsche Name bis in die fernsten Länder geachtet und geehrt, so daß selten zwei so mächtige Kaiser nach einander regiert haben wie sie.

2. Otto I. und Karl der Große.

Beide haben das Christentum mit Feuer und Schwert unter den heidnischen Nachbarvölkern verbreitet: Karl unter den Sachsen, Slaven, Avaren, Otto unter den Wenden. Beide haben dadurch deutschem Wesen und deutschem Einfluß oder der deutschen Kultur große Ländergebiete erschlossen; auch sie waren deutsche Apostel mit dem Schwerte. Beide herrschen über ein nach außen mächtiges, nach innen aber einiges Reich, in dem Recht und Gerechtigkeit waltet. Beider Ruhm dringt bis zu den entferntesten Völkern, die Gesandte und Geschenke an ihre Höfe schicken. Beide führen den Beinamen „der Große", denn sie sind die größten Kaiser gewesen, die Deutschland überhaupt besessen hat. Beide sind nach Rom gezogen und haben sich dort vom dankbaren Papste zum Kaiser krönen lassen.

3. Otto I. und Bonifatius.

Beide sind rastlos thätig zur Ausbreitung des Christentums unter den Heiden. Beide errichten zur Erhaltung und Befestigung desselben Kirchen, Klöster und Bistümer. Welche? — Otto ist ein Kriegsmann, ein Apostel mit dem Schwerte; Bonifatius dagegen ein Apostel des Friedens und der Liebe.

4. Otto I. und Armin.

Beide sind echt deutsche Helden, tapfer und unerschrocken im Kriege. Beide haben ihr Vaterland geeinigt und es in blutigem Kampfe erfahren, daß Deutschlands Einigkeit auch seine Stärke ist. Beide veranstalten große Dankgottesdienste für den errungenen Sieg. — Armin erntet den Undank, Otto aber den Dank seines Volkes.

5. Der Ungarnkampf und der deutsch-französische Krieg 1870—71.

Auch da befindet sich Deutschland in der Notwehr; denn es ist von Frankreich angegriffen. Auch da kämpfen die Deutschen für Freiheit und Vaterland, um der drohenden Fremdherrschaft zu entgehen. Auch da erficht die deutsche Einigkeit herrliche Siege.

6. Otto und sein Bruder Heinrich verglichen mit Esau und Jakob.

Heinrich ist neidisch auf Otto, er gönnt diesem die Krone nicht; Esau gönnt dem Jakob das Erstgeburtsrecht und den väterlichen Segen nicht, um welche ihn dieser betrogen hat. Heinrich empört sich gegen seinen Bruder Otto und trachtet ihm sogar nach dem Leben; auch Esau will den Jakob erwürgen, weshalb dieser nach Mesopotamien flüchten muß. Heinrich sucht und findet die Vergebung seines Bruders; auch Esau und Jakob versöhnen sich wieder.

7. Otto und sein Bruder Heinrich verglichen mit David und Absalom.

Heinrich und Absalom — beide empören sich gegen den von Gott verordneten König, wiegeln das Volk auf, greifen zu den Waffen und trachten dem Könige nach dem Leben. — Otto und David — beide verzeihen den Empörern wieder, sind also edelmütig gegen ihre Feinde. Otto verleiht seinem Bruder Heinrich sogar das Herzogtum Bayern; David weint und trauert über den Tod Absaloms.

8. Verknüpfung von Jahreszahlen.

755 Bonifatius wird von den Friesen erschlagen.
955 Otto der Große schlägt die Ungarn auf dem Lechfelde.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

936—973 Otto I., der Große.
955 Schlacht auf dem Lechfelde.
962 Otto I. wird römischer Kaiser.

Geographische Ergebnisse.

Fünf deutsche Stämme: Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern, Lothringer.

Sechs neue Bistümer: Merseburg, Zeitz, Meißen, Havelberg, Brandenburg, Posen.

Ein Erzbistum: Magdeburg.

V. Anwendung.

1) Weise nach, ob Otto I. den Beinamen „der Große" mit Recht führt!

2) Die Schlacht auf dem Lechfelde und die Schlacht bei Merseburg. n Vergleich.

3) Weise an der Geschichte Ottos I. die Wahrheit des Sprichwortes nach: Eintracht macht stark."

4) Otto I. — ein Vorkämpfer des Christentums unter den Wenden!

5) Suche an Heinrichs I. und Ottos I. Geschichte die Wahrheit des Dichterwortes nachzuweisen: „Das Eisen bricht die Not!“

6) Nenne deutsche Bistümer und deren Gründer!

7) Nenne deutsche Marken und deren Gründer!

8) Nenne deutsche Städte und deren Gründer!

9) Die Schlacht im Teutoburger Walde und die Schlacht auf dem Lechfelde. Ein Vergleich.

10) Suche an Ottos Stellung zu seinem Bruder Heinrich die Wahrheit des Dichterwortes nachzuweisen: „Der Siege göttlichster ist das Vergeben!“

Anhang: **Ausgang der sächsischen Kaiser.**

Wie unter der Herrschaft der letzten Karolinger, so verlor auch unter der Herrschaft der letzten sächsischen Kaiser die kaiserliche Macht bedeutend an Ansehn. Die einzelnen Stammesherzöge wurden immer mächtiger. Unter Otto dem Großen waren sie ein- und abgesetzt worden, wie es diesem beliebte, so daß sie eigentlich nur Beamte des Kaisers waren. Unter seinen Nachfolgern aber wurde die Herzogswürde erblich, und da jeder der Herzöge darauf bedacht war, seine Macht und sein Land zu vergrößern, so wurden sie schließlich mächtiger als der Kaiser selbst. Der letzte Kaiser aus dem sächsischen Hause starb kinderlos im Jahre 1024. Die Blütezeit aber, welche Deutschland unter Heinrich I. und Otto I. erlebt hatte, war längst dahin. (Vergl. den Ausgang der Karolinger und der sächsischen Kaiser!)

IV. Die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum.

Heinrich IV.

(Ziel: Wie ein deutscher Kaiser wieder mit den Sachsen und zugleich mit dem Papste kämpft.)

I. Vorbereitung.

Wir haben schon einmal einen Kaiser im Kampfe mit den Sachsen gesehen: Karl den Großen. Dieser Krieg war ein Religionskrieg und auch ein Eroberungskrieg. Inwiefern? Wir haben sogar zwei sächsische Kaiser kennen gelernt: Heinrich I. und Otto I. Wenn wir trotzdem von einem neuen Kampfe mit den Sachsen hören, so kann das kein Religionskrieg und auch kein Eroberungskrieg sein. Warum nicht? Auch kann es kein sächsischer Kaiser sein, der den Kampf führt. Weshalb nicht? Er war vielmehr aus dem Stamme der Franken. Von seinem Kampfe gegen die Sachsen wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Der Kampf mit den Sachsen. Der Kaiser, von dessen Kampf wir jetzt hören wollen, hieß Heinrich IV. Er war aus dem Stamme der Franken, wohnte aber meist im Sachsenlande, zu dem auch Thüringen gehörte. Seine Residenz war Goslar am Harz. In der Nähe dieser Stadt hatte er sich die prächtige Harzburg erbauen lassen. Goslar und die Harzburg lagen im Sachsenlande. Bald kam es zum Kriege mit den Sachsen.

a) **Veranlassung.** Die Sachsen waren ein unruhiges Volk und der fränkischen Herrschaft von jeher abgeneigt. Nun hatte Heinrich seinen Aufenthalt fast immer im Sachsenlande, in der Stadt Goslar, bei welcher er reiche Bergwerke besaß, die, zur Zeit Ottos I. aufgefunden, in damaliger Zeit aus-

schließliches Eigentum der Könige waren. Dieser ständige Aufenthalt war für die Sachsen sehr lästig; denn die Kosten des königlichen Haushalts mußten von der Landschaft getragen werden, in welcher der König sich gerade aufhielt. Das that Heinrich absichtlich; denn er haßte die Sachsen und wollte sie durch schwere Unterdrückungen an besseren Gehorsam gewöhnen. Von diesen Unterdrückungen erzählt uns ein gelehrter Mönch folgendes:

„Alle Berge und Hügel Sachsens und Thüringens bebaute der König mit festen Schlössern und Burgen und legte Besatzungen hinein. Weil aber diese nicht genügenden Lebensunterhalt fanden, so erlaubte er ihnen, von den benachbarten Dörfern und Feldern nach Feindes Art Beute hinwegzuführen. Auch wurden zur Befestigung der Schlösser die Bewohner der umliegenden Gegenden selbst gezwungen, so daß sie alles zum Bau erforderliche Material herbeifahren und bei dem Bau selbst wie Knechte im Schweiße ihres Angesichts Frondienste leisten mußten.

Schwer lasteten die Besatzungen der Burgen auf dem Nacken der Bewohner von Sachsen und Thüringen. Alles, was in den Dörfern und auf den Feldern sich vorfand, plünderten sie bei täglichen Ausfällen, auch erpreßten sie unerträgliche Abgaben und trieben häufig ganze Herden hinweg. Die Bewohner des Landes, auch solche, die von gutem Herkommen und in den besten Vermögensverhältnissen waren, nötigten sie, ihnen nach Art niedriger Knechte zu dienen, ja sie entführten sogar Frauen und Töchter der Bewohner auf ihre Burgen. Und wenn dann einer den Schmerz seiner Seele auch nur in leisen Klagen auszusprechen wagte, so wurde er auf der Stelle in Ketten geworfen, als ob er ein schweres Unrecht gegen den König begangen hätte, und konnte nicht eher wieder loskommen, als bis er durch Dahingabe seiner ganzen Habe sein Leben und seine Freiheit zurückerkauft hatte. Und als nun deshalb täglich von allen Orten ganze Scharen die königliche Majestät anriefen, so wurden sie mit Schimpf und Schande zurückgewiesen."

So schwer lastete die Hand Heinrichs auf den armen Sachsen. Mit finsteren Blicken sahen sie daher zu den königlichen Zwingburgen auf, welche sich in ihrem Lande erhoben. Im Volke aber ging der Glaube, seine alte Freiheit solle nun mit Gewalt zu Grunde gerichtet werden, und das Mißtrauen erreichte den höchsten Grad, als Heinrich den sächsischen Herzogssohn gefangen nahm, ihn über Jahr und Tag im Gefängnis behielt und auch nach dem Tode seines Vaters nicht freigab. Da brach der Aufstand los; die Sachsen empörten sich gegen den Kaiser.

b) **Des Kaisers Not.** Im Sommer des Jahres 1073 — genau hundert Jahre nach Ottos I. Tode — schlossen die vornehmsten sächsischen Fürsten einen Bund gegen König Heinrich. Am Altare des Domes zu Goslar schwuren sie zu nächtlicher Stunde sich gegenseitige Hilfe zur Aufrechterhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit, und auf einer großen Volksversammlung schilderten sie dem Volke des Königs Härte und schürten mit glühendem Hasse die Flammen der Empörung. In aller Stille sammelten sie ihre Kriegsvölker, und als Heinrich, nichts ahnend, in seiner Stadt Goslar saß, trat plötzlich eine Gesandtschaft der Sachsen vor ihn und legte ihm folgende Bedingungen vor: 1) Er solle die gefangenen sächsischen Fürsten freigeben. 2) Er solle seine festen Schlösser und Burgen in Sachsen niederreißen. 3) Er solle das säch-

sische Land nicht immer mit seinem Hoflager drücken. 4) Er solle seine schlechten Ratgeber entfernen und nach dem Rate der Fürsten regieren. — Wenn er das alles erfülle, so solle er an ihnen treue Unterthanen haben.

Höhnend wies König Heinrich die Gesandtschaft mit ihren Bitten ab. Bald aber bereute er die verächtliche Antwort; denn nun erschienen die Sachsen, 60000 Mann stark, vor Goslar. Mit genauer Not nur konnte er nach der nahen Harzburg fliehen, wohin ihm die Sachsen unverweilt folgten. Aber auch hier vermochte er sich nicht zu halten, weil die Besatzung der Burg zu schwach war. Nur von einem Jäger geleitet, entwich er in dunkler Nacht, indem er die mit dichten Wäldern bedeckten Abhänge des Burgberges auf wilden Pfaden hinabstieg. In drei schauerlichen Tagen und Nächten floh er dann wie ein gehetztes Wild durch die dunklen Bergwälder des Harzes nach der Werra und von da nach dem Rheine, um die deutschen Fürsten gegen die Sachsen aufzubieten. Einige von ihnen erschienen auch, und Heinrich erniedrigte sich so sehr, daß er sie fußfällig um Hilfe anflehte. Allein er war schon so verhaßt geworden, daß die Fürsten ihn verließen; ja sie gingen sogar mit dem Plane um, ihn abzusetzen und einen neuen König zu wählen.

c) **Treue der Stadt Worms.** Von allen Fürsten verlassen, zog er nach Worms. Hier ergriffen die Bürger der Stadt die Waffen, verjagten ihren Bischof, der dem Könige den Einzug wehren wollte, samt seinen Dienstleuten, und zogen dem Könige wohlgerüstet entgegen, damit er ihre Menge und ihre Waffen sehen und daraus entnehmen könne, wieviel Vertrauen er in sie setzen dürfe. Hoch erfreut und zugleich tief gerührt machte der König die Stadt zu seinem Waffenplatze und verlieh ihr sehr viele Rechte, welche er in einem sogenannten Gnadenbriefe besonders bezeichnete. In diesem Briefe erklärte er auch die Wormser für die würdigsten Bürger des Reiches, indem er schrieb:

„Wir erklären die Bürger in Worms für würdiger, als die aller anderen Städte, weil sie uns in der höchsten Not mit der größten Treue angehangen haben. Zu dieser ausgezeichneten Treue sind sie nicht künstlich angetrieben worden; weder Wort noch Schrift, weder Botschaft noch Überredung hat auf sie eingewirkt, sondern aus freiem Antriebe haben sie zu uns gehalten. Während sämtliche Große des Reiches uneingedenk ihres Eides gegen uns wüteten, haben sie allein sich gleichsam für uns in den Tod gestürzt. Darum macht unsere Dankbarkeit die zu den ersten, die, als es galt, Opfer zu bringen, nicht die letzten waren. Ihr Beispiel möge allen voranleuchten, da sie allen in der Heilighaltung des Treueides vorangingen."

So fand also Heinrich in den Bürgern einer Stadt Hilfe und Unterstützung, während die mächtigen Fürsten ihn verlassen hatten.

d) **Der Sachsen Rache.** Während König Heinrich sich am Rheine aufhielt, benutzten die Sachsen diese Zeit zu ihrem Vorteile. Sie belagerten und brachen fast alle seine Burgen in ihrem Lande, befreiten ihren Herzog aus der Gefangenschaft und gewährten dem bedrängten Könige, der unter jeder Bedingung mit ihnen Frieden haben wollte, denselben nicht eher, als bis er alles

versprach, was sie früher von ihm verlangt hatten. Sogar in die Zerstörung seiner geliebten Harzburg mußte er, mit Thränen in den Augen, willigen. Doch hatte er sich die Schonung der eben dort erbauten Kirche bedungen. Allein das sächsische Volk war so erbittert, daß es Kirche und Altar verwüstete, alles in Brand steckte, raubte und plünderte, was an Gold und Schätzen zu finden war, ja sogar das kaiserliche Familiengrab aufriß, in dem die Gebeine eines Bruders und eines Söhnleins Heinrichs IV. ruhten, um diese auszugraben und umherzustreuen. Die sächsischen Fürsten konnten dem zornigen Haufen nicht wehren, obwohl sie wußten, daß dieser schändliche Frevel ihre bis dahin gute und gerechte Sache verderben mußte.

e) **Des Kaisers Vergeltung.** Nach diesem Kirchenraub der Sachsen wandte sich die Stimmung der Fürsten gegen sie. Heinrich stellte ihr frevelhaftes Beginnen als eine Schändung des Heiligtums und die strafbarste Treulosigkeit dar und forderte das ganze Reich zum Kriege gegen sie auf. Durch Versprechungen und Geschenke gelang es ihm, die meisten Herzöge für sich zu gewinnen. Auch war er durch das Unglück etwas vorsichtiger geworden. Er beleidigte die Fürsten in Deutschland nicht mehr so oft durch seinen Übermut, war freundlich und nachgiebig, und brachte auf diese Weise im Jahre 1075 ein Heer gegen die Sachsen zusammen, so groß und glänzend, wie es selten vor ihm ein Kaiser geführt hatte. Die Sachsen hatten das nicht erwartet und sich nicht gehörig gerüstet. Dazu waren sie diesmal nicht recht einig. So boten sie dem Kaiser Unterwerfung an. Dieser hatte einen friedlichen Ausgleich, ihm selbst wie seinem Volke zum Heile, in seiner Macht. Racheschnaubend aber überraschte er die Sachsen auf den Wiesen bei Hohenburg a. d. Unstrut, in der Nähe von Langensalza, und bereitete ihnen eine furchtbare Niederlage. Vergeblich verbreitete die Tapferkeit der sächsischen Ritter Tod und Verderben in den königlichen Reihen, vergeblich wehrte sich das sächsische Landvolk bis zum letzten Atemzuge. Die siegreichen Ritter des Königs vergossen das Blut der sächsischen Bauern in Strömen, weil sie sich erkühnt hatten, ritterliche Waffen zu tragen. Es war ein entscheidender Sieg, aber es hatten Deutsche gegen Deutsche gekämpft, und noch am Abend brach der Schmerz über so viele Gefallene in des Königs Heere in laute Klagen aus.

Des Königs Rache aber kannte keine Grenzen. Blut, Brand und Verwüstung bezeichneten seinen Zug durch das unglückliche Thüringen und Sachsenland bis nach Halberstadt und Magdeburg hin. Endlich wurde er nur durch das Zureden der übrigen Fürsten dahin gebracht, daß er seinem Zorne ein Ziel setzte. Er schloß einen Frieden mit den Sachsen, nachdem ihre Heerführer unweit Sondershausen demütig, waffenlos und barfuß durch die Reihen des königlichen Heeres gezogen waren und sich dem Könige unterworfen hatten. Aber so wenig großmütig handelte er, daß er sie dennoch gefangen nehmen und in

die entferntesten Burgen seines Reiches bringen ließ, während er ihre Güter unter seine Günstlinge verteilte. Dadurch konnte der Same des Hasses nicht ausgerottet werden, und als er nun seine Burgen wieder aufbauen ließ und die alten Bedrückungen von neuem begannen, da wurde der uralte Haß nur tiefer und größer als vorher.

2. Der Kampf mit dem Papste. a) **Veranlassung.** Als die Sachsen von neuem die harten Bedrückungen Heinrichs über sich ergehen lassen mußten, wandten sie sich in ihrer Not um Hilfe an den Papst in Rom. Auf dem päpstlichen Stuhle saß damals Gregor VII., ein Mann von außerordentlicher Kraft und Beharrlichkeit, tiefer Religiosität und sittenstrengem Wandel, zugleich aber auch ehrgeizig, stolz und herrschsüchtig. Er wollte es durchsetzen, daß die Macht des päpstlichen Stuhles größer sein sollte als die aller Kaiser und Könige. Bisher war es umgekehrt; da war der Papst abhängig gewesen vom Kaiser, der seit Ottos des Großen Zeit jeden neuen Papst erst bestätigte. Das sollte nun anders werden. Die Kirche sollte von allem weltlichen Einfluß befreit und hoch über alle Königs- und Fürstenmacht emporgehoben werden. Gregors Plan geht aus seinen eigenen Worten hervor. Er sagte: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und durch den Mond, das kleinere. So ist nun die päpstliche Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht aber wie der Mond. Wie der Mond nur leuchtet durch die Sonne (erklären!), so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des päpstlichen Stuhles weit größer als die Macht der Throne, und der König ist dem Papste unterthan und Gehorsam schuldig."

Papst Gregor war also ein herrschsüchtiger Mann, der nicht nur über die Kirche, sondern auch über Kaiser und Könige gebieten wollte. Um diesen großartigen Plan auszuführen, wandte er vier Mittel an.

aa) Die Papstwahl. An dieser hatte bisher der Adel und das Volk Roms wesentlichen Anteil gehabt. Gregor setzte es durch, daß der Papst hinfort nur von den höchsten Geistlichen, den Kardinälen in Rom, gewählt wurde, die in ihrer Stellung vom päpstlichen Stuhle abhängig waren. Den Kaiser wagte man noch nicht völlig auszuschließen, vielmehr wurde in echt römischer Schlauheit bestimmt: die Papstwahl solle geschehen „unter Vorbehalt der schuldigen Ehrerbietung gegen Heinrich und diejenigen seiner Nachfolger, welche dieses Recht vom päpstlichen Stuhle persönlich erlangen würden." Dadurch wurde also der Kaiser vom Papste und nicht der Papst vom Kaiser abhängig.

bb) Das Verbot der Simonie. Es war damals häufig Sitte, geistliche Ämter und Würden durch Geld zu kaufen und zu verkaufen. Sowohl die Könige und weltlichen Großen, als auch die Kirchenfürsten, die Erzbischöfe

und Bischöfe, stellten Geistliche um Geld an, wobei oft mehr die Größe der Geldsumme, als die Vortrefflichkeit des Mannes den Ausschlag gab. Dieser Unsitte hatte auch Heinrich IV., der sich stets in Not befand, oft gehuldigt. Der Papst wollte dieser Unsitte steuern und nur tüchtige und würdige Geistliche haben. Diese Unsitte nannte man Simonie, nach jenem Simon, welcher (Apostelgesch. 8, 18) den Aposteln Petrus und Johannes die Gabe des heiligen Geistes für Geld abkaufen wollte.

cc) Das Verbot der Laien-Investitur. Die hohen Geistlichen in Deutschland, die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte, erhielten, ganz wie Herzöge und Grafen, vom Kaiser große Ländergebiete zur Verwaltung, waren also gleichsam Beamte des Kaisers und diesem dafür Gehorsam schuldig. Sobald einem Geistlichen ein solches Landgebiet zur Verwaltung übertragen wurde, so erhielt er als Zeichen der Belehnung Ring und Hirtenstab. Der Ring war das Zeichen der Einheit der Kirche, der Stab war das Zeichen der Hirtengewalt. Diese Belehnung mit Ring und Stab nannte man Investitur, und da sie vom Kaiser oder einem Fürsten, also von einem Laien, d. h. Nichtgeistlichen, ausgeübt wurde, hieß sie Laien-Investitur. Der Papst verbot nun sämtlichen Geistlichen in Deutschland, sich von irgend einem Laien, und sei es selbst vom Kaiser, mit Ring und Stab belehnen zu lassen. Er wollte vielmehr diese Investitur allein üben, um die Kirche von aller Abhängigkeit von der Fürstengewalt zu lösen. Er verzichtete darum aber nicht auf die weltliche Macht der Geistlichen, so daß er bei Abschaffung der Laien-Investitur thatsächlich auch weltlicher Herr eines großen Teiles von Deutschland gewesen wäre. In diesem Verbot der Laien-Investitur zeigt sich so recht die Herrschsucht Gregors, und einen solchen Eingriff in seine Rechte konnte sich der Kaiser nimmer gefallen lassen. Er nahm deshalb mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen den Papst auf. Und dieser Kampf um das Verbot der Laien-Investitur ist noch lange nach dem Tode beider Männer fortgeführt worden.

dd) Das Cölibat. Hatte Gregor durch das Verbot der Laien-Investitur besonders die hohe Geistlichkeit vom Kaiser unabhängig zu machen gesucht, so wollte er auch die niederen Geistlichen unabhängig machen von allen weltlichen Einflüssen. Er richtete daher ein strenges Verbot gegen die Priesterehe. Die Ehelosigkeit der Geistlichen oder das Cölibat war bisher nur bei der hohen Geistlichkeit Sitte, keineswegs aber ein Gebot gewesen. Das Cölibat war noch ungerechter als das Verbot der Laien-Investitur, weil es gegen die heilige Ordnung der Natur und gegen die Worte der Bibel verstößt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Anders aber urteilte die damalige Zeit. Sie sah in der Ehelosigkeit ein besonderes Verdienst, einen höheren Grad von Heiligkeit, und das Volk hieß sie besonders da, wo Mönche wirksam waren, gut. Das wußte der kluge Papst. Doch stieß er mit diesem Eheverbote an-

fänglich auf den heftigsten Widerstand bei den verheirateten Geistlichen, die ihre Frauen nicht von sich stoßen wollten. Aber mit seiner Entschlossenheit und Standhaftigkeit setzte er seinen Willen doch durch. Er fand dabei die Unterstützung des Volkes. Das Volk zwang die Geistlichen, ihre Frauen zu verstoßen, und die sich weigerten, wurden beschimpft, geschlagen, beraubt, ins Elend gejagt, ja manche bis zum Tode gemartert. So ward Gregors Absicht mit der Zeit völlig erreicht. Hatten die Geistlichen keine Familien zu versorgen, so waren sie unabhängig von jedermann und konnten desto eifriger für die Kirche sorgen. Dadurch sollte also hohe und niedere Geistlichkeit zu einem blinden Werkzeuge des päpstlichen Stuhles gemacht werden. Und da die Macht der Geistlichkeit ohnedies schon sehr groß war, so sollte durch solche Verbote die Macht der Kirche auf die höchste Stufe gehoben werden.

Haben wir so gesehen, daß des Papstes Herrschsucht die Hauptursache des verderblichen Kampfes zwischen Kaiser und Papst war, so war doch auch Heinrich von aller Schuld nicht freizusprechen. In jugendlichem Leichtsinn hatte er gegen die Verordnungen des Papstes oft gefehlt, hatte besonders geistliche Ämter um Geld verkauft, also Simonie getrieben. Dazu kam seine an Grausamkeit grenzende Härte gegen die Sachsen. Ihr Hilferuf an den Papst kam diesem zur rechten Zeit, um den stolzen Kaiser zu demütigen.

So waren also Herrschsucht und unersättlicher Ehrgeiz auf Seite des Papstes und jugendlicher Leichtsinn und grausame Härte auf Seite des Kaisers die Ursachen des erbitterten Kampfes.

b) **Die Absetzung des Papstes.** Als die Sachsen ihre Klagen gegen Heinrich bei Gregor vorbrachten, verordnete dieser, als vermeintlicher Herrscher der Welt, den vorläufigen Stillstand des Kampfes. Er gebot Heinrich, die Räte, die ihm zur Simonie geraten, zu entlassen, und die Bischöfe, welche ihr Amt durch Geld erkauft hatten, wieder abzusetzen. Da aber Heinrich nicht gleich gehorchte, so schickte ihm der stolze Priester eine Gesandtschaft nach Goslar, die ihn aufforderte, nach Rom zu kommen und sich dort vor dem Papste wegen Übertretung der Kirchengesetze und wegen seiner Grausamkeit gegen die Sachsen zu verantworten. Werde er nicht kommen, so solle ihn der päpstliche Fluch treffen.

Voll Erstaunen und Erbitterung über solche Anmaßung des Papstes berief Heinrich eine Versammlung deutscher Bischöfe nach Worms. Diese, erbittert über das harte Kirchenregiment Gregors und voll Treue gegen den Kaiser, setzten den Papst fast einstimmig ab. Auch die lombardischen Bischöfe stimmten diesem Beschlusse bei. Ein heftiges Schreiben Heinrichs kündete dem Papste seine Absetzung an.*) Ein italienischer Priester überbrachte Brief und

*) In diesem Briefe Heinrichs heißt es: „Heinrich nicht durch Gewalt, sondern durch Gottes weise Verordnung König, an Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch.

Nachricht seiner Absetzung nach Rom. Gregor erhielt die Nachricht, als er gerade zu Ostern eine Kirchenversammlung hielt, und las das Schreiben des Kaisers sogleich den Anwesenden vor. Es rief eine so große Entrüstung hervor, daß der königliche Abgeordnete beinahe unter den Schwertern der römischen Ritter gefallen wäre, hätte ihn Gregor nicht selbst in Schutz genommen.

c) **Der Bannfluch.** Auf diesen Gegenschlag Heinrichs griff der Papst nach einer Waffe, die damals von furchtbarer Gewalt war: in Gegenwart von 110 Bischöfen sprach er am folgenden Tage den Bannfluch*) gegen den Kaiser und seine Anhänger aus. Das war die höchste Kirchenstrafe. Wer von ihr getroffen wurde, war damit aus der Gemeinschaft der Christenheit ausgestoßen, und jedermann war es bei Strafe untersagt, mit ihm zu verkehren. Der Gebannte war vom christlichen Gottesdienste ausgeschlossen, durfte das heilige Abendmahl nicht genießen und erhielt kein kirchliches Begräbnis. Dieser scheußliche Fluch, der den Menschen dem Pestkranken, dessen Berührung jeder

---

Solchen Gruß hast du zu deiner Beschimpfung verdient, der du keinen Stand in der Kirche verschont, sondern alle der Schmach, anstatt der Ehre, des Fluches anstatt des Segens teilhaftig gemacht hast. Denn um von vielem nur weniges anzuführen, die Vorsteher der heiligen Kirche, nämlich die Erzbischöfe, Bischöfe, Priester, die Gesalbten des Herrn, hast du dich nicht allein nicht gescheut anzutasten, sondern wie Knechte hast du sie mit Füßen getreten. — Und dieses alles haben wir geduldet, weil wir die Ehre des apostolischen Stuhles zu wahren suchten. Du aber hieltest unsere Demut für Furcht und scheutest dich deshalb nicht, auch gegen die königliche Gewalt selber, die Gott uns verliehen hat, dich zu erheben, und hast gewagt, die Drohung auszustoßen, daß du sie uns nehmen wolltest, gleich als ob wir das Reich von dir empfangen hätten, als ob die Königs- oder Kaiserkrone in deiner und nicht in Gottes Hand wäre, in der Hand unseres Herrn Jesus Christus, der uns zur Herrschaft, dich aber nicht zum Priestertum berufen hat. — Er selbst, der wahre Papst, Sankt Peter, rufet: Fürchtet Gott, ehret den König! Du aber, weil du Gott nicht fürchtest, entehrst auch mich, seinen Gesalbten. — Du also, verdammt durch alle unsere Bischöfe und durch unseren eigenen Spruch, steige herab, verlaß den angemaßten Stuhl Petri! Ein anderer besteige den apostolischen Thron, der nicht Gewalt hinter frommen Geberden verstecke, sondern die reine Lehre Petri verkünde. Ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, samt allen meinen Bischöfen spreche zu dir: Steige herab, steige herab! (Nach Richter, Quellenbuch.)

*) Dieser Bannfluch lautet: „Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, verleihe mir, ich bitte dich, ein gnädiges Gehör, und höre mich, deinen Knecht, den du von Kindheit an beschützet und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen errettet hast, welche mich um deinetwillen haßten und auch jetzt noch hassen. Du bist mein Zeuge, daß deine heilige römische Kirche mich wider meinen Willen zu ihrer Leitung berufen hat. Und deshalb glaube ich um deiner Gnade, nicht um meiner Werke willen, daß es dir gefallen hat und noch gefällt, daß die Christenheit, welch dir besonders anvertraut ist, mir besonders folgsam sei wegen des Amtes, das an deiner Statt mir anvertraut ist, und daß durch deine Gnade mir von Gott die Gewalt gegeben ist, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. Auf diese Zuversicht bauend, zur Ehre und zum Schutze deiner Kirche, spreche ich ab im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, kraft deiner Macht und Gewalt, dem König Heinrich, des Kaisers Heinrich Sohn, der gegen deine Kirche mit

meidet, gleichstellt, wurde für Heinrich in einer damals unerhörten Weise dadurch geschärft, daß zugleich die Unterthanen von ihrem Eide der Treue gegen den König entbunden waren, wodurch sich bei dem hohen Ansehen des Papstes das deutsche Reich der furchtbarsten Verwirrung preisgegeben sah.

Es war das erste Mal, daß der Papst einen Kaiser in den Bann that und seine Unterthanen von allem Gehorsam gegen ihn entband. Die Wirkung des Bannes mußte sich bald zeigen. Wenn die Unterthanen dem päpstlichen Gebote gehorchten, so stand der Kaiser allein und mußte in Demut um Gnade flehen oder gänzlich unterliegen; hingen sie aber mit unerschütterlicher Treue an ihrem Herrn, so konnte ihn des Papstes Fluch auf seinem Throne nicht wankend machen. Aber Heinrich war kein guter und gerechter Mann; er besaß nicht die Liebe des Volkes; er hatte so viele Menschen schwer erbittert, daß der Fluch des Papstes willigen Eingang fand. Besonders freuten sich die Sachsen, daß ihre Sache nun zugleich des Papstes Sache war.

Als die Nachricht von dem Banne des Papstes nach Deutschland kam, brach der lang verhaltene Haß der deutschen Fürsten gegen Heinrich offen aus. Schon längst hatten viele von ihnen an Empörung gegen den König gedacht, aber sich gescheut, das Reichsoberhaupt, dem sie mit einem heiligen Eide Treue gelobt, anzugreifen. Des Papstes Bannfluch aber gab ihrer Empörung den Schein der Rechtmäßigkeit, und die böse Saat, die Heinrichs Willkür und Härte gesät, sollte jetzt die bittersten Früchte tragen. Die Sachsen griffen wieder zu den Waffen; die mächtigsten Fürsten fielen von ihm ab; seine Verwandten selbst stellten sich auf die Seite seiner Feinde; ja sogar seine eigene Mutter sagte sich völlig von ihm los. So im Unglück von allen verlassen, hielt nur seine treue Gemahlin fest bei ihm aus.

Die treulosen Fürsten hielten nun eine Reichsversammlung ab, erklärten den Bannfluch des Papstes für gerecht und machten Anstalt, Heinrich abzusetzen und einen neuen König zu wählen. Nur mit großer Mühe und nach den dringendsten Bitten gelang es ihm, ein Jahr Frist zu erhalten, um sich mit

---

unerhörtem Hochmut sich erhoben hat, die Herrschaft des gesamten Reiches über Deutschland und Italien, und löse alle Christen von dem Bande des Eides, welchen sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und ich untersage jedem, ihm fürder als einem Könige zu dienen. Denn es gebührt sich, daß derjenige, welcher die Ehre deiner Kirche zu verringern trachtet, selber die Ehre verliere, welche er zu besitzen scheint. Und weil er es verschmäht hat, wie ein Christ zu gehorchen, vielerlei Bosheit begeht und meine Ermahnungen verachtet, weil er sich selbst von deiner Kirche losreißt, indem er sie zu spalten trachtet, so binde ich ihn an deiner Statt mit dem Bande des Fluches, und binde ihn dergestalt im Vertrauen auf dich, daß alle Völker es wissen und erkennen sollen, daß du Petrus bist, und daß auf dich als auf einen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat, die auch die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen." (Nach Richter, Quellenbuch.)

dem Papste auszusöhnen und vom Bannfluche befreit zu werden. Der Papst sollte nach Augsburg zum Reichstage kommen und die Sache des Königs genau untersuchen. Daß eine Lossprechung nicht erfolgen werde, hofften die deutschen Fürsten mit Sicherheit, ja sie trugen sich schon mit dem Gedanken, in dem tapfern Schwabenherzog Rudolf einen Gegenkönig aufzustellen. So groß war die Not des Kaisers.

d) **Die Reise nach Italien.** Nach solcher Schmach kämpfte wilder Zorn in des Königs Herzen, Zorn gegen die treulosen Fürsten und undankbaren Bischöfe, Zorn auch gegen sein Volk und den Papst. Da reifte in seiner thätigen Seele ein unerwarteter Entschluß. Befürchtend, er möchte in Deutschland vergebens auf Lösung vom Banne hoffen und auf dem Reichstage zu Augsburg noch Schlimmeres erfahren müssen, entschloß er sich, in Rom selbst Kirchenbuße zu thun und dann vom Papste persönlich die Lossprechung vom Banne zu erwirken.

„Wenige Tage vor Weihnachten brach er daher auf und trat mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohne die Reise an. Kein freier Mann unter allen Deutschen begleitete ihn, da er sein Reich verließ, bis auf einen einzigen, und dieser war weder durch Abkunft, noch durch Macht bedeutend. Und da er den Aufwand einer so langen Reise nicht bestreiten konnte und viele, denen er in besseren Zeiten oft Gutes erzeigt hatte, mit Bitten anging, fanden sich nur sehr wenige, welche in Erinnerung an frühere Wohlthaten oder gerührt durch das gegenwärtige Schauspiel des wechselnden Geschickes seine Not einigermaßen erleichterten. In solches Elend war er von dem höchsten Ruhme und der größten Macht plötzlich herabgesunken.

Die Heftigkeit und Rauheit des Winters war in diesem Jahre so anhaltend, daß von dem Feste des heiligen Martin (11. Novbr.) an der Rheinstrom, durch riesigen Frost gebunden, bis zu Anfang des April für Fußgänger gangbar blieb; und an den meisten Orten gingen die Weinreben gänzlich zu Grunde, weil die Wurzeln vor Kälte erstarrten.

Da Heinrich sichere Nachricht empfangen hatte, einige Herzöge wären vorausgeeilt und hätten alle Pässe und Wege, die nach Italien führen, mit Wachtposten besetzt, so daß ihm allda keine Möglichkeit bleibe, über die Alpen zu gelangen, so mußte er von der geraden Straße abweichen. Er nahm seinen Weg über den Mont Cenis. Der Winter war überaus hart, und die Berge, über welche der Übergang stattfand und die sich ins Unermeßliche ausdehnen und mit ihren Gipfeln fast in die Wolken ragen, starrten so von Schnee und Eis, daß man auf dem schlüpfrigen und steilen Abhange weder zu Pferde noch zu Fuß ohne Gefahr hinabsteigen konnte. Aber die Wiederkehr des Tages, an welchem der König in den Bann gethan worden war, stand nahe bevor und duldete keine Verzögerung der Reise. Deswegen mietete er um Lohn einige von den Eingeborenen, welche der Gegend kundig und an die schroffen Alpengipfel gewöhnt waren, um über die steilen Gebirgswände und Schneemassen voranzugehen und die rauhen Pfade zu ebnen. Mit diesen Führern gelangten sie mit größter Schwierigkeit bis auf den Scheitel des Gebirges; hier aber zeigte sich keine Möglichkeit, weiter fortzukommen, weil der schroffe Abhang des Berges durch das Eis so schlüpfrig war, daß er jedes Hinuntersteigen gänzlich zu versagen schien. Hier nun mußten die Männer alle Gefahr mit ihren Kräften zu überwinden suchen, und bald auf Händen und Füßen kriechend, bald auf die Schultern ihrer Führer sich stützend, bisweilen auch, wenn ihr Fuß auf dem schlüpfrigen Boden ausglitt, fallend und weit fortrollend, langten sie doch endlich mit großer Lebensgefahr in der Ebene an. Die Königin und andere

Frauen, die in ihrem Dienste waren, setzte man auf Ochsenhäute, und die Wegweiser zogen sie darauf abwärts. Von den Pferden ließen sie einige mit Hilfe gewisser Vorrichtungen hinunter, andere schleiften sie mit zusammengebundenen Füßen hinab, von denen viele umkamen, sehr wenige aber lebend und unverletzt der Gefahr entgingen." *)

Als Heinrich in Italien angekommen war, wurde er von den Großen der Lombardei, die zum Teil selbst gebannt waren, mit Frohlocken aufgenommen. Wetteifernd sammelten sich binnen wenigen Tagen alle Grafen und Bischöfe um ihn, und in kurzer Zeit verfügte er über eine unermeßliche Heeresmacht. Sie boten ihm ihre Hilfe gegen den verhaßten Papst an, und er hatte jetzt die Macht, die ihm zugefügte Schmach rächen zu können. Heinrich aber lehnte die Hilfe ab. Um seinen Feinden in Deutschland den Vorwand einer neuen Königswahl zu nehmen, wollte er Buße thun und dann sein weiteres Schicksal abwarten.

c) **Heinrich in Kanossa.** Als Gregor von Heinrichs Ankunft hörte, erschrak er heftig und floh auf das feste Bergschloß Kanossa, da er nicht wußte, was der junge König im Schilde führte. Bald aber erholte er sich von seinem Schrecken, als er erfuhr, in welch demütiger Absicht Heinrich erscheine. Er wollte den Kaiser erst gar nicht vor sich lassen; endlich ließ er sich durch die Bitten seiner Umgebung bewegen, ihn als Büßenden zu empfangen. Das Schloß Kanossa hatte eine dreifache Mauer. In den Umkreis des zweiten Mauerringes wurde der König eingelassen; sein Gefolge dagegen mußte draußen vor den Thoren bleiben, er selbst die königliche Tracht ablegen. Und so stand er, ohne irgend ein Zeichen königlicher Würde, nur mit einem wollenen Hemde bekleidet, barfuß und mit entblößtem Haupte, ohne Trank und Speise, drei Tage lang vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel und wartete auf den Ausspruch des Papstes. Alle Bewohner des Schlosses baten unter Thränen für den tiefgebeugten Kaiser, aber erst am vierten Tage ließ ihn der Papst vor sich. Nach einer langen, feierlichen Unterredung erfolgte endlich die Freisprechung Heinrichs vom Kirchenbanne. Vorher aber mußte er versprechen, sich so lange aller königlichen Gewalt zu enthalten, bis die deutschen Fürsten auf einem Reichstage entschieden haben würden, ob er auch ferner König sein könne oder nicht.

Unter solchen schmachvollen, entehrenden Bedingungen erfolgte die Freisprechung. Heinrichs Buße in Kanossa im Jahre 1077 war die tiefste Erniedrigung der deutschen Kaiserwürde und zugleich der Höhepunkt päpstlicher Herrschaft. Heinrich schied von dem Orte der tiefsten Demütigung mit der größten Entrüstung, und seine Erbitterung wurde erhöht durch die sichtliche Verachtung, mit der die Lombarden ihn nun empfingen. Denn diese glaubten, ein König, der solche Demütigung über sich habe ergehen lassen, sei der Krone nicht würdig.

*) Meist nach Richter, Quellenbuch.

3. Der Kampf mit Rudolf von Schwaben. Unterdessen hat die deutschen Fürsten treuloser Weise den Herzog Rudolf von Schwab den Schwager des Kaisers, zu ihrem Könige erhoben, bevor noch das Ja das sie Heinrich als Frist zur Lösung des Bannes gesetzt, abgelaufen w Aber dieser Pfaffenkönig, wie er spottweise genannt wurde, weil er Hilfe der Geistlichen, besonders des Papstes, gewählt worden war, fand n überall Anhang, weil die meisten Städte, besonders in Süddeutschland am Rheine, ihrem alten Herrn treu blieben. Heinrich wollte die Krone n fahren lassen, und so erhob sich denn ein heftiger Krieg zwischen beiden, Bürgerkrieg, der drei Jahre lang schrecklich gewütet hat. Eine tiefe Spalt ging damals durch das ganze unglückliche deutsche Reich, die nicht nur Län gebiete, sondern auch Städte und Familien trennte, die den Sohn wider Vater, den Bruder wider den Bruder in die Waffen rief. Rudolf von Schw wurde aus seinem Herzogtume vertrieben, und mit demselben belehnte Hein einen seiner treuesten Anhänger, Friedrich von Hohenstaufen. Rudolf besonders bei den Sachsen Unterstützung, und so wurde dieser Krieg wi eigentlich ein Krieg zwischen Heinrich und den Sachsen. Aber auch der P mischte sich wieder in den Streit. Er erklärte den Gegenkönig Rudolf den rechtmäßigen König, und als Heinrich seine Krone nicht niederlegte, sc derte er zum zweitenmal den Bannfluch gegen den um seine Kaiserw ringenden Fürsten. Doch ließ sich Heinrich diesmal den Bann wenig anfec Da er in Italien selbst, besonders in der Lombardei, sehr viele Anhä hatte, so stellte er einen Gegenpapst gegen Gregor VII. auf, und so ging tiefe Spaltung auch durch die ganze Kirche. Nach mehreren Schlachten zwi beiden Parteien, die ohne Entscheidung blieben, kam es 1080 an der wei Elster in der Nähe von Zeitz zu einem heißen Kampfe, in welchem R durch den jungen Herzog Gottfried von Bouillon, der in dieser Sc das Reichsbanner führte, tödlich verwundet wurde und die rechte Hand v Sterbend sprach er zu seiner Umgebung: „Das ist dieselbe Hand, mit de meinem Herrn Heinrich Treue geschworen!“ Dies war der Ausgang des e deutschen Gegenkönigs. Als Heinrich später Rudolfs Grab in Merseburg suchte, riet man ihm, die Gebeine des Verräters herauszuwerfen. „W Gott,“ erwiderte er, „alle meine Feinde lägen so schön begraben wie die Die abgehauene Hand Rudolfs zeigt man noch heute im Dome zu Merse

4. Heinrichs Rachezug nach Italien. Den weiteren K mit den deutschen Fürsten überließ Heinrich IV. seinem tapferen Fre Friedrich von Hohenstaufen. Er selbst überschritt zum zweitenmal Alpen, diesmal von einem stattlichen Heere begleitet, um seinen Hauptge den Papst Gregor, mit den Waffen in der Hand zu züchtigen. Nach fü monatlicher Belagerung eroberte er einen Teil der Stadt Rom und zwan

Papst, sich in die Engelsburg, ein festes Kastell an der Tiberbrücke, zurückzuziehen, wo er ihn lange eingeschlossen hielt. Der Kaiser bot dem Papste die Hand zur Versöhnung. Allein der unbeugsame Priester hätte eher ganz Rom um sich in Trümmer fallen sehen, als daß er die Hand geboten hätte zu einem Vergleich mit dem von ihm gebannten Kaiser. Über diese Unversöhnlichkeit Gregors erbittert, öffneten die Römer Heinrich die Thore und wählten den von diesem aufgestellten Gegenpapst, welcher dann den deutschen König und seine Gemahlin mit der Kaiserkrone schmückte. Dann zog Heinrich nach Deutschland zurück. Gregor aber floh mit Hilfe eines tapferen Fürsten aus Süditalien in die Verbannung nach Salerno in Unteritalien, wo er 1085 auch gestorben ist. Seine letzten Worte lauteten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung!" Den Bann aber hatte er von Kaiser Heinrich nicht genommen.

5. Heinrichs Kampf mit seinem Sohne. Mit dem Tode Gregors schien das Schicksal Kaiser Heinrichs eine Wendung zum Besseren zu nehmen. Die deutschen Fürsten waren ihm unterworfen. Auch die Sachsen, des langen Streites müde, versöhnten sich mit ihm, und so schien nach langem Kampfe wenigstens sein Alter ruhig und friedlich zu werden. Allein der Kelch der Leiden war noch nicht geleert; das schwerste stand ihm noch bevor. Die Liebe und Hoffnung des alternden Vaters richtete sich auf seinen jungen Sohn Heinrich, den er bereits zu seinem Nachfolger hatte wählen lassen und von dem er unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit erwartete. Dieser, ein herrschbegieriger Jüngling, schenkte den Feinden seines Vaters nur allzu leicht Gehör. Man flüsterte ihm zu, daß es Sünde sei, mit dem gebannten Vater Gemeinschaft zu haben, daß man ihm keinen Eid zu halten brauche, daß es vielmehr des jungen Königs Pflicht sei, das Reich dem Fluche der Kirche zu entreißen. Vom Papste seines Eides gegen den kaiserlichen Vater entbunden, griff er zu den Waffen unter dem Vorwande, ihn in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Der verzweifelnde Vater raffte sich gleichfalls zum Kampfe auf, und ein neuer Bürgerkrieg, abscheulicher denn alle früheren, zerrüttete das Reich. Am Flusse Regen im heutigen Bayern standen sich Vater und Sohn gegenüber. Da erhielt Kaiser Heinrich die Kunde, daß sein Heer unzuverlässig sei; eine Botschaft seines Sohnes warnte ihn vor Verrat. Jetzt gab er seine Sache verloren; er entfloh in der Nacht, und das Heer zerstreute sich nach allen Seiten.

Endlich brachte er am Rheine ein neues Heer zusammen. Die blühenden, reichen Städte daselbst erklärten sich alle für den alten Kaiser; von seinem ruchlosen Sohne schien das Glück zu weichen. Dieser konnte den Kampf mit seinem Vater nicht aufnehmen, und so bat er ihn um eine Zusammenkunft in Koblenz. Beim Anblick des Sohnes überwältigte den alten, unglücklichen

Vater der Schmerz, und vor ihm auf die Kniee stürzend, rief er aus: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott für meine Sünden gestraft werden soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht; denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden seines Vaters sich zum Richter aufwerfe!“

Der junge Heinrich schien gerührt; er bat zu des Vaters Füßen um Vergebung und beteuerte, daß er nichts als des Vaters Aussöhnung mit der Kirche wolle. Der alte Kaiser, dem Sohne trauend, ließ sich bereden, sein Heer zu entlassen und mit nach Mainz zu ziehen, um von dort aus mit dem Papste zu verhandeln. Als sie nach Bingen kamen, traf die Nachricht ein, daß der Erzbischof von Mainz den gebannten Kaiser nicht aufnehmen wolle. Da überredete unter neuen Versicherungen der Treue der unnatürliche Sohn den Vater, sich in der Burg Böckelheim bei Kreuznach so lange aufzuhalten, bis seine Sache entschieden sei. Aber kaum war er mit drei Gefährten in die Burg eingeritten, als die Thore sich hinter ihm schlossen; er war der Gefangene seines Sohnes und wehrlos in den Händen seiner Feinde. Hier wurde er mit schonungsloser Härte als Gefangener behandelt; kein Geistlicher durfte ihm Trost spenden, selbst an Lebensmitteln ließ man es fehlen. Dann zwang ihn der Sohn, unterstützt vom Erzbischof von Mainz und mehreren Fürsten, zur Niederlegung seiner Regierung und zur Herausgabe seiner Güter. Wie ein Übelthäter stand der Vater vor dem Sohne; er bat und flehte mit Thränen in den Augen um Aufschub, wodurch viele der Anwesenden zu Thränen gerührt wurden; nur der harte, finstere Sohn blieb unbewegt. Und doch erhielt der tiefgebeugte Kaiser weder die Lossprechung vom Banne noch die Freiheit. Er befürchtete sogar lebenslängliche Gefangenschaft oder Tod. Da ergriff er eine Gelegenheit zur Flucht und rettete sich zu den treuen Bürgern der Stadt Köln und dann zu seinem Freunde, dem Bischofe von Lüttich.

6. Heinrichs Tod. Der junge König Heinrich stand im Begriff, abermals den Krieg gegen seinen Vater zu beginnen, als von Lüttich die Kunde eintraf, daß Kaiser Heinrich der Last seines Kummers erlegen und 1106 gestorben sei. Selbst noch im Tode lastete auf ihm der Bannspruch des Papstes. Zwar ließ ihn der Bischof von Lüttich feierlich und mit kaiserlichen Ehren begraben, allein auf Befehl des neuen Königs Heinrichs V. wurde er aus der Gruft wieder heraufgeholt und auf einer Insel in der Maas an ungeweihter Stätte niedergesetzt. Hier stellte sich ein unbekannter Mönch aus Jerusalem ein, betete und sang aus Mitleid Tag und Nacht am Sarge Bußpsalmen für des Kaisers Seele. Dann wurde die Leiche von einigen treuen Dienern nach Speyer geführt und dort im Dome, den Heinrich selbst erbaut, feierlich beigesetzt. Sogleich aber verbot der Bischof allen Gottesdienst: die Leiche mußte wieder emporgezogen werden und als Leiche eines Gebannten

in einer ungeweihten Nebenkapelle stehen, bis endlich nach fünf Jahren, 1111, der Bann aufgehoben und der Leichnam mit großer Pracht in der Kaisergruft unter großer Teilnahme des Volkes beigesetzt wurde.

Die Wehklagen der vielen Armen, denen der mildthätige Heinrich Gutes gethan und die in ihm einen Vater und Beschützer verloren hatten, ertönten laut und ehrenvoll für ihn an seinem Sarge, sowohl in Lüttich, als in Speyer.

7. Heinrichs Jugend. So groß das Unglück Heinrichs auch gewesen ist, so trifft seine zahlreichen Feinde doch nicht allein die Schuld daran. Er selbst hat durch seine vielen Fehler und Verirrungen am meisten zu seinem Unglück beigetragen, ohne daß er es freilich gewollt. Diese Fehler und Verirrungen aber erklären sich aus der schlechten Erziehung, die er in seiner Jugend genossen hat.

Sein Vater, Heinrich III., ein kraftvoller Mann, der Fürsten und Päpste abgesetzt hatte, wie es ihm beliebte, starb in der Blüte seiner Jahre, als sein bereits zum Könige gewählter Sohn erst sechs Jahre alt war. Das geschah im Jahre 1056. Die Mutter des jungen Königs führte nun für ihn die Regierung und erzog ihn mit aller Liebe und Sorgfalt. Bald aber waren die mächtigen Fürsten des Reiches mit einem solchen Weiberregiment unzufrieden. Auch beschuldigten sie die Mutter, den Sohn zu weichlich zu erziehen. Sie faßten daher den Beschluß, daß derjenige Fürst die Regierung des Reiches ausüben solle, in dessen Gebiete sich der junge König gerade aufhalte. Der Mittelpunkt der Unzufriedenen war der Erzbischof Hanno von Köln, ein sittenstrenger, aber herrschsüchtiger Mann. Er wollte den jungen König gern in seiner Gewalt haben.

Die Kaiserin hielt sich mit ihrem damals zwölfjährigen Sohne auf einer Insel bei Kaiserswerth am Rheine, einem Städtchen unterhalb Düsseldorf, auf, um dort das Pfingstfest zu feiern. An ihrem Hofe erschien auch Erzbischof Hanno. Nach fröhlicher Mahlzeit, als der junge Heinrich recht vergnügt geworden war, lud ihn Hanno ein, mit nach dem Rheine zu gehen, das neue schöne Schiff, auf welchem er von Köln gekommen sei, zu besehen und auf ihm eine Fahrt zu machen. Freudig begleitete ihn der junge König und stieg arglos in das mit Wimpeln und Flaggen prächtig geschmückte Schiff. Auf einen gegebenen Wink aber stießen die Ruderknechte schnell vom Lande und steuerten nach der Mitte des Stromes. Die Mutter wehklagte ihm nach vom Balkon; das Volk am Ufer verwünschte die Räuber; der junge König selbst, aus der ängstlichen Eile der Ruderer Unglück ahnend, fürchtete Gefahr für sein Leben und sprang, ohne sich zu besinnen, in den reißenden Strom, der ihn verschlungen haben würde, hätte ihn nicht einer der verschworenen Fürsten mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet und wieder auf das Schiff gebracht. Man besänftigte ihn nun mit Liebkosungen und flößte ihm Mut ein, so daß

er willig nach Köln folgte. So war der Raub gelungen, und Hanno von Köln war der eigentliche Regent Deutschlands, während der trostlosen Mutter nichts übrig blieb, als die Regierung niederzulegen.

Erzbischof Hanno, ein sehr strenger Mann, hielt den jungen König in sehr strenger Zucht. Er entfremdete sich durch solche Strenge das Herz desselben und erweckte in ihm einen tiefen, inneren Groll gegen sich. Der junge Heinrich hatte hohen, ritterlichen Sinn; sein Gefühl war warm, ja der äußersten Heftigkeit fähig; sein Gemüt war empfänglich, und er ward ebenso leicht zum Guten, wie schnell zum Bösen gestimmt; auf ihn vermochte Hannos Strenge nicht veredelnd zu wirken.

An der Regierung des Reiches sollte nach Beschluß der Fürsten auch der Erzbischof Adalbert von Bremen teilnehmen. Ebenso ehrgeizig und stolz wie Hanno, suchte er von Bremen aus seinen Einfluß immer weiter nach dem Norden auszudehnen. Er sah mit neidischen Augen auf die Macht Hannos und benutzte den Augenblick, als dieser in Geschäften nach Rom gereist war, den jungen König in seine Gewalt zu bekommen. Mit Leichtigkeit gelang es ihm, das Herz Heinrichs, der Hanno bitter haßte, für sich zu gewinnen. Er war das gerade Gegenteil von Hanno. Er gestattete dem Jünglinge auf einmal alles das, was Hanno verboten hatte und was sein Herz begehrte. Diese Verschiedenheit in der Erziehung weckte alle die bösen Fehler und Leidenschaften, welche im späteren Leben des Königs hervortraten. Hanno war sehr streng gewesen, Adalbert ließ ihm die größte Freiheit, so daß er leichtsinnig und verschwenderisch wurde. Hanno flößte ihm Achtung vor der Fürstengewalt ein, Adalbert aber, der die weltlichen Fürsten verachtete, übertrug diese Verachtung auch auf den jungen König und flößte ihm den Grundsatz ein, daß die Herrschaft des Königs völlig unbeschränkt sei. Adalbert haßte aber besonders die Sachsen, die ihm in seinen ehrgeizigen Plänen hinderlich waren. Diesen Haß pflanzte er auch in die Seele Heinrichs, so daß dieser als Knabe schon Entwürfe machte, wie er sie gänzlich unterdrücken wolle.

Es war kein Wunder, daß bei solcher Erziehung all die schlechten Eigenschaften geweckt wurden, die später hervortraten, und daß es eines langen, dornenvollen Lebens bedurfte, um den von Natur gut veranlagten, aber zu allem Schlechten erzogenen König zu läutern.

Als Heinrich kaum fünfzehn Jahre alt war, erklärte ihn Adalbert für mündig, so daß er nun die Regierung selbst übernahm. Dadurch wurde Hanno von der Regentschaft völlig ausgeschlossen; der unerfahrene Knabe aber warf sich ganz seinem Verderber Adalbert in die Arme, und nun begannen jene Unterdrückungen der Sachsen, welche bald zu blutiger Empörung führten.

So sehen wir also aus Heinrichs Geschichte, wie eine verderbliche Erziehung in der Jugend das ganze Leben eines Mannes vergiften kann.

B. Vertiefung.

1. Wir haben bereits gehört, daß Heinrichs Krieg gegen die Sachsen weder Religions- noch Eroberungskrieg war. Warum nicht? Es kämpften vielmehr Deutsche gegen Deutsche, also Brüder gegen Brüder; es ist also ein Bruderkrieg oder ein **Bürgerkrieg.** Wenn sich die Bürger eines Landes, also die Unterthanen, gegen ihren rechtmäßigen Fürsten erheben, so entsteht ein Bürgerkrieg, eine Empörung oder Revolution. Wie jeder Krieg, so ist besonders der Bürgerkrieg von den verderblichsten Folgen. Hier ringen ja nicht feindliche Völker miteinander um die Palme des Siegs, sondern die Kinder eines Volkes; oft kämpft der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder. Die Bande des Blutes und der Verwandtschaft werden zerrissen; wo nur Liebe walten sollte, da gebietet der Haß. Da bewahrheitet sich das Dichterwort:

„Nichts Heiliges ist mehr, es lösen Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen, Und alle Laster walten frei."

Ein tiefer, unheilvoller Riß geht durch das ganze Volk; es spaltet sich in Parteien, von denen das Bibelwort gilt: „Wo Neid und Zank ist . . ." Ist ein Krieg zwischen zwei benachbarten Völkern nur dann erlaubt und gerechtfertigt, wenn er ein Verteidigungskrieg ist, wenn durch ihn in höchster Notwehr Vaterland und Freiheit, Weib und Kind, Haus und Hof, also die höchsten irdischen Güter eines Menschen verteidigt werden, so ist ein Bürgerkrieg immer verwerflich; denn das Blut vieler Tausende, die in einem solchen fallen, ist nutzlos vergossen, weil nichts dabei gewonnen, wohl aber viel verloren werden kann. Eine solche Empörung oder Revolution widerspricht auch den Lehren der Bibel, die da verlangt: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit . . ." und „Thut Ehre jedermann . . ." Solcher Bürgerkriege sind während der Regierung Heinrichs IV. drei geführt worden: gegen die Sachsen, gegen Rudolf von Schwaben und gegen den jungen Heinrich V.

2. Was müssen wir über Kaiser Heinrich IV. urteilen?

a) Was gefällt uns an ihm?

aa) Seine Wohlthätigkeit und Milde gegen die Armen. Diese Eigenschaften lernen wir besonders bei seinem Tode kennen, als das Volk um ihn weint und klagt. Er hat das Bibelwort beherzigt: „Wohlzuthun und mitzuteilen . . .", und auch das andere: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten." Und der Dichter sagt:

„Wohlthaten, still und rein gegeben, Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehn, Sind Sternlein, die nicht untergehn."
(Claudius.)

bb) Seine Tapferkeit im Kriege. An allen Kämpfen hat er persönlich Anteil genommen; er hat in 62 Schlachten gekämpft, und wenn er

auch nicht immer den Sieg errungen, so hat sich doch an ihm oft das Di
wort bewährt: „Dem Mutigen hilft Gott.“ Schon in seiner Jugend w
tapfer und unerschrocken. Davon erzählt uns auch das Gedicht: „Kaiser Hei
Waffenweihe“ v. Schwab. (Vorlesen!)

cc) Seine rasche Entschlossenheit im Unglück. Schon als z
jähriger Knabe springt er rasch entschlossen in den brausenden Rhein, a
Gefahr für sein Leben fürchtet. Als die Sachsen die Harzburg belagern,
er nicht den schwindelnden Bergpfad, um ihnen zu entrinnen. Und a
vom Bann getroffen ist und Fürsten und Volk ihn verlassen, geht er
entschlossen mitten im härtesten Winter unter den größten Gefahren nach
um dort die Lossprechung vom Banne zu erwirken.

dd) Sein Edelmut gegen seine Feinde, besonders seinen
Heinrich, auch gegen Rudolf von Schwaben; denn als man ihm den
giebt, die Leiche des Empörers herauszuwerfen, spricht er: „Wollte Gott
meine Feinde lägen so schön begraben wie dieser!“ Er hätte auch mit
edlen Pferde in der Lessingschen Fabel „Der alte Löwe“ sprechen kö
„Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, de
nicht mehr schaden kann.“

ee) Seine unerschütterliche Festigkeit gegen den Papst.
will die Investitur selbst üben, will Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte mit
lichem Besitz belehnen, der nicht ihm, sondern dem Kaiser und den F
gehört. Das ist ein Eingriff in die Rechte des Kaisers, den sich dieser
gefallen lassen darf; es ist vielmehr seine Pflicht, den Kampf mi
Herrschsucht des Papstes aufzunehmen. Und so hat er fast 30 Jahre mi
Papste um die Oberherrschaft gerungen, und wenn er auch als Be
gestorben ist, so hat dieser Kampf doch segensreiche Folgen gehabt, denn
ihn wäre vielleicht das deutsche Kaisertum zu Grunde gegangen. Otto
das deutsche Kaisertum erhöht, Heinrich IV. hat es mit seinem Leben vert
Er hat die Oberherrschaft im Abendlande als ein wertvolles Gut von
Vorfahren überkommen. Indem er dieses Gut festzuhalten sucht, erfüllt
Dichters Mahnung:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“

Und so sind wir Deutsche dem unglücklichen Kaiser Dank schuldig, daß
einem übermächtigen Gegner gerungen und daß dieser Kampf trotz aug
licher Niederlage doch nicht ohne gute Folgen geblieben ist.

b) **Was gefällt uns nicht an ihm?**

aa) Sein Leichtsinn. Er führt ein leichtsinniges, zügelloses
leichtsinnig beginnt er den Kampf mit den Sachsen; leichtsinnig setzt
Papst Gregor VII. ab, obgleich er wissen muß, daß er in Gregor einer

mächtigen Gegner besitzt. So sehen wir, daß er oft ein Werk beginnt, noch ehe er es recht überdacht hat. Von ihm gilt daher das Sprichwort: „Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht."

bb) Seine Grausamkeit und Härte, besonders gegen die Sachsen. Die Unterdrückung der Sachsen ist ungerecht, denn sie haben nichts verschuldet. Ein König aber hat die Pflicht, für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen. Dadurch erwirbt er sich die Liebe des Volkes, denn „Wer Thränen (des Dankes!) ernten will, muß Liebe säen". Durch Grausamkeit aber erntet er nur den Haß seines Volkes, denn „Wer Haß säet, wird Haß ernten". Fast sein ganzes Leben lang hat er mit dem Haß seiner Unterthanen zu kämpfen gehabt, weil er hart und grausam gegen sie war. Er hätte wissen müssen, daß das festeste Band zwischen Fürst und Volk das Band der Liebe ist, und daß die festeste Stütze eines Fürstenthrones nicht ein gewaltiges Heer, sondern die Liebe des Volkes ist, weshalb wir ja noch heute singen: „Nicht Roß, nicht Reisige sichern die steile Höh . . ." Und als er dann die Sachsen an der Unstrut blutig geschlagen, da verheert er abermals voll Grausamkeit und Härte das Sachsenland mit Feuer und Schwert. Zwar haben die Sachsen diesmal die Züchtigung verdient; aber wäre es nicht weit klüger gewesen, sich jetzt edelmütig gegen seine Feinde zu benehmen und auch hier zu sprechen: „Ich halte es für niederträchtig . . ."? Er hätte jetzt des Bibelwortes gedenken sollen: „Vergebet, so wird euch vergeben", und auch des anderen: „Rächet euch selber nicht . . ." Auch der Dichter sagt ja: „Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen." Statt dessen vergilt er Böses mit Bösem; er ist rachsüchtig. Ja, so wenig großmütig ist er, daß er die sächsischen Führer trotz demütiger Unterwerfung gefangen nehmen, in die entferntesten Burgen seines Reiches stecken und ihre Güter unter seine Günstlinge verteilen läßt.

cc) Seine Gewissenlosigkeit in der Besetzung geistlicher Ämter. Für Geld stellt er Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte an, wobei es ganz natürlich ist, daß die Größe der Gabe und nicht der Wert der Persönlichkeit entscheidet. Dadurch aber kommen oft ganz unwürdige Männer in ein hohes Kirchenamt. Wie können solche Leute Vorbilder für das Volk sein? Heinrich will sich durch solche Verleihung gute Freunde machen. Die hat er sehr nötig, denn oft genug steht er einsam und verlassen, und oft genug hat er es erfahren müssen: „Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot." Nur zwei treue Freunde hat er, das sind die Städte am Rhein und Friedrich von Hohenstaufen. Durch ihre Unterstützung erst erkennt er: „Freund in der Not . . ."

dd) Seine maßlose Heftigkeit gegen den Papst, die besonders aus seinem Briefe hervorgeht. Gewiß hat der Papst sich Eingriffe in seine Rechte erlaubt, gewiß hat ihn der hochfahrende Priester vor seinen Richterstuhl ge-

laden, wozu er kein Recht besitzt. Aber er ist trotz alledem das Oberhaupt der Kirche, und bei seinem sittenstrengen Lebenswandel ist ihm Heinrich sicher Achtung und Ehrerbietung schuldig. Statt dessen beschuldigt er ihn, nur durch List und Bestechung den päpstlichen Thron bestiegen zu haben, eine Beschuldigung, die er nicht beweisen kann.

ee) Sein Hochmut. Er ist hochmütig gegen die Sachsen, denn er giebt ihrer Gesandtschaft eine verächtliche Antwort; hochmütig gegen die deutschen Fürsten, deren Rechte er nicht achtet; hochmütig gegen den Papst, den er seiner hohen Stellung entsetzt. Von ihm gilt das Sprichwort: „Hochmut kommt vor dem Falle," aber auch das Bibelwort: „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . ."

Zusammenfassung: Wir sehen also, daß Heinrich neben vielen guten auch viele schlechte Eigenschaften besitzt. In seinem Thun und Handeln finden wir viele Widersprüche. Er ist wohlthätig und mild gegen die Armen, und doch grausam, hart und unbarmherzig gegen die Sachsen. Er ist edelmütig gegen seine Feinde, besonders seinen Sohn Heinrich und Rudolf von Schwaben, und doch rachsüchtig und treulos gegen die Sachsen. Er besitzt grenzenlosen Hochmut gegen die Sachsen, die Fürsten und den Papst, und doch beugt er sich wieder in tiefster Demut in Kanossa vor dem Papste. Er besitzt Mut und Tapferkeit im Kriege, und doch verzagt er auch oft in der Gefahr. Er ist rasch entschlossen im Unglück und doch auch wieder unfähig, einen männlichen Entschluß zu fassen, als ihm die Lombarden ihre Hilfe anbieten. Er ist von unerschütterlicher Festigkeit im Kampfe gegen den Papst, und doch wankend und schwankend in der Wahl seiner Freunde.

Diese großen Widersprüche in seinem Charakter erklären sich aus der im schärfsten Widerspruch stehenden Erziehung durch Hanno und Adalbert. Dieser Widerspruch geht nicht nur durch sein ganzes Leben, er geht auch durch das deutsche Reich während seiner Regierung, besonders während seiner Jugend, so daß von dieser Zeit das Wort Salomos gilt: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist."

c) **Verdient Heinrich unser Mitleid oder unsere Verachtung?**

Die Fehler und Verirrungen seiner Jugend sühnt er durch langes, herbes Leid; denn sein ganzes Leben bringt ihm nichts weiter als einen bitteren Leidenskelch, den er bis zum letzten Tropfen leeren muß. Darum hätten ihm auch seine Mitmenschen, besonders der Papst, sein Unrecht verzeihen müssen. Das geschieht nicht. Noch fünf Jahre nach seinem Tode lastet der Bannfluch auf den Gebeinen des unglücklichen Kaisers, erst dann wird ihm ein christliches Begräbnis zuteil. Der Papst nennt sich den Stellvertreter Christi auf

Erden, aber Christi Liebe und Versöhnlichkeit übt er nicht. So einsam und verlassen ist Kaiser Heinrich, daß ein unbekannter Mönch aus Jerusalem an seinem Sarge singt und betet. Soviel Unglück im Leben, solches Verlassensein im Tode verdient trotz aller Fehler und Verirrungen unser Mitleid, denn ein Dichterwort heißt: „Das Unglück spricht gewaltig zu dem Herzen."

3. Was ist über Gregor zu urteilen?

a) Seine strenge Gerechtigkeit bei Besetzung der Kirchenämter ist sehr lobenswert, denn es kann nur von gutem und segensreichem Einfluß sein, wenn die Geistlichen sich durch Frömmigkeit und einen sittlich guten Lebenswandel auszeichnen. Sein Kampf gegen die Simonie gefällt uns also.

b) Seine grenzenlose Herrschsucht dagegen gefällt uns nicht. Er will über Kaiser und Könige gebieten, will also der eigentliche Herr der Welt sein. Er nennt sich den Stellvertreter Christi auf Erden, und doch hat Christus gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" und „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes". Seine Ehre geht ihm also über Gottes Ehre, die Befriedigung seiner Selbstsucht über die Erfüllung der göttlichen Gebote.

c) Ebenso verwerflich sind die Mittel zur Befriedigung seiner Herrschsucht, nämlich das Verbot der Laien-Investitur und das Cölibat. Ersteres ist ein Eingriff in das Machtgebiet des Kaisers und der Fürsten, wozu er kein Recht hat. Er will damit der kaiserlichen Macht eine andere furchtbare Macht gegenüberstellen, denn es gab damals 6 Erzbistümer — Mainz, Köln, Trier, Magdeburg, Bremen, Salzburg — und 35 Bistümer in Deutschland, außer den zahllosen Klöstern, deren Vorsteher meist alle mit einem Stück Land belehnt waren, über welches nun der Papst selbst gebieten wollte. Letzteres, das Cölibat, widerspricht der Ordnung der Natur und den Worten der Bibel, in der es heißt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

d) Auch seine unbeugsame Härte gegen Heinrich gefällt uns nicht. Gewiß hat ihm dieser schweres Unrecht gethan, aber als er nun unter den größten Gefahren mitten im Winter nach Italien gereist ist und drei schauerliche Tage als Büßender im Schloßhofe zu Kanossa gestanden hat, da hätte ihm Gregor sofort vergeben müssen, wenn er ein rechter Diener Christi gewesen wäre, der in christlicher Liebe dem bußfertigen Sünder vergiebt und das Wort befolgt: „Rächet euch selber nicht . . ." Er hätte bedenken sollen: „Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks . . ." Er hätte Barmherzigkeit üben müssen, eingedenk des Wortes: „Selig sind die Barmherzigen . . ." Er selbst hat später auch keine Barmherzigkeit erlangt, sondern ist fern von Rom in der Verbannung gestorben. Aus seinem Thun spricht sein grenzenloser Haß gegen Heinrich, den er auch später wieder durch die Erneuerung des Bannfluches beweist. Und wie er Heinrich haßt, so hat er

überall nur Haß gesät, bei den Lombarden, bei den deutschen Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten, ja durch das Cölibat sogar bei der niederen Geistlichkeit.

Maßloser Stolz und maßlose Herrschsucht kennzeichnen also diesen außerordentlichen Mann, der das Papsttum zur höchsten Höhe erhoben und das Kaisertum am tiefsten gedemütigt hat. Haben wir dem unglücklichen Kaiser Heinrich unser Mitleid nicht versagen können, so sehen wir doch Gregor ohne Mitleid in die Verbannung gehen. Er hat sich keine Liebe erworben, denn der Dichter sagt: „Wer Thränen (der Liebe und des Dankes!) ernten will, muß Liebe säen."

4. Was ist über die Sachsen zu urteilen?

Sie werden grausam unterdrückt, müssen Schlösser und Burgen bauen, dabei die härtesten Frondienste leisten und auch noch die Kosten des königlichen Haushalts bezahlen. In den Burgen werden viele gefangen gehalten, und wenn sie sich beschweren, so wird ihre Strafe nur härter. Ein König soll für Recht und Gerechtigkeit in seinem Lande sorgen; er ist der oberste Richter nach dem Dichterwort:

„Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit."

König Heinrich sorgt aber nicht für Recht und Gerechtigkeit, er ist selbst sehr ungerecht, er ist ein Tyrann. Deshalb müssen sie ihr Recht sich selber suchen; sie müssen zum Schwerte greifen. Es tritt der Zustand ein, der vom Dichter in folgenden Worten beschrieben wird:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn vor unser Land,
Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!"

Sie warten mit ihrer Empörung, denn eine solche ist es trotz alledem, bis die Last nicht mehr zu ertragen ist, eingedenk des Dichterwortes: „Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt." Sie sind sich aber auch bewußt, daß sie sich selber helfen müssen, wenn Gott ihnen helfen soll: „Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen."

Ihre Empörung ist also sehr wohl zu begreifen. Aber auch sie lassen sich von ihrer Rachsucht hinreißen, verbrennen Kirche und Altar der Harz-

burg, ja schänden sogar die kaiserliche Familiengruft. Das müssen wir aufs entschiedenste verurteilen; das ist der Bürgerkrieg in seiner häßlichsten Gestalt. Von solchem gelten die Worte des Dichters:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn."

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

5. Was ist über den jungen Heinrich V. zu urteilen?

An ihm finden wir durchaus nichts, was uns gefallen könnte.

a) Er empört sich gegen seinen Vater. Das ist eine schwere Sünde in doppelter Beziehung: einmal ist es der König, den er nicht ehrt, und dann der Vater, von dem doch Gott geboten hat: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren," und von dem es in der Bibel heißt: „Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat." Statt sich gegen seinen alternden Vater zu empören, hätte er sich seiner ganz besonders annehmen und ihn pflegen sollen nach dem Bibelworte: „Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter . . ." Mit schnödem Undanke also belohnt er die Liebe des Vaters. Er trachtet noch bei Lebzeiten desselben nach dessen Krone. Ehrgeiz und Herrschsucht sind also die Beweggründe seiner Empörung.

b) Er ist treulos gegen seinen Vater. Er wagt es nicht, in offener Schlacht dem Könige entgegenzutreten, vielmehr sucht er ihn durch List und Verstellung zu täuschen. Er heuchelt Unterwürfigkeit, Treue, kindliche Liebe, nur um ihn vertrauensvoll zu machen und dann desto sicherer in seine Gewalt zu bekommen. Das sind die schändlichsten Mittel, die es geben kann, und von ihm gilt das Bibelwort: „Ein Auge, das den Vater verspottet . . ."

c) Er ist grausam und hart gegen seinen gefangenen Vater, versagt ihm einen Geistlichen, läßt es sogar an Speise und Trank fehlen, zwingt ihn, der Krone zu entsagen und bleibt bei dessen Bitten und Thränen hartherzig wie Stein. Er ist ein unnatürlicher Sohn, der unsere ganze Verachtung verdient. Er ist später kinderlos gestorben, und das deutsche Volk, das ihn nie geliebt, sah darin die Vergeltung für sein Verhalten gegen den Vater, dem er die Kindespflicht gebrochen.

6. Was ist über Rudolf von Schwaben zu urteilen?

Er ist ein Empörer, lehnt sich gegen die von Gott geordnete Obrigkeit auf, sucht mit einem Schein des Rechts (9. Gebot) die Krone an sich zu bringen, indem er sich auf die Fürsten und den Papst beruft, ist treulos gegen den König, denn er bricht den geleisteten Eid, und erleidet die gerechte Strafe eines Empörers: den Tod auf dem Schlachtfelde.

7. Dagegen gefällt uns die Treue der Städte,
besonders Worms und Kölns. Sie nehmen den unglücklichen, verfolgten Kaiser auf, pflegen ihn, schützen und schirmen ihn gegen seine Feinde und sind bereit, noch mehr für ihn zu thun. Das ist echte Treue, wenn die Unterthanen ihren Fürsten auch in der Zeit der Not nicht verlassen, denn Fürst und Volk gehören zusammen, nicht nur im Glück, sondern auch im Unglück. An den Bürgern der rheinischen Städte erfährt Heinrich: „Freund in der Not . . ." Darum können uns die Bürger jener Städte als leuchtendes Vorbild wahrer Unterthanentreue gelten.

III. Verknüpfung.

1. Heinrich IV. und Gregor VII.

a) Ähnlichkeiten. Beide sind gewaltige Herrscher: Heinrich ein weltlicher, der über Deutschland gebietet, Gregor ein geistlicher, der über die ganze christliche Kirche gesetzt ist. — Beide sind gewaltige Kämpfer; beständig fast liegen sie im Kampfe mit einander; Heinrich kämpft für sein Recht mit der Schärfe des Schwertes, Gregor kämpft mit den Waffen des Geistes, als da sind: Bestimmungen über die Papstwahl, Verbot gegen die Simonie, Verbot der Laien-Investitur, Cölibat und endlich als furchtbarste der Bannfluch. — Beide ringen um die Oberherrschaft im Abendlande: Heinrich hat sie von seinen Vorfahren ererbt, er sucht sie nur festzuhalten; Gregor aber strebt aus maßloser Herrschsucht danach. — Beide sind grausame, harte Naturen: das zeigt Heinrich besonders im Kampfe mit den Sachsen, Gregor im Kampfe gegen Heinrich, besonders in Kanossa. — Beide haben infolge ihrer Grausamkeit und Härte zahlreiche Feinde: Heinrich den Papst, die Sachsen, die deutschen Fürsten, seinen eigenen Sohn; Gregor den Kaiser, die deutschen Kirchenfürsten, die Lombarden, zuletzt sogar die Römer. — Beider Tod erfolgt im Elend: Heinrich stirbt auf der Flucht vor seinem Sohne, einsam und verlassen in Lüttich, während der Bann noch fünf Jahre nach seinem Tode auf ihm lastet; Gregor stirbt in der Verbannung zu Salerno.

b) Verschiedenheiten. Der Papst ist ein sittenstrenger Mann, was man vom Kaiser, besonders in seiner Jugend, nicht behaupten kann. — Die strenge Gerechtigkeit des Papstes bei Besetzung der geistlichen Stellen bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu der Ungerechtigkeit des Kaisers gegen die Sachsen. — Heinrich zeigt bisweilen Edelmut gegen seine Feinde; von Gregor wissen wir nichts derartiges. — Heinrich ist wohlthätig und mild gegen die Armen, was uns von Gregor nicht erzählt wird. — Gregor ist niemals von dem Wege abgewichen, den er sich einmal vorgezeichnet hat, er geht auf sein Ziel in gerader Richtung los; Heinrich dagegen ist oft wankelmütig, beginnt leichtsinnig ein Werk, ohne es vorher erst recht zu bedenken. —

Heinrich hat seine Fehler und Verirrungen durch langes, herbes Leid gesühnt, darum hat er sich das Mitleid seines Volkes erworben; Gregor dagegen ist ungeliebt und unbetrauert gestorben, wie es grausamen, herrschsüchtigen Naturen immer ergeht.

2. Der Sachsenkrieg unter Heinrich IV. und Karl dem Großen.

Karls Krieg gegen die Sachsen ist in erster Linie Religionskrieg, in zweiter Eroberungskrieg. Die Veranlassung dazu geht teils von den Sachsen, teils von den Franken aus. Heinrichs Sachsenkrieg ist Bürgerkrieg; die Ursache desselben ist die Bedrückung der Sachsen durch den Kaiser. Schlachten. Ausgang des Krieges.

3. Das Sachsenvolk und das Volk Israel in Ägypten.

Beide Völker werden hart bedrückt: die Sachsen durch den jungen Heinrich, die Israeliten durch den Pharao von Ägypten. — Die Sachsen müssen dem Könige Schlösser und Burgen bauen, die Israeliten zwei Städte, Pithom und Raemses, außerdem werden sie bei der Erbauung der großen ägyptischen Baudenkmäler beschäftigt. — Über beide Völker werden Fronvögte gesetzt, die hart und grausam mit ihnen verfahren. — Wie Heinrich die sächsische Jugend in den entlegensten Burgen seines Reiches gefangen hält, so läßt Pharao alle Knäblein der Israeliten ins Wasser werfen. — Die Sachsen finden in Papst Gregor einen starken Beistand, den Israeliten erwächst in Moses ein Retter. — Die Sachsen werden aus ihrem Elend befreit, indem sie sich schließlich mit Heinrich aussöhnen; die Israeliten aber werden durch Moses aus Ägypten geführt und werden ein freies, selbständiges Volk.

4. Das Sachsenvolk und das Volk Israel unter Rehabeam.

Beide Völker werden hart bedrückt: die Sachsen durch Heinrich, die Israeliten durch den jungen Rehabeam, Salomos Sohn. — Beide Völker senden eine Gesandtschaft an ihren König, die um Milderung der auferlegten Lasten bitten soll. — Beide erhalten eine verächtliche Antwort. Rehabeam spricht: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen.“ — Beide Völker empören sich infolge der Bedrückung gegen ihren rechtmäßigen König: die Israeliten mit Erfolg, denn sie wählen einen neuen König, Jerobeam, der über 10 Stämme regiert; die Sachsen ohne Erfolg, denn sie werden geschlagen und dann um so grausamer bedrückt.

5. Heinrich V. und Absalom.

Beide empören sich gegen ihren Vater, den König: Heinrich V. gegen Heinrich IV., Absalom gegen David. Von allen Empörungen ist die des Sohnes gegen den eigenen Vater am verwerflichsten. — Beide verfolgen denselben Zweck: sie wollen die Herrschaft an sich reißen, können also in jugendlicher Übereilung nicht warten, bis ihnen durch den Tod des Vaters die Krone

von selbst zufällt. — Beide arbeiten mit denselben Mitteln: durch blutigen Krieg wollen sie die Regierungsgewalt an sich bringen, ohne daß sie dabei bedenken, wie verwerflich jeder Bürgerkrieg, besonders der des Sohnes gegen den Vater ist. — Nur der Ausgang ist verschieden: Absalom stirbt im Kampfe, Heinrich dagegen wird deutscher Kaiser.

6. Rudolf von Schwaben und Heinrich,

der Bruder Ottos I. Beide streben nach der Königsgewalt, haben also gleiches Ziel; beide gebrauchen gleiche Mittel, nämlich Gewalt und Krieg; beide brechen den Eid der Treue. — Der Ausgang ist verschieden: Heinrich sucht und findet die Versöhnung mit seinem Bruder; Rudolf stirbt, unversöhnt mit seinem Gegner, auf dem Schlachtfelde.

7. Heinrich IV. und David.

Beide fliehen vor ihren aufrührerischen Söhnen: David den Ölberg hinan, Heinrich zu den Städten am Rhein. — Beide thun Buße für ihre Sünden: David für seinen Ehebruch mit Bathseba und die Ermordung des Urias, Heinrich in Kanossa vor Gregor VII.

8. Verknüpfung von Jahreszahlen.

a) { 962. Otto I. wird römischer Kaiser.
   { 1062. Entführung Heinrichs IV. durch Erzbischof Hanno von Köln.

b) { 680. Bonifatius wird in England geboren.
   { 1080. Rudolf von Schwaben wird an der weißen Elster geschlagen.

c) { 777. Karl der Große hält einen Reichstag zu Paderborn.
   { 1077. Heinrich IV. demütigt sich in Kanossa.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1050 Heinrichs IV. Geburt.
1056—1106 Heinrich IV., ein fränkischer Kaiser.
1062 Entführung Heinrichs IV. durch Hanno von Köln.
1075 Die Sachsen werden bei Hohenburg a. d. Unstrut geschlagen.
1077 Heinrich IV. demütigt sich in Kanossa vor Gregor VII.
1080 Rudolf v. Schwaben wird a. d. weißen Elster besiegt.
1106 Heinrich stirbt in Lüttich.
1111 Der Bannfluch über Heinrich IV. wird aufgehoben.

2. Geographische Ergebnisse.

Goslar (Harzburg), Worms, Speyer, Langensalza (Hohenburg), Mont Cenis, Kanossa, Engelsburg, Salerno, weiße Elster, Regen, Koblenz, Lüttich. (Genaue Lage nach der Karte!)

3. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

a) Simonie, die Übertragung geistlicher Ämter für Geld.

b) Investitur, die Bekleidung der Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte mit Ring und Stab, den Zeichen der bischöflichen Würde.

c) Cölibat, die Ehelosigkeit der Geistlichen.

d) Bann, der Ausschluß eines Christen aus aller kirchlichen Gemeinschaft, und zwar Ausschluß vom Gottesdienst, vom heiligen Abendmahl und vom kirchlichen Begräbnis.

e) Zum ersten Male greifen die deutschen Städte, besonders am Rhein, als treueste Stützen des Kaisers in den Kampf ein.

f) Es gab damals 6 Erzbistümer: Mainz, Köln, Trier, Bremen, Magdeburg, Salzburg.

V. Anwendung.

1) Erzähle über die Mittel, welche Gregor zur Befriedigung seiner Herrschsucht anwandte!

2) Suche an Heinrichs IV. Geschichte nachzuweisen: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!"

3) Suche an verschiedenen Beispielen nachzuweisen, wodurch ein Volk zum Bürgerkriege geradezu gezwungen werden kann!

4) Inwiefern sündigt Heinrich V. gegen das 4. Gebot?

5) Suche die Wahrheit des Dichterwortes zu beweisen: „Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt!"

6) Weise an Heinrichs IV. und Gregors VII. Geschichte die Wahrheit des Dichterwortes nach: „Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen!"

7) Inwiefern war der Bannfluch eine furchtbare Waffe?

8) Warum verdient Heinrich IV. unser Mitleid?

9) Inwiefern ist Heinrichs Buße in Kanossa die tiefste Demütigung des deutschen Kaisertums?

10) Was soll der Satz bedeuten: „Nach Kanossa gehn wir nicht?"

11) Inwiefern sind die rheinischen Städte ein leuchtendes Beispiel wahrer Unterthanentreue?

12) Inwiefern mußte Heinrich IV. es erfahren: „Freunde in der Not gehn hundert auf ein Lot?"

13) Hat sich das Cölibat bis auf den heutigen Tag erhalten?

14) Wäre auch für unsere Zeit ein Verbot gegen die Simonie nötig?

15) Wie geschieht heute die Besetzung erledigter Bistümer? (Die Bischöfe werden durch die Kirche, d. h. die einzelnen Domkapitel, gewählt und vom Landesfürsten bestätigt. Vergleich zwischen damals und jetzt.)

16) Die Sachsen unter Karl dem Großen, Heinrich I. und Otto I. Heinrich IV.!

1. Anhang: Der Bann.

(Ziel: Wir wollen noch etwas Genaueres über den Bann hören.)

Papst Gregor VII. sprach, wie wir gehört haben, den Bannfluch über Heinrich IV. aus. Dieser Kirchenbann, im Laufe der Jahrhunderte zu einer furchtbaren Waffe der Geistlichkeit geworden, war am schärfsten, wenn mit der Ausschließung eines Fürsten aus der kirchlichen Gemeinschaft zugleich die Lossprechung aller Unterthanen von ihrem geleisteten Treueide verbunden war, wie wir das an Heinrich IV. Geschichte gesehen haben und wie das nach ihm sich noch öfters wiederholte. Man unterschied den kleinen und den großen Bann. Der kleine Bann schloß nur von der Gemeinschaft der Sakramente, besonders vom Abendmahl aus, der große dagegen von aller kirchlichen Gemeinschaft, vom Besuch des Gottesdienstes, Beichte, Abendmahl und kirchlichem Begräbnis. Die Kinder eines Gebannten wurden nicht getauft, erhielten keinen christlichen Unterricht u. s. w. Jeder Christ mußte bei schwerer Strafe den Umgang mit dem Gebannten vermeiden. Der Bann wurde nicht eher wieder aufgehoben, bis der Gebannte öffentlich Kirchenbuße gethan hatte, wie wir das an Heinrich IV. gesehen haben.

Wie furchtbar ein derartiger Bannfluch sein konnte, sehen wir an demjenigen, welcher im Jahre 900 über die Mörder des Bischofs zu Rheims ausgesprochen wurde. Er lautet:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, sowie mit der Amtsgewalt, welche Gott durch den Apostelfürsten Petrus den Bischöfen verliehen hat, schließen wir die N. N. von dem Schoße der Mutterkirche aus und verfluchen sie zu ewiger Verdammnis, so daß nie durch irgend einen Menschen ihre Wiederaufnahme geschehen oder Umgang von Christen mit ihnen gepflogen werde. Verflucht seien sie in der Stadt und auf dem Felde, verflucht sei ihre Scheune, verflucht ihre Gebeine, die Frucht ihres Landes, die Herden ihrer Rinder und Schafe. Verflucht sei ihr Eingang und ihr Ausgang, verflucht seien sie im Hause, flüchtig, wenn sie über Feld gehen. Und es sollen über sie kommen alle jene Flüche, welche Gott durch Moses über das Volk, das dem göttlichen Gesetze Hohn gesprochen, kommen zu lassen beschlossen hat. Dazu sollen sie treffen alle Flüche, welche die heiligen Kirchengesetze und die Beschlüsse der Apostel bestimmen über Mörder und Kirchenschänder. Kein Christ biete ihnen den Gruß des Engels (das Ave Maria). Kein Priester wage es, die Messe vor ihnen zu feiern, noch, wenn sie krank sind, ihre Beichte zu hören, noch das hochheilige Abendmahl ihnen, wenn sie nicht zur Besinnung gekommen sind, selbst im Augenblicke des Todes zu reichen, sondern ihr Begräbnis sei das des Esels, und auf einem Düngerhaufen über der Erde sollen sie liegen, damit sie ein Beispiel der Schmach und des Fluches seien für die gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechter. Und wie diese Lichter, von unsern Händen auf die Erde geworfen, heute ausgelöscht werden, so seien ihre Lebenslichter für ewig ausgelöscht."

Und ein Dichter schildert den Bannfluch wie folgt:

. . . . . Ich verbanne dich
Samt allen, die dir helfen und dich hegen,
Aus unf'rer heil'gen Kirche Mutterschoß
Und übergebe dich dem ew'gen Fluch.

Verflucht seist du zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg, auf geheimem Pfad,
Im Wald, auf dem Gebirg' und auf der See,
Im Tempel selbst und vor dem Hochaltar!
Unselig sei dein Lassen und dein Thun,
Unselig, was du issest, was du trinkst,
Und was du machest, schlummerst oder schläfst.
Unselig sei dein Leben, sei dein Tod.
Verflucht seist du vom Wirbel bis zur Zeh!
Verflucht sei der Gedanke deines Hirns,
Die Rede deines Munds, des Auges Blick,
Der Lunge Odem und des Herzens Schlag,
Die Kraft des Armes und der Hände Werk,
Der Lenden Mark, der Füße Schritt und Tritt,
Und selbst der Kniee Beugung zum Gebet!
Und wie ich dieser Kerzen brennend Licht
Auslösch' und tilge mit des Mundes Hauch,
So aus dem Buch des Lebens und der Gnade
Sollst du vertilget sein und ausgelöscht.

Ludwig Uhland.

---

2. Anhang: Die Gottesurteile.*)

(Ziel: Wie die Deutschen im Mittelalter Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu finden glaubten.)

Den Kampf Rudolfs von Schwaben mit Kaiser Heinrich IV. hatte der Papst Gregor VII. als ein Gottesurteil bezeichnet; er hatte damals die Prophezeiung gethan, in diesem Jahre werde der falsche König untergehen; nun hatte das Gottesurteil wider seinen König entschieden. Sobald im Mittelalter Menschen nicht imstande waren, auf Grund der bestehenden Gesetze eine Entscheidung über Schuld oder Unschuld zu treffen, so überließ man diese Entscheidung dem lieben Gott, wobei man annahm, daß dieser nach seiner Allwissenheit und Gerechtigkeit da, wo menschliche Einsicht nicht ausreiche, auch durch ein Wunder stets der Unschuld und dem Rechte beistehen, den Schuldigen aber bestrafen werde. Eine solche Entscheidung nannte man ein Gottesurteil. Gottesurteile waren schon zu Karls des Großen Zeiten, ja schon bei den alten Deutschen gebräuchlich. Wenn uns von diesen erzählt wird, daß sie vor Beginn eines Krieges zwei Kämpfer der feindlichen Völker oder Stämme, einen jeden mit den Waffen seines Landes, mit einander fechten ließen und nach dem Ausgang dieses Zweikampfes auch den Ausgang des Krieges vorhersagten, so

*) Ein Stückchen Kulturgeschichte, das auf deutsches Volksleben in der Vergangenheit manchen Lichtstrahl wirft, und das man auch in der Volksschule nicht überschlagen sollte.

sahen sie in diesem Zweikampf ein Gottesurteil. Oder wenn sie auf das Wiehern der dem Wodan geweihten Rosse achteten und durch das Werfen von Losen die Zukunft erkunden wollten, so forderten sie damit Gottesurteile heraus.

Dieser Brauch hat sich auch nach Einführung des Christentums in Deutschland durch das ganze Mittelalter hindurch erhalten. Der Richter, der Recht oder Unrecht, Schuld oder Unschuld nicht finden konnte, stellte allerlei Proben mit dem Verklagten an, um auf diese Weise die Entscheidung Gottes herbeizuführen. Solche Proben waren:

a) **Der gerichtliche Zweikampf.** Kläger und Verklagter, welche jedoch beide dem Ritterstande angehören mußten, kämpften mit einander. Der Besiegte wurde als der Schuldige angesehen, ohne daß man dabei berücksichtigte, ob er seinem Gegner auch an körperlicher Kraft und Gewandtheit gewachsen war oder nicht.

b) **Die Kreuzprobe,** welche später von den Geistlichen an die Stelle des blutigen Zweikampfes gesetzt wurde. Während nämlich der Priester in der Kirche die Messe las, mußten Kläger und Angeklagter mit ausgebreiteten Armen unbeweglich vor einem Kreuze stehen. Wer die Arme zuerst sinken ließ oder sie nur bewegte, galt für schuldig, wobei der Schwächere natürlich stets unterliegen mußte.

c) **Die Feuerprobe.** Dabei mußte der Verklagte seine Hand entweder eine bestimmte Zeit lang in das Feuer halten, oder im bloßen Hemd durch einen brennenden Holzstoß gehen, oder ein Stück glühendes Eisen von bestimmter Schwere eine kleine Strecke, gewöhnlich neun Schritte weit, in der bloßen Hand tragen, oder er mußte über glühende Kohlen oder 6, 9, 12 glühende Pflugschare mit bloßen Füßen hinwegschreiten. Verbrannte er sich dabei, so galt er für schuldig und hatte meistens eine qualvolle Todesstrafe zu erleiden.

d) **Die Wasserprobe.** Sie zerfiel in eine Probe des kalten und in eine des heißen Wassers, welch letztere auch Kesselprobe genannt wurde. Bei der Kesselprobe mußte der Verklagte aus einem Kessel mit heißem Wasser einen hineingeworfenen Ring oder eigroßen Stein mit nacktem Arm herausholen. Dann wurde die Hand sogleich eingewickelt, versiegelt und nach drei Tagen in Gegenwart des Klägers geöffnet. Zeigte sie Brandwunden, so galt der Verklagte als schuldig.

Bei der kalten Wasserprobe band man dem Angeklagten die linke Hand an den rechten Fuß oder umgekehrt, und warf ihn dann, mit einem Strick um den Leib, um ihn wieder herausziehen zu können, einmal oder mehrmals in das Wasser. Sank er unter, so galt er für unschuldig; blieb er aber schwimmend auf der Oberfläche, so galt er für schuldig, weil man annahm, daß das reine Wasser ihn, den Sünder, nicht dulden wollte, sondern ihn auswarf. Diese kalte Wasserprobe wurde besonders später gegen angebliche Hexen angewandt.

e) **Die Abendmahlsprobe.** Bei ihr wurde eine geweihte Hostie in zwei Hälften gebrochen und beiden Parteien eine Hälfte gegeben. Man nahm an, daß dem Verbrecher der Genuß dieser Hostie, also der Genuß des heiligen Abendmahls, zum Verderben gereichen werde. Konnte er die Hostie ohne Mühe verschlucken, und blieb er auch nachher ohne Schmerz und Krankheit, so galt er für unschuldig. Die Abendmahlsprobe wurde meist bei Geistlichen und Mönchen angewandt; man nannte sie auch die Probe des geweihten Bissens.

f) **Das Bahrrecht.** War jemand ermordet worden, so wurde der des Mordes Verdächtige in Gegenwart des Gerichts vor den Leichnam des Gemordeten, der auf einer Bahre lag, geführt. Er mußte die Wunden des Getöteten berühren und dabei in einem vorgeschriebenen Gebete Gott um die Entdeckung des Mörders anrufen. Fingen die Wunden nach diesem Gebet an zu bluten, oder trat Schaum vor den Mund

des Gemordeten, oder bewegte ſich derſelbe, ſo galt der Angeklagte für ſchuldig, der entgegengeſetzte Fall war ein Beweis ſeiner Unſchuld. (Schon Chriemhild im Nibelungenliede wartet des Bahrrechts bei der Leiche ihres erſchlagenen Gemahls Siegfried, und als der grimme Hagen, Siegfrieds Mörder, hereintritt und die Wunden befühlt, beginnen ſie zu bluten.)

Alle dieſe Gottesurteile, mit Ausnahme des Zweikampfes, ſtanden unter Leitung der Geiſtlichkeit und wurden daher auch, mit Ausnahme der kalten Waſſerprobe und wohl auch der Feuerprobe, in der Kirche vollzogen. Es iſt natürlich, daß bei allen dieſen Urteilen vielfach auch **Betrug** zu Hilfe genommen wurde, um ein günſtiges Reſultat zu erzielen. Doch können wir uns der Gewißheit nicht verſchließen, daß auf ſolche Weiſe Recht und Unrecht *niemals* an das Licht kommen kann, daß vielmehr ſehr viele Unſchuldige eines ungerechten und unverdienten Todes geſtorben ſind. Man wandte daher die Gottesurteile nur als äußerſtes, letztes Beweismittel an.

V. Das Zeitalter der Kreuzzüge.

A. Der erste Kreuzzug.

(Ziel: Wie ein christliches Heer die Stadt Jerusalem erobert.)

I. Vorbereitung.

Erzähle, was du über die Stadt Jerusalem bereits weißt!

Von Jerusalem war die christliche Lehre ausgegangen. Als das Christentum sich immer weiter ausbreitete, als besonders der römische Kaiser Konstantin der Große die christliche Religion zur Staatsreligion — was heißt das? — seines weiten Reiches erhob, da galt Jerusalem als die heilige Stadt, weil Jesus dort gelebt und gewandelt, gelitten und gestorben, weil dort die Wiege des Christentums — was heißt das? — gestanden hatte. Konstantin und seine Mutter, die fromme Helena, gaben ihrer Verehrung für das Christentum dadurch Ausdruck, daß sie die heiligen Stätten besonders ausschmücken ließen. So ließ Konstantin das verschüttete Felsengrab des Heilandes am Fuße des Berges Golgatha wieder herstellen und darüber einen hohen, prachtvollen Tempel auf marmornen Säulen und neben demselben ein köstlich geschmücktes Bethaus aufrichten. Auch die fromme Helena erbaute zu Bethlehem, an der Geburtsstätte des Erlösers, und auf der Spitze des Ölberges zwei Kirchen.

Seit dieser Zeit — es war in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts — wurde es Sitte, Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande zu unternehmen, um an den heiligen Stätten, besonders dem Grabe und der Geburtsstätte des Erlösers, zu beten und sich im Wasser des Jordans, welches durch Jesu Taufe geweiht war, zu baden. Der Priester kleidete den Pilger in ein langes, dunkles Pilgergewand und versah ihn mit Kreuz, Pilgertasche und Pilgerstab. So verließ der Wallfahrer, vom Priester eingesegnet und mit geweihtem — was heißt das? — Wasser besprengt, die Heimat und konnte in allen christlichen Ländern, durch die der weite Weg führte, auf gastfreie Aufnahme rechnen. Kehrte er

dann nach Jahren wieder zurück, so dankte er öffentlich dem Herrn und stellte als Zeichen der vollendeten Pilgerfahrt auf dem Altar der Kirche einen Palmenzweig aus dem gelobten Lande auf. Für die Mühen der Pilgerfahrt belohnte ihn die Achtung, die er in der Heimat genoß, sowie die Erinnerung an die Stunden seliger Andacht im heiligen Lande und an das Bad im Jordan.

Diese Pilgerfahrten wurden immer häufiger; denn wer dorthin wallte, wo der himmlische König gelehrt und gelitten, der hatte sichere Hoffnung, Vergebung der Sünden und Erlösung von bitterer Herzensangst zu finden. Daher das Verlangen, in der Kirche des heiligen Grabes zu beten, daher die Sehnsucht, den heiligen Boden zu betreten. Denn nicht ungefährlich war die Pilgerfahrt: von den Küsten Italiens aus, nachdem sie zu Rom die Gräber der Apostel Petrus und Paulus besucht, fuhren die Pilger auf Schiffen über das mittelländische Meer nach Konstantinopel und von da zum heiligen Lande. Lang war der Weg und beschwerlich die Fahrt; oft wurden die Pilgerschiffe von Raubschiffen überfallen, vernichtet und die Pilger in die Sklaverei geführt. Aber der starke Glaube überwand alle Hindernisse.

Das blieb jedoch nicht immer so. Ein Volk anderen Glaubens eroberte das heilige Land, das waren die Araber oder Muhamedaner.

Die Araber, aus der Halbinsel Arabien stammend, nahmen im siebenten Jahrhundert das gelobte Land in Besitz. Sie störten jedoch die Pilger in ihrer Andacht nicht, freuten sich vielmehr über den Vorteil, der ihnen durch den Besuch der vielen Fremden erwuchs. Allein das wurde anders, als im elften Jahrhundert ein anderer muhamedanischer Stamm, die seldschuckischen Türken, ein rohes, barbarisches Volk, das heilige Land eroberte. Die Seldschucken wohnten ursprünglich auf dem Ostufer des kaspischen Meeres, hatten jedoch ihre Wohnsitze verlassen, waren westlich gezogen und hatten Kleinasien und Palästina erobert. Wie die Ungarn in Deutschland, so hausten die Raubhorden der Seldschucken in Palästina. Sie hatten die heilige Stadt erobert, bedrückten die Christen daselbst und die zahlreichen Pilgerscharen, störten den Gottesdienst, raubten und plünderten in Christenhäusern, entweihten die heiligen Stätten durch ihren Unglauben und brachten so die Christen in die größte Not, bis ein abendländisches Christenheer Jerusalem eroberte und so die Christen daselbst von der Herrschaft der Muhamedaner befreite. Darüber wollen wir heute hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Die Bedrückungen der Christen im Morgenlande. Wenn der Pilger nach langer Fahrt endlich vor den Mauern Jerusalems ankam, wie mochte er sich da freuen, daß er nun das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, daß

er bald auf denſelben Wegen wandeln durfte, auf denen einſt auch der Heiland geſchritten, daß er das heilige Grab und den Berg Golgatha ſehen und ſein Gebet dort verrichten durfte; denn lang und mühevoll war die Reiſe. Da werden die Pilger am Thore der Stadt angehalten. Die Hüter desſelben verlangen ſchweren Zins, d. h. Gold und Silber als Eintritt, und wer den Zins nicht zahlen kann, wie ſo viele Arme und Notleidende, der darf nicht in die Stadt. Vergebens ſind alle Bitten und Klagen: die Hüter verweigern den Eintritt.

Vergeblich war dann alſo die lange, beſchwerliche Reiſe geweſen, vergeblich auch die heiße Sehnſucht des gläubigen Herzens nach den heiligen Stätten; viele der Pilger mußten wieder umkehren, ohne am Grabe des Erlöſers gekniet zu haben. Aber auch diejenigen, welche den Zins zahlen konnten, waren vielen Drangſalen ausgeſetzt. Sie mußten ſehen, wie die chriſtlichen Kirchen entweiht, die heiligen Kreuze zerbrochen, die Gottesdienſte geſtört, die Prieſter verhöhnt, die Gebete verlacht, die frommen Geſänge durch wildes Geheul übertönt wurden, ja wie ſogar einmal der Patriarch, d. i. der Biſchof von Jeruſalem, bei ſeinem greiſen Haar erfaßt und vom Altar weggeſchleppt wurde. Wie mag ihnen das wehe gethan und wie mögen ſie gewünſcht haben, daß die heiligen Orte aus den Händen der Ungläubigen befreit würden. Das konnten nur die chriſtlichen Völker des Abendlandes; ſie allein waren imſtande, Hilfe zu bringen.

2. Peter von Amiens. Unter den zahlreichen Pilgern befand ſich auch ein Mönch, Peter von Amiens. In ſeiner Heimat Frankreich war er Einſiedler — was heißt das? — geweſen, wurde wegen ſeiner Enthaltſamkeit berühmt und kam in den Ruf beſonderer Heiligkeit. Um dieſen Ruf noch zu erhöhen, unternahm er eine Pilgerfahrt ins gelobte Land. Als er die heidniſchen Greuel, welche die heiligen Stätten entweihten, ſah, von den Bedrückungen und grauſamen Mißhandlungen hörte, welche ſeine Glaubensbrüder von den Muhamedanern zu erdulden hatten, da empfand er Entſetzen und Unwillen. Es reifte der Entſchluß in ihm, das Abendland zur Befreiung des Morgenlandes zu bewaffnen. Dazu fühlte er ſich vom Himmel berufen; denn als er einſt am heiligen Grabe betete, glaubte er die Stimme des Erlöſers zu vernehmen: „Auf, Peter, eile in deine Heimat und verkünde die Leiden meines Volkes, auf daß ihm geholfen und die Stadt von den Ungläubigen befreit werde!“ Dem Patriarchen von Jeruſalem, der ihm eine Bittſchrift an den Papſt mitgab, verſprach er, die Hilfe der abendländiſchen Chriſten anzurufen.

So machte er ſich auf und kam glücklich nach Rom 1094. Der damalige Papſt, Urban II., nahm ihn mit Freuden auf, lobte ihn wegen ſeines frommen Eifers und ſchickte ihn mit Briefen an die chriſtlichen Fürſten Frankreichs und Italiens. In eine Mönchskutte gekleidet, mit einem dicken Seile umſchlungen

barfuß und mit einem Kruzifix in der Hand — so durchzog er, auf einem Esel reitend, beide Länder. Wo er einen Haufen Menschen fand, predigte er von den maßlosen Leiden der Christen im Morgenlande, erzählte das Gesicht, das er gesehen, las die Briefe des Patriarchen von Jerusalem vor, betete, klagte, weinte und gewann so aller Herzen für einen Zug ins heilige Land. Seine begeisterten Reden, das Feuer, das aus seinen tiefliegenden Augen strahlte, die abgezehrte, hagere Gestalt, welcher die überstandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefsten Eindruck, und wohin er zog, ergriff gleiche Begeisterung Hohe und Niedere. Wie ein Heiliger wurde er verehrt, und glücklich pries man diejenigen, denen es vergönnt war, seine Kleidung zu berühren; ja sogar die Haare, welche man seinem grauen Esel ausriß, wurden als Heiligtümer aufbewahrt.

3. Die Kirchenversammlung zu Clermont. Die Erregung der Gemüter, welche durch Peters begeisterte Reden hervorgerufen war, benutzte Papst Urban II., indem er im Jahre 1095 eine große Kirchenversammlung — was ist das? — nach Clermont in Frankreich berief, um dort die Christen zu einem Zuge ins heilige Land aufzufordern. Die Stadt hatte nicht Raum genug für die zahllosen Menschen, die sich hier einfanden; alle Dörfer und Städte der Umgegend waren davon angefüllt, und trotz der Kälte des Novembers mußten sich viele unter freiem Himmel oder in großen Zelten lagern. Es waren 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Äbte und außerdem eine große Menge Fürsten und Ritter erschienen. Die Menge der gewöhnlichen Geistlichen und Mönche, sowie der Bürger und Bauern war gar nicht zu zählen. Auf freiem Felde wurde die Versammlung abgehalten. Hier schilderte zuerst Peter von Amiens nochmals die namenlosen Bedrückungen der Glaubensbrüder im heiligen Lande und forderte die Anwesenden zu einem Zuge dorthin und zur Befreiung der heiligen Stätten auf.

Dann erhob sich Papst Urban II. und sprach:

„Ihr wisset, geliebteste Brüder, wie das Land der Verheißung, in dem der Erlöser wandelte, durch die Sündhaftigkeit der Bewohner in die Hände der Ungläubigen gefallen ist, damit es gezüchtigt, nicht aber, daß es gänzlich verworfen werde. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, welche er gesprochen, durch die Wunder, welche er verrichtet hat. Und diese Stadt, die Wiege unseres Heils, wird von den Heiden in arger Knechtschaft gehalten. Schon seit Jahrhunderten lastet darauf das Joch der gottlosen Türken. Das Volk Gottes ist erniedrigt und erduldet Unwürdiges, die Fürstin der Landschaften, die Stadt Gottes, zahlet Zins. Der Tempel, aus welchem der Herr die Käufer und Verkäufer austrieb, damit das Heiligtum nicht verunreinigt würde, ist eine Wohnung des Teufels geworden. Die Kirche der Auferstehung, die Ruhestätte des Heilandes, muß den Frevel derer dulden, welche keinen Teil haben am ewigen Leben, sondern bestimmt sind dem höllischen Feuer. Die geweihten Stätten sind Viehställe geworden; denn Lasttiere stehen in den heiligen Gebäuden, und für die Erlaubnis, solch Elend zu schauen, verlangen die Frevler noch schweren Zins. Die Kinder der Frommen werden von ihren Eltern gerissen und müssen entweder Gott lästern oder den Märtyrertod sterben. Die Gottlosen achten weder Ort noch Stand; im Heiligtum

werden Priester gemordet. Wehe, die Zeiten sind erschienen, davon König David geweissagt hat: Die Heiden sind in dein heiliges Erbteil eingefallen! Gott, wirst du denn ewig zürnen? Nein, der Herr wird die Leiden enden nach seiner Barmherzigkeit. Aber wehe uns, daß wir stille sitzen und ruhig zuschauen den Missethaten und der Schmach der Stadt Gottes. Darum auf, meine Geliebtesten, waffnet euch! Ein jeglicher umgürte seine Lenden mit dem Schwerte, zu helfen unseren Brüdern; denn besser ist, sterben im Kampfe für unser Volk, als länger den Greuel dulden. Wer den Eifer des Herrn in sich fühlet, der schließe sich uns an. Lasset uns ausziehen, und der Herr wird mit uns sein. Wendet die Waffen, die ihr sündhaft gegen einander gekehrt haltet, wider die Feinde des Glaubens, und als wahrhaft christliche Ritter sühnet durch solche Thaten den Zorn Gottes, welchen ihr durch Raub, Mord und Feindschaft auf euch geladen habt. Im Namen des barmherzigen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus verkündigen wir allen, so die Waffen wider die Ungläubigen ergreifen, vollkommene Vergebung ihrer Sünden, und denen, so im heiligen Streite fallen werden, verheißen wir den Lohn des ewigen Lebens; nehmen auch jeglichen Streiter des Herrn als wahrhaften Sohn der Kirche unter unseren besonderen Schutz, also daß bei Strafe des Bannes niemand an Leib oder Gut ihn kränken darf.“*)

Unbeschreiblich war die Wirkung dieser Worte auf die versammelte Menge. Als hätte der Herr selber geredet, so war alles von Begeisterung und heiligem Eifer erfüllt. „Gott will es! Gott will es!“ rief die Versammlung wie aus einem Munde, und Tausende drängten herzu, sich zum Kampf gegen die Ungläubigen weihen zu lassen. Bischöfe und Äbte, Fürsten und Ritter wetteiferten, die ersten am päpstlichen Throne zu sein. Sofort schnitt der Papst aus seinem kostbaren Purpurmantel kleine, rote Kreuze und heftete sie zum Zeichen der Weihe zu dem frommen Unternehmen auf die rechte Schulter der vornehmsten Fürsten und Geistlichen. Ihm nach thaten es alle, die sich an dem Zuge nach dem heiligen Lande beteiligen wollten. Daher wurde der Zug Kreuzzug, die Teilnehmer desselben Kreuzfahrer genannt.

4. Die Begeisterung des Volkes. Nach der Rückkehr verbreiteten die Teilnehmer an der Kirchenversammlung die Begeisterung, welche sie selbst ergriffen, auch in der Heimat. Die Bischöfe predigten den Kreuzzug, die Fürsten und Ritter suchten Genossen und Begleiter, beide mit fast unglaublichem Erfolg. Denn es entstand eine allgemeine Bewegung im Volke, wie noch niemals: freudig trennte sich der Mann von dem Weibe, das Weib von dem Manne, die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern; der Landmann gedachte nicht mehr seines Feldes, der Hirt nicht mehr seiner Herde; Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen sein von dem großen Unternehmen. Ein neuer Geist war über das Abendland gekommen. Jedermann glaubte jetzt Zeichen am Himmel zu sehen, die angeblich Gottes Willen bekunden sollten. Da fielen Steine hageldicht vom Himmel; Kometen und Nordlichter erschienen; man sah eine große Stadt am Himmel. Ein feuriger Weg ging durch die dunkle Bläue

*) Nach Richter, Quellenbuch.

des Himmels nach Osten hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutrot. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Reiter miteinander kämpfend gesehen haben, von denen der mit dem Kreuze geschmückte Sieger blieb. Ja, es ging sogar die Sage, Karl der Große sei von den Toten auferstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen.

Nicht alle aber nahmen aus heiliger Begeisterung das Kreuz. Viele Ritter lockten die zu bestehenden Abenteuer, denn durch Schlachtenmut war ja Vergebung der Sünden und ewiges Leben zu erwerben. Dem Leibeigenen winkte die Freiheit; viele Arme aber hofften auf reiche Beute in dem Lande, aus dem alle Schätze kamen.

5. Die ersten Kreuzfahrer. Vielen Kreuzfahrern dauerte es zu lange, die zum Aufbruch bestimmte Zeit abzuwarten. Ohne Plan und ohne kundigen Führer, die meisten ohne Reisegeld und Reisevorrat, nur vertrauend der Hilfe des Herrn oder auf Beute hoffend, viele Waffenlose, Weiber und Kinder, so wälzte sich dieser erste Haufe vorwärts. An seiner Spitze ritt Peter von Amiens auf seinem Esel. Ihm gesellte sich ein Ritter zu, Walter von Habenichts. Im Frühjahr 1096 brachen diese ungeordneten Scharen auf und nahmen ihren Weg die Donau entlang durch Ungarn. Sie begannen ihre Arbeit für das Kreuz Christi damit, daß sie in den Städten am Rhein und an der Donau die Juden erschlugen, die ja auch Feinde des Kreuzes Christi waren und sich mit der verkauften Habe frommer Kreuzfahrer bereicherten. Durch Raub und Mord suchten sie ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Die meisten von ihnen wurden infolge dessen schon von den Ungarn erschlagen. Andere wurden durch Hunger und Krankheit dahingerafft. Aber auch die, welche bessere Zucht hielten und über Konstantinopel nach Kleinasien kamen, wurden von den Türken fast völlig aufgerieben. So sollen auf diesem ersten Zuge an 100000 Menschen ums Leben gekommen sein, ohne das heilige Land gesehen zu haben. Nur von einem kleinen Häuflein begleitet, kehrte Peter nach Konstantinopel zurück, um die Ankunft des regelmäßigen Kreuzheeres abzuwarten.

6. Der eigentliche Kreuzzug. a) **Der Zug nach dem heiligen Lande.** Inzwischen hatte das Hauptheer seine Rüstungen vollendet, und am 15. August 1096 brach es zu seiner Bestimmung auf. Kein König war als Anführer der gesammelten Heerscharen zugegen; aber unter den Fürsten und Edlen ragte Gottfried, Herzog von Niederlothringen, durch jegliche Heldentugend hervor. Nach seinem Stammschlosse nannte man ihn auch Gottfried von Bouillon (in der Südostecke des Königreichs Belgien gelegen). Er hatte sich in den Kämpfen Kaiser Heinrichs IV. mehrfach ausgezeichnet, besonders in der Schlacht an der weißen Elster, wo er den Gegenkönig Rudolf von

Schwaben tödlich verwundete. Zum Lohn für seine Dienste verlieh ihm der Kaiser das Herzogtum Lothringen. Er wurde jetzt der Anführer eines großen Heeres und nahm mit demselben seinen Weg durch Ungarn und die Länder des griechischen Kaisers nach Konstantinopel. Andere Fürsten aus Frankreich und Italien fuhren zu Schiffe über das Mittelmeer dorthin. Hier sammelte sich ein Heer von 100000 geharnischten Rittern und 300000 Fußsoldaten; mit Weibern und Kindern, Mönchen und Knechten zählte es wohl über 600000 Mann.

Von Konstantinopel aus nahm das Kreuzheer seinen Weg durch Kleinasien. Aber es fand in den Seldschucken einen sehr streitbaren und dabei listigen und verschlagenen Feind. Noch größere Hindernisse gab es an den wüsten, durch die Türken noch mehr verödeten Gegenden zu überwinden. So ging der Zug nur langsam vorwärts. Feindliche Heere mußten geschlagen, feindliche Städte erobert und vorher oft Monate lang belagert werden. Heißer Sonnenbrand erschlaffte die Glieder der geharnischten Ritter; bald fehlte es auch an Lebensmitteln. Eine entsetzliche Hungersnot brach aus; die Menge des Volkes warf sich mit wütender Begier auf die ekelhaftesten Dinge; Gras, Leder, Baumrinde, Pferdefleisch, das Aas gefallener Tiere erschien als kostbare Speise. Dennoch rafften Hunger und Krankheit mit jedem Tage eine Menge Menschen hin. Von 70000 Pferden waren nur noch 2000, die nicht umgekommen oder verzehrt worden waren. Trotz aller Begeisterung zeigte sich bald eine gefährliche Mutlosigkeit; auch die Tapfersten fingen an zu verzagen; denn der heiße Wüstensand war mit zahllosen Leichen bedeckt. Ohne Gottfrieds heldenmütige Standhaftigkeit hätte vielleicht auch dieser Zug ein unglückliches Ende genommen.

Durch den Libanon zog nun der Rest des Kreuzheeres, ungefähr noch 20000 Mann zu Fuß und 1500 zu Roß, südwärts nach Jerusalem. Endlich im Mai 1099, nach fast dreijähriger Wanderung, betraten die Füße derer, die aus tausend Gefahren übrig geblieben waren, das heilige Land. In der Morgendämmerung des 6. Juni erblickten sie von einer Anhöhe bei Emmaus aus die Türme der heiligen Stadt. Ein unendliches Jubelgeschrei erfüllte die Luft, und Freudenthränen stürzten aus aller Augen. „Jerusalem! Jerusalem!“ riefen die erschöpften Krieger, sanken weinend nieder, küßten den heiligen Boden und erhoben dann Lobgesänge. Alle ausgestandenen Leiden waren bei diesem Anblick vergessen. Mit Mühe nur vermochte Gottfried ihren Eifer so weit zu zügeln, daß sie nicht tollkühn auf die Mauern der Stadt losstürmten.

b) **Die Belagerung Jerusalems.** Jerusalem war eine stark befestigte Stadt, welche von einem Heere von ungefähr 40000 Mann verteidigt wurde. Die Kreuzfahrer führten gar keine Belagerungswerkzeuge mit sich, aber von neuem begeisterte das Feldgeschrei: „Gott will es!“ die heldenmütige Schar. Viele Pilger zerstreuten sich, um Lebensmittel zu suchen. Vor allem aber fehlte es an Trinkwasser. Bei allen Quellen und Brunnen, welche nicht verstopft waren, lauerten die Türken in Büschen

und Höhlen, und jeder Trunk Wassers mußte mit Blut erkauft werden. Zur Anfertigung der notwendigen Belagerungsmaschinen gab es in der holzarmen Gegend weit und breit um Jerusalem keinen brauchbaren Baumstamm. Endlich fand man in einem Thale nahe bei Bethlehem ein Gehölz mit hohen Bäumen, und nun konnte zur Belagerung geschritten werden. Diese dauerte 39 Tage, denn Jerusalem war geschützt*)

aa) durch seine sehr günstige natürliche Lage. Es liegt auf einem Bergvorsprunge, einem gewaltigen Kalkfelsen, der sich von Norden nach Süden erstreckt. Auf drei Seiten, im Osten, Süden und Westen, ist es von sehr tiefen, von schroffen Felsenwänden eingeschlossenen Thälern umgeben. Im Osten, zwischen dem schroff abfallenden Berge, auf dem die Stadt mit dem Tempel erbaut ist, und dem ebenso steilen Ölberge, liegt das Thal Josaphat, vom Bache Kidron durchflossen (Geschichte Davids und Leidensgeschichte des Herrn). Im Westen und Süden liegt das Thal Hinnom, das sich im Südosten mit dem Thal Josephat oder dem Kidronthal vereinigt. Nur im Norden also, besonders im Nordwesten, steigt der Kalkfelsen allmählich, und hier bietet sich einem Heere der beste Punkt zum Angriff. Ihn benutzten daher auch die Kreuzfahrer;

bb) durch eine sehr starke Befestigung; denn die Stadt war mit einer dreifachen Mauer umgeben; zahllose feste Türme erhoben sich über derselben (noch heute sind 34 große viereckige Türme vorhanden), besonders an der Nordseite, während auf den drei anderen Seiten die tiefen Thäler der beste Schutz waren;

cc) durch ein tapferes, kriegsgeübtes Verteidigungsheer von 40 000 Mann, das fast nur die Nordseite zu verteidigen brauchte, während die Kreuzfahrer nur noch 20 000 Mann zählten, von langer Wanderung, Hunger und Krankheit und heftigen Kämpfen sehr erschöpft waren und fast gar keine Belagerungswerkzeuge hatten.

Dazu kam, daß auch die Muhamedaner Jerusalem als eine heilige Stadt betrachten; denn auf dem Berge Morijah, wo ehemals der prachtvolle jüdische Tempel stand, hatte der arabische Feldherr Omar, der Jerusalem im 7. Jahrhundert eroberte, ein schönes muhamedanisches Gotteshaus, eine Moschee erbaut, welche nach ihm noch heute die Moschee Omars heißt. Sie gilt nächst der Moschee zu Mekka, von wo aus die muhamedanische Lehre verbreitet wurde, als die heiligste in der ganzen muhamedanischen Welt, denn in ihr soll der Sage nach die Stelle sein, von wo aus Muhamed, der große Prophet, gen Himmel fuhr. Die Türken werden also mit Tapferkeit, großer Erbitterung, ja heiligem Glaubenseifer die heilige Stadt verteidigt haben.

Kein Wunder also, daß die Belagerung trotz der Begeisterung der Kreuzfahrer so lange dauerte, kein Wunder auch, daß die ersten Stürme auf die Mauern der Stadt von den Verteidigern erfolgreich zurückgeschlagen wurden, während im Kreuzheere die Not aufs höchste stieg. Oft erhoben die Christen unter einander blutige Streitigkeiten um Speise und Trank. Ganze Herden der Lasttiere verschmachteten vor Durst, und ihre faulenden Körper verpesteten die Luft. Zu diesem Wassermangel in der brennendsten Hitze des Sommers gesellten sich nun anstrengende Belagerungsarbeiten. Dazu kam die Kunde, daß ein großes Türkenheer in einigen Wochen zum Entsatz Jerusalems eintreffen werde, und so beschloß man denn, zur endlichen Erstürmung der Stadt zu schreiten.

c) **Eroberung der heiligen Stadt.** Am 14. Juli wurde der erste allgemeine Sturm gewagt. Er mißlang; denn die Besatzung der Stadt kämpfte mit großer Tapferkeit. Am andern Morgen wurde der Kampf erneuert, heftiger noch als am vergangenen Tage; denn die Christen waren über den zähen

*) Ein an der Wandtafel in großen Umrissen entworfener Plan Jerusalems und seiner nächsten Umgebung, wie ihn jeder gute Schulatlas bietet, dürfte zu leichterem Verständnis sehr zweckdienlich sein.

Widerstand erbittert, und die Türken ahnten ihr Schicksal im Falle der Eroberung. Aber sieben Stunden schon dauerte der Kampf, und noch waren die Kreuzfahrer keinen Schritt weiter gekommen. Die Fürsten verzweifelten bereits an einem glücklichen Ausgange und wollten den Sturm auf den folgenden Tag verschieben; Gottfried von Bouillon hielt nur mit Mühe seine Mannschaft beisammen, und die Belagerten freuten sich schon der Errettung; da erblickte Herzog Gottfried auf dem Ölberge einen Ritter, der mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt winkte. „Seht ihr," rief der Herzog, „das himmlische Zeichen? Gewahrt ihr den göttlichen Beistand? Gott sendet den Erzengel Michael und giebt seinem Volke das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes!"

Jetzt drangen alle rastlos wieder vorwärts: Kranke, selbst Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu teilen. Das Geschütz der Kreuzfahrer warf mit furchtbarer Gewalt die größten Steine in die Stadt, und binnen einer Stunde war die äußere Mauer erstiegen. Jetzt nahten die Belagerungsmaschinen der inneren Mauer. Bald waren die Stroh- und Baumwollsäcke, welche von den Belagerten zum Schutze derselben aufgehängt waren, in Brand gesteckt; der Nordwind trieb Rauch und Flammen gegen die Stadt, und geblendet und fast erstickt wichen alle Verteidiger in die Stadt zurück. In diesem Augenblick schob Herzog Gottfried seinen Kriegsturm vor, ließ die Fallbrücke herab und stürmte als einer der ersten auf die feindliche Mauer. Sein Schwert bahnte den übrigen einen Weg. Andere erstiegen die Mauern auf Leitern; bald waren sie von allen Seiten bezwungen und die Thore geöffnet. Mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!" stürzte das ganze Heer in die Stadt, durch deren Straßen die Ungläubigen in herber Todesangst flohen.

Jetzt begann ein fürchterliches Blutbad; in der ersten Wut würgte das Schwert alles Lebendige in der Stadt. Nicht die Rache allein, auch der Glaube, zur Ehre Gottes das Schwert zu ziehen, machte die Sieger zu reißenden Tigern. In ihr Siegesgeschrei mischte sich das Angstgewinsel der sterbenden und um Gnade flehenden Türken. Allein weder Alter noch Geschlecht wurde geschont. In der Moschee Omars, wohin sie sich geflüchtet hatten, wurden mehr als 10 000 Muselmänner niedergemetzelt, bis das Blut die Treppen hinabrieselte, bis der Leichendunst selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Doch bemächtigten sie sich vorher mit gieriger Hast der unermeßlichen Tempelschätze. Von der Moschee eilte man zur Synagoge, der Kirche der Juden, und verbrannte sie. In einzelne kleine Haufen geteilt, plünderten nun die Pilger die Stadt. Kein Haus blieb unerbrochen; weder Greise noch Weiber und Kinder wurden verschont. Von 70 000 Einwohnern blieben nicht so viele am Leben, als zur Beerdigung der Toten nötig waren.

Nur Herzog Gottfried hatte sich freigehalten von den Greueln, welche das Kreuzheer verübte. Mitten im Mordgetümmel wallfahrtete er zur Kirche

des heiligen Grabes, am Fuße des Hügels Golgatha, inmitten der Stadt Jerusalem, gelegen, im wollenen Pilgerkleide, barfuß und ohne Waffen, um dort Gott für die Eroberung des heiligen Grabes zu danken. Auch in der Stadt selbst änderte sich plötzlich die Lage. Vom Morden müde, reinigten sich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt und Füße und zogen unter Lobgesängen zur Kirche des heiligen Grabes. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten. Keinem aber wurde mehr Dank als Peter dem Einsiedler, weil dieser dem Patriarchen vor fünf Jahren Hilfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freuden, konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten und fielen nieder und küßten den heiligen Boden, auf dem kurz vorher noch so viel Blut geflossen. Viele beichteten laut ihre Sünden, gelobten Besserung mit lauter Stimme und opferten willig den Raub ihrer Habsucht dem Herrn. Nie sah man solch schnelle Umwandlung wie bei der Eroberung Jerusalems am 15. Juli 1099.

d) **Das Königreich Jerusalem.** Trotz der Eroberung der heiligen Stadt hatte das kleine Kreuzheer von den Türken noch alles zu fürchten, umsomehr, da unter den Fürsten der Kreuzfahrer Zwietracht herrschte. Man dachte daher an die Wahl eines Königs für das neue Königreich Jerusalem. Um seiner Tugend willen erschien Gottfried von Bouillon allen als der Würdigste; allein in seiner frommen Bescheidenheit weigerte er sich, da eine goldene Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet habe, und nannte sich nur den „Beschützer des heiligen Grabes“. Aber schon im folgenden Jahre raffte der Tod den edlen Helden hinweg, und nun nahm sein Bruder Balduin den Namen eines Königs an.

B. Vertiefung.

1. Was gefällt uns an den Kreuzfahrern?

a) Ihr erhabenes Ziel: Die Befreiung Jerusalems aus der Gewalt der Ungläubigen; denn ein jedes Volk soll für die Befreiung der Stätten, die ihm besonders wert und teuer sind, willig Gut und Blut einsetzen.

b) Ihr herzliches Mitleid mit der Not der morgenländischen Christen und der dahinziehenden Pilgrime.

c) Ihr feuriger Glaube, mit dem sie der Aufforderung Peters und des Papstes Folge leisten und der sich in den Worten ausspricht: „Gott will es, Gott will es!“

d) Ihre heilige Begeisterung, mit der sie in ihrer Heimat Genossen für den heiligen Zug werben und am Himmel allerlei wunderbare Zeichen zu erblicken glauben, die alle auf den Zug nach dem Morgenlande und einen glücklichen Ausgang des heiligen Kampfes hinweisen.

e) Ihre innige Liebe zum Heilande, denn um solcher Liebe willen unternehmen sie den Zug, verlassen Weib und Kind, Vater und Mutter, Haus und Hof, Heimat und Vaterland, um in ein fremdes, ihnen unbekanntes Land zu ziehen.

f) Ihr unüberwindlicher Heldenmut. Weit und beschwerlich ist der Weg; groß sind die Gefahren, die sich ihnen in der wilden Natur des türkischen Landes und der List und Tapferkeit der Seldschucken entgegenstellen; Hunger und Durst, Seuchen und Nöte zehren an dem Mark ihres Leibes; Tausende und Tausende fallen durch das Schwert der Feinde oder durch Entbehrung und Krankheit; drei Jahre lang müssen sie so mit gewaltigen Hindernissen kämpfen — und doch sinkt ihr Mut nicht, doch läßt ihr Glaube nicht nach, der endlich den Sieg davon trägt.

g) Ihre felsenfeste Standhaftigkeit in der Gefahr. Sie müssen auf ihrem Zuge feindliche Heere schlagen, feindliche Städte belagern und erobern; mehr als einmal droht ihnen Gefahr, von einem viel größeren und stärkeren feindlichen Heere geschlagen und vernichtet zu werden; ja Entbehrungen und Krankheiten drohen das ganze Heer aufzureiben, aber dennoch bleiben sie standhaft und kehren nicht um.

h) Ihre heldenmütige Tapferkeit bei der Eroberung Jerusalems. Die heilige Stadt ist geschützt durch ihre natürliche Lage und durch eine dem Belagerungsheer an Zahl weit überlegene Besatzung. Es fehlt dem Kreuzheer an Belagerungsmaschinen; Not und Entbehrung brechen abermals herein, aber alle diese Hindernisse überwindet ihre Tapferkeit, und so fällt Jerusalem, der feste Schutz der Türken im heiligen Lande.

i) Ihre gläubige Demut, mit der sie nach dem Kampfe zum heiligen Grabe pilgern, dort niederfallen, den Boden küssen, laut ihre Sünden bekennen, Besserung geloben und dem Herrn danken für den errungenen Sieg.

2. Was gefällt uns nicht an ihnen?

a) Nicht alle beteiligen sich aus Liebe zum Heilande am Kreuzzuge. Mancher von ihnen will neue Städte und Länder sehen und im Kampfe mit den Ungläubigen Ruhm und Ehre gewinnen; seine Triebfeder ist also die Ehrsucht. Einen andern locken die reichen Schätze des Morgenlandes, an denen er sich zu bereichern hofft; ihn treibt also die Habsucht. Ein dritter hofft wohl, sich in dem reichen Lande vielen Genüssen hingeben zu können; ihn treibt also die Genußsucht. Solche Beweggründe aber, wie Ehr-, Hab- und Genußsucht müssen wir verurteilen; denn wer sich von ihnen leiten läßt, denkt bei seinem Thun nur an sich, ist also selbstsüchtig; die Triebfeder seiner Handlungen ist die Selbstsucht, die uns nicht gefallen kann.

b) Der blinde Haß, mit dem die Teilnehmer des ersten Zuges die Juden in den Städten am Rhein und an der Donau ermorden. Sie übertreten das 5. Gebot: „Du sollst nicht töten."

c) Ihre Grausamkeit bei der Zerstörung Jerusalems. Daß bei der Eroberung einer feindlichen, tapfer verteidigten Stadt Blut fließt und Feinde erschlagen werden, ist selbstverständlich, aber in ihrer blinden Wut verschonen die Kreuzfahrer weder Alter noch Geschlecht, weder Weiber noch Kinder. Nicht nur 10 000 Türken, die sich in der Moschee Omars versammelt und keine Waffen tragen, auch die wehrlosen Juden in ihrer Synagoge werden bis auf den letzen Mann niedergemacht. Solche Blutgier müssen wir verurteilen; sie hat nichts gemein mit dem Gebote des Heilandes: „Liebet eure Feinde"; auf sie können wir das Dichterwort anwenden:

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

3. Was ist über Gottfried von Bouillon zu urteilen?

Alles, was wir von ihm gehört haben, gefällt uns.

a) Nicht aus Selbstsucht zieht er in den heiligen Kampf, sondern aus Liebe zu den bedrängten Glaubensgenossen, eingedenk des apostolischen Wortes: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen."

b) Seine Tapferkeit bei der Eroberung der heiligen Stadt bewundern wir, denn er, der Feldherr, ist einer der ersten, der auf die feindliche Mauer springt und mit seinem Schwerte den andern den Weg bahnt. „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt" — „Dem Mutigen hilft Gott."

c) Seine gläubige Demut gefällt uns, mit der er mitten im Kampfgewühle nach dem heiligen Grabe pilgert, dort anzubeten und Gott zu danken für die Erreichung seines Zieles und für die gnädige Hilfe. „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde."

d) Am meisten gefällt uns aber seine Bescheidenheit, mit der er, der tapfere, siegreiche Held, die Königskrone, die er verdient, ablehnt und nur den Titel „Beschützer des heiligen Grabes" annimmt. Solche Bescheidenheit und Demut ist die schönste und edelste Krone eines Christen.

4. Was ist über Peter von Amiens zu urteilen?

Alles, was wir von ihm gehört haben, gefällt uns und zwar

a) Seine Bereitwilligkeit, den bedrängten Glaubensgenossen zu helfen. Diese entspringt aus dem Mitleid mit ihrer Not, und das Mitleid wurzelt in der Liebe zu Gott und zu den Brüdern.

b) Seine Begeisterung, mit der er, ein armer Mönch, in den Fürsten und Gewaltigen des Abendlandes für den Zug nach dem heiligen Lande die gleiche Begeisterung weckt, so daß sie willig das Kreuz annehmen.

c) Sein Glaube an den endlichen Sieg der gerechten Sache.

III. Verknüpfung.

1. Die Bedrückungen der Christen

des Morgenlandes verglichen mit den großen Christenverfolgungen der römischen Kaiser, besonders derjenigen des Kaisers Nero, in welcher auch die Apostel Petrus und Paulus starben.

2. Die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon

verglichen mit der Zerstörung Jerusalems durch Titus im Jahre 70.

a) Veranlassung.

b) Eroberer (Titus und Gottfried — beides edle Männer, die aber der Blutgier ihrer Krieger nicht zu wehren vermögen).

c) Eroberung und Zerstörung.

3. Die Eroberung Jerusalems und Karls des Großen Blutgericht zu Verden.

a) Beide Kämpfe werden um des Glaubens willen geführt.

b) Bei beiden lassen sich die Sieger durch ihre Rachsucht zu grausamen Thaten verleiten.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1095 Kirchenversammlung zu Clermont. Papst Urban II.
1096—1099 Der erste Kreuzzug. Gottfried von Bouillon.
1099 Eroberung Jerusalems. Das neue Königreich Jerusalem.
1100 Gottfrieds Tod. Sein Bruder Balduin wird König von Jerusalem.

2. Geographische Ergebnisse.

Jerusalem, Amiens, Clermont, Konstantinopel, Bouillon, Libanon, Jerusalem. (Genaue Lage nach der Karte!)

4. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Pilgerfahrten, Wanderungen frommer Christen nach dem gelobten Lande, dort an den heiligen Stätten zu beten und im Jordan zu baden.

Patriarch, der christliche Bischof in Jerusalem.

Einsiedler, ein Mönch, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat, um fern von den andern Menschen seinem Gott ungestörter dienen zu können.

Kirchenversammlung, eine Versammlung von Kirchenfürsten: Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten zur Beratung kirchlicher, nicht weltlicher Angelegenheiten. Der Kreuzzug galt also als kirchliche Angelegenheit.

Moschee, das Gotteshaus der Muhamedaner.

Synagoge, das Gotteshaus der Juden.

V. Anwendung.

1) Erkläre die Ausdrücke: Kreuzzug oder Kreuzfahrt, Kreuzfahrer; Pilger, Pilgerfahrt; Wallfahrer, Wallfahrt!

2) Erkläre die Ausdrücke: Patriarch, Einsiedler, Kirchenversammlung, Moschee, Synagoge!

3) Erzähle über die Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande!

4) Sprich dich über den natürlichen Schutz der Stadt Jerusalem aus!

5) Zeichne das Kartenbild Jerusalems und seiner Umgebung!*)

6) Wie kam es, daß der Kreuzzug fast drei Jahre währte?

7) Wie kam es, daß sich aus Deutschland nur wenige Kreuzfahrer beteiligten? (Deutschland in sich uneins und zerrissen; Heinrich IV. im Kampfe mit dem Papste.)

8) Welche Bedeutung hatte Konstantinopel für die Kreuzfahrer?

9) Inwiefern bewahrheitet sich das Sprichwort: „Ein gutes Wort findet einen guten Ort"?

10) Inwiefern war der Glaube die beste Waffe der Kreuzfahrer?

B. Friedrich Barbarossa.

1. Der dritte Kreuzzug.

(Ziel: Wie ein deutscher Kaiser einen neuen Kreuzzug unternimmt und dabei seinen Tod findet.)

I. Vorbereitung.

Die Stadt Jerusalem war wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen. Da machte sich ein deutscher Kaiser an der Spitze eines neuen Kreuzheeres auf, die heilige Stadt zu befreien. Darüber erzählt uns folgendes Gedicht.

*) Im Anschluß an die Belagerung Jerusalems und zur besseren Veranschaulichung derselben dürfte es gut sein, über Belagerungen fester Städte im Mittelalter überhaupt zu sprechen, d. h. an einem konkreten Falle die Art und Weise der Belagerung sowohl als auch die der Verteidigung nachzuweisen. Es ist das ein Stück Kulturgeschichte, das vorausgegangen sein muß, wenn man später über die Erfindung des Schießpulvers und die Umwälzungen sprechen will, die durch dasselbe nicht nur in der Bewaffnung, sondern auch in der Befestigungskunst hervorgerufen worden sind. Als Anschauungsbild dürfte sich am besten dazu eignen „Ad. Lehmanns Kulturgeschichtliche Bilder" Serie II, Bild Nr. 6 „Belagerung" und als Kommentar dazu: „Aus vergangenen Tagen. Kommentar zu Ad. Lehmanns Kulturgeschichtlichen Bildern von Th. Heymann u. A. Uebel." Für Schulen in solchen Städten, deren mittelalterliche Befestigungen entweder ganz oder teilweise erhalten sind, dürfte es sich dagegen empfehlen, die Besprechung über eine Belagerung vor der Erfindung des Schießpulvers an ein Ereignis der heimatlichen Geschichte anzuknüpfen und dabei als Anschauungsmaterial natürlich zuerst die noch vorhandenen Befestigungen, und dann erst als Ergänzung dazu obiges Bild zu benutzen, dessen Erklärung in solchem Falle gar keine Schwierigkeiten verursachen wird.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer,
Daselbst erhub sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eig'ne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wack're Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt für Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut;
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt' er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus;
Sie fliehn in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Weg's 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang':
„Die Streiche sind bei uns im Schwang';
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Uhland.

Nach dem Lesen folgt die Besprechung desselben und die Zusammenfassung des Inhalts seitens der Kinder zu etwa folgender Erzählung unter Berücksichtigung der Gliederung des Gedichts.

1. Die Not der Kreuzfahrer. Einst kam die Kunde in das Abendland, daß das heilige Land und die heilige Stadt abermals in die Hände der Ungläubigen gefallen sei. Sie rief Schrecken und Bestürzung hervor. Sofort machte sich der deutsche Kaiser Rotbart auf und zog an der Spitze eines gewaltigen Heeres die Donau entlang und durch die Türkei nach Kleinasien, um Jerusalem wieder zu befreien. Wie schon die ersten Kreuzfahrer, so mußte auch Kaiser Rotbart mit seinem Kreuzheere durch ein wüstes, unfruchtbares Gebirge Kleinasiens ziehn. Hier gerieten die christlichen Streiter bald in die größte Not. Die mitgenommenen Reisevorräte waren aufgezehrt; Brot und andere Nahrungsmittel gab es in dem öden Lande fast gar nicht;

dazu mangelte es oft an Trinkwasser, während die Sonne heiß herniederbrannte, und dabei mußten die Kreuzfahrer die größten Anstrengungen machen, um vorwärts zu kommen und sich der zahlreich auf sie einstürmenden Feinde zu erwehren. Hunger, Durst und Anstrengung aber erschöpften die Kraft, erzeugten ansteckende Krankheiten und rafften täglich eine Menge Menschen hinweg. Auch die Tiere hatten unter der Not zu leiden. Diejenigen, die nicht fielen, waren so schwach und erschöpft, daß sie nicht imstande waren, die Reiter zu tragen, sondern sie mußten am Zügel geführt werden. So schmolz das Kreuzheer mit jedem Tage mehr und mehr zusammen; die feste Ordnung lockerte sich, und die einzeln oder in kleinen Haufen zurückbleibenden Kreuzfahrer wurden oft von den Türken überfallen und getötet.

2. Die Heldenthat des schwäbischen Ritters. a) **Seine Person.** Unter den Zurückgebliebenen befand sich auch ein schwäbischer Ritter von hohem Wuchs und großer Körperkraft. Er selbst hätte zwar mit dem Kreuzheere ziehen können, aber aus Liebe zu seinem Rosse, das wegen Krankheit und großer Schwäche nur langsam vorwärts kommen konnte, blieb er zurück, führte es sorgsam am Zügel und war bereit, lieber sein Leben als sein Tier aufzugeben. So blieb er bald weit hinter dem Kreuzheere zurück und sah sich endlich in wüstem Lande ganz allein.

b) **Der Angriff der Türken.** Da sprengten plötzlich fünfzig türkische Reiter auf ihn ein. Kaum hatten sie ihn erblickt, so begannen sie auch aus der Ferne schon den Angriff auf ihn. Feige, wie sie waren, suchten sie durch wohlgezielte Pfeilschüsse und kräftige Speerwürfe den einsamen Helden zu töten. Das war kein Heldenwerk, fünfzig Mann gegen einen. Aber dieser eine zog ruhig seines Weges weiter, als ob die Türken gar nicht für ihn da wären. Furchtlos fing er mit dem Schilde geschickt die feindlichen Speere und Pfeile auf und hatte nur dann und wann einen spöttischen Blick der Verachtung und Geringschätzung für sie.

c) **Die Abwehr des Schwaben.** Einem heißblütigen Türken aber dauerte dieser Kampf aus der Ferne zu lange. Rasch sprengte er herzu und schwang drohend seinen krummen Säbel über dem Haupte des Schwaben. Da kam auch dessen sonst so ruhiges Blut in Wallung. Voll Zorn über die Frechheit des Türken erfaßte er sein breites Schlachtschwert, schwang es mit kräftiger Faust und hieb dem Rosse des Feindes beide Vorderfüße zugleich ab, daß es zu Boden stürzte. Dann schwang er von neuem seine blutige Waffe, und mit einem furchtbaren Streiche spaltete er Kopf und Leib des Türken, daß rechts und links eine Hälfte desselben vom Rosse herunterfank. Selbst durch den festen Sattel hindurch drang das Schwert noch tief in den Rücken des Pferdes.

d) **Die Wirkung der Heldenthat.** Als die andern Türken diese Heldenthat sahen, flohen sie voll Grausen und Entsetzen nach allen Himmelsgegenden auseinander. Ein jeder von ihnen glaubte auf der eiligen Flucht das Schwert des Deutschen in seinem Nacken zu fühlen, so groß war der Schrecken, der sie befallen. So war der Schwabe auf einmal aller seiner Feinde ledig.

3. Der Ritter vor dem Kaiser. a) **Die Kunde von der Heldenthat.** Fünfzig türkische Reiter in die Flucht zu schlagen, das war für einen einzelnen deutschen Reitersmann gewiß ein gewaltiger Triumph. Aber er rühmte sich seiner Heldenthat nicht. Ruhig wie vorher zog er seines Weges und widmete alle Sorgfalt nach wie vor dem kranken Rosse. Doch blieb das Heldenwerk nicht unbekannt. Eine zurückgebliebene Christenschar hatte aus der Ferne den Kampf mit angesehen und dann den getöteten Türken gefunden. Als sie wieder zu dem Kreuzheere stießen, erzählte einer dem andern staunend von der gewaltigen That. Bald sprach das ganze Lager von dem Heldenwerke, und es währte nicht lange, so erfuhr es auch der Kaiser.

b) **Des Kaisers Frage.** Der freute sich der staunenswerten That nicht minder als sein Heer. Er ließ den Helden vor sich kommen, betrachtete mit Verwunderung die stattliche Gestalt und fragte ihn endlich scherzhaft nach seinem Lehrmeister in der Kunst des Waffenhandwerks.

c) **Des Helden Antwort.** Ohne sich lange zu besinnen, gab der Ritter auf die scherzhafte Frage eine scherzhafte Antwort. Er meinte, derartige Streiche seien keine Seltenheit im schwäbischen Lande, und dem ganzen deutschen Reiche seien sie bekannt unter dem Namen „Schwabenstreiche".

Ergänzungen.

Das Gedicht versetzt uns mitten hinein in den Kreuzzug. Den Anfang und das Ende desselben erzählt es uns nicht, und doch möchten wir auch davon gern etwas erfahren.

1. Veranlassung desselben. Der Sultan Saladin von Ägypten, dessen Länder das kleine Königreich Jerusalem rings umschlossen, hatte mit den Christen nach langen Kämpfen einen Waffenstillstand geschlossen. Im Vertrauen auf diese Übereinkunft zog des Sultans Mutter durch die Länder der Christen. Da ward sie von christlichen Rittern überfallen und gefangen, ihre Begleiter wurden getötet, ihre Schätze geraubt. Jetzt erhob sich Saladin, den Bruch des Vertrages zu rächen. In einer blutigen Schlacht erlitten die Christen eine vollständige Niederlage. Der König von Jerusalem und viele Edle wurden gefangen. Doch behandelte Saladin die Christen sehr milde. Infolge des Sieges fiel auch Jerusalem wieder in die Hände der Türken, nachdem es 88 Jahre in christlichem Besitz gewesen war. Saladin schonte die Christen

in Jerusalem, ja er ließ sogar unter die Familien, deren Männer und Väter im Kampfe gefallen waren, eine große Summe Geld austeilen. (Vergleich mit der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer 1099.)

2. Der Kreuzzug. Die Kunde von der Eroberung Jerusalems erregte in der ganzen Christenheit die größte Trauer und Bestürzung, und der Papst forderte alle christlichen Fürsten und ihre Völker auf, die heilige Stadt zum zweiten Male den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Von neuem ergriff eine freudige Begeisterung das Volk. Mit dem Frühlinge 1189, also neunzig Jahre nach dem ersten Kreuzzuge, versammelten sich die Kreuzfahrer aus allen Teilen Deutschlands in Regensburg; ihre Zahl belief sich auf etwa 150 000. An die Spitze des Kreuzheeres stellte sich Kaiser Friedrich I., mit dem Beinamen Rotbart oder Barbarossa (so von den Italienern genannt). Er war ein siebzigjähriger Greis, aber mit voller Jugendkraft nahm er die Mühen und Beschwerden eines Kriegszuges auf sich. Mit seinem gewaltigen Heere zog er die Donau entlang, durch Ungarn und das griechische Kaiserreich über Konstantinopel nach Kleinasien. Hier kamen die Kreuzfahrer in wüste und wasserlose Gegenden. Der Mangel wurde so groß, daß man sogar Pferdefleisch aß und Pferdeblut trank. Zudem umschwärmten leichte türkische Reiter das Heer Tag und Nacht. Nie hatten die Pilger Ruhe; sechs Wochen lang durften sie die Rüstung nicht ablegen. (Siehe: Die Not der Kreuzfahrer!) Ermattet stießen sie endlich auf ein Heer von 300 000 Feinden. Allein Friedrich verzagte nicht. Es erfolgte eine mehrtägige, verzweiflungsvolle Schlacht. Als die Gefahr am größten war, viele verzagten und zurückwichen vor dem harten Drängen der Feinde, sprach er den Seinigen mit wenigen, aber kräftigen Worten Mut ein. „Was zögert ihr," so rief der Kaiser, „was jammert ihr, die ihr aus der Heimat gezogen seid, mit eurem Blute das Himmelreich zu erkaufen? Christus gebietet, und Christus sieget!" Mit diesen Worten sprengte er löwenmutig wider die Feinde. Solchem Andrang vermochten die Türken nicht zu widerstehen; 10 000 von ihnen wurden erschlagen, die übrigen nach allen Seiten hin zerstreut. Dieser Sieg erfrischte den Mut der erschöpften Pilger wieder. Als der Kaiser die fälschliche Kunde von dem Tode seines Sohnes erhielt, da rief er voll frommen Sinnes, indem die Thränen in seinen weißen Bart rannen: „O weh mir! Ist mein Sohn tot? Mein Sohn ist erschlagen! Doch Christus lebt noch, nur zu, ihr Männer!"

Unter vielen Mühseligkeiten und Gefahren setzten die Kreuzfahrer ihren Zug fort und kamen glücklich bis zur Stadt Seleucia am Flusse Seleph, an der Grenze von Syrien. Die Brücke über den reißenden Bergstrom war sehr schmal, und weil der Zug deshalb nur langsam hinüber ging, beschloß der Kaiser, des Zögerns müde, hindurch zu schwimmen. Man warnte ihn, er möchte sich nicht dem unbekannten, von heftigen Regengüssen hoch ge-

schwollenen Wasser anvertrauen, aber furchtlos wie immer sprengte er, als sei er noch ein Jüngling, mit seinem Rosse in die Flut, um das andere Ufer schwimmend zu erreichen. Aber in der Mitte des Stromes verließ ihn die Kraft; die Wellen ergriffen den allzukühnen Greis und rissen ihn fort. Er arbeitete sich zwar wieder empor, und ein Ritter, der ihm eiligst nachgeschwommen war, ergriff ihn; aber ein Wirbel, in den sie gerieten, riß sie auseinander. Ein zweiter, der sich mit seinem Pferde rasch in die Flut geworfen hatte, ergriff den Kaiser und brachte ihn ans Land, aber als Leiche. Es war am 10. Juni 1190.

3. Das Ende desselben. Über alle Beschreibung war die Trauer und Bestürzung des Heeres; jeder glaubte in dem Kaiser seinen Vater verloren zu haben. Viele der Kreuzfahrer kehrten schon jetzt zu Schiffe nach Europa zurück; das übrige Heer führte des Kaisers Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, bis zur Stadt Akra oder Akkon an der Küste des Mittelmeeres und belagerte sie lange. Aber eine unter dem Kreuzheere ausgebrochene Seuche raffte den hoffnungsvollen Jüngling dahin. Der Zweck des Kreuzzuges, die Eroberung Jerusalems, gelang jedoch nicht, und so mußten die Kreuzfahrer endlich unverrichteter Sache wieder in die Heimat zurückkehren.

Als die Kunde von des Kaisers Tode nach Deutschland gelangte, erhob sich allenthalben Trauer und Klage. Ja das Volk konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sein ritterlicher Kaiser auf solche Weise ums Leben gekommen sei. Und so entstand allmählich die Sage, er sei gar nicht gestorben, sondern tief unten im Schoße des Kyffhäusers, einem Berge in der goldenen Aue nördlich von der Unstrut, da sitze er mit seinen Rittern, schlafend, geschlossenen Auges, an marmornem Tische. Sein langer, goldner Bart sei durch die Tischplatte hindurchgewachsen. Die Raben umflatterten krächzend den Gipfel des Berges. Alle hundert Jahre erwache der Kaiser und sende einen Diener hinaus, zu sehen, ob die Raben noch immer den Berg umkreisen. Erst wenn ein Adler sie verscheucht, dann sei für den Kaiser die Zeit gekommen, aufzuwachen aus seinem Zauberschlafe, aus dem Berge herauszutreten und das deutsche Reich in altem Glanz und alter Herrlichkeit wieder aufzurichten.

B. Vertiefung.

1. Woher mag Kaiser Friedrich I. Barbarossa stammen?

Er war kein Karolinger, denn das Geschlecht derselben war mit Ludwig dem Kinde im Jahre 911 ausgestorben. Er war auch kein sächsischer Kaiser, denn das Geschlecht derselben war ebenfalls erloschen. Auch das fränkische Kaiserhaus, dem Heinrich IV. und sein Sohn Heinrich V. entstammte, war mit letzterem ausgestorben. Aber in der Geschichte Heinrichs IV.

haben wir einen treuen Freund desselben kennen gelernt, auf den er sich stützte im Kampfe mit den deutschen Fürsten, das war Friedrich von Hohenstaufen, dem der Kaiser aus Dankbarkeit das Herzogtum Schwaben verlieh, welches auch alle seine Nachkommen behielten. Aus dessen Geschlechte stammte auch Friedrich Barbarossa, er war also ein schwäbischer Kaiser oder ein Hohenstaufe. Der Hohenstaufen war das Stammschloß dieses edlen Kaiserhauses; es lag auf dem schwäbischen Jura oder der rauhen Alp. Nicht weit davon liegt die Stammburg der Hohenzollern, aus welchem Geschlechte unser jetziger Kaiser stammt.

2. Was gefällt uns an Friedrich Barbarossa?

a) Seine Begeisterung für die Befreiung des heiligen Landes. Sie entspringt aus dem Glauben und aus der Liebe zum Heilande, aber auch aus der Liebe zu den vermeintlich bedrängten Glaubensgenossen. Diese Begeisterung für die heiligste Sache seiner Zeit ist um so höher zu schätzen, als er bereits im Greisenalter steht und der Zug ins heilige Land doch mit großen Mühen und Gefahren verbunden ist. Und er kennt die Beschwerden, denn als Jüngling hat er bereits an einem Kreuzzuge teilgenommen, dessen Führer sein Oheim gewesen. Er unternimmt also im Jahre 1189 den 3. Kreuzzug.

b) Seine heldenmütige Tapferkeit im Kampfe mit den Ungläubigen. Er selbst sprengt in die dichtesten Reihen der Feinde, ist also ein leuchtendes Vorbild für die Seinen. Er feuert die Seinen mit den Worten an: „Christus gebietet, und Christus sieget!“ Sein Mut stützt sich also auf Gottvertrauen. „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut“ — „Vertrau auf Gott und laß ihn walten, er wird dich wunderbar erhalten.“ Und dieses Gottvertrauen, diese Frömmigkeit zeigt er auch, als er die fälschliche Kunde vom Tode seines Sohnes erhält, indem er ausruft: „Mein Sohn ist erschlagen! Doch Christus lebt noch, nur zu, ihr Männer!“ Er ergiebt sich also geduldig in das, was Gott schickt.

c) Sein jugendlicher Feuereifer am Seleph. Ihm währt der Übergang über die schmale Brücke zu lange. Obgleich auf ihn das Dichterwort paßt: „Ihm glänzte die Locke silberweiß, gebleicht von der Fülle der Jahre“, so spürt er doch noch Kraft und Mut der Jugend in sich und wirft sich unverzagt in die reißenden Fluten. „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.“ Wir aber müssen das Ende eines solchen Heldengreises tief beklagen, und wir verstehen den gewaltigen Eindruck, den die Kunde von solchem Tode unter den Kreuzfahrern und auch daheim im deutschen Vaterlande hervorbrachte. Er ist seinem Gott und seinem Volke getreu gewesen bis zum Tode, darum vergißt ihn auch sein Volk nicht. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

3. Wie ist die Trauer und Bestürzung, die sein Tod hervorruft, zu erklären?

a) Die Kreuzfahrer sehen sich plötzlich ihres Führers beraubt; jeder glaubt in ihm seinen Vater verloren zu haben; sie wissen nicht, was sie anfangen sollen; denn ein urplötzlicher Tod ruft immer Schrecken und Bestürzung hervor.

b) In Deutschland aber, der Heimat des Kaisers, glaubt man an seinen Tod nicht. Warum wohl? Das Volk hat den Kaiser nicht sterben sehen; es kennt nicht die Stätte, an der er begraben worden. Es hat ihn nur als einen Mann kennen gelernt, der fast sein ganzes Leben in schwerem Kampfe gerungen, der auch in blutigster Schlacht nicht verwundet worden und der in voller Kraft und Frische aus seinem Vaterlande geschieden ist. Und dem soll ein solcher Tod beschieden sein? Jahrelang hofft es auf seine Wiederkehr, spricht immer zuversichtlicher von derselben und bildet so die Sage von dem verzauberten Kaiser, der aus dem Schoße des Kyffhäusers einst wieder aufsteigen wird, um das Reich in altem Glanz und alter Herrlichkeit wieder herzustellen. Und je größer später die Unordnung im deutschen Reiche wird, je zahlreicher die schwachen Kaiser sind, die auf Deutschlands Throne sitzen, desto mehr sehnt man sich nach einem kraftvollen Herrscher, der wie Karl der Große, Otto der Große und Barbarossa Deutschland wieder zu Einigkeit, Macht, Sieg, Ehre und Wohlstand verhelfen soll. Und diese Sehnsucht des Volkes fand dann ihren Ausdruck in der Sage von seiner Wiederkehr. Wir finden sie in zwei Gedichten, die wir jetzt kennen lernen wollen.

1. Barbarossa. Von Friedrich Rückert.
2. Friedrich Rotbart. Von Emanuel Geibel.*)

Für uns ist die vielhundertjährige Sehnsucht des deutschen Volkes nach Wiederherstellung des alten Reiches nicht mehr eine Hoffnung, deren Erfüllung in weiter Ferne liegt, sondern das Reich ist wiedererstanden. Was die Sage vom Kaiser Rotbart hoffen ließ, das hat Kaiser Weißbart (Wilhelm I. 1870—71) herrlich erfüllt. Inwiefern?

III. Verknüpfung.

1. Vergleich Barbarossas mit Gottfried von Bouillon.

a) Beide sind gewaltige Helden, die durch Tapferkeit und jegliche Ritterstugend unter ihren Zeitgenossen hervorragen. Beide stellen sich voll Begeisterung an die Spitze eines Kreuzheeres. Beide verrichten Wunder der Tapferkeit auf diesem Zuge; denn sie belagern und erobern feindliche Städte und schlagen feindliche Heere in die Flucht.

b) Der Ausgang ihres Unternehmens ist verschieden: Barbarossa stirbt, noch ehe er den Boden des heiligen Landes betreten hat; Gottfried dagegen

*) Behandlung derselben in der deutschen Stunde.

erobert die heilige Stadt und gründet zum Schutze der Pilger und Christen das Königreich Jerusalem. Aber auch er erliegt schon im folgenden Jahre den gewaltigen Anstrengungen der Kreuzfahrt.

2. Vergleich Barbarossas mit Karl dem Großen.

Beide stellen ihr Schwert in den Dienst der Kirche: Barbarossa folgt der Aufforderung des Papstes, wenn er die Ungläubigen schlagen will, und ein glücklicher Ausgang des Zuges konnte nur dazu dienen, das Ansehn des Papstes zu erhöhen. Karl der Große zwingt mit dem Schwerte in der Faust die Sachsen zum Christentume, dehnt also mit der Herrschaft des fränkischen Weltreiches zugleich die Herrschaft der Kirche aus.

Der Ausgang des Kampfes ist verschieden: Während Barbarossas Unternehmen scheitert, endet der Sachsenkrieg mit völliger Unterwerfung und Bekehrung der Sachsen.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1189—1190 Friedrich I. Barbarossa, ein schwäbischer Kaiser oder ein Hohenstaufe, unternimmt den dritten Kreuzzug.

1190 Friedrich Barbarossa findet seinen Tod in den Fluten des Seleph.

2. Geographische Ergebnisse.

Der Hohenstaufen, Regensburg, der Seleph, Akra, der Kyffhäuser. (Genaue Lage nach der Karte!)

V. Anwendung.

1) Erzähle über die Not der Kreuzfahrer in Kleinasien!

2) Wie mag die Sage von der Wiederkehr Barbarossas entstanden sein?

3) Erzähle andere Sagen, die sich an die Person Barbarossas und den Kyffhäuser knüpfen?

4) Inwiefern ist die Kyffhäusersage in unseren Tagen zur Wahrheit geworden?

5) Warum sind am Erfurter Rathause gerade die Figuren Barbarossas und Kaiser Wilhelms I. angebracht?

6) Warum hat man als Standort für ein großes Denkmal Wilhelms I. gerade den Kyffhäuser gewählt?

7) Inwiefern paßt auf Barbarossa das Dichterwort: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt?“

Anhang:

Weiterer Verlauf der Kreuzzüge und Folgen derselben.

Mit dem dritten Kreuzzuge Barbarossas hörten die Züge nach dem heiligen Lande nicht auf. Von Zeit zu Zeit ergriff immer wieder das Volk eine hohe Begeisterung, auszuziehen und die heiligen Stätten zu befreien. Einmal unternahmen sogar deutsche und französische Kinder einen solchen Zug, den Kinderkreuzzug. Von schwärmerischer Begeisterung ergriffen, machten sich etwa zwanzig Jahre nach Barbarossas Tode 30 000 französische und 20 000 deutsche Knaben und Mädchen auf, das heilige Land zu befreien. Mit langen Pilgerkleidern angethan, mit Pilgerstäben und Pilgertaschen versehen, von Priestern geleitet, so machten sie sich auf den Weg; denn die Erwachsenen hofften in ihrer Einfalt, daß Gott durch unschuldige Kinder gelingen lassen werde, was dem Schwerte tapferer Krieger versagt worden war: die Befreiung Jerusalems. Die Zahl der deutschen Knaben minderte sich auf dem Wege nach Italien fortwährend; die meisten erlagen den Anstrengungen der Reise; andere kehrten beraubt, nackt und bloß, beschämt, verspottet und verlacht in die Heimat zurück; andere waren froh, wenn sie in italienischen Städten und Dörfern als Knechte oder Mägde unterkommen konnten; kein einziger aber hat das heilige Land zu sehen bekommen. Weit schlimmer war das Schicksal der französischen Pilgerknaben. Ruchlose Sklavenhändler erboten sich, sie unentgeltlich um Gottes willen über das Mittelmeer nach Syrien zu fahren. Nachdem aber durch einen heftigen Sturm zwei Schiffe mit allen darauf befindlichen Knaben zu Grunde gegangen waren, fuhren sie mit den übrigen nach Ägypten und verkauften die Knaben dort als Sklaven. So traurig endete der Kinderkreuzzug.

Es sind zusammen sieben Kreuzzüge unternommen worden, die meisten aber ohne Erfolg. Allmählich verlor sich die Lust zu Kreuzfahrten, die Begeisterung des Volkes schwand mehr und mehr, und 192 Jahre nach der ersten Eroberung Jerusalems, im Jahre 1291, ging die letzte christliche Besitzung im heiligen Lande verloren.

So war also das Blut vieler, vieler Tausende (man schätzt den Verlust auf über 16 Millionen Menschen) umsonst geflossen, denn das eigentliche Ziel der Kreuzzüge, die dauernde Befreiung des heiligen Landes, wurde nicht erreicht.

Und doch haben die Kreuzzüge segensreiche Folgen gehabt; denn sie haben einen gewaltigen Einfluß auf das öffentliche Leben im Abendlande ausgeübt.

1. Sie förderten in besonders großartiger Weise Handel und Verkehr. Die Erzeugnisse des Morgenlandes kamen nach dem Abendlande. Es entstanden große Handelsstädte, in Italien besonders Genua und Venedig, welche die Waren über das Mittelmeer nach Italien brachten. Mit ihnen standen dann deutsche Handelsstädte, besonders Augsburg und Nürnberg, Wien und Regensburg in Verbindung. Die Städte waren die natürlichen Lagerplätze der Waren, und so floß in ihnen viel

Geld zusammen. Der wachsende Reichtum der Bürger steigerte allerdings auch den Luxus derselben und wirkte in dieser Beziehung nachteilig.

2. Auch für die Bauern waren die Kreuzzüge nicht ohne heilsame Folgen, indem sie ihnen Gelegenheit gaben, ihre Freiheit und Selbständigkeit zu erlangen. Denn der Bauernstand war der eigentlich gedrückte Stand; er lag nicht nur in Unwissenheit und Aberglauben darnieder, er wurde auch in der Knechtschaft erhalten; denn er war an den Boden, den er bebaute, mit Weib und Kind gebunden und mußte den Ertrag seines sauren Schweißes größtenteils den Herren überlassen. Der Papst hatte befohlen, daß jedem Knechte, der das Kreuz nehmen und nach dem heiligen Grabe ziehen wollte, die Freiheit gegeben werden mußte. Dadurch erwarben Tausende ihre Freiheit. Von den vielen Rittern, die ebenfalls nach dem gelobten Lande zogen, kamen die meisten nicht wieder, und in der langen Ungewißheit, ob sie tot seien, machten sich wieder viele der Leibeigenen frei, so daß es ihnen nun erträglicher ging. Andere sahen den Anblick der blühenden Städte in ihrer Nähe und sehnten sich nach gleicher Freiheit und Selbständigkeit. Viele entliefen deshalb ihren Gutsherren und siedelten sich unter dem Schutze der Stadt außerhalb der Stadtmauern an. Da außerhalb der Stadtmauer meist noch ein Pfahlzaun herlief, so nannte man sie Pfahlbürger oder Ausbürger. Wollte nun der Gutsherr seine ihm entronnenen Leibeigenen mit Gewalt wiederholen, so hatte er es mit der ganzen Stadt zu thun. Deshalb wurde er milder gegen seine übrigen Untergebenen und schenkte ihnen wohl unter der Bedingung gewisser Dienste und nicht zu hoher jährlicher Abgaben die Freiheit. Auch schenkte sie ihnen wohl mancher Herr aus frommem Antriebe auf dem Sterbebette. So wirkten viele Ursachen zusammen, das Los der Bauern etwas erträglicher zu gestalten.

3. Den größten Gewinn aber hatte der Papst, der ja als der eigentliche Oberbefehlshaber angesehen wurde und durch die Kreuzzüge bedeutend an Ansehn gewann, so daß durch sie das Papsttum zum höchsten Gipfel der Macht emporgehoben wurde.

4. Besonderen Einfluß übten die Kreuzzüge auch auf das Rittertum, indem sie demselben ein edleres, höheres Thatenziel stellten und es begeisterten, sein Schwert dem Dienste Gottes zu widmen und für die Ausbreitung des Christentums zu wirken. Das geschah besonders in den geistlichen Ritterorden, deren im Verlaufe der Kreuzzüge drei entstanden waren. Solche geistliche Ritterverbindungen zeigten eine Verschmelzung von Mönchs- und Ritterpflichten. Außer den drei Mönchsgelübden (Gehorsam gegen die Oberen, Ehelosigkeit [oder Keuschheit] und Armut) mußten sie noch die Krankenpflege und den Kampf gegen die Ungläubigen geloben. Das Bedürfnis, die erkrankten Pilger und Kreuzfahrer zu pflegen, hatte die Gründung dieser Ritterorden verursacht. Es waren

a) der Johanniterorden. Er war während des ersten Kreuzzuges entstanden und hatte sich zunächst die Pflege kranker und hilfloser Pilger zur Pflicht gemacht. Sein erstes Hospital hatten Kaufleute aus Italien in der Nähe des heiligen Grabes erbaut. Wegen ihrer segensreichen Thätigkeit — Armen- und Krankenpflege — wurden die Johanniter durch zahlreiche Geschenke sehr geehrt. Sie trugen einen schwarzen Mantel mit einem weißen, achteckigen Kreuze auf der linken Seite. Sie nannten sich Johanniter, weil sie Johannes den Täufer zu ihrem Schutzpatron erwählt hatten. Sie teilten sich in drei Klassen: a) die Ritter, welche die Pilger geleiteten und gegen die Ungläubigen kämpften; b) die Geistlichen, welche den Gottesdienst abhielten; c) die dienenden Brüder, welche die Krankenpflege zu übernehmen hatten. An der Spitze des Ordens stand der Großmeister. Der Orden gewann bald zahlreiche Glieder aus allen christlichen Ländern. Noch jetzt widmet er sich im Kriege der Pflege der Verwundeten und Kranken;

b) der Orden der Tempelherren oder Templer. Angeregt durch das Beispiel der Johanniter, legten nach der Eroberung Jerusalems 1099 neun französische Ritter in die Hand des Patriarchen von Jerusalem die ritterlichen Mönchsgelübde ab. Ihr Haus bauten sie sich neben der Moschee Omars, an der Stelle, wo früher der

kostbare jüdische Tempel gestanden, daher der Name Templer oder Tempelherren. Sie hatten sich ebenfalls den Schutz und die Pflege der Pilger zur Aufgabe gestellt. Sie trugen einen weißen Mantel mit einem achtspitzigen blutroten Kreuze und in ihrem Banner die Umschrift: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre!" Durch ihre ungestüme Tapferkeit wurden sie bald der Schrecken der Türken. Der Orden gelangte zu großem Reichtum und großer Macht. Nach dem Verluste des heiligen Landes zog der größte Teil desselben nach Frankreich; er wurde hier bald darauf durch einen französischen König aufgehoben;

c) der deutsche Orden oder der „Orden der Brüder vom deutschen Hause". Kaufleute aus Bremen und Lübeck, die mit dem deutschen Kreuzheere unter Anführung Herzog Friedrichs von Schwaben 1190 (S. 3. Kreuzzug!) vor Akkon lagen, errichteten aus ihren Segeln Zelte, in denen sie Kranke sorgfältig pflegten, und stellten ihr Hospital unter den Schutz der Jungfrau Maria, weshalb die Ordensritter auch Marienbrüder genannt wurden. Aus diesen Veranstaltungen ist dann der deutsche Ritterorden hervorgegangen, so genannt, weil er nur Deutsche aufnahm. Die Ordenstracht bestand in einem weißen Mantel mit schwarzem Kreuz. Er wurde bald der bedeutendste unter allen Orden. Von einem polnischen Herzog zur Unterstützung gegen die heidnischen Preußen gerufen, unterwarf er dieses Land in einem fünfzigjährigen blutigen Kampfe, bekehrte die heidnischen Preußen zum Christentume und brach so der deutschen Kultur und der christlichen Religion die Bahn nach dem Osten. (Vergleich mit Karls des Großen Sachsenkriegen! Was Heinrich I. und Otto I. in ihren Kämpfen mit den Wenden begonnen, nämlich der deutschen Kultur und dem Christentum die Bahn nach dem Osten zu brechen, hat erst der deutsche Ritterorden vollendet!) Er baute dann an der Nogat die prächtige Marienburg (wenn möglich Abbildung zeigen!), von wo aus er unumschränkt über das Land Preußen regierte. Alle Städte in Preußen, Thorn, Kulm, Danzig, Elbing sind Gründungen des Ordens. (Über die Gründung von Königsberg siehe Rudolf von Habsburg.) Das wichtigste Werk desselben sind die starken Dammbauten, durch welche den regelmäßigen Überschwemmungen der Weichsel und Nogat vorgebeugt und das dahinterliegende unermeßliche Sumpfgebiet in eines der üppigsten Fruchtgefilde Deutschlands verwandelt wurde.

Als aber die Ordensregel*) nicht mehr so streng befolgt wurde, als an Stelle der früheren Einfachheit und Sittenstrenge Luxus und Sittenlosigkeit trat, da verfiel der Orden mehr und mehr, bis er zur Zeit Luthers seinen Einfluß vollständig verlor und das alte Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum verwandelt wurde.

---

2. Barbarossas Kämpfe in Italien.

Wir haben nur von den letzten Thaten Barbarossas auf seinem Kreuzzuge gehört. Gewiß hat er auch vorher herrliche Thaten verrichtet, von denen ihr gern hören möchtet.

(Ziel: Wie Barbarossa mit den Lombarden und mit dem Papste kämpft!)

I. Vorbereitung.

Erzähle, was du von den Lombarden bereits weißt!

Ihre Abstammung; Gründung des Longobardenreiches; Eroberung desselben durch Karl den Großen 774; Stellung der Longobarden zum Papst

---

*) Es dürfte für die Kinder sicher nicht ohne Interesse sein, die wichtigsten Punkte der Ordensregel des deutschen Ritterordens zu hören. Diese sind:

1. „Drei Dinge sind die Grundfesten eines jeden geistlichen Lebens, das erste ist

unter Karl dem Großen und Heinrich IV.; ihre freundliche Haltung gegen Heinrich IV.

Die lombardischen Städte — nenne solche nach der Karte! — hatten also treu zu Kaiser Heinrich IV. gehalten, und jetzt soll Barbarossa mit ihnen kämpfen? Kaiser und Lombarden müssen also erbitterte Feinde geworden sein. Wie das gekommen sein mag?

Durch den Handel, der besonders in den Kreuzzügen einen großen Aufschwung genommen, waren die lombardischen Städte reich geworden und wollten von einer Oberhoheit des Kaisers nichts wissen. Sie wählten sich ihre Obrigkeiten selber, verwendeten die Abgaben, die sie eigentlich dem Kaiser schuldig waren, als ihr Eigentum, ja die größeren von ihnen hatten sogar ihre Macht über ihre Mauern hinaus ausgedehnt und sich die benachbarten kleineren Städte

---

Keuschheit ewiglich, das andere ist Gehorsam bis in den Tod, das dritte ist Angelobung der Armut, daß der ohne Eigentum lebe, der da empfängt diesen Orden.

2. In diesen drei Dingen, Keuschheit, Gehorsam, Armut, liegt der Regel Kraft so ganz, daß der Meister des Ordens nimmer Gewalt hat, jemand Urlaub zu geben wider diese drei Dinge. Wenn man da eins zerbräche, so wäre wohl die Regel ganz gebrochen. Nur der Orden in seiner Gesamtheit darf besitzen Gut und Erbe, Land und Äcker, Weingärten, Mühlen, Festen, Pfarren, Kapellen.

3. Alle Brüder sollen sich befleißigen, in brüderlicher Liebe einmütiglich zu leben. Keine Übel- oder Afterrede, keine Prahlerei, kein Lug, kein Fluch, kein Schelten oder Streitwort soll aus ihrem Munde kommen. Keiner soll dem andern mit Schlägen oder Drohen Ungemach anthun. Hat aber ein Bruder sich gegen den andern vergangen, so soll er die Sonne nicht untergehen lassen über seinem Zorne.

4. Frauenkuß ist unerlaubt, selbst bei der eigenen Mutter und Schwester.

5. Der Meister, der aller Vorgesetzter ist, soll den Brüdern ein Vorbild sein. Er soll strafen die Ungehorsamen und trösten die Kleinmütigen. Nur er hat Gewalt, von den Regeln zu befreien, aber nicht von Keuschheit, Armut und Gehorsam.

6. Es ist dieser Orden zur Ritterschaft gegen die Feinde des Kreuzes und Glaubens besonders bestimmt. Daher sind die Dinge, die zur Ritterschaft gehören, Rosse, Waffen, Knechte und wessen man sonst zum Streite bedarf, gestattet. Doch soll am Sattel und Zaume, wie am Schilde kein Gold und Silber oder andere weltliche Farbe sein.

7. Die Ritterbrüder sollen weiße Mäntel tragen zum Zeichen ihrer Ritterschaft. Die Kleider sollen weder zu lang noch zu kurz, weder zu eng noch zu weit sein. Hemden, Niederkleid und Hosen, Bettuch und Bettgewand der Brüder sollen von Leinwand sein. Die Schuhe sollen keine Schnüre, keine Schnäbel, keine hohen Absätze haben.

8. Wenn die Brüder zum Essen kommen, so sollen die Pfaffen den Segen sprechen und die Laien ein Paternoster und ein Ave Maria. An drei Tagen, Sonntags, Dienstags und Donnerstags, ziemt es Fleisch zu essen, an den andern drei Tagen mögen sie Molken und Eier, am Freitag Fastenspeise essen. In ihren Häusern essen die Brüder zwei und zwei mit einander, nur Mus und Trunk hat ein jeder für sich. Es soll wenig, und nur, was notwendig ist, bei Tische gesprochen werden, es sei denn, daß der Oberste um der Gäste willen Erlaubnis giebt. Die Brüder sollen nicht vom Tische aufstehen, ehe denn sie abgegessen haben. Das ganze Brot soll man bewahren, das angebrochene als Almosen geben. Auch soll man den zehnten Teil des Brotes, das in dem Ofen des Hauses gebacken wird, den Armen reichen." (Nach Richter, Quellenbuch.)

und Dörfer unterworfen. Sie waren also kleine Staaten geworden. Am mächtigsten, aber auch am stolzesten und übermütigsten war Mailand. Es war an Stelle Pavias zur wichtigsten Stadt der Lombardei geworden und hatte die Absicht, sich alle Nachbarstädte nach und nach zu unterwerfen. Da war es kein Wunder, wenn es bald zum Kampfe kam, umsomehr, da die lombardischen Städte vom Papste unterstützt wurden.

Wie kam es, daß Barbarossa nicht, gleich seinen Vorgängern, die Lombarden sich selbst überließ und sich auf Deutschland beschränkte?

Die Vorgänger Barbarossas hatten stets in Deutschland mit widerstrebenden Fürsten zu kämpfen, so daß sie an Züge nach Italien und Befestigung ihrer Macht daselbst nicht denken konnten. Friedrich I. aber — er war bei seiner Wahl und Krönung in Aachen 1152, der das versammelte Volk begeistert zustimmte, 30 Jahre alt — stiftete gleich bei seinem Regierungsantritte Frieden in Deutschland, indem er seinem Jugendfreunde, dem Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen, auch noch das Herzogtum Bayern verlieh, auf welches dieser ein Recht hatte. Dadurch wurde Heinrich der Löwe zwar der mächtigste Fürst, mächtiger fast als der Kaiser, aber er blieb doch diesem treu ergeben.

Nun war Barbarossa ein tapferer und streitbarer Mann, das wissen wir aus seinem Kreuzzuge. Er wollte, wie einst Karl der Große und Otto I., nicht nur Kaiser heißen, sondern auch wirklich sein, er begehrte also nicht nur den Namen, sondern auch die kaiserliche Macht. Und bei solchen Bestrebungen war es natürlich, daß es mit den Lombarden sowohl als auch mit dem Papste bald zu heftigen Kämpfen kam.

Davon wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Friedrichs Krönung zum Lombardenkönig. Die lombardischen Städte waren in kurzer Zeit so reich und mächtig geworden, daß der sonst mächtige und stolze Adel im Lande umher es nicht mehr mit ihnen aufnehmen konnte, sondern gezwungen war, sich mit ihnen zu verbinden, in ihre Mauern zu ziehen und es als eine große Ehre anzusehen, zu ihren Bürgern gehören zu dürfen. Selbst die Rechte des Kaisers mißachteten sie. Besonders zeichnete sich Mailand darin aus. Ein kaiserliches Schreiben, in welchem Friedrich die stolzen Bürger auf ihr Unrecht aufmerksam machte, wurde von ihnen zerrissen und in den Kot getreten.

Da überstieg Barbarossa mit Heeresmacht die Alpen. Das kaiserliche Ansehn in Italien wieder herzustellen, war das Ziel dieses Zuges. Wie di

anderen Städte Oberitaliens, so schickte auch Mailand dem Kaiser nach uralter Sitte ein Geschenk entgegen, nämlich ein goldenes Weinfaß, mit Goldstücken angefüllt. Doch dieser ließ sich durch den Glanz des Goldes nicht blenden. Nach alter Kaisersitte hielt er in der großen Poebene zwischen Cremona und Piacenza einen großen Reichstag über die lombardischen Städte. Hier erhoben viele derselben Klagen gegen das mächtige Mailand, welches die andern unterjochen und sich eine große Herrschaft in Oberitalien gründen wollte. Gern hätte Friedrich die stolze Stadt gedemütigt, aber sein Heer war jetzt nicht stark genug, und so begnügte er sich, einige kleinere, mit Mailand verbündete Städte, die sich seinen Befehlen nicht fügen wollten, zu erobern und zu verbrennen. Dadurch setzte er ganz Oberitalien in Schrecken. Darauf zog er nach Pavia. Im Triumph führten ihn die Bürger dieser Stadt in ihre Thore ein. Hier, in der alten Hauptstadt des Lombardenreiches, empfing er, wie einst Karl der Große, die eiserne Krone der Lombarden, worauf er ein dreitägiges Freudenfest feierte.

2. Seine Kaiserkrönung. Von Pavia aus zog Friedrich nach Rom. Er wünschte mit dem Papste in gutem Einvernehmen zu bleiben, und nachdem er eidlich gelobt hatte, den Papst zu schirmen und zu schützen, erschien dieser im Lager Friedrichs draußen vor der Stadt. Hierher kamen auch römische Gesandte, welche in anmaßender und prahlerischer Rede von der Macht und Herrlichkeit Roms sprachen und erklärten, daß sie ihn für teures Gold zum Kaiser machen wollten, wenn er sich durch einen Eid verpflichte, die Einrichtungen der Stadt Rom schonen zu wollen. Mit ruhiger Würde aber entgegnete ihnen Friedrich: „Ich kann nicht genug erstaunen, daß eure Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit enthalten. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Roms; nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen an die Deutschen, sondern auch die Tugenden. Darum regieren euch deutsche Könige, darum ratschlagen für euch deutsche Fürsten, darum kämpfen für euch deutsche Ritter. Ich komme, nicht um von euch zu empfangen, sondern um euch zu retten vor innerem und äußerem Zwiste; ich komme wie ein Glücklicher zu Elenden, wie ein Starker zu Schwachen! Haben Karl und Otto Rom durch Gunst erhalten und nicht vielmehr durch ihren starken Arm den Longobarden entrissen und mit ihrem Reich vereinigt? Jetzt bin ich der rechtmäßige Herr, und niemand wird meinen Händen die Gewalt entreißen!“

Durch solche Worte erschreckt, kehrten die Gesandten nach Rom zurück. In der Nacht ließ Friedrich auf den Rat des Papstes tausend Mann auserlesener Truppen in die Stadt ziehen und die Peterskirche besetzen. Am folgenden Morgen hielt er in Begleitung des Papstes seinen Einzug in Rom und wurde in Gegenwart seines ganzen Heeres vom Papste zum Kaiser gekrönt,

worauf er nach seinem Lager zurückkehrte. Da stürmten die überlisteten Römer vom linken Tiberufer her über die Brücke und griffen das deutsche Lager heftig an. Es entspann sich ein blutiges Gefecht, aber obgleich die Deutschen sich der Hitze wegen entwaffnet und eben zum Mahle gesetzt hatten, schlugen sie dennoch nach hartem Kampfe die Römer zurück. Im Kampfgetümmel stürzte Friedrich vom Pferde, aber die Tapferkeit Heinrichs des Löwen rettete ihn und scheuchte die Römer hinter die Mauern zurück. „So haben wir denn," sagte Friedrich, „den Wunsch der Römer erfüllt und das Kaisertum erkauft, aber nicht mit Gold, sondern nach alter deutscher Sitte mit dem Schwerte. Das ist der Preis, den der Kaiser für die Krone zahlt!" Dem verwundeten Löwen trocknete Friedrich selbst das Blut ab und sprach: „Heinrich, ich gedenke dir's!"

Nun kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück. In einem Engpasse der Etsch, der sogenannten Veroneser Klause, stand auf scheinbar unnahbarer Höhe eine Burg. Von hier aus drohte ein wilder Ritter die Vorüberziehenden mit Steinen zu zerschmettern, wenn der Kaiser nicht ein hohes Lösegeld, seine Ritter nicht Pferd und Harnisch opfern wollten. Da erklomm ein tapferer Ritter, Otto von Wittelsbach, mit 200 kühnen Jünglingen unter unsäglichen Mühseligkeiten die Rückseite eines steilen, die Burg überragenden Felsens, den die Feinde für unersteiglich hielten. Jetzt verzweifelten die Raubritter; viele von ihnen wurden im Kampfe getötet, die Anführer aber als Räuber aufgeknüpft.

3. Der Kampf mit Mailand. a) **Die erste Belagerung.** Kaiser Friedrich konnte den Übermut des stolzen Mailand nicht vergessen. Es wurde um so hochmütiger, weil der erste Römerzug Barbarossas es verschont hatte. Diese Schonung legte es als Schwäche des Kaisers aus. Die von diesem zerstörten Städte wurden durch die Mailänder wieder erbaut, während die kaiserlich gesinnten Städte von ihnen hart bedrückt wurden. Da unternahm Friedrich einen zweiten Zug über die Alpen. Mit einem Heere von 100000 Mann zu Fuß und 15000 zu Roß brach er in Italien ein. Es war das auserlesenste und mächtigste deutsche Heer, das je die Alpen überstiegen hat. Die Mailänder wollten sich durch Gesandte rechtfertigen und den Kaiser durch Geld gewinnen, sich aber nicht unterwerfen. So wurde denn die stark befestigte und von zahlreichen tapfern Bürgern hartnäckig verteidigte Stadt von allen Seiten eingeschlossen und nach vierwöchentlicher Belagerung zur Übergabe gezwungen. Der Erzbischof mit der ganzen Geistlichkeit kam barfuß, mit Kreuzen in den Händen, in das Lager; dann folgten die Vornehmsten der Stadt, in zerrissenen Kleidern, mit bloßen Schwertern auf dem Nacken oder Stricken um den Hals gebunden. So erschienen sie vor dem Kaiser, fielen ihm zu Füßen und schwuren ihm den Eid der Treue. Sie mußten versprechen, sich aller königlichen Rechte zu enthalten, die Nachbarstädte in Ruhe zu lassen und Geiseln als Unterpfand

der Treue zu stellen. Der Kaiser sprach: „Ich herrsche lieber über Gehorsame, als über Gezwungene, ich belohne lieber, als ich strafe, aber vergessen soll niemand, daß ich eher durch Gehorsam, als durch Krieg zu besiegen bin.“ Doch verschonte er die Stadt.

b) **Der zweite Kampf.** aa) Veranlassung. Kaum aber war Kaiser Friedrich abgezogen, so erhoben die stolzen Bürger schon wieder trotzig das Haupt. Der kaiserliche Gesandte, der vom Kaiser den Auftrag hatte, in Mailand einen Statthalter einzusetzen, damit dieser an Stelle des Kaisers dort die Aufsicht führte, wurde in einem blutigen Volksaufstande so mißhandelt, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Das erregte den Zorn des Kaisers. Die Mailänder Abgesandten, vor den Kaiser gefordert, meinten trotzig: „Wir schwuren dir zwar den Eid, doch schwuren wir nicht, ihn zu halten.“ In ihrem Trotz wurden sie durch den neuen Papst, Alexander III., noch bestärkt. Er war ein erbitterter Gegner des Kaisers, und wie einst unter Gregor VII., so sollte auch unter ihm die päpstliche Macht über die kaiserliche triumphieren. In seinem Zorne gelobte der Kaiser, die Krone nicht eher wieder aufzusetzen, bis er das stolze Mailand vernichtet und dem Erdboden gleich gemacht.

bb) Belagerung. Mit einem ungeheuren Heere schloß der Kaiser die Stadt ein. Diese aber wurde tapfer verteidigt, wohnten doch innerhalb ihrer Mauern 60000 waffenfähige Männer. So zog sich die Belagerung in die Länge. Fast drei Jahre lag der Kaiser vor der Stadt, und obschon er ihr alle Zufuhr abschnitt, um sie durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, so war doch die Verteidigung derselben eine sehr hartnäckige. Furchtlos schauten die Mailänder von ihren Türmen und Wällen auf das kaiserliche Heer herab. Es floß viel Blut auf beiden Seiten, denn die lange Belagerung machte nicht nur die Deutschen, sondern auch die Mailänder grausam und hart. Infolge der strengen Einschließung entstand allmählich eine so große Hungersnot in der Stadt, daß selbst Verwandte einander wie Räuber anfielen, um Nahrung zu bekommen. Zu dieser gräßlichen Hungersnot gesellten sich ansteckende Krankheiten; ja zuletzt entstand noch Zwietracht zwischen den Parteien der unglücklichen Stadt: die einen wollten sich ergeben, die andern die Belagerung fortsetzen. So von Hunger, Krankheit und innerer Zwietracht zur Ergebung gezwungen, flehten die Mailänder endlich um Frieden und baten noch einmal um die kaiserliche Gnade. Aber diese war erschöpft; da die Gelindigkeit sie nur noch verwegener gemacht hatte, so beschloß Friedrich nun, ein hartes Strafgericht an ihnen zu üben. Er forderte Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade, und die ehemals so trotzigen Bürger mußten sich fügen.

cc) Des Kaisers Strafgericht. In hundert Scharen geteilt, so zogen die abgemagerten Bürger aus der Stadt, Stricke um den Hals, Asche auf den Häuptern und Kreuze in den Händen, der Adel mit dem bloßen Schwerte auf

dem Nacken. Der Kaiser saß gerade bei Tafel und ließ die Mailänder lange im Regen warten. Endlich trat er hervor und nahm auf einem hohen Throne Platz, umgeben von den Großen seines Heeres. In Totenstille ging der unabsehbare Zug an ihm vorüber, und jede Schar legte ihre Fahne vor dem Kaiser nieder. Endlich kam der große Fahnenwagen, ein mit Eisen beschlagener, mächtiger Wagen, der in der Mitte mit einem beweglichen Mastbaum versehen war und an seiner Spitze ein Kreuz und das Bild des heiligen Ambrosius, des Schutzpatrons der Stadt, trug. Unter dem Schmettern der Posaunen ließ der Kaiser den Wagen zertrümmern. Bei diesem Anblick fielen alle Mailänder auf die Kniee, brachen in ein lautes Wehgeschrei aus und flehten um Erbarmen; denn mit Mailands Macht schien es nun aus zu sein. Alle weinten, nur der Kaiser blickte stumm und unbewegt. Er gebot: „Mailand soll in Staub zerfallen und vom Angesichte der Erde verschwinden. Binnen acht Tagen verlassen alle Bewohner die Stadt und bauen sich an vier Orten, von denen jeder zwei Meilen vom andern entfernt ist, an." (Warum?) So schenkte ihnen der Kaiser nur das Leben. Durch eine eingerissene Stelle der Mauer hielt Friedrich seinen Einzug in die unglückliche Stadt. Dann begann die Zerstörung derselben; die Mauern wurden durchbrochen, die Türme niedergerissen, die Häuser mit Ausnahme der Kirche und Paläste verbrannt. Monatelang wüteten nun die Flammen und Brechwerkzeuge in der Stadt, bis etwa nur der fünfzigste Teil derselben stehen blieb. Die Sage erzählt sogar, der Kaiser habe die Stadt völlig zerstören, dem Erdboden gleich machen und einen Pflug kreuzweise darüber hinfahren lassen. Das ist geschehen 1162.

Nun, als die Stadt in Trümmern lag, setzte der Kaiser bei einem großen Dankfeste in Pavia die Krone wieder auf: er hatte sein Wort gelöst. Nachdem sich auch die andern lombardischen Städte aus Furcht unterworfen hatten, zog er nach Deutschland zurück.

4. Der Kampf mit dem lombardischen Städtebunde.

a) **Veranlassung.** Friedrich hatte in allen lombardischen Städten kaiserliche Statthalter eingesetzt. Diese, meist Deutsche, vergalten durch schweren Druck den Hochmut, mit dem einst Mailand und die ihm verbundenen Städte dem Kaiser entgegengetreten waren. Da erwachte in der Brust der stolzen Italiener der alte Haß gegen die Deutschen. Einen klugen und mutigen Bundesgenossen fanden die bedrückten Städte in Papst Alexander III., der des Kaisers Feind war. Unter seiner Leitung schlossen die lombardischen Städte einen großen Bund mit einander. Freunde und Feinde vereinigten sich. Der Haß gegen das übermütige Mailand war vergessen, weil es seinen Übermut so schwer gebüßt, und die erste Handlung des neuen Bundes war, daß alle sich vereinigten, Mailand aus seinen Trümmern wieder aufzurichten. Und schneller fast, als sie niedergerissen waren, erstanden die starken Mauern wieder, denn

ehe man noch daran ging, die Häuser wieder einzurichten, arbeiteten Männer und Frauen, Greise und Kinder an der Erbauung der Stadtmauern. Auch im Innern ging die Arbeit schnell; denn von der Zerstörung her standen noch viele Häuser, und die Kirchen waren fast alle unversehrt geblieben. So war das große Mailand, wie durch ein Wunder, wieder erstanden. Da konnte Kaiser Friedrich nicht länger zögern, er mußte abermals über die Alpen ziehen.

b) **Des Kaisers Unglück.** Der Kaiser wandte sich zuerst nach Rom, um seinen Gegner, den Papst Alexander, zu demütigen. Dieser schleuderte den Bannfluch gegen Friedrich, mußte aber schließlich doch aus Rom entfliehen und nach Frankreich gehen. Friedrich gelang es, den größten Teil der Stadt Rom zu erobern und einen Gegenpapst einzusetzen. Damit hatte aber sein Glück ein Ende; denn kaum hatte er draußen vor der Stadt ein Lager bezogen, als an einem sehr heißen Sommertage auf einen starken Regen die brennendste Sonnenhitze folgte. Eine furchtbare Seuche brach in seinem Heere aus, und binnen acht Tagen wurden viele Tausende hingerafft. Die Krankheit schonte der Vornehmen so wenig als der Geringen. Die Menschen starben so schnell, daß am Mittag oft auf der Straße tot niederfiel, wer am Morgen noch gesund gewesen war. Acht Bischöfe, vier Herzöge und einige Tausende edler Grafen und Herren kamen um; der größte Teil des Heeres starb, so daß nur schleuniger Rückzug den Rest retten konnte. An eine Bestrafung der Lombarden war unter solchen Umständen nicht zu denken. Auf ungangbaren Wegen, da ihm die große Heerstraße durch die Lombarden verlegt war, eilte er, in allen seinen Hoffnungen bitter getäuscht, mit nur wenigen Begleitern wie ein Flüchtling über die Alpen. In Susa, im engen Gebirgsthale der Dora Ripera gelegen, verschworen sich sogar einige Bürger, ihn morgens im Schlafe zu töten. Der Plan wurde jedoch verraten, und ein treuer Ritter, Hartmann von Siebeneichen, dem Kaiser an Gestalt sehr ähnlich, legte sich ins Bett, während der Kaiser unter einer Verkleidung glücklich aus der Stadt entkam. Als die Bürger die Täuschung erkannten, ehrten sie die Treue und edle Gesinnung des Ritters und ließen ihn ungekränkt ziehen. Der lombardische Städtebund aber wurde unter Mailands Führung immer mächtiger. Sogar die ehemals kaiserlich gesinnten Städte traten ihm bei. Dem Kaiser zum Trotz bauten sie eine neue feste Stadt, die sie ihrem Verbündeten, dem Papste, zu Ehren Alessandria nannten (am Tanaro, einem rechten Nebenflusse des Po). Die kaiserlichen Beamten aber wurden sämtlich verjagt.

c) **Des Kaisers Rachezug.** Sechs Jahre weilte der Kaiser in Deutschland, um hier Ordnung zu stiften und seinen Rachezug vorzubereiten. An der Spitze eines glänzenden Heeres überschritt er dann die Alpen. Die erste Stadt, die seine harte Hand fühlen mußte, war Susa: er steckte es in Brand. Die Flammen dieser verräterischen Stadt sollten den Lombarden den Rächer ver-

künden. Dann rückte er vor Alessandria und begann die Belagerung dieser mächtigen Festung. Vergebens aber waren alle Stürme auf die Mauern, denn diese waren fest und wurden von 15000 tapfern Streitern verteidigt. Sieben Monate lang lag Friedrich vor der Stadt. Es war Winter; häufiger Regen durchnäßte den ohnehin sumpfigen Boden; Krankheiten aller Art schwächten das deutsche Heer. Ein Teil seiner Kriegsleute wurde fahnenflüchtig, weil es an Lebensmitteln mangelte. Dennoch wollte der Kaiser von der Stadt nicht weichen, die ihm zum Trotze erbaut worden war. Als aber die Nachricht kam, daß ein großes lombardisches Heer im Anzuge sei, hob er sofort die Belagerung auf und gab sein Lager den Flammen preis. Es kam vorläufig zu einem Waffenstillstand, aber die Verhandlungen führten zu keinem befriedigenden Ergebnis, und so stand die Entscheidung der Waffen wieder in Aussicht.

d) **Friedrich und Heinrich der Löwe.** In dieser Not wandte sich der Kaiser an die deutschen Fürsten. Diese waren aber des ewigen Krieges in Italien müde. Einige kleinere erschienen zwar und führten dem Kaiser Hilfstruppen zu, aber der mächtigste deutsche Fürst, Heinrich der Löwe, auf dessen Kraft und Treue er am meisten baute, verweigerte die Heeresfolge. Der Kaiser konnte es nicht glauben und lud ihn zu einer Zusammenkunft ein, weil er hoffte, die alte Jugendfreundschaft zwischen ihm und dem Löwen werde wiederkehren, sobald sie sich von Angesicht zu Angesicht sähen. Zu Chiavenna, einem Städtchen am Komersee, trafen sie zusammen, und der Kaiser sprach: „Stets hielt ich dich hoch vor allen Fürsten Deutschlands, o Heinrich; nicht bloß durch deinen Eid, auch durch die Bande des Blutes bist du ja mein. O verlaß mich zu dieser Stunde nicht! Deutschlands Ehre steht auf dem Spiele!“ Aber der Löwe dachte daran, daß er lange genug den Absichten Friedrichs auf Italien gedient, dachte an seine eigene Erhöhung, wenn Friedrichs Macht gebrochen sein würde, — nur an Deutschland dachte er nicht. Und so erwiderte er kalt, mit nichtiger Entschuldigung: „Dein Dienst, o Kaiser, hat mich vor der Zeit alt und mürbe gemacht (er war damals 46 Jahre alt), daß ich nicht über die Alpen ziehen kann; doch gern will ich dir von meinem Schatze spenden, daß du ein Heer aufbringst und versorgst.“ „Nicht deines Goldes, deiner selbst bedarf ich und deiner Kraft,“ sprach der Kaiser. Hierauf erwiderte der Löwe nach einigem Bedenken: „Wohlan, so gieb mir deine Stadt Goslar am Harz, und ich will dir folgen.“ „O begehre in dieser Not nichts Unbilliges,“ entgegnete ihm der Kaiser, „gedenke der alten Zeit, unserer alten Freundschaft und Liebe!“ Aber der Löwe blieb starr und stumm. Da übermannte den Kaiser der Gedanke an die Gefahr, welche der Ehre des deutschen Namens in Italien drohte, so mächtig, daß er seiner Krone vergaß, vor dem Löwen auf die Kniee sank und flehend rief: „Nur diesmal, Heinrich, verlasse mich nicht!“ Der Löwe erschrak, als er den Kaiser vor sich knieen sah, dennoch

blieb er fest bei seiner Weigerung. „Steh auf, mein lieber Herr," sprach jetzt die Kaiserin zu ihrem Gatten, „Gott wird dir beistehen, wenn du einst dieser Stunde und dieses Hochmuts gedenkst." So schieden die beiden von einander — der Kaiser, wie aus einem schweren Traum erwacht, voll Zorn und Grimm, der Löwe voll banger Ahnung der Zukunft — der Kaiser brach nach Italien, der Löwe nach Sachsen auf.

e) **Die Entscheidung bei Legnano.** Bald darauf kam's zur Entscheidung. War auch des Kaisers Heer geschwächt, so zog er doch einen rühmlichen Untergang einer schändlichen Flucht vor. Ehe er sich mit seinen Getreuen aus Deutschland vereinigen konnte, griffen ihn die Lombarden bei Legnano, in der Nähe des Ticino, an. Es war am 29. Mai 1176. Trotz der Schwäche seines Heeres stürmte der Kaiser mit seinen Deutschen heran; ihr Ungestüm warf die Lombarden zurück; schon flohen sie gen Mailand hin, schon war er bis zur Mitte der Feinde, bis zu ihrem großen Fahnenwagen, vorgedrungen, da stürmten 300 tapfere Jünglinge, die Schar des Hauptbanners, und 900 Reiter, die Schar des Todes genannt, welche sich zum Schutze des Fahnenwagens auf Tod und Leben verbündet hatten, aus einem Hinterhalte zum verzweifelten Kampfe hervor. Nur wenige Getreue waren noch um den Kaiser. Unter den wuchtigen Streichen der Lombarden sank der Fahnenträger des Kaisers mit der Reichsfahne neben seinem Herrn zu Boden. Noch flößte der hohe Helmbusch und die goldene Rüstung des Kaisers den Seinigen Mut ein, heldenmütig kämpfte er allen voran. Plötzlich stürzte auch er mit dem Streitrosse nieder und verschwand vor ihren Augen. Der Ruf, der Kaiser sei gefallen, erfüllte alle mit Schrecken. Da sie ihren Führer unter den Toten wähnten, ergossen sich die Deutschen in regelloser Flucht. „Sieg! Sieg!" jauchzten die Lombarden. Sie eroberten das Lager und erbeuteten die Reichsfahne und des Kaisers Schild. Dieser selbst wurde drei Tage lang für verloren gehalten, und schon hatte seine Gemahlin Trauerkleider angelegt, als er am vierten Tage voll tiefen Kummers plötzlich wieder in Pavia erschien. Nur mit wenigen Getreuen war er auf fast wunderbare Weise aus dem Getümmel der Schlacht gerettet worden. Seine Macht und sein Ansehn in Italien aber schien für immer gebrochen.

f) **Der Friede.** Die furchtbare Niederlage bei Legnano änderte des Kaisers Gesinnung gegen Italien. Statt durch die Gewalt der Waffen wollte er auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen und milder Nachgiebigkeit die Italiener für sich gewinnen. Auch darin zeigte er sich groß, daß er Zielen, die sich als unerreichbar bewiesen, nicht länger nachjagte. Er beschloß, sich zunächst mit dem Papste zu versöhnen. Alexander III., im Glücke ebenso friedevoll wie großherzig im Unglück, bot gern die Hand dazu und sprach ihn vom Banne los. Beide Gegner, ausgezeichnet durch Größe und Stand-

haftigkeit, hatten den Wechsel des Schicksals und die verderblichen Folgen der Zwietracht reichlich kennen gelernt, und so kamen sie nach Venedig und boten einander aufrichtig die Hand zur Versöhnung. Auf reichverzierten Schiffen segelte der Kaiser mit seinen Großen nach der berühmten Stadt. Hier empfingen ihn alle Edlen Venedigs und unzähliges Volk und geleiteten ihn zum Eingang der Markuskirche, wo ihn Alexander im päpstlichen Schmucke erwartete. Und als der Kaiser vor dem Papste in aufrichtiger Verehrung die Kniee beugte, da hob ihn der greise Alexander sofort auf, umarmte und küßte ihn unter Thränen und führte ihn in die Kirche, wo er ihm, unter dem Jubel des angestimmten Lobgesanges „Herr Gott, dich loben wir", seinen Segen erteilte. Die Freude aber über den geschlossenen Frieden hallte aus der Kirche hinaus über ganz Italien und Deutschland hin. Beide Männer, die sich im Unglück gegenseitig achten gelernt hatten, blieben von nun an lebenslang gute Freunde.

Durch Vermittelung des Papstes kam auch mit dem lombardischen Städtebunde ein vorläufiger Waffenstillstand auf sechs Jahre zustande 1177. Während dieser Zeit sollte an einem dauernden Frieden gearbeitet werden. Derselbe wurde auch auf einem Reichstage zu Konstanz 1183 geschlossen. Der Kaiser, jetzt milder und zur Ruhe geneigt, bewilligte den lombardischen Städten das Recht, sich ihre Obrigkeiten selbst zu wählen. Diese mußten dagegen die Oberhoheit des deutschen Reiches anerkennen und sich verpflichten, den deutschen Heeren gute Wege und Brücken zu unterhalten, ihnen die nötigen Lebensmittel zu liefern, sowie dem Kaiser bei seinem persönlichen Erscheinen in ihrer Mitte die seit alter Zeit herkömmlichen Geschenke darzubringen.

So endete der 22jährige erbitterte Kampf. Der Friedenstag zu Konstanz wurde zu einem Tage der Freude und des Glanzes, an welchem sich Deutsche und Italiener freundschaftlich die Bruderhand reichten. Im Jahre 1184 zog nun der Kaiser zum letzten Male nach Italien; es war die sechste Römerfahrt. Er bedurfte jetzt keines Heeres; aller Groll gegen die Lombarden war aus seinem Herzen geschwunden, und diese selbst gedachten der vergangenen Kämpfe nicht mehr. Die Thore der lombardischen Städte thaten sich von selbst auf, und Mailand, das vor 22 Jahren unter seinem Zorne in den Staub gesunken war, bereitete ihm einen großen Triumpheinzug. Alle Feindschaft war vergessen, alles Unrecht verziehen; unter dem Schirme der kaiserlichen Huld waltete Friede und Eintracht durch das ganze weite Reich.

5. Das Strafgericht über Heinrich den Löwen. Als Barbarossa nach dem Waffenstillstand zu Venedig nach Deutschland zurückkehrte, wartete seiner eine traurige Pflicht. Es galt, das kaiserliche Ansehn, welches durch den Trotz des mächtigsten Fürsten entwürdigt war, wieder herzustellen. Er trat vor den deutschen Fürsten mit der Klage auf, daß Heinrich in der Not Kaiser und Reich verlassen habe. Der Herzog wurde nach Worms vor

ein Fürstengericht zur Verantwortung geladen. Aber der Löwe kam nicht; auch eine weitere zweimalige Vorladung beachtete er nicht. Auf seine Kraft trotzend, versäumte er die letzte Frist, um die Gnade des Kaisers zu bitten. So traf ihn denn im Jahre 1180 die Reichsacht,*) weil er die Heeresfolge gebrochen, die deutschen Fürsten vielfach gekränkt und an der Majestät des Kaisers gefrevelt, und es wurden ihm alle seine Würden und Länder abgesprochen und dadurch seine große Macht zersplittert. Das Herzogtum Bayern erhielt der tapfere Otto von Wittelsbach, der Stammvater der jetzigen bayerischen Königsfamilie; die übrigen Länder dagegen wurden zersplittert und an viele Fürsten verteilt; Lübeck und Regensburg wurden freie Reichsstädte. Heinrich den Löwen verließ indessen sein Mut nicht; mannhaft kämpfte er jetzt wie immer gegen seine Feinde, die von allen Seiten heranrückten. Doch all seine Tapferkeit war vor der Übermacht umsonst. Und als auch der Kaiser mit einem gewaltigen Heere erschien und ihn bis Lübeck zurückdrängte, da wollte er wenigstens seine Erbländer, Braunschweig und Lüneburg, noch retten. Er demütigte sich, warf sich 1181 in Erfurt dem Kaiser zu Füßen und bat um Lösung von der Acht. Als der Kaiser ihn, vor dem er einst in Chiavenna bittend gekniet, so tief gebeugt sah, gedachte er in Thränen der alten Freundschaft, hob ihn tiefergriffen auf und rief aus: „O Heinrich, wer hat dich denn gestürzt als du selbst? Du bist das eigene Werkzeug deines Unglücks!“ Er löste die Reichsacht und hätte ihn aus alter Jugendfreundschaft

*) Die Acht war eine uralte Strafe. Schon bei den alten Deutschen wurde sie angewendet. Wer in irgend einer Weise den Frieden des Landes störte oder sich am Leben des Nächsten vergriff, wurde von ihr betroffen. Er wurde dadurch ausgestoßen aus der bürgerlichen Gemeinschaft, mußte Weib und Kind, Haus und Hof verlassen, war damit seiner Heimat ledig und ging in Wälder und Wüsten, ein landflüchtiger, friedloser Mann. Sein Weib galt von diesem Tage an als Witwe, seine Kinder als Waisen; sein Erbe und Eigentum gehörte seinen Kindern oder wurde mit Beschlag belegt, sein Leib und sein Fleisch aber sollte gehören den Tieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen in den Wassern. Wo jedermann Friede und friedliches Geleit hatte, da sollte er keines haben; er wurde hinausgestoßen in die vier Winde der Welt und durfte sich von niemandem sehen lassen. Wer ihn dennoch sah und seiner habhaft werden konnte, mußte ihn seinen Richtern überliefern, damit er von ihnen bestraft wurde. Niemand durfte ihn bei Strafe aufnehmen oder ihn unterstützen. Frei wie der Vogel in der Luft oder das Wild im Walde war er der Rache seiner Feinde preisgegeben. (Vergleiche die Verfemung unter „Femgerichte“.)

Der eines Verbrechens Angeklagte wurde dreimal vorgeladen, um sich zu rechtfertigen oder Buße zu thun. Erschien er bei der dritten Vorladung nicht, so wurde er in die Acht erklärt. Es war das die sogenannte Unteracht, die von jedem Reichsfürsten ausgesprochen werden konnte. Wenn er nun über ein Jahr in der Acht blieb, ohne die nötige Buße zu leisten, so sprach der Kaiser die Oberacht oder die Reichsacht über ihn aus. Sie erstreckte sich über das ganze Reich, und der so Geächtete war völlig rechtlos und mußte sein Vaterland verlassen. (S. Heinrich der Löwe. — Siehe auch: Bannfluch bei Heinrich IV. und vergleiche Bann und Acht.)

wohl auch wieder erhöht, aber er durfte es nicht ohne den Richterspruch der Fürsten. Diese ließen ihm Braunschweig und Lüneburg, doch sollte er sieben Jahre lang das Reich meiden. Diese lange Frist verkürzte ihm der Kaiser auf drei Jahre. So mußte nun der Löwe, welcher einst Königen gleich gestanden, mit Weib und Kindern, arm und verbannt, hilflos von dannen ziehen. Er ging zum König von England, dem Vater seiner frommen Gemahlin. Aus seinem Geschlechte stammt die heutige englische Königsfamilie, während sein letzter Nachkomme im Herzogtum Braunschweig 1884 gestorben ist.

So war die Macht des Löwen, dessen Geschlecht man auch die Welfe nannte, zertrümmert. Um so höher wuchs nun die Macht der Hohenstaufen heran, wie für die Ewigkeit gegründet, und auf deutscher Erde schien sie ihres Gleichen zu haben. Der edle Kaiser aber gebrauchte sie mit Weisheit und Mäßigung zur Wohlfahrt des Reiches.

6. Barbarossas friedliche Kaiserherrlichkeit. Ein Abbild der kaiserlichen Macht und Größe Barbarossas war der Reichstag zu Mainz, auf welchem er zu Pfingsten 1184 ein großes Fest veranstaltete, das an Pracht und Glanz alle bisherigen übertreffen sollte. Der höchste Glanz der ritterlichen Zeit vereinte sich hier; denn der Kaiser wollte an diesem Tage seine beiden ältesten Söhne durch die Schwertleite wehrhaft machen und dabei den vollen Glanz des nun wieder in Frieden geeinigten Reiches der ganzen Welt zeigen. Da Mainz die vielen Gäste nicht zu fassen vermochte, so erhob sich am schönen Rheinufer eine bunte, bewegliche Stadt von Zelten. Über das Fest selbst erzählt ein Geschichtsschreiber der damaligen Zeit:

„Im Jahre 1184, um Pfingsten, hielt Kaiser Friedrich einen sehr berühmten Hoftag zu Mainz. Dahin kamen alle Würdenträger, Beamten und Fürsten, dahin die Erzbischöfe und alle Großen und Edlen, welche dem Kaiser zu gefallen wetteiferten. In der Ebene, welche sich in der Nähe von Mainz zwischen Rhein und Main ausbreitet, erhob sich eine leicht gebaute, aber glänzende und prächtige Stadt zur Aufnahme der von stattlichem Gefolge begleiteten Fürsten und Großen. Zahllose, in den verschiedensten Farben erglänzende Zelte bedeckten die weite Ebene, auf ihren Spitzen mit Fahnen und Bannern geschmückt. Mehr noch staunte man die Vorräte von Lebensmitteln an, welche auf des Kaisers Befehl von allen Seiten her, zu Lande und zu Wasser, herbeigebracht wurden. Eine ganze Flotte von Schiffen lag längs des Rheinufers, welche unerschöpfliche Massen Weins aus der weinreichen Landschaft herbeigeführt hatten. Und nicht anders war es mit Getreide, Brot, Schlachtvieh und Geflügel. — Wohl bedurfte man so gewaltige Vorräte, denn drei Tage lang sollte die Masse der Fürsten und Edlen als Gäste des Kaisers bewirtet werden. Auf siebzigtausend schätzte man die Zahl der Ritter und Krieger, und dazu kam noch das Heer der Geistlichen und der Leute niederen Standes.

Am ersten Pfingstfeiertage schritt Kaiser Friedrich mit seiner Gemahlin im Schmucke des kaiserlichen Stirnreifes in feierlichem Zuge, geleitet von einem glänzenden Gefolge, zu der in der Mitte des Lagers errichteten Kirche. Mit der königlichen Krone auf dem Haupte folgte ihnen der älteste Sohn, König Heinrich. In ebenso stattlichem Zuge verließen sie auch nach der Messe die Kirche. Glänzende Gastmähler schlossen den ersten Festtag, bei welchen die Fürsten des Reiches in eigener Person den Dienst bei

dem Kaiser versahen. Am folgenden Tage fanden nach der Frühmesse glänzende Ritterspiele und Waffenübungen statt, bei welchen des Kaisers Söhne, König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben, ihre Gewandtheit in der Führung der Waffen bewiesen. Bei zwanzigtausend Rittern wetteiferten da nicht bloß in allen ritterlichen Künsten, sondern auch in Kostbarkeit der Rüstung, Glanz der Waffen und in Schönheit der Rosse. Kaiser Friedrich selbst erschien in ihrer Mitte und nahm an ihren Kämpfen teil. Als das glänzende Schauspiel beendet war, wurden des Kaisers Söhne feierlich mit dem Schwerte umgürtet und zu Rittern geschlagen. Und zur Feier des frohen Ereignisses ließen sie dann den in Scharen zusammengeströmten armen Leuten Gold und Silber, Pferde, Gewänder und andere Gaben austeilen.

Unter ähnlichen Festlichkeiten verlief der dritte Tag. Am vierten Tage begann sich die Menge nach allen Seiten hin zu zerstreuen, und mit der Kunde von der Herrlichkeit zu Mainz erfüllte zugleich der Ruhm des Kaisers Friedrich nicht nur das ganze Deutschland, sondern auch die angrenzenden Länder, und Dichter und Sänger priesen wetteifernd die Wonne des Mainzer Festes und den Ruhm des Kaisers und seiner Söhne.“*)

Zufriedener hatten Fürst und Volk nie einen Reichstag verlassen. Kindern und Kindeskindern erzählte man noch von den unvergleichlichen Festen in Mainz und von dem mächtigen Kaiser, der sie veranstaltet; denn aller Glanz, alle Herrlichkeit und Größe schien nur von ihm ausgegangen zu sein.

Nach einem so thatenreichen, herrlichen Leben hätte Friedrich seine letzten Tage in Ruhe und Frieden genießen können. Da erscholl plötzlich die Kunde, daß Jerusalem in die Hände der Ungläubigen gefallen sei. Von neuem regte sich die Begeisterung für das heilige Land, und auch der ritterliche, fromme Friedrich beschloß, sein ruhmreiches Leben durch einen solchen Gott wohlgefälligen Zug ins gelobte Land zu krönen.

Von seinem Kreuzzuge haben wir bereits gehört.

B. Vertiefung.

1. Welches Ziel hat sich Barbarossa in Italien gesteckt?

Er will das unter seinen Vorgängern tief gesunkene kaiserliche Ansehn wieder zur Geltung bringen; er will die Hoheitsrechte, die dem Kaiser seit langer Zeit zustehen, auch wirklich ausüben. Dazu hat er ein Recht, denn durch seine Wahl zum deutschen König wurde er gleichzeitig König der Lombarden und römischer Kaiser, also Herr über Italien. In ihm lebt der Gedanke an das Kaisertum Karls und Ottos des Großen, und weil er diesen beiden größten deutschen Kaisern nachgestrebt und so herrliche Thaten gethan, ist er wert, auch immer neben ihnen genannt zu werden; denn nach ihm hat kein deutscher Kaiser wieder so machtvoll regiert wie er. Daher die jahrhundertlange Sehnsucht des deutschen Volkes nach seiner Wiederkehr und der neuen Erstehung des alten Reiches. Daher ist dem deutschen Volke die Erinnerung an keinen seiner Kaiser so lebendig geblieben, als an den alten

*) Nach Richter, Quellenbuch.

Barbarossa, der in seiner Person des Reiches Macht und Herrlichkeit verkörperte und der, wie das Gedicht sagt, des Reiches Herrlichkeit gleichsam mit hinabgenommen hat in das Grab. Daher die Sage von seiner einstigen Wiederkehr; daher die Verherrlichung desselben in zahlreichen Liedern und Sagen.

2. Was gefällt uns nun an diesem mächtigen Kaiser?

a) Schon seine ritterliche Gestalt. Ein leuchtendes Vorbild jeglicher Rittertugend, ragt er schon durch seine Gestalt hervor. Sein Geschichtsschreiber sagt von ihr: „Sein Körper ist wohlgebaut, ein Bild männlicher Stärke; sein Wuchs von etwas mehr als mittlerer Größe, das kurzgehaltene Haar blond, auf der Stirne ein wenig gelockt. Der Blick seiner Augen ist durchdringend und scharf, die Nase scharf, der Bart rötlich; seine Lippen schließen den nicht breiten Mund. Die Farbe der Haut ist weiß und zugleich von jugendlicher Röte übergossen; der ganze Ausdruck des Gesichts ist froh und heiter. Sein Schritt ist fest, die Stimme klar, die ganze Haltung des Körpers männlich und würdevoll. Beim Festspiel mäßigt er den königlichen Ernst, doch verliert er nie Würde und Haltung, und so zeigt er sich überhaupt im Verkehr mit seinen Vertrauten. Seine Kleidung ist die vaterländische, einfach, aber anständig; der Glanz der Kriegsrüstung ist ihm lieber, als der Schmuck der Feste."

b) Seine ritterliche Tapferkeit. Er nimmt den Kampf mit dem mächtigen Mailand und dem noch mächtigeren lombardischen Städtebunde mutig auf. Er scheut dabei nicht die größte persönliche Gefahr. Bei Legnano stürzt er sich mitten in das heftigste Kampfgewühl und entgeht nur wie durch ein Wunder dem Tode.

c) Seine Standhaftigkeit und zähe Festigkeit in der Gefahr. Trotzdem ihn so manches Unglück trifft — der Verlust seines Heeres vor Rom durch die Pest, die vergebliche Belagerung Alessandrias, die furchtbare Niederlage bei Legnano, die Treulosigkeit Heinrichs des Löwen — so verliert er doch den Mut nicht, beharrt ruhig auf dem einmal eingeschlagenen Wege und erreicht endlich doch sein Ziel: die Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt in Italien.

d) Seine kluge Nachgiebigkeit. Als er sieht, daß er durch die Gewalt der Waffen nichts ausrichtet, betritt er den Weg friedlicher Unterhandlungen, schließt den Waffenstillstand zu Venedig und den Frieden zu Konstanz, und erreicht dadurch sein Ziel. In diesem Nachgeben zur rechten Zeit zeigt sich die Größe des alten Helden im strahlendsten Lichte. Auch hier hat er einen Sieg über sich selbst errungen.

e) Seine Sorge für die deutsche Ehre. Als Heinrich der Löwe die Heeresfolge verweigert, erinnert ihn Barbarossa an Deutschlands Ehre, die auf dem Spiele steht; nicht seiner gedenkt er, sondern des Vaterlandes,

und die Liebe zum Vaterlande, die Sorge für die Ehre des deutschen Namens treibt ihn so weit, daß er vor seinem Unterthanen niederfällt und ihn um Hilfe bittet. Und als diese Hilfe versagt wird, da nimmt er mit seinem geschwächten Heere trotzdem den Kampf bei Legnano auf; er zieht einen ruhmvollen Untergang einer schmachvollen Flucht vor.

f) Seine Dankbarkeit. Er ist dankbar gegen Heinrich den Löwen, der ihm beim Überfall der Römer das Leben gerettet. Eine Folge dieser Dankbarkeit ist später auch seine Milde gegen den Treulosen. Er ist dankbar auch gegen Otto von Wittelsbach, der ihn in der Veroneser Klause, im Engpasse der Etsch, aus der Gewalt des Raubritters befreit und sich auch sonst durch große Tapferkeit ausgezeichnet, indem er ihm das Herzogtum Bayern verleiht. Er wird sich auch dankbar erwiesen haben gegen Hartmann von Siebeneichen, der ihm in Susa das Leben gerettet. An diesen drei Männern hat er erfahren: „Freund in der Not . . .“ Von ihm können wir daher lernen: „Sei dankbar für erwiesene Wohlthaten.“

g) Seine Milde und Versöhnlichkeit gegen Heinrich den Löwen. Dieser hat die Heeresfolge gebrochen, Kaiser und Reich treulos verlassen und dadurch in die größte Gefahr gebracht. Als ihn dafür die gerechte Strafe trifft, da mildert sie der Kaiser aus eigenem Entschlusse, hebt den Reumütigen mit Thränen in den Augen auf und spricht: „O Heinrich, wer hat dich denn gestürzt als du selbst? Du bist das eigene Werkzeug deines Unglücks!“ Er hat seinen Groll gegen den Löwen bezwungen, er hat sich selbst besiegt. Von ihm gilt das Wort, das später einmal ein großer Feldherr (Friedrich Heinrich von Oranien zum großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg) gesagt hat: „Wer sich selbst besiegt, der ist zu großen Thaten fähig.“

h) Seine Frömmigkeit. Obgleich lange Jahre erbitterter Gegner des Papstes, nimmt er doch am Abend seines Lebens das Kreuz; die Begeisterung, die den Jüngling schon einmal in den Kampf um das heilige Land getrieben, erfaßt auch den noch jugendlich fühlenden Greis, und er krönt seine gewaltige Heldenlaufbahn mit dem Siege über die Türken und durch seinen Tod für die heiligste Sache seiner Zeit. So stirbt er auf der Höhe seines Ruhmes, versöhnt mit der Kirche, inmitten eines heiligen Werkes.

i) Seine Freigebigkeit. Freigebig belohnt er seine treuen Ritter, besonders Otto von Wittelsbach; freigebig ist er besonders auf dem Feste zu Mainz, wo er reiche Gaben austeilt; freigebig wird er auch gegen die Armen und Notdürftigen gewesen sein.

3. Was gefällt uns nicht an ihm?

Seine Grausamkeit und Härte gegen die lombardischen Städte, besonders gegen Mailand. Gewiß sind die Lombarden im Unrecht, wenn sie sich mehr Rechte anmaßen, als ihnen eigentlich zukommen. Aber durch die

Strenge, mit der er verfährt, erwirbt er sich nicht ihre Liebe. Er hat es erfahren müssen: „Wer Haß säet, wird Haß ernten," und auch die Wahrheit des Dichterwortes: „Böse Früchte trägt die böse Saat." Gewiß war Strenge nötig, aber: „Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks . . ." Daß man mit Milde und Sanftmut mehr erreicht als mit Strenge und Gewalt, zeigt sich später, als er den friedlichen Weg betritt und sich dadurch die Liebe und Verehrung ganz Italiens, die sich besonders auf seinem Römerzuge zeigt, erwirbt. Da hat er es erfahren: „Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden."

4. Was ist über die Lombarden zu urteilen?

Sie streben nach Unabhängigkeit vom Kaiser, gehorchen den Befehlen desselben nicht mehr, zerreißen sogar seine Briefe und treten sie in den Kot, befolgen also das Bibelwort nicht: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit . . ." Das ist verwerflich, und dafür ereilt sie die Strafe.

Daß sie später aber, als der Kaiser und seine Statthalter mit grausamer Strenge verfahren, sich empören und mit dem Schwerte in der Faust ihr Recht suchen, müssen wir entschuldigen, wenn wir es auch nicht gutheißen können. Sie verteidigen nach ihrer Meinung ihre Freiheit, und da ihnen der Kaiser ein gerechter Richter nicht sein will, werfen sie den Papst zum Richter auf, eingedenk des Dichterwortes: „Ein Oberhaupt muß sein . . ."

Daß sie nur durch die Strenge des Kaisers immer wieder zur Empörung und offenen Gewalt getrieben werden, zeigen sie später durch ihre Unterwerfung unter denselben, als er zur Milde und Versöhnung geneigt ist.

Wir lernen aber an den lombardischen Städten besonders die gewaltige Kraft des Bürgertums kennen, wenn es sich zu gemeinsamem Kampfe aufrafft. Eine Stadt allein wäre zur Führung dieses Kampfes zu schwach gewesen, aber „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig".

5. Was ist über Heinrich den Löwen zu urteilen?

a) Seine ritterliche Tapferkeit vor Rom erwirbt ihm die Freundschaft und den Dank des Kaisers. Es gefällt uns, daß er so seinem Kaiser in Not und Gefahr beisteht; denn der Wahlspruch eines Kriegers, wenn er in den Kampf zieht, soll immer sein: „Mit Gott, für Fürst und Vaterland."

b) Seine Treulosigkeit in Chiavenna aber müssen wir aufs schärfste verurteilen. Er bringt dadurch Kaiser und Reich in die größte Gefahr; aus Selbstsucht vergißt er das Vaterland und dessen Ehre; er bricht damit auch den Eid der Treue, den er einst dem Kaiser geschworen; er ist eigentlich ein Vaterlandsverräter und hat schwere Strafe verdient. Die über ihn ausgesprochene Reichsacht ist also gerecht. In Chiavenna hat er vergessen:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an . . .“ Seine Macht verführt ihn auch zum Hochmut, er will den Kaiser demütigen, aber er hat es, ebenso wie das stolze Mailand, erfahren müssen: „Hochmut kommt vor dem Falle.“

c) Und dennoch dürfen wir Deutsche Heinrich den Löwen nicht verachten, sind ihm vielmehr zu Danke verpflichtet; denn er ist einer der streitbarsten Helden und neben Barbarossa der größte Mann seiner Zeit. Was er trotz seiner Treulosigkeit gegen den Kaiser dennoch für Deutschland Großes gethan, sollt ihr jetzt in Kürze erfahren.

Heinrich besaß zwei Herzogtümer, Sachsen und Bayern. In letzterem gründete er die Stadt München. Seine Hauptthätigkeit aber entfaltete er in Sachsen, dessen Ostgrenzen er durch glückliche Kämpfe gegen die Slaven bedeutend erweiterte. Er eroberte Lübeck, baute es nach einem Brande wieder auf, erhob es zur Stadt und wurde so dessen zweiter Gründer. Dann unterwarf er die Slaven in Mecklenburg und Pommern bis zur Stolpe und zwang ihnen in wiederholten Kriegszügen das Christentum auf, befestigte Friede und Ordnung in diesen Ländern, baute Kirchen und Klöster, gründete oder erneuerte früher schon bestandene, aber wieder eingegangene Bistümer, hob Ackerbau und Handel, indem er niederländische Bauern zur Bebauung des Landes dorthin rief, und brachte so die unterworfenen Länder rasch zu hoher Blüte. Er setzte damit nur fort, was Karl der Große, Heinrich I. und Otto I. bereits begonnen, nämlich die Ausbreitung des Christentums und des Deutschtums nach Osten. Der deutsche Ritterorden hat, wie wir bereits wissen, dieses Werk vollendet. Den Kreuzzügen nach dem heiligen Lande können wir darum gegenüberstellen die Kreuzzüge im Norden und Osten unseres Vaterlandes,*) die nicht minder segensreich gewesen sind wie jene. (Immer derselbe Weg: Aufzwingen des Christentums mit dem Schwerte.)

Während also Barbarossa im Süden kämpfte, rang Heinrich der Löwe im Norden, jeder an der Spitze eines hochgeehrten Geschlechts, jeder mit ungeheurer Macht. Wie die zwei Vorkämpfer Deutschlands standen sie da, der Löwe im Norden, der Rotbart im Süden, jeder mit blitzendem Schwerte. Und wie Barbarossa eine Krone trug, so strebte auch der Löwe nach einer solchen; denn mit fast königlicher Macht waltete er im Norden, und kühn wie ein Löwe bezwang er alle seine Feinde. In der Stadt Braunschweig hatte er seine Burg, und als Zeichen seiner Macht hatte er vor derselben einen ehernen Löwen mit offenem Rachen aufrichten lassen. Und um sich in seinen großen Plänen im Norden nicht stören zu lassen — selbst die Insel Rügen

*) Es würde sehr gut sein, wenn das vielleicht im Zusammenhange und in chronologischer Folge in einer besonderen Stunde einmal geschähe; die Kinder begreifen dann die allmähliche langsame Ausbreitung des Christentums und der deutschen Kultur nach dem Osten und die Entstehung der Grenzen des heutigen deutschen Reiches.

hatte er erobert — verweigerte er dem Kaiser die Heeresfolge. Was so durch seine Treulosigkeit im Süden verloren ging, hat er freilich im Norden wieder gut gemacht, doch dachte er dabei nur an sich und die Größe seines Hauses, und solche Selbstsucht ist immer verwerflich.

6. Besonders hervorgehoben zu werden verdient noch die ungestüme Tapferkeit Ottos von Wittelsbach, sowie die hingebende Treue und Aufopferung Hartmanns von Siebeneichen, dessen Treue einen wohlthuenden Gegensatz zu Heinrichs des Löwen Untreue bildet.

III. Verknüpfung.

1. Friedrich Barbarossa und Karl der Große.

a) Beide sind mächtige Kaiser, die für das Wohl und die Größe ihres Reiches unermüdlich thätig sind. Beide kämpfen für ein glänzendes, unabhängiges Kaiserreich und fordern dazu die volle Herrschaft über Italien.

Aber der Kampf in Italien ist doch ungleich. Karl der Große wird vom Papste zu Hilfe gerufen, Barbarossa zieht aus eigenem Antriebe dorthin. Unter Karl ist der Papst nur ein schutzloser Kirchenfürst, der sich für die erwiesene Hilfe dankbar erzeigt; jetzt dagegen ist er der höchste Herr der Christenheit, vor dem sich willig Kaiser und Könige beugen, der selbst Fürsten in den Bann thut und ihre Unterthanen von dem geleisteten Treueide entbindet (Heinrich IV. und Gregor VII.). Unter Karl sind die Longobarden Feinde des Papstes, jetzt sind sie dessen gute Freunde. Unter Karl ist das Longobardenreich im Innern uneins und zerrissen und steht unter einem zwar guten, aber schwachen König (Desiderius), jetzt dagegen ist das lombardische Bürgertum erstarkt und nimmt den Kampf mit dem mächtigsten Fürsten des Abendlandes auf.

Die widerstrebenden Mächte also, mit denen Friedrich zu ringen hat, sind ungleich stärker als diejenigen, gegen welche Karl der Große kämpfte. Daher ist sein Kampf auch viel erbitterter und von längerer Dauer, der Erfolg desselben aber weit geringer, obgleich beide Fürsten mit der Kaiserkrone und auch mit der eisernen Krone der Lombarden gekrönt werden.

b) Beide Kaiser zeigen in der Verfolgung der einmal gefaßten Pläne dieselbe zähe Festigkeit und standhafte Ausdauer. Barbarossa kämpft, mit Unterbrechungen, 22 Jahre in Italien, und erst als er die unumstößliche Gewißheit gewonnen, daß er mit Waffengewalt nichts ausrichten kann, ändert er seinen ursprünglichen Plan. Karl der Große kämpft 30 Jahre gegen die Sachsen, bis er sein Ziel erreicht, obgleich der Verlauf des Kampfes auch für ihn manche Niederlage bringt. So sehen wir an beiden, daß Beharrlichkeit dennoch zum Ziele führt.

c) Beide zeigen dieselbe Grausamkeit und Härte gegen ihre widerstrebenden Feinde. Barbarossa zerstört Mailand und verbrennt Susa, während Karl der Große durch das Blutgericht zu Verden seinen Rachedurst befriedigt. Beide neigen also zu blutiger Gewaltthat.

d) Beide kommen nach langen Kämpfen zu der Einsicht, daß Milde und Sanftmut eher zum Ziele führt als Strenge und Gewalt. Deshalb folgt bei beiden auf die harte Kriegsarbeit ihrer Jünglings- und Mannesjahre eine kurze Zeit der Ruhe und des Friedens, in welcher das Kaisertum in vollem Glanze strahlt und in welcher beide für die Wohlfahrt ihres Volkes zu sorgen eifrig bemüht sind.

e) Beide Helden, so groß sie auch als weltliche Herrscher sind, stellen schließlich ihr Schwert doch in den Dienst der Kirche. Wenn Karl der Große die Sachsen zum Christentume zwingt, so erweitert er damit den Einfluß der Kirche und erhöht das Ansehn des Papstes, des Oberhauptes der Kirche. Wenn Barbarossa noch am Abend seines Lebens das Kreuz nimmt und zum Kampfe gegen die Ungläubigen auszieht, so kämpft er nur für den Einfluß der christlichen Kirche, ganz besonders aber hilft er dazu beitragen, das Ansehn des Papstes zu erhöhen, denn so groß auch der Einfluß der Kreuzzüge auf das Abendland gewesen ist, so brachten sie doch den größten Vorteil für den päpstlichen Stuhl, weshalb die Päpste nicht müde wurden, immer wieder dazu aufzufordern.

2. Friedrich Barbarossa und Otto der Große.

a) Beide kämpfen in Italien und werden in Rom zum Kaiser gekrönt. Otto kommt als Freund und Bundesgenosse des Papstes, Barbarossa aber ursprünglich als Feind desselben, bis er aus einem erbitterten Feind ein aufrichtiger Freund und Bundesgenosse wird.

Beide kämpfen für die Erhöhung der kaiserlichen Macht. Otto dem Großen gelingt es, die kaiserliche Macht über die des Papstes zu erhöhen, denn es soll fortan kein Papst gewählt werden, der nicht vom Kaiser zuvor bestätigt ist. Barbarossa aber unterliegt im Kampfe mit dem Papste, denn wenn auch beide Männer als aufrichtige Freunde scheiden, so gelingt es doch Barbarossa nicht, das Kaisertum zu der Macht emporzuheben, die es unter Karl und Otto dem Großen besessen.

b) Beide haben auch im Innern ihres Reiches heftige Kämpfe zu bestehen. Otto ringt mit seinem Bruder Heinrich, der ihm nach Krone und Leben trachtet; Barbarossa mit Heinrich dem Löwen, der ihm in der Stunde der Not die Treue gebrochen. Aber wie Otto seinem Bruder wieder vergiebt und sich mit ihm aussöhnt, als er sich in Frankfurt reumütig zu seinen Füßen wirft (Gedicht: Otto I. v. Mühler), so versöhnt sich auch Barbarossa wieder mit Heinrich dem Löwen und mildert ihm die Strafe, als er in Erfurt zu

den Füßen des Kaisers um Lösung von der Acht bittet. Beide also sind voll Milde und Versöhnlichkeit gegen ihre Feinde.

c) Beide haben ihr Schwert in den Dienst der Kirche gestellt. Otto kämpft mit Feuer und Schwert gegen die heidnischen Wenden und breitet das Christentum nach dem slavischen Osten aus, Barbarossa kämpft in Kleinasien gegen die ungläubigen Türken.

3. Friedrich Barbarossa und Heinrich IV.

a) Beide haben gegen die Herrschsucht des Papstes gekämpft, doch ist der Verlauf des Kampfes verschieden. Wenn Heinrich IV. in jugendlicher Unbesonnenheit den Papst absetzt, weil dieser ihn zuerst zu demütigen suchte, so will Barbarossa dagegen die alte Kaiserherrlichkeit wieder herstellen, indem er ursprünglich mit dem Papste in Eintracht zu leben versucht. Unter Heinrich IV. stehen die Lombarden auf des Kaisers Seite, weil sie unter der Herrschsucht des Papstes selbst viel zu leiden haben; unter Barbarossa sind die nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebenden lombardischen Städte des Kaisers erbitterte Feinde.

Auch der Ausgang des Kampfes ist verschieden. Heinrich IV. bleibt bis zum Tode des Papstes unversöhnlicher Gegner, auf dem der päpstliche Bannfluch noch im Sarge lastet; Barbarossa dagegen versöhnt sich mit dem Papste und nimmt sogar das Kreuz.

b) Beide haben gegen ein widerspenstiges Volk gekämpft, Barbarossa gegen die Lombarden, Heinrich gegen die Sachsen, aber die Ursachen des Kampfes sind verschieden. Während die Sachsen erst dann zu den Waffen greifen, als die Bedrückung aufs höchste gestiegen ist und sie nirgends Recht finden können, sind die Lombarden von Anfang an dem Kaiser feindlich gesinnt, da sie in ihm ein Hindernis ihrer Unabhängigkeitsbestrebungen sehen. Heinrich IV. will absichtlich unterdrücken, Barbarossa will nur seine Kaiserrechte wieder geltend machen, und erst als die Lombarden voll Hohn und Verachtung seinen Befehlen begegnen, greift er zu den Waffen.

Der Verlauf des Kampfes zeigt große Ähnlichkeit. Beide Kaiser werden aufs tiefste gedemütigt (Heinrichs Flucht von der Harzburg, Friedrichs Niederlage bei Legnano); beide Völker werden dann blutig geschlagen (Sachsen bei Hohenburg an der Unstrut, Lombarden durch Mailands Zerstörung); beide Völker haben im Papst einen Bundesgenossen (Sachsen in Gregor VII., Lombarden in Alexander III.); beide Kaiser werden vom Papste gebannt; beide neigen zu Grausamkeit und Härte; in beiden Kämpfen werden grause Gewaltthaten verübt (Zerstörung und Plünderung der Harzburg, Zerstörung von Mailand); beide Völker greifen trotz mehrfacher Niederlagen immer wieder zu den Waffen.

Auch der Ausgang des Kampfes zeigt Ähnlichkeit. Nach langem Ringen versöhnen sich Fürst und Volk und bewahren einander die geschworene Treue.

4. Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe.

Selten haben in Deutschland zwei solche Männer nebeneinander gelebt, wie Barbarossa und Heinrich der Löwe, beide an der Spitze eines hochangesehenen Geschlechts: Barbarossa ein Hohenstaufe, Heinrich ein Welfe; beide mit ungeheurer Macht; beide von dem höchsten Herrscherstreben erfüllt; beide unermüdlich darauf bedacht, die Macht ihres Hauses zu vergrößern; beide auch für die Größe Deutschlands kämpfend, der eine im Norden, der andere im Süden; beide in inniger Jugendfreundschaft einander zugethan; beide auch Vorkämpfer für Deutschtum und Christentum.

Und doch sind beide Männer verschieden. Barbarossa hat bei allen seinen Unternehmungen die Größe des Reiches im Auge. Für das Vaterland und seine Ehre giebt er gern Blut und Leben dahin. Heinrich denkt mehr an sich und die Macht seines Hauses als an Deutschland. Seine Treulosigkeit bringt sogar das Vaterland und den Kaiser in die größte Gefahr. Daher können wir Barbarossa lieben und verstehen die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seiner Wiederkehr; Heinrich den Löwen dagegen können wir ob seiner Heldenthaten zwar bewundern, aber nicht lieben, weil nur die Selbstsucht die Triebfeder seiner Handlungen ist.

5. Eroberung von Pavia und Zerstörung von Mailand.

Pavia wird von Karl dem Großen 774 erobert, Mailand durch Barbarossa 1162 zerstört.

a) Ursache der Belagerung.
b) Dauer derselben.
c) Endliche Eroberung der Stadt.
d) Weiteres Schicksal derselben.

} Weiter ausführen!

6. Verknüpfung von Zahlen.

a)
962. Otto I. wird vom Papste zum römischen Kaiser gekrönt.
1062. Entführung Heinrichs IV. durch den Erzbischof Hanno von Köln.
1162. Friedrich Barbarossa zerstört Mailand.

b)
777. Karl der Große hält zu Paderborn seinen ersten Reichstag im Lande der Sachsen.
1077. Heinrich IV. demütigt sich vor Gregor VII. in Kanossa.
1177. Friedrich Barbarossa schließt mit den lombardischen Städten den Waffenstillstand zu Venedig.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1152—1190 Friedrich I., Barbarossa.
1162 Zerstörung Mailands.

1176 Niederlage bei Legnano.
1177 Waffenstillstand zu Venedig.
1183 Friede zu Konstanz.
1184 Der letzte Römerzug.
1189 Der dritte Kreuzzug.
1190 Barbarossas Tod im Seleph.

2. Geographische Ergebnisse.

Mailand, die Etsch, Susa, Alessandria, Chiavenna, Legnano, Venedig, Konstanz, Lübeck, Regensburg, Mainz. (Genaue Angabe ihrer Lage!)

3. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Sobald der Kaiser sich nahte, schickten ihm die Städte eine Gesandtschaft mit Geschenken entgegen; z. B. Mailand.

War eine Stadt erobert, so mußten ihre Bürger barfuß, in zerrissenen Kleidern, mit Kreuzen in den Händen, Schwertern auf dem Nacken oder Stricken um den Hals an dem Sieger vorüberziehen und um Gnade flehen. (Z. B. die Bürger von Mailand.) Suche die einzelnen Symbole zu erklären!

Nach der Eroberung wurden die Städte meist zerstört. (Grausamkeit der Kriegführung damals gegen jetzt.)

Die Reichsacht, eine Strafe, welche vom Kaiser über widerspenstige Bürger, Städte und Fürsten verhängt wurde, wodurch diese von aller bürgerlichen Gemeinschaft ausgeschlossen wurden und das Land meiden mußten.

Freie Reichsstädte sind solche, welche nur unter der Hoheit des Kaisers stehen und seinen besonderen Schutz genießen, dagegen von jeder Unterordnung unter kirchliche (Bischöfe, Erzbischöfe) oder weltliche Fürsten (Grafen, Markgrafen, Herzöge, Könige) losgesprochen sind; z. B. Worms, Lübeck, Regensburg und später viele andere. Jetzt giebt es nur noch drei: Hamburg, Lübeck, Bremen. Es sind kleine Republiken, da ihnen kein Fürst zu befehlen hat.

4. Sonstige geschichtliche Ergebnisse.

Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern; Verbreiter deutscher Kultur nach dem slavischen Osten; Stammvater der heutigen englischen Königsfamilie.

Otto von Wittelsbach, Herzog von Bayern; Stammvater des noch jetzt regierenden bayerischen Herrschergeschlechts.

Hartmann von Siebeneichen, Barbarossas Retter in Susa, ein leuchtendes Beispiel aufopfernder Unterthanentreue.

Alexander III., ein neuer Papst. (Zusammenstellung mit Gregor VII. und Urban II.)

V. Anwendung.

1) Welchen Einfluß haben die Kreuzzüge auf die Entwickelung der lombardischen Städte geübt?

2) Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe — zwei Vorkämpfer deutscher Größe!

3) Inwiefern stellen Friedrich Barbarossa und Karl der Große ihr Schwert in den Dienst der Kirche?

4) Heinrich der Löwe, Otto von Wittelsbach und Hartmann von Sieben-eichen — drei treue Freunde des Kaisers in der Stunde der Not!

5) Inwiefern bewährt sich an Heinrich dem Löwen das Sprichwort: „Hochmut kommt vor dem Falle?"

6) Die Kreuzzüge nach dem deutschen Norden und Osten durch Karl den Großen, Otto den Großen, Heinrich den Löwen und den deutschen Ritterorden!

7) Widukind, Heinrich und Heinrich der Löwe — drei Sachsenherzöge!

8) Was weißt du von der Stadt Mainz zu erzählen aus der Geschichte des Bonifatius, Karls des Großen und Friedrich Barbarossas?

9) Nenne dir bekannte Päpste und erzähle etwas über sie!

10) Nenne lombardische Städte und erzähle etwas aus ihrer Geschichte!

11) Nenne die drei ersten freien Reichsstädte — Worms, Lübeck, Regensburg — und erzähle etwas aus ihrer Geschichte!

12) Inwiefern bewahrheitet sich an den lombardischen Städten das Dichterwort: „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig"?

13) Inwiefern zeigt Barbarossa, daß er trotz aller Härte doch zu Milde und Versöhnlichkeit geneigt ist? (Gegen den Papst, die lombardischen Städte und Heinrich den Löwen.)

14) Inwiefern ist das Volksfest zu Mainz ein Bild friedlicher Kaiserherrlichkeit?

15) Stelle die Züge deutscher Kaiser nach Italien zusammen! (Karl der Große, Otto der Große, Heinrich IV., Barbarossa.)

16) Wie läßt sich die Sehnsucht des deutschen Volkes nach der Wiederkehr Barbarossas erklären?

---

1. Anhang: Ausgang der Staufer.

Im Gedicht heißt es von Friedrich Barbarossa: „Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit und wird einst wiederkommen mit ihm zu seiner Zeit." Es schien, als ob der Glanz des deutschen Kaisertums mit Barbarossa in das Grab gesunken sei, denn keiner seiner Nachfolger hat so herrliche Thaten gethan wie er. Zwar sein Sohn, Kaiser Heinrich, trat als kraftvoller Herrscher auf, allein er starb schon nach siebenjähriger Regierung und hinterließ einen dreijährigen Sohn. Nun wurden zwei Gegenkaiser gewählt, ein Staufer und ein Welfe, und lange Jahre hindurch verheerte der Bürgerkrieg das unglückliche deutsche Land, wie einst zur Zeit Heinrichs IV. und Rudolfs von Schwaben. Der zum Jüngling herangewachsene Sohn Kaiser Hein-

richs, der Enkel Barbarossas, Friedrich II., war während seiner 35jährigen Regierung 1215—50 in seinen Kämpfen seinem Großvater ähnlich, kam jedoch während dieser langen Zeit nur dreimal nach Deutschland und hat sich ungefähr sieben Jahre hier aufgehalten; die übrige Zeit brachte er in Italien zu, in fortwährende Kämpfe mit den Päpsten und den Lombarden verwickelt; denn unter seiner Regierung erreichte das Papsttum seine höchste Macht. Er wie alle seine Vorgänger verfolgte zwar beharrlich das Ziel, das Kaisertum von den Anmaßungen des Papsttums unabhängig zu machen, doch ist ihm das nicht gelungen. In Deutschland dagegen wurden unter seiner Regierung die einzelnen Landesfürsten völlig unabhängig vom Kaiser. Da der Kaiser fern in Italien weilte, so mußten sie sich selbst schützen und auch ihr Recht selber suchen. Sein Sohn Konrad starb, nach kaum vierjähriger Regierung, in der Blüte seines Lebens, erst 27 Jahre alt, indem er einen zweijährigen Sohn gleichen Namens hinterließ, der von den Italiern seiner Jugend wegen Konradin, d. h. der kleine Konrad, genannt wurde. Dieser gelangte gar nicht auf den Thron. Bei dem Versuche, sich in den Besitz seiner Erblande Sizilien und Unteritalien zu setzen, wurde er gefangen genommen und 1268 in Neapel hingerichtet. Er war der letzte Sproß eines Kaiserhauses, das an Glanz und Herrlichkeit alle anderen Fürstenhäuser überstrahlte, das aber durch seine unaufhörlichen Kämpfe in Italien und durch die Allgewalt des Papsttums zu Fall gebracht wurde. An den Staufern bewährt sich die Wahrheit des Sprichwortes: „Wer hoch steigt, fällt tief."

(Vergleiche den Ausgang der Karolinger, der sächsischen und staufischen Kaiser!)

2. Anhang: Aufblühen der Städte.

a) **Handel.** Nicht nur die lombardischen Städte, sondern die Städte überhaupt waren seit den Kreuzzügen mächtig emporgeblüht. Von Italien aus erhielten Schiffahrt und Handel damals den ersten Aufschwung. Städte wie Venedig, Pisa und Genua unterstützten die Kreuzfahrer auf ihren Zügen durch Lieferung von Transportschiffen, Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen und benutzten diese Gelegenheit, sich zugleich in den neuen Erdteilen Handelszweige zu verschaffen, die man vorher gar nicht gekannt hatte. Reich beladen kehrten die Schiffe mit den kostbarsten Waren des Morgenlandes zurück und verschickten sie nebst den Erzeugnissen ihres eigenen Landes durch alle Staaten Europas. Durch die Kreuzzüge kam unter anderen Safran, Indigo und das Zuckerrohr nach Europa.

Aus den griechischen Städten kamen die ersten Seidenarbeiter nach Palermo auf Sizilien, das dadurch die Mutterstadt aller abendländischen Seidenfabriken geworden ist. Von da kam der Seidenhandel in die Lombardei, in das südliche Frankreich und so nach und nach weiter in die übrigen Staaten Europas.

„Der gewöhnliche Landweg der Kreuzfahrer ging längs der Donau nach Konstantinopel. Durch die fast ununterbrochenen Züge entstand im südlichen Deutschland ein lebhafter Verkehr, und die dort gelegenen Städte, besonders Wien, das die Verbindung mit Konstantinopel vermittelte, ferner Nürnberg, Augsburg und Regensburg, erwarben sich großen Reichtum. Aber auch im Norden war der Handel recht blühend. Für alles, was in den großen süddeutschen Städten gefertigt oder eingehandelt wurde, eröffneten sich zu Erfurt und Braunschweig neue Lagerstätten, und so zog sich nun ein neuer, lebendiger Handel vom adriatischen Meerbusen bis an Niedersachsens Küsten durch das Herz von Deutschland hinab. Insbesondere gaben die Waldungen an den Küsten der Ostsee das herrlichste Holz zum Schiffsbau; in Schweden und Norwegen fand man das trefflichste Eisen. Auch wurde großer Handel getrieben mit Pelzwerk und Bernstein. Vorzüglich verschaffte der Fischfang einen sehr reichen Erwerb; denn damals wurden die Küsten der Ostsee noch häufiger als jetzt von Heringen besucht. Den Handel im Norden trieben vorzüglich Lübeck, Hamburg, Bremen und Wisby. In Wisby, jetzt nur ein unbedeutendes Städtchen auf der schwedischen Insel Gotland, wohnten damals zwölftausend Kaufleute. Auch mit dem russischen

Nowgorod wurde eine höchst ergiebige Verbindung angeknüpft, und auf den Wegen des Handels zugleich auch das Christentum in ferne Heidenländer gebracht. — In den Niederlanden blühte der Handel am meisten zu Brügge, Brüssel und Antwerpen."

b) **Gewerbe.** Aber auch auf die Ausbildung der Gewerbe übten die Kreuzzüge den wohlthätigsten Einfluß. Auf ihren weiten Zügen lernten die Europäer, vorzüglich bei den gebildeten Griechen und Arabern, neue Kunstarbeiten nebst den Handgriffen ihrer Verfertigung kennen und sahen ihnen manche Verbesserungen der Gewerbe ab, die sie bereits betrieben hatten. Nach jenen Mustern wurden in allen Städten früher oder später die alten Gewerbe verbessert und mit neuen vermehrt. Die verschiedenen Klassen der Gewerbetreibenden traten auch nach Sitte damaliger Zeit unter bestimmten Pflichten und Rechten in engere Verbindung, die man Zünfte, Gilden und Innungen nennt. Keiner wurde als Meister aufgenommen, der nicht das Gewerbe ordentlich gelernt und Proben seiner Geschicklichkeit vorgelegt hatte. Auf solche Art wurden die Stümper entfernt und die Städte mit tüchtigen Arbeitern versehn. Unter den Meistern und Gesellen selbst entstand ein edler Wetteifer, ein Bestreben, es jedem andern zuvor zu thun, und eine Art bürgerlicher Ehre, welche auf der Achtung beruht, die jeder dem geschickten Arbeiter vor dem ungeschickten zollt. Selbst unter den verschiedenen Zünften entstand ein reger Wetteifer, indem die eine vor der andern höheren Rang und höhere Berechtigung sich zu erwerben suchte.

c) **Folgen.** Durch solch regen Wetteifer der Bürger im Handel und Verkehr floß viel Reichtum in die Städte, wodurch aber auch das Selbstgefühl der Bürger erhöht und das Streben nach immer größerer Freiheit und Selbständigkeit geweckt wurde. Die Schwäche der Fürsten begünstigte ein solches Streben. Daher der Kampf der lombardischen Städte gegen Friedrich Barbarossa, der damit endete, daß dem Kaiser nur das Aufsichtsrecht blieb, die einzelnen Städte in Wirklichkeit aber Republiken wurden. Auch in Deutschland strebten, seit Worms solche Rechte und Freiheiten erhalten, viele Städte nach Freiheit und Unabhängigkeit. Sie erkannten dann nur den Kaiser als ihren Oberherrn an und hießen freie Reichsstädte. Die Kaiser begünstigten diese Städte, um an ihren Bewohnern ein feste Stütze gegen den unruhigen und mächtigen Adel zu haben. Dieser sah deshalb mit neidischen Augen auf den Reichtum und Glanz der Städte herab und suchte ihrer Freiheit auf alle Art Abbruch zu thun. Allein die Bürger hegten diese wie das köstlichste Kleinod des Lebens. Zu ihrer Verteidigung übte sich jeder im Gebrauche der Waffen. Überhaupt war in den damaligen unsicheren Zeiten die ganze städtische Ordnung auf den Krieg berechnet. Sobald der Vaterstadt Gefahr drohte, versammelte sich die Bürgerschaft und zog vereint zum Kampfe aus. Wetteifer entflammte ihre Tapferkeit; denn sobald es Ehre und Freiheit der Vaterstadt galt, war jeder Bürger reich an Mut und Blut. Und nicht bloß zur Verteidigung nahm er seine Waffen, sondern auch zum Angriffe nach erlittenem Unrechte. Aber auch unter den Bürgern derselben Stadt entstanden oft heftige Unruhen und blutige Auftritte. Die alten vornehmen Familien der Stadt, die Geschlechter oder Patrizier genannt wurden, waren stolz und übermütig geworden. Sie hatten die ganze Verwaltung und Regierung an sich gerissen und die Zünfte von jeder Teilnahme ausgeschlossen. Hierüber kam es oft zu lärmenden Auftritten, und die Unruhen legten sich nicht eher, als bis auch sie in den städtischen Angelegenheiten eine Stimme bekamen.

Mit der früheren Armut der Städte aber schwand auch immer mehr die alte Einfachheit der Sitten, und an ihre Stelle trat prunkender Aufwand, besonders bei öffentlichen Festen und Gelagen, Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. Der wachsenden Verschwendung zu steuern, sahen sich viele Städte genötigt, besondere Verordnungen dagegen zu erlassen, die aufs genaueste bestimmten, wer Gold und Perlen, Silber, Samt und Seide tragen dürfe oder nicht, wie viel ein Adliger oder Bürger monatlich verspielen, wie viel Schüsseln bei Hochzeiten oder Kindtaufen dieser oder jener Stand aufsetzen dürfe.

In dieser Beziehung wirkten also die Kreuzzüge nachteilig.

VI. Verfall des deutschen Kaisertums und Wiederaufrichtung desselben.

A. Das Rittertum.

1. Die Blüte des Rittertums.

(Ziel: Wir wollen heute von den Rittern Barbarossas reden.)

I. Vorbereitung.

Erzähle, was du von den Rittern schon weißt! Die Ritter Heinrichs I., des 1. Kreuzzuges, der schwäbische Ritter im 3. Kreuzzuge, die Ritter auf dem Feste zu Mainz. Auch Heinrich der Löwe, Otto von Wittelsbach, Hartmann von Siebeneichen waren tapfere Ritter.

Nennt mir Ritterburgen, die ihr in der Heimatkunde kennen gelernt habt!

Wartburg, Schauenburg, drei Gleichen u. s. w.

Besuch einer Ritterburg.

a) Standort derselben.

b) Überreste, die sich erhalten haben: Graben, Mauer, Turm, Thor, Hof, Kapelle, Keller — vielleicht Lanzen, Schilde, Panzer, Helme, Schwerter u. s. w.

Von der Wohnung und dem Leben der Ritter wollen wir heute hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Die Wohnung des Ritters.*) Die Wohnung des Ritters war die Burg. Solchen Burgen begegnete man im 11.—15. Jahrhundert und noch länger sehr häufig in deutschen Gauen. Die Burg sollte vor allem

*) Als Anschauungsmaterial: Adolf Lehmanns „Kulturgeschichtliche Bilder" Serie I Nr. 2 „Ritterburg". — Obiger Text ist nach „Th. Heymann u. A. Übel: Kommentar zu Ad. Lehmanns Kulturgeschichtlichen Bildern" bearbeitet.

den Zweck erfüllen, den Ritter und seine Familie zu schützen oder zu bergen (daher der Name Burg!), und so kam es beim Bau in erster Linie auf möglichste Festigkeit an; Bequemlichkeit und Schönheit der Gebäude mußten dieser Rücksicht geopfert werden.

a) Die Burg war also eine kleine Festung. Sie war geschützt:

aa) Durch ihre Lage. Sie wurde gewöhnlich auf steiler, schwer zugänglicher Höhe, auf dem Gipfel eines weit ins Thal vorspringenden Felsens errichtet, der, nach allen Seiten steil abfallend, es den Feinden schwer machte, ihn zu ersteigen. Die steilen Abhänge wurden von Wald und Buschwerk möglichst befreit, damit die Annäherung des Feindes rechtzeitig wahrgenommen werden konnte. Schon der Weg zur Burg stellte dem Feinde manche Hindernisse entgegen, denn er war meist so angelegt, daß er nur für einen Reiter Raum bot und vom Wächter auf dem Turme bequem überblickt werden konnte.

bb) Durch Burggraben und Ringmauer. Rings um die Burg lief ein breiter, tiefer Graben. Hinter dem Graben erhob sich die Ring- oder äußere Burgmauer, mit großer Sorgfalt aus größeren Steinen erbaut, um den Stößen des Mauerbrechers oder Widders erfolgreich Widerstand leisten zu können. Sie war von beträchtlicher Höhe, um das Übersteigen der Mauer unmöglich zu machen. Breit und oben glatt, konnten sich die Verteidiger bequem auf ihr bewegen. Diese waren durch hohe Zinnen vor den Pfeilschüssen der Feinde geschützt, während die Zwischenräume als Schießscharten dienten. Die Mauer wurde überragt von Mauertürmen, durch welche die Festigkeit derselben erhöht und ihre Verteidigung bedeutend erleichtert wurde.

cc) Durch Thore und Zugbrücke. Gegen die in den Mauern befindlichen Thore, das äußere und innere, richtete der Feind ganz besonders seinen Angriff; sie waren daher sehr stark befestigt und meist durch besondere Türme geschützt, die miteinander verbunden waren. (S. Bild!) Ehe aber der Feind an das Burgthor gelangen konnte, mußte er erst den Graben überschreiten, da die Zugbrücke, welche sonst darüber führte, in die Höhe gezogen war und mit eisernen Ketten oder dicken Stricken an starken Balken hing. Sie bestand aus dicken Eichenbohlen, verdeckte die Thüröffnung und bildete so gleichsam eine zweite Thür. Der Feind mußte also, ehe er an das Thor kommen konnte, entweder erst den Graben ausfüllen oder die emporgezogene Zugbrücke herabreißen. Wenn der Feind dennoch Graben und Zugbrücke überschritten hatte und die eichenen, mit Eisen beschlagenen Thorflügel seinen Stößen nachgaben, so rasselte das Fallgitter (S. Bild, inneres Burgthor), aus Eisenstangen oder schweren Balken gefügt, hernieder, erschlug die in seinem Bereich befindlichen Feinde und schnitt den etwa schon Eingedrungenen den Rückzug ab. — Erst nach Überwältigung aller dieser Hindernisse, welche oft Wochen, ja Monate beanspruchten, vermochte der Feind in die Vorburg oder den Zwinger, d. i. der zwischen äußerer und innerer Burgmauer gelegene Raum, einzudringen.

dd) Durch den Bergfried. Das ist der höchste Turm der Burg, meist rund, bisweilen auch viereckig, etwas entfernt von den anderen Gebäuden der Burg auf den kühnsten Vorsprung des Burgraumes erbaut. Er war der wichtigste Teil der Burg, der alles andere weit überragte. Er hieß auch Wartturm, denn auf ihm wohnte der Burgwart, der die Pflicht hatte, nach den in der Ferne kommenden Feinden oder auch nach Gästen auszuschauen und deren Ankunft dem Schloßherrn zu melden. War der Feind durch die gewundene Thorhalle des inneren Burgthores in den eigentlichen Burghof eingedrungen, dann blieb den Belagerten nur noch eine Rettung übrig: die Flucht in den Bergfried. War in demselben reichlicher Proviant und genug Trinkwasser vorhanden, so konnte man den Belagerern wohl noch lange Zeit Widerstand leisten; denn seine Mauern waren oft 8—10 Fuß dick. Der Eingang zu demselben, eine nicht sehr große Öffnung, befand sich immer 20—40 Fuß über dem Erdboden, so daß man nur auf einer Leiter oder Treppe, welche in Zeiten der Not schnell emporgezogen wurde,

zu ihm gelangen konnte. Der untere Teil des Turmes, von außen unzugänglich, enthielt zuweilen einen Ziehbrunnen oder die Schatzkammer, diente aber gewöhnlich als Burgverließ, d. i. als schauriges Gefängnis für gefährliche Feinde, welche von oben durch ein Loch im Deckengewölbe herabgelassen wurden. Im obersten Stockwerke befand sich die Wohnung des Wächters, der von hier aus Tag und Nacht die Burg und deren Umgebung überschauen konnte und die Annäherung jedes Feindes durch gellende Hornstöße meldete.

b) Die Burg sollte aber nicht nur als Festung zu Schutz und Verteidigung dienen, sondern sie sollte auch dem Ritter und seiner Familie, der Dienerschaft und Besatzung Wohnung bieten. Sie mußte also auch noch Wohngebäude enthalten. Von solchen waren meist vorhanden:

aa) Der Palas, das Herrenhaus oder Haupthaus der Burg, an hohem Dach und hohen Giebeln kenntlich. Er hatte ein gewölbtes Erdgeschoß für die Dienerschaft, im oberen Stockwerk aber den Hauptsaal, den Mittel- und Sammelpunkt des ritterlichen Lebens. Ein weithin schimmerndes Dach galt als eine der schönsten Zierden desselben. Der Fußboden bestand aus Estrich oder gemusterten Thonfließen und wurde bei festlichen Gelegenheiten mit Teppichen belegt. Die Decke, auf Säulen ruhend, zeigte, wenn sie nicht gewölbt war, bemaltes Balkenwerk. In den tiefen Fensternischen waren Sitze angebracht, Ehrenplätze für die Gäste, besonders auch für die Frauen, wenn sie bei festlicher Gelegenheit im Palas erschienen. An den Wänden entlang, welche häufig mit Teppichen behängt waren, zogen sich breite Bänke, auf denen Polster und Federkissen lagen.

bb) Die Kemenate, das Frauenhaus. Es lag dem Palas meist gegenüber. (Kemenate kommt her von Kamin, weil die Räume des Frauenhauses geheizt werden konnten.) Hier spannen die Mägde unter Aufsicht der Herrin den Flachs und die Wolle und woben und fertigten Gewänder für Männer und Frauen.

cc) Die Burgkapelle. Sie lag (S. Bild!) bisweilen im Herrenhause, doch war in größeren Burgen für die Abhaltung des Gottesdienstes auch ein besonderes Gebäude errichtet. An jedem Morgen wurde durch den Burggeistlichen Gottesdienst gehalten.

dd) Das Wohnhaus für die Dienerschaft, meist neben dem Frauenhause, nicht selten aber auch im Zwinger oder äußeren Burghofe erbaut, sobald der innere nicht Platz genug bot.

ee) Das Schnitzhaus, in welchem Lanzen, Schilde, Pfeile, Armbrüste, wohl auch Rüstungen für Mann und Roß hergestellt wurden. Hier arbeiteten wohl auch die Schmiede die nötigen Werkzeuge.

ff) Die Rüstkammern, welche die fertigen Waffen und Rüstungen in wohlverwahrten Truhen bargen für Zeiten der Not.

gg) Die Küche und Vorratshäuser. Weil die ganze Besatzung der Burg aus der einen Küche beköstigt wurde, so nahm diese oft ein besonderes Haus ein. Aber nicht nur Beköstigung, sondern auch Bekleidung erhielt die Dienerschaft. Diese wurde von den Mägden unter Aufsicht der Herrin selbst gewoben und gefertigt aus Flachs, Wolle und Fellen, welche von den zur Burg gehörigen Gütern gewonnen wurden. Leinenzeug, Mäntel, Pelz- und Lederwerk wurde dann in besonderen Vorratshäusern aufbewahrt, weil man diese Sachen nicht immer kaufen konnte.

Aber auch Vorräte von Nahrungsmitteln waren nötig. Sie wurden in besonderen Kornhäusern und Speichern aller Art meist draußen im äußeren Burghofe untergebracht, wo sich auch die Stallungen und Wirtschaftsgebäude befanden. Auf dem Hofe gackerten die Hühner, schnatterten die Gänse, bellten an der Kette die Hunde.

hh) Der Burgbrunnen. Er befand sich zuweilen im unteren Teile des Bergfrieds, meist aber im inneren Burghofe, bisweilen von einer Linde beschattet. Aus ihm mußte das Wasser für den täglichen Gebrauch emporgewunden werden: ein schweres

Stück Arbeit, denn er war stets sehr tief. (Der gut erhaltene Brunnen der Wachsenburg z. B. hat noch heute eine Tiefe von 90 m, der der Leuchtenburg im Saalthale eine solche von 114 m.) Schon das Ausgraben desselben war eine mühevolle Arbeit, doch konnte die Burg ohne Trinkwasser eine längere Belagerung nicht aushalten.

ii) Der Burggarten. Auch der gehört hierher, obgleich er kein Wohngebäude ist; denn zu ihm eilen in schöner Jahreszeit die Bewohner der Burg, um frische Luft zu schöpfen und sich im Freien zu ergötzen. Denn so malerisch auch die Burg auf schwindelnder Höhe liegt, besonders wohnlich ist es in ihr gewiß nicht: die Räume sind eng und dumpf, durch die schlechtverschlossenen Fensteröffnungen dringen Regen, Sturm und Schneewetter, und die rauchenden Kamine vermögen nicht, die Zimmer gut zu erwärmen. Und so ist es besonders im Winter auf der Burg sehr unbehaglich. Kommt dann der schöne Frühling und Sommer herbei, so eilt jung und alt in den Burggarten, um Blumen zu brechen und Kränze zu flechten. In der schattigen Laube nimmt der Burgherr mit seiner Familie während der milden Jahreszeit gern die Mahlzeit ein. Hier werden veredelte Obstbäume gepflegt und nutzbare Pflanzen für die Küche gezogen. Auch liefert der Garten heilbringende Wurzeln und Kräuter. Die Hausfrau kennt deren Wirkung gar wohl und weiß daraus heilkräftigen Trank zu brauen; auch versteht sie es, gute Salben und Pflaster zu bereiten; denn ihr liegt die Pflege der Verwundeten und Kranken ob, da es schwierig, ja im Falle einer Belagerung unmöglich ist, einen Arzt nach der abgelegenen Burg zu holen.

Nicht alle Ritterburgen aber waren auf steiler Felshöhe erbaut. Solche Höhenburgen finden wir nur im berge- und hügelreichen Mittel- und Süddeutschland, während in den weiten Ebenen Norddeutschlands die Anlage derselben in dieser Weise nicht möglich war. Hier standen sie vielmehr auf flachem Lande, wurden geschützt durch breite Wassergräben, durch Moore und Teiche, Flüsse und Sümpfe, die sich rings um die Burg zogen. Solche Burgen hießen dann Wasserburgen.

2. Die Lebensweise des Ritters. Der Ritter bezog seinen Unterhalt von seinen Gutsunterthanen. Diese waren entweder Leibeigene, die von dem Ertrage des Landes, das sie bebauten, nur soviel behielten, als zu ihrer Notdurft erforderlich war, oder Halbfreie, die dem Gutsherrn nur gewisse Abgaben leisteten und zu bestimmten Diensten verpflichtet waren. Sie mußten Gemüse, Obst, Blumen, Honig, Wachs, Fische, Eier und Geflügel liefern, auch wohl Abgaben an Flachs, Wolle, Fellen und Holz entrichten.

a) **In Friedenszeiten** war das Leben auf der Ritterburg meist einsam und einförmig. Der Ritter beschäftigte sich dann mit der Verwaltung seines Hauswesens und seiner Güter, mit Waffenübungen, der Jagd und fröhlichen Festgelagen. Die Herrin führte die Aufsicht in Küche und Vorratshaus, spann und wob mit den Mägden und sorgte so für des Hauses Wohlfahrt. Die Jugend tummelte sich draußen im Zwinger oder auch im Burggarten umher. Diese Einförmigkeit des Lebens wurde nur unterbrochen, wenn sich Gäste auf der Burg einfanden. Jeder Gast wurde mit großer Freundlichkeit aufgenommen, denn Gastfreundlichkeit, Freigebigkeit und Milde gehörten zu den unerläßlichen Eigenschaften eines Ritters. Dann erzählte der Gast von dem, was

draußen in der Welt passierte, und dies war fast die einzige Gelegenheit, bei der der Burgherr etwas von dem Leben außerhalb seiner Mauern erfuhr.

Besonders einförmig war es im Winter, wenn Weg und Steg tief verschneit war und kein Gast kommen konnte.

Anders dagegen war es, wenn auf der Burg ein **großes Fest**, Taufe, Trauung u. dergl., gefeiert werden sollte. Dann bemächtigte sich der Bewohner eine große Aufregung; denn bei solchen Gelegenheiten sollte der Reichtum des Hauses gezeigt werden. Während der Tisch sonst sehr einfach mit Rauch- und Salzfleisch, Kohl und Hülsenfrüchten besetzt war, ließen sich an solchen Festtagen Küche und Keller reichlich sehen. Da gab es Fleisch vom Hirsch, Reh, Hasen, in der Küche an langem Spieße über offenem Feuer gebraten; auch zahmes und wildes Geflügel — Tauben, Hühner, Kraniche, Schwäne, Störche — schmückte die Tafel. Wein war zwar in großer Menge, aber nicht in besonderer Güte vorhanden; es war meist einheimischer, saurer Landwein, der aber durch Honig versüßt oder durch wohlriechende Kräuter und Gewürze bedeutend schmackhafter gemacht worden war. Und das war nötig, denn die durch Salz und Pfeffer scharfgewürzten Speisen erregten gewaltigen Durst. Bei solchen Festmahlzeiten war es Sitte, die Tafel mit Blumen zu bestreuen und Blumenkränze darüber aufzuhängen.

Aber auch für **Unterhaltung** sorgte der Burgherr. Während des Mahles wurden **Spielleute** vorgelassen, welche mit Flöten, Pauken, Harfen, Geigen bei Tische aufspielten und es auch verstanden, durch Kunststücke aller Art, wie Messerwerfen, Steinezerkauen, Feuerfressen u. a. die staunende Gesellschaft zu unterhalten. Auch kannten sie wohl alte Heldenlieder, die seit uralter Zeit von Mund zu Mund forterbten und von allen gern gehört wurden. Deshalb erhielten die Spielleute überall, wohin sie kamen, reichlichen Lohn.

Die Lieblingsbeschäftigung des Ritters im Frieden war die **Jagd**. Auf ihr erprobte er Leibeskraft, Mut und Gewandtheit, und verfolgte dabei gleichzeitig den Zweck, die Küche mit frischem Fleischvorrat zu versehen und die Umgegend von Bären, Wölfen, Luchsen, die Weg und Steg unsicher machten, zu befreien. Spieße und Wurfspeere, Armbrust, Bogen und Pfeile waren die Jagdwaffen.

b) Anders aber wurde das Leben des Ritters in **Kriegszeiten.** Mit Helm und Panzer bewaffnet, so daß er vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllt war, das breite Schlachtschwert an der Seite, am linken Arm den Schild, in der Rechten die lange, schwere Lanze — so zog der Ritter auf seinem großen Streitrosse aus, gefolgt von seinen leichter bewaffneten Knechten. Er und sein Gefolge kämpfte zu Pferde, und wenn er mit seinem Gegner zusammentraf, so gab es kein langes Überlegen, sondern im stärksten Rennen sprengten sie gegeneinander, und ein jeder suchte den andern durch Stoß und

geschickte Wendung mit der Lanze aus dem Sattel zu werfen. Oft auch wurde durch die Heftigkeit des Stoßes der Reiter samt dem Rosse zu Boden geworfen; und ehe er in der schweren Rüstung, von dem starken Falle betäubt, sich wieder aufraffen konnte, hatte der Gegner ihm schon die Lanzenspitze an die Kehle gesetzt und forderte seine Ergebung. Vielleicht schützten ihn aber auch seine Knechte und Freunde, daß er sich erheben und sein Roß wieder besteigen konnte; und dann begann der Kampf von neuem, indem auch das Gefolge, Mann gegen Mann, mit der höchsten Anstrengung aller Kräfte stritt. Wenn die Lanzen zersplittert waren, so griff man zu den Schwertern, und Helm und Schild erklangen von den gewaltigen Hieben. War das Roß gefallen, so kämpfte der Mann noch zu Fuß, und den Rücken durch einen Baum oder sonstige Schutzwehr gedeckt, wehrte er sich mit dem Schwerte gegen eine Menge Angreifender, bis auch dieses zersprungen oder Helm und Panzer zerhauen und er selbst so von Arbeit und Wunden ermattet war, daß er niedersank; dann konnte er mit Ehren sich ergeben und sein Leben retten. Der Sieger forderte ein hohes Lösegeld oder gar ein Stück Land für seine Befreiung. Der größte Lohn aber war die Ehre, einen so tapferen Gegner besiegt zu haben.

3. Die Kleidung des Ritters.*) Sehen wir uns noch einmal die Kriegsrüstung des Ritters etwas genauer an. Das Anlegen derselben war ein mühevolles Stück Arbeit. Zuerst mußte sich der Ritter seines gewöhnlichen Anzuges entledigen. Dann zog er über das Hemd ein schützendes Wams und umwickelte seine Kniee mit Filz, die Hüften aber und den Unterleib mit gepolsterten Binden. Nun streifte er über die gewöhnlichen Hosen die aus Ringen geflochtenen Eisenhosen, welche strumpfartig auch den Fuß mit umschlossen und am Leibe an einem ledernen Gurte befestigt waren. Die Kniee schützte er, weil diese am meisten den feindlichen Stößen ausgesetzt waren, durch passende Eisen- oder in Öl hart gesottene Lederplatten.

Nachdem der Ritter die Eisenhosen angezogen, legte er den blankgescheuerten Panzer oder Harnisch, auch Brünne genannt, an. Derselbe bestand aus einem kunstvollen Geflecht von Eisenringen, reichte bis auf die Kniee herab und besaß Ärmel, Handschuhe und auf dem Rücken eine Kapuze, welche so über den Kopf gestülpt werden konnte, daß nur das Gesicht noch freiblieb. Reichere Ritter zogen über den Panzer noch den ärmellosen Wappenrock, ein Prachtkleid, das aus kostbarem Seidenstoff gefertigt, mit goldenen Borten verziert und mit dem Wappen des Ritters geschmückt war.

Nun reichte der Diener seinem Herrn das wuchtige, zweischneidige Schwert, die Hauptwaffe des Ritters im Kriege, von dem er sich jedoch

*) Als Bild zur Veranschaulichung diene Adolf Lehmanns „Kulturgeschichtliche Bilder" Serie I Nr. 4 „Turnier".

auch im Frieden niemals trennte, denn es war außer dem Schilde das Zeichen seiner Ritterwürde.

Nachdem so Leib und Glieder des Ritters durch Eisenhosen und Panzer wohl verwahrt waren, galt es, auch den Kopf gegen kräftigen Schwertschlag zu sichern. Daher setzte der Ritter über die Kapuze, unter der sich noch eine gepolsterte Mütze befand, einen Eisenhut, bei festlichen Gelegenheiten, Waffenspielen und dergl. einen Eisenhelm, welcher Kopf und Hals vollständig einhüllte und deshalb mit besonderen Augen- und Luftlöchern versehen war. Über den Augenlöchern befand sich das Visier, welches zum Schutze des Gesichtes herabgelassen werden konnte und dann den Augen nur einen schmalen Durchblick ließ.

Die wertvollste Schutzwaffe des Ritters war der dreieckige Schild, aus Holz gefertigt, mit Leder überzogen und mit Eisen beschlagen, damit er den Schwerthieben desto besser Widerstand leisten konnte. Er war stets mit dem Wappenzeichen des Ritters geschmückt, meist einem Löwen oder Adler, welche Tiere Kraft und Mut darstellen sollten.

Die Rüstung wurde vervollständigt durch die Lanze, aus einem Eschenschaft mit scharfer Eisenspitze hergestellt, die gefährlichste Waffe zum Stoße.

Auch das Roß des Ritters hatte Teil an solcher Rüstung. Es war meist mit einer lang herabhängenden Decke, welche gewöhnlich die Farbe des Schildes und das Wappen des Ritters zeigte, bekleidet. Unter ihr befand sich wohl noch eine aus Eisenringen bestehende Decke. Später wurde sogar Stirn und Brust des Rosses noch durch eiserne Platten geschützt, so daß es fast wunderbar erscheint, wie die Rosse imstande waren, außer der eigenen Rüstung auch noch den schwergepanzerten Ritter zu tragen, der in einem hohen Sattel saß, damit sein Rücken einen sicheren Halt erhielt. An den Füßen trug der Ritter scharfe Sporen, um damit sein Roß spornen zu können.

4. Die Erziehung des Ritters. Wenn wir die alten Panzer, Helme, Schwerter und Lanzen betrachten, die noch in den Rüstkammern (z. B. Wartburg) aufbewahrt werden und die wir kaum zu heben vermögen, so kommt es uns fast unglaublich vor, wie ein Mensch das alles tragen, geschweige denn sich darin bewegen, ja anhaltend kämpfen und geschickte Wendungen machen konnte. Aber die ganze Erziehung des künftigen Ritters, vom Knabenalter an, ging auf Ausbildung der körperlichen Kräfte und Waffengeschicklichkeit hinaus, und ehe der Knabe zum Ritter wurde, mußte er eine lange Schule durchlaufen.

Ein ritterbürtiger Knabe wuchs bis zum 7. Jahre im elterlichen Hause meist unter Obhut der Frauen auf. Doch hatte schon jetzt jede Stunde des Tages ihre besonderen Übungen; Springen, Laufen, Reiten, Ringen, Fechten, Speerwerfen, Lanzenstechen und ähnliche Übungen wechselten miteinander ab.

Ein alter Schriftsteller sagt: „Die deutschen Knaben lernen eher reiten als reden; die Pferde mögen laufen wie sie wollen, so bleiben sie unbeweglich sitzen. Das Tragen der Waffen kommt ihnen eben so leicht an, wie das ihrer eigenen Glieder, und es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen und Lanze, Schild und Schwert zu gebrauchen."

Wenn der Knabe so einigermaßen vorgeübt war, wurde seine Erziehung in fremdem Hause fortgesetzt. Er kam dann

a) **als Edelknabe oder Page** an den Hof eines reichen Adeligen oder des Landesfürsten, um dort in Gemeinschaft mit mehreren Altersgenossen die Zucht zu lernen, welche den ritterlichen Mann vom Bauern und Bürger unterschied. Von seinem Herrn lernte er die edle Ritterkunst weiter: er lernte sein Pferd tummeln, die Armbrust spannen, das Schwert handhaben; er übte sich im Ringen, Klettern, Laufen und Springen, durch welche tägliche Leibesübungen sein kleiner Körper gewandt und stark wurde. Er strebte dabei seinem Herrn als einem hohen Vorbilde nach und suchte seinen höchsten Stolz darin, ihm mit unwandelbarer Treue anzuhangen. Er wartete bei der Tafel auf, säuberte die Waffen und hielt seinem Herrn beim Aufsteigen die Bügel.

Aber auch für die Ausbildung seines Geistes wurde gesorgt. Man unterwies ihn im Christenglauben, im Singen und Saitenspiel auf der Harfe, der Zither und der Geige, manchmal mußte er sogar fremde Sprachen erlernen. Lesen und Schreiben aber lernte er gewöhnlich nicht, das konnten nur die wenigsten Ritter der damaligen Zeit. Schon jetzt unterwies man ihn auch, daß Gott lieben und die Frauen ehren die ersten Pflichten eines Ritters seien. Und so lernte er im ehrfurchtsvollen Umgange mit Edelfrauen Zucht und gute Sitte. („Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten." Goethe.) Das gesittete Verhalten mußte er fortwährend in Rede und Haltung, vor allem beim Essen und Trinken zeigen. Dabei hatte der Edelknabe zahlreiche Lehren zu beobachten; denn die sogenannte „Tischzucht" befahl z. B.

Vor dem Essen sollst du sagen: „Segne es Jesus Christ!" Du sollst am Tische nicht den Gürtel vom Bauch schnallen, dir hübsch die Nägel beschneiden, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die du aus der Schüssel holst, mit einem Löffel oder einer Brodkruste anfassen, die du vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugespitzt hast. Niemand soll aus der Schüssel trinken oder sie mit den Fingern auswischen; das Brotstück, mit dem die Schüssel ausgetunkt wird, soll nach dem Abbeißen nicht wieder gebraucht werden; niemand soll trinken und sprechen, bevor die Speisen hinabgeschluckt sind. Du sollst nicht schmatzen und rülpsen, dich nicht in die bloße Hand oder das Tischtuch schnäuzen, nicht über den Tisch legen, nicht krumm sitzen, nicht auf den Ellenbogen stützen, nicht in den Trunk blasen, beim Trinken nicht über den Becher sehen, dich nicht zu deinem Nachbar wenden und ihm den Becher bieten, wenn du ihn selbst noch am Munde hast, nicht zu schnell essen und den andern etwas wegnehmen, nicht mit andern zugleich in die Schüssel langen, die abgenagten Knochen nicht wieder in die Schüssel werfen u. s. w.

War der Knabe im Edeldienst herangewachsen, so diente er seinem Herrn vom 14. bis zum 21. Lebensjahre

b) **als Knappe oder Junker** (aus „Jungherr" entstanden). Er wurde jetzt durch Umgürtung eines Schwertes, welches der Priester am Altar feierlich eingesegnet hatte, wehrhaft. Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte. Er zog mit ihm hinaus zur lustigen Jagd, begleitete ihn zu frohem Waffenspiel und teilte mit ihm den Ernst und die Gefahren der Schlacht. Auf seinen Kriegsfahrten lernte er Welt und Menschen kennen, vervollkommnete sich noch im Gebrauch der Waffen und hatte vor allem Gelegenheit, seine ritterliche Tüchtigkeit, seine treue

Anhänglichkeit an seinen Herrn und seine aufopfernde Hingabe für ihn zu bethätigen. Das war seine erste und vornehmste Pflicht. Und hatte er in der Schlacht mit Schild und Schwert seinen Herrn gerettet, so trug er den größten Ruhm davon, den ein edler Jüngling sich erwerben konnte.

c) **Aufnahme in den Ritterstand.** Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Übungen das 21. Jahr erreicht, so konnte er in den Ritterstand aufgenommen werden. Das geschah

aa) entweder vor einer Schlacht. Die neuen Ritter kämpften dann in der ersten Schlachtreihe und zeigten so ihre ritterliche Tüchtigkeit;

bb) oder zu Hause bei großen Hof- und Kirchenfesten. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch den Empfang der Sakramente, durch Fasten und Beten vorbereiten; auch mußte er sich zuvor baden und eine Nacht in voller Rüstung in einer Kapelle zubringen. Und kam dann endlich nach langem Sehnen der Morgen des Tages, welcher der schönste und glorreichste in des Jünglings Lebens war, so wurde er im feierlichen Zuge zur Kirche geführt. Knappen trugen die Rüstung, den Schild und das Schwert, Edelfrauen den Helm, die Sporen, das Wehrgehenk. Hier erfolgte die feierliche Aufnahme in den Ritterstand: die Schwertleite. — Nach Verlesung des Evangeliums durch den Priester trat der Knappe vor und kniete ehrfurchtsvoll am Altare nieder. Der Priester aber sprach zu ihm: „Ehe du nun das Rittergelübde ablegst, so vernimm mit reiflicher Überlegung die Forderungen der Ritterregel. Das also ist die Regel des Ritterstandes: zuvörderst mit demütiger Erinnerung an das Leiden Christi täglich eine Messe zu hören, für den Glauben kühnlich das Leben einzusetzen, die heilige Kirche samt ihren Dienern von allen, die ihr Gewalt anthun, zu befreien, Witwen und Waisen in ihrer Not zu schützen, ungerechte Kriege zu vermeiden, für die Rettung jedes Unschuldigen einen Zweikampf zu bestehen, dem römischen Kaiser in allen weltlichen Dingen ehrfurchtsvoll zu gehorchen und vor Gott und Menschen unsträflich in dieser Welt zu wandeln. Wenn du diese Gebote der ritterlichen Regel demütig bewahrest und, soviel an dir liegt, eifrig erfüllest, so sei gewiß, daß du zeitliche Ehre auf Erden und nach diesem Leben die ewige Ruhe im Himmel erwerben wirst."

Darauf legte der Knappe seine gefalteten Hände auf das Meßbuch über das gelesene Evangelium und beschwor mit feierlichem Eide das Gelübde, das der Priester ihm vorgelesen.

Hierauf empfing er aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuhe und Panzer. Dann kniete er vor dem Ritter, seinem Erzieher, nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug und wohl dabei die Worte sprach: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes nehme ich dich zum Ritter an und empfange dich mit Glückwunsch in unserer Genossenschaft. Aber gedenke, wie der Heiland der Welt vor Hannas, dem Hohenpriester, für dich geschlagen und vor Pilatus ist verspottet und gegeißelt und mit Dornen gekrönt worden, vor dem Könige Herodes mit einem Mantel bekleidet und verhöhnt und vor allem Volke an das Kreuz gehängt; an dessen Schmach zu gedenken, bitte ich dich; dessen Kreuz auf dich zu nehmen, rate ich dir; dessen Tod zu rächen, ermahne ich dich!" Das war der Ritterschlag.

Dann schmückte man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze und führte ihm ein Pferd vor, auf welches er sich sogleich schwang und welches er fröhlich durch die Menge der Zuschauer tummelte. Große Feste beschlossen die Feierlichkeit des Tages. Von nun an durfte er selbst die geringste Beleidigung nicht ungerächt lassen. Hielt er die beschworenen Ritterpflichten getreu, so genoß er hohe Achtung und mancherlei Vorrechte. Dagegen traf ihn die öffentliche Verachtung, wenn er seine Pflicht vergaß.

5. Die Turniere.*) Zur Ausbildung und Befestigung des Rittertums haben besonders die glänzenden Waffenspiele und Ritterfeste, Turniere

*) Als Bild zur Veranschaulichung diene Adolf Lehmanns „Kulturgeschichtliche Bilder" Serie I Bild Nr. 4 „Turnier".

genannt, beigetragen. Wie sie entstanden sind, ist ungewiß. Die Reiterübungen, welche Heinrich I. veranstaltete, um seine Deutschen zum Kampfe gegen die gefürchteten Ungarn vorzubereiten, waren noch keine Turniere, obschon sie denselben zur Vorschule dienen konnten; ja, als ein Vorspiel derselben könnte man schon den Schwerttanz der alten Deutschen, den die Jünglinge nackt zwischen bloßen Schwertern vollführten, betrachten. Die eigentlichen Turniere wurden erst während der Kreuzzüge in Deutschland eingeführt.

a) **Vorbereitung.** Ein Turnier wurde nur von regierenden Fürsten (Friedrich I.) oder der gesamten Ritterschaft einer bestimmten Landschaft veranstaltet. Auserwählte Turniervögte oder Turnierwächter, gewöhnlich die angesehensten Ritter, mußten die dazu nötigen Vorbereitungen treffen, welche nicht selten Wochen, ja Monate beanspruchten. Besondere Boten eilten dann von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, um dem turnierfähigen Adel Ort und Zeit zu künden und zu dem Feste einzuladen. Nach erfolgter Einladung herrschte in den umliegenden Burgen und Städten das regste Leben. Die Ritter setzten ihre beste Rüstung in Stand. Die ritterlichen Damen, denen sich Aussicht auf fröhliche Tage bot, wählten die prächtigsten Kleider aus und suchten den besten Schmuck hervor.

b) **Ort des Turniers.** Kam nun endlich der längst ersehnte Tag heran, so eilten die Ritter mit ihrem Gefolge von allen Seiten dem Turnierorte zu. Derselbe befand sich meist in der Nähe einer größeren Stadt draußen auf einer weiten Grasebene, denn der Hof einer Burg oder der Marktplatz einer Stadt war zu klein, die Menge der Teilnehmer und Zuschauer zu fassen. Der Platz war mit doppelten Schranken umgeben. Rings um dieselben erhoben sich die Sitze der Zuschauer. Besonders prachtvoll waren die Sitze für die Fürsten, für die Edelfrauen und andere angesehene Gäste. (S. Bild!) Um die Gerüste wurden Zelte und Buden errichtet. Wie Zugvögel sammelten sich in ihnen Spielleute, Narren, Gaukler; sie waren die unentbehrlichsten Lustigmacher bei jedem Feste des Mittelalters.

c) **Vorabend des Festes.** Am Vorabend des Festes kam der Landesfürst in die Stadt, um die Gäste zu begrüßen und die Anführer im Turnier zu bestimmen. Ihm zu Ehren wurde auf dem Marktplatze bisweilen ein kleines Kampfspiel geritten, welches den Rittern Gelegenheit bot, ihre Anmut und Geschicklichkeit im Reiten und ihre Gewandtheit im Zusammenstoßen der Schilde und im Brechen leichter Speere zu zeigen. Dann kehren die Ritter in ihre Herbergen zurück. Nun bricht die Nacht herein. Aber die sonst finstern Gassen der Stadt werden erleuchtet von den Wachslichtern, welche den Rittern, die sich gegenseitig in ihren Herbergen besuchen und begrüßen, vorangetragen werden. Thatendrang und Kampfeslust lassen namentlich die jungen Ritter selbst in der Nacht nicht schlafen, und diese drängen sich besonders zahlreich zu den Turnieren, weil sie hier, vor den Augen der edelsten Geschlechter, Gelegenheit finden, ihren Ruhm zu gründen oder zu befestigen.

d) **Der Festmorgen.** Lange, bevor die Türmer der Stadt und die Wächter der Burg am andern Tage ins Horn stoßen, um den erwachenden Morgen zu verkünden, wird es in Stadt und Burg lebendig. Durch Morgengebet und Anhören einer Messe bereiten sich die Ritter auf den kommenden Kampf vor.

Dann versammelten sich die Ritter auf dem Marktplatze. Hier wurden die Turniergesetze verlesen und der Turniereid geschworen. Durch diesen verpflichtete sich jeder Ritter, nicht mit einem bissigen oder schlagenden Pferde in den Schranken zu erscheinen; keine anderen als landesübliche Waffen zu führen; mit dem Schwerte nur zu hauen, nicht zu stechen; die Hiebe nicht gegen den Unterleib, sondern gegen den Oberleib, der mit dem eisernen Harnisch, oder gegen das Gesicht, welches mit dem eisernen Visier geschützt war, zu führen.

Während nun die Ritter in ihre Herberge ritten, um mit Hilfe der Knappen ihre Rüstung anzulegen, schrieen die Turnierrufer durch die Straßen der Stadt:

„Nun wappnet euch, ihr Ritter gut,
Nun wappnet euch, seid hochgemut
Und zieht mit Freuden auf das Feld;
Erweiset eure Ritterschaft
Und dienet schönen Frauen!"

Würdevoll zogen nun die Kämpfer unter Trompeten- und Paukenschall, begleitet von ihren Knappen, in glänzender Waffenrüstung auf schnaubendem Rosse dem Festplatze zu. Auf den Gerüsten rings um die Schranken erblickte man außer dem Fürsten und alten, kampfunfähigen Rittern zahlreiche Damen in prächtigster Festkleidung, die voller Ungeduld der Ankunft der Kämpfer entgegensahen.

e) **Das Kampfspiel.** Endlich erschienen die Kämpfer, und unter dem Klange einer betäubenden Musik ritten sie paarweise in die Schranken und hielten einen feierlichen Umzug, um die Zuschauer, besonders aber den Landesfürsten und die Frauen, zu begrüßen. Dann hielten sie. Nun war alles Erwartung, alles Ungeduld. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen oder den Speerkampf an und rief mit lauter Stimme diejenigen mit Namen auf, welche sich zuerst miteinander versuchen sollten. Plötzlich gaben Trompeten das Zeichen zum Angriffe. Auf ihren Schall sprengten die beiden Gegner mit eingelegter Lanze in vollem Galopp gegeneinander los. Die Spitze der Lanze stand über des Pferdes linkes Ohr hinaus, das Ende des Schaftes hielten sie fest unter dem Arme. Wer des Gegners Schild in der Mitte mit hartem Stoße gut traf und selbst fest im Sattel saß, warf durch den gewaltigen Stoß seiner Lanze den Gegner entweder aus dem Sattel und setzte ihn auf den Sand, oder er zersplitterte seine Lanze an dem stählernen Brustharnische des Gegners. Beides galt als Sieg; denn blieb die Lanze des Gegners unversehrt, so war das ein Zeichen, daß er entweder gar nicht oder doch nur schlecht getroffen hatte. Lauter Beifall ertönte von allen Seiten dem Sieger, während Knappen und Ritter herbeieilten, dem Gestürzten Hilfe zu leisten. Noch größer war der Jubel, wenn beide Ritter fest im Sattel blieben und die Lanzen an ihrer gepanzerten Brust zersplitterten. Oft vertauschte der Sieger seine gebrochene Lanze mit einer anderen und begann den Kampf mit anderen Gegnern; mancher brach auf diese Weise bis zu fünfzig Lanzen an einem Tage. Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, vierte, und so ging es weiter, meist drei Tage, oft aber auch wochenlang.

Auf das Lanzenstechen einzelner Kämpfer folgte wohl das eigentliche Turnier, bei welchem wie in einer Reiterschlacht ganze Scharen von Rittern miteinander rangen. Unter dem betäubenden Schalle der Trompeten stürmten sie dann in vollem Laufe gegeneinander. Die Lanzen zersplitterten, die Schilde prallten aneinander, die Rosse wieherten vor Kampfeslust, so daß die Schmerzensschreie der Verwundeten und das Stöhnen der Gestürzten von dem Lärme übertönt wurde. So wogte der heiße Kampf oft stundenlang hin und her. Mit leidenschaftlichem Anteil verfolgten die Zuschauer die wechselnden Bilder und bejubelten die Erfolge der Tapferen, bis endlich die Herolde und Spielleute das Zeichen zur Einstellung der Feindseligkeit gaben.

Manchmal folgte auf den Speerkampf noch ein Schwertkampf. Dann ordneten sich die Scharen aufs neue, die Knappen reichten ihren Herren das stumpfe Turnierschwert, und aufs neue begann der Kampf, bei dem es weniger darauf ankam, besondere Kunst und Gewandtheit zu zeigen, als vielmehr darauf, möglichst viel Gefangene zu gewinnen; denn Roß und Rüstung derselben gehörten dem Sieger. Deshalb suchte man den Helmschmuck des Gegners und seinen Holzschild in Späne zu zerhauen, den Kopf desselben durch Schwertschläge zu betäuben, ihm das Schwert aus der Hand zu winden, sein Roß am Zügel zu fassen und es samt dem Ritter gefangen fortzuführen.

Endlich nahte der Abend. Die Spielleute gaben das Zeichen, daß das Turnier zu Ende sei. Die Ritter räumten nun den Kampfplatz und kehrten in ihre Herbergen

zurück: stolzen Mutes die Sieger, traurig und niedergeschlagen die Besiegten, denn ihrer wartete nicht nur Schande, sondern sie hatten auch Roß und Rüstung verloren. Manchen Ritter aber, der fröhlich zum Kampfplatze gezogen, brachte man schwer verwundet oder tot zur Herberge zurück. So waren die Turniere ein schönes und edles, aber auch sehr gefährliches Vergnügen.

f) **Das Ende des Festes.** Nachdem die Ritter ein Bad genommen und die geschwollenen, mit Blut unterlaufenen Hände, Arme und Kniee gepflegt hatten, versammelten sie sich meist trotz der großen Anstrengung des Tages am Abende noch zu einem Feste, bei dem Gesang und Tanz nicht fehlen durften.

Den Beschluß des Turniers, das oft mehrere Tage, ja Wochen dauerte, machte die Verteilung des Dankes, d. h. des Preises. Dieser wurde nach dem Ausspruche der Kampfrichter demjenigen Kämpfer zuteil, der sich am meisten ausgezeichnet hatte. Der Preis war nicht sehr wertvoll, er bestand gewöhnlich in einem Jagdfalken, einem Windhunde, einem Kranz, auch wohl in einer goldenen Kette, einem Helm, Schwert oder Ring, einem Paar goldener Sporen und dergleichen. Doch war der Preis für den Sieger Nebensache, die Hauptsache war die durch den Sieg errungene Ehre, denn die Überreichung des Preises geschah in feierlicher Weise. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers mit lauter Stimme ausgerufen. Dann nahte sich dieser ehrerbietig den Damen, welche den Preis verteilten, und empfing ihn auf den Knieen aus schöner Hand. Dann ward der Sieger feierlich in das Schloß geführt. Hier empfingen ihn Edelfrauen, nahmen ihm die schwere Rüstung ab und schmückten ihn mit den prachtvollen Feierkleidern. Am Abende folgte dann ein kostbarer Schmaus und Ball. An der Tafel bekam der Sieger den Ehrenplatz und wurde zuerst bedient; auch eröffnete er den Ball. Ein solcher Sieg im Turnier galt ebensoviel als ein Sieg auf dem Schlachtfelde; denn der Name des Siegers wurde von Sängern, die bei dem Feste nicht fehlen durften, in Liedern gepriesen und um so höher erhoben, je mehr tapfere Gegner er in den Sand gesetzt hatte; ja ein Teil seines Ruhmes ging sogar auf die Völkerschaft über, zu welcher er gehörte. Daher konnte es keinen stärkeren Sporn der Ehre, kein heißer ersehntes Ziel für den deutschen Ritter geben, als in diesen feierlichen Kampfspielen einen Preis zu erwerben.

In den späteren Turnieren, besonders denen des 14. und 15. Jahrhunderts, wurde der Preis kostbarer. Merkwürdig bezüglich des Preises war das Turnier zu Nordhausen, das Heinrich der Erlauchte, Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen, veranstaltete.

„Dieser berühmte Fürst, der unter allen Fürsten Deutschlands der reichste und durch seine Mannhaftigkeit ausgezeichnetste war, ließ bei der königlichen Stadt (freie Reichsstadt) Nordhausen in Thüringen einen Forst aus grünen Bäumen in wunderbarer Schönheit aufbauen. Dann lud er sämtliche Vornehme aus Deutschland hierher und zeigte den ruhmwürdigen Reichtum seiner Herrschaft. In dem Garten ließ er Zelte aufschlagen, in denen waren gar viele schöne Frauen, Ritter und Knechte. Auch ließ er einen von der kunstreichen Hand der Goldschmiede aus Gold und Silber wunderbar schön gearbeiteten Baum dort aufstellen, dessen Blätter ebenfalls golden oder silbern waren. Hatte nun einer der in großer Anzahl zum Turnier versammelten Grafen, Barone und Ritter eine Lanze auf den Fürsten verstochen, so erhielt er zum Preise seiner Mannhaftigkeit ein silbernes Blatt von dem Baume. Wer aber seinen Gegner vom Rosse stieß und selber im Sattel blieb, empfing zum Zeichen seiner Tapferkeit ein goldenes Blatt. Diese Freude währte bei acht Tagen. Die Kosten, alles zu rechnen, wären einem Kaiser gut genug gewesen."

B. Vertiefung.

1. Was gefällt uns an den Rittern?

a) Ihre ungestüme Tapferkeit. Diese kennen wir von dem Ritter aus dem Gedicht: „Schwäbische Kunde", von den drei geistlichen Ritterorden,

von den Rittern Barbarossas u. s. w. Durch ihre Tapferkeit schützten die Ritter den deutschen Boden in den Raubzügen der heidnischen Grenzvölker (Wenden und Ungarn unter Otto I., slavische Völker Mecklenburgs und Pommerns gegen Heinrich den Löwen, die heidnischen Preußen gegen den deutschen Ritterorden). Die Ritter sind also der Wehrstand des Landes und haben sich durch ihre Tapferkeit um das Vaterland sehr verdient gemacht.

Sie begleiten die Kaiser auf ihren Römerzügen und stellen Deutschlands Ehre und Ansehn in Italien wieder her, sind also Vorkämpfer für Deutschlands Macht und Größe.

Sie ziehen in den Kampf gegen die ungläubigen Türken, stellen also ihr Schwert in den Dienst der Kirche, heben dadurch das Ansehn des Papstes und verbreiten das Christentum in bisher heidnischen Ländern (Kampf des deutschen Ritterordens gegen die heidnischen Preußen).

b) Ihre Frömmigkeit. In ihren Burgen fehlt selten die Kapelle. Jeder Tag wird mit Gottesdienst begonnen; ihre wichtigsten Feste, selbst die Schwertleite, werden in der Kirche gefeiert. Ist ein Geistlicher in Bedrängnis, so findet er sicher Hilfe bei einem Ritter; auch die Klöster werden von ihnen geschützt. Sie sind also Beschützer der christlichen Religion; auch sorgen sie für Ausbreitung derselben, indem sie gegen Wenden und Türken kämpfen; und die Zeit der Kreuzzüge ist die schönste Zeit des Ritterstandes.

c) Ihre Erziehung. Es wird die größte Sorgfalt darauf verwandt. Aber nicht nur der Körper wird durch ritterliche Übungen gekräftigt, sondern auch der Geist; denn in einem gesunden und kräftigen Körper soll auch eine gesunde Seele wohnen. So wird der Ritter erzogen zu Gottesfurcht und Frömmigkeit; zur unwandelbaren Treue gegen seinen Herrn und Erzieher, den er auch in der größten Gefahr nicht verlassen darf; zur Ehrfurcht gegen die Frauen und gegen das Alter („Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehn und die Alten ehren"); zu barmherziger Samariterliebe gegen Witwen und Waisen („Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht . . ." „Der beste Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen . . ."); zu ehrbarer Zucht und guter Sitte in allen Lebenslagen; zur Wahrheitsliebe gegen jedermann („Ein Mann, ein Wort." — Ein Ritterwort darf nicht gebrochen werden); zur Ausübung schöner Künste, denn Gesang und Musik muß ein jeder erlernen; viele können auch dichten (Heinrich von Osterdingen), und die Beschäftigung mit Dichtkunst und Musik schützt sie vor Roheit, zu welcher das kriegerische Leben der damaligen Zeit leicht verleiten konnte.

So werden also durch das Rittertum nützliche Kenntnisse und gute Sitten in Deutschland verbreitet, und darin können die Ritter uns gute Vorbilder sein.

d) Das Rittergelübde; denn durch dasselbe gelobt der junge Ritter all die Tugenden, die ihm anerzogen sind, nun auch im ferneren Leben zu bethätigen, nämlich: immer die Wahrheit zu reden (Wahrheitsliebe), das Recht zu behaupten (Liebe zu Recht und Freiheit: „Einigkeit und Recht und Freiheit . . ."), die Religion samt ihren Häusern und Dienern zu schützen (Gottesfurcht und Frömmigkeit), alle Schwachen und Unvermögenden, alle Witwen und Waisen zu beschirmen (barmherzige Samariterliebe gegen den Nächsten), keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden (Ehrfurcht gegen die Frauen), alle Ungläubigen zu verfolgen (christliche Tapferkeit). Solches Gelübde immer vor Augen und im Herzen, mußte ein guter Führer durchs Leben sein („Dein Lebenlang habe Gott vor Augen . . .").

e) Auch die Turniere, insofern durch sie Gewandtheit des Körpers, Ritterzucht und Rittersitte gepflegt werden; denn in dieser Beziehung sind sie ein schönes und edles Vergnügen.

2. Was gefällt uns nicht an den Rittern?

Ihre Turniere, insofern sie doch auch ein sehr gefährliches Vergnügen sind; denn oft fällt bei denselben großes Unglück vor. Mancher Ritter stürzt in seiner schweren Rüstung vom Pferde und bricht Arm und Bein. Mancher wird von seinem Gegner tödlich verwundet oder gar auf der Stelle getötet.

III. Verknüpfung.

A. Vergleich der Zustände zur Zeit der alten Deutschen und zur Zeit des Rittertums.

1. Die Wohnung.

a) Lage. b) Äußere Umgebung. c) Innere Einrichtung. d) Fortschritte?

2. Die Kleidung.

a) Kopf-, b) Körper-, c) Fußbekleidung. d) Bewaffnung. e) Fortschritte?

3. Die Erziehung.

a) Erziehung des Körpers. Große Ähnlichkeit: bei beiden Abhärtung des Körpers von frühster Jugend an, Turnen, Spielen, Laufen, Schwimmen; bei beiden Waffenspiele: Schwerttanz, Turnier.

b) Erziehung des Geistes. Sie fehlt bei den alten Deutschen fast ganz, man gewöhnt den Jüngling nur an die Tugend der Gastfreundschaft, der Wahrhaftigkeit und Treue, der Keuschheit, der Tapferkeit und der Liebe zur Freiheit. Im Ritterstande sieht man auch auf geistige Bildung, obgleich lange nicht in dem Maße, wie das heute geschieht.

4. Die Spiele.

Schwerttänze und Turniere.

5. Die Stellung der Frauen.

Große Ähnlichkeit: die größte Ehrfurcht gegen das Weib, die schon in der Jugend anerzogen wird. Dort wie hier ist die Frau der Mittelpunkt des häuslichen Lebens, doch braucht sie sich im Ritterstande nicht mehr um die Geschäfte außerhalb des Hauses zu kümmern, wie das bei den alten Deutschen der Fall war.

6. Die Beschäftigung.

Jagd, Krieg, Spiel u. s. w.

B. Vergleich der Zustände zur Zeit des Rittertums mit denen der heutigen Zeit.

1. Wohnung. 2. Kleidung. 3. Erziehung. 4. Spiele. 5. Stellung der Frauen. 6. Beschäftigung.

C. Der Wehrstand früher und jetzt.

a) Wohnung desselben: Ritterburg, Kaserne.

b) Bewaffnung: Damals eine gewaltige Rüstung, Lanze, Schwert, Helm, Schild, Panzer, eiserne Bein- und Armschienen, Eisenhandschuhe; — jetzt Säbel und Lanze, vor allem Schußwaffen, Gewehre, Kanonen.

c) Ausbildung: Damals 14 Jahre, sehr sorgfältig; heute nicht minder sorgfältig, aber infolge der veränderten Bewaffnung nur drei Jahre. — Damals Einzelausbildung bei einem Ritter, erst dann Massenübungen im Turnier; heute gleich Massenausbildung, weil auf die Tapferkeit des Einzelnen wenig oder nichts ankommt.

d) Stellung: Damals nur ein einzelner Stand wehrpflichtig, der Ritterstand, der allein die Gefahren des Krieges teilt, deshalb aber auch sehr viele Vorrechte besitzt; damals waren die Kriegsheere Ritterheere. Heute ist das ganze waffenfähige Volk zum Kriegsdienst verpflichtet, der Wehrstand genießt deshalb keine besonderen Vorrechte; heute spricht man von Volksheeren.

Fortschritt oder Rückschritt?

IV. Zusammenfassung.

Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

a) Die Ritterburg: Höhen- und Wasserburgen, Burggraben, Ringmauer, Zinnen, Mauertürme, äußeres und inneres Thor, Zugbrücke, Fallgitter, Zwinger, Bergfried, Burgwart, Burgverließ — Palas oder Herrenhaus, Kemenate oder Frauenhaus, Kapelle, Schnitzhaus, Rüsthaus, Burgbrunnen, Burggarten.

b) Lebensweise des Ritters: Verwaltung der Güter, Erziehung von Edelknaben, Jagd, Krieg, Turnier.

c) Kleidung des Ritters: Panzer, Harnisch oder Brünne, Wappenrock, Schwert Eisenhut und Helm, Visier, Schild, Lanze, Sporen.

d) Erziehung des Ritters: Edelknabe oder Page, Knappe oder Junker, Ritter, Schwertleite, Rittergelübde, Ritterschlag, Tischzucht.

e) Turniere: Turniervögte, Turnierplatz, Schranken, Turniergesetze, Turniereid, Speerkampf oder Lanzenstechen, Schwertkampf.

V. Anwendung.

1) Gieb an, wodurch die Ritterburg zu einer Festung wurde!

2) Gieb die Wohngebäude der Burg an und erzähle etwas über ihre Bestimmung!

3) Was sind Höhen- und Wasserburgen?

4) Erkläre die Ausdrücke: Bergfried, Palas, Kemenate, Zwinger, Zinnen, Fallgitter, Burgverließ!

5) Erkläre die Ausdrücke, Brünne, Wappenrock, Visier!

6) Sprich dich über folgende Ausdrücke aus: Page, Knappe, Schwertleite, Rittergelübde, Ritterschlag, Tischzucht!

7) Erkläre die Entstehung und Bedeutung folgender Redensarten: „Für jemand in die Schranken treten." — „Für jemand eine Lanze brechen." — „Mit offenem Visier kämpfen." — „Jemand auf den Sand setzen." — Jemand in Harnisch bringen." — Jemand aus dem Sattel heben." — „Gerüstet sein." — „Ganz gerüstet sein."—

Sprich dich über die Bedeutung des Anfanges des Lutherliedes aus: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen!"

8) Inwiefern waren die Ritter Förderer und Beschützer der christlichen Religion?

9) Lesen des Gedichts: „Die Rache" von Uhland.

10) Ein Tag auf der Ritterburg a) im Sommer; b) im Winter.

---

2. Der Verfall des Rittertums.

(Ziel: Wir wollen heute hören, wie zahlreiche Ritter ihr Rittergelübde gebrochen haben.)

I. Vorbereitung.

Viele Ritter vergaßen im Laufe der Zeit, daß sie einst mit feierlichem Eide gelobt hatten, das Recht zu behaupten und alle Schwachen und Unvermögenden zu schützen. Wie das gekommen ist, das wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Das Faustrecht. Die Ritter waren von Jugend auf an das Waffenhandwerk gewöhnt. Es war ihnen unbehaglich, in Friedenszeiten still

daheim auf ihrer Burg zu sitzen. Sie saßen lieber im Sattel und schwangen Speer und Schwert. Deshalb zogen sie gern auf die Jagd und zum Turnier. Diese beiden Vergnügungen sollten ihnen das rauhe Kriegshandwerk ersetzen.

Aber die Streitlust mancher Ritter begnügte sich damit nicht. Während der Kaiser fern in Italien weilte, brachen in Deutschland zwischen einzelnen Landesfürsten, oft sogar zwischen einzelnen Rittern Kämpfe im Kleinen, Fehden genannt, aus. Bald wuchs die Lust an solchen Fehden, und sie wurden immer zahlreicher. Zwar hatte der Ritter bei der Schwertleite gelobt, ungerechte Kriege zu vermeiden und dem römischen Kaiser in allen weltlichen Dingen ehrfurchtsvoll zu gehorchen, aber es war niemand da, die Übertretung dieses Gelübdes zu strafen; denn der Kaiser kämpfte in Italien mit den Päpsten und Lombarden (besonders Friedrich II.), und kam er ja einmal auf kurze Zeit nach Deutschland, so hatte er nicht die nötige Zeit, alle Friedensstörer zu züchtigen. Weil also die oberste Gewalt im Reiche fehlte, darum nahm die Fehdelust immer zu.

Mit der zunehmenden Fehdelust aber wurden auch die Sitten roher. Ein Ritter, der immer im Sattel saß und sich mit Feinden herumschlug, fand keinen Gefallen mehr an dem friedlichen Leben auf der Burg, und hatte er keine Feinde, mit denen er kämpfen konnte, so suchte er sich solche zu verschaffen, und waren es keine Ritter, gegen die er zu Felde ziehen konnte, so überfiel er wehrlose Bürger und Bauern. Daher kam es, daß viele Ritter die Würde ihres Standes so weit vergaßen, daß sie fast nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung lebten, und daß sie da ernteten, wo sie nicht gesäet hatten. In den beständigen Fehden untereinander, noch mehr aber mit den reichen Städten, gewöhnten sie sich an ein wildes Räuberleben. Es war auch leichter und einträglicher, von dem Gute fremder Leute zu leben, als selbst durch Fleiß etwas zu erwerben. Daher suchten sie mutwillig Streit mit den benachbarten Städten, um wenigstens einen Vorwand zu ihren Räubereien zu haben. Endlich aber kümmerten sie sich nicht einmal um einen Vorwand. Anstatt den Witwen und Waisen, den Unschuldigen und Bedrängten beizustehen, wie sie gelobt, überfielen sie von ihren Raubburgen aus jeden Vorüberziehenden und plünderten ihn aus, gleichviel, ob er Ritter, Bürger oder Bauer war.

Am schlimmsten erging es den Kaufleuten, welche ihre Waren damals auf hochbepackten Wagen und schlechten Landstraßen mühsam aus den großen Handelsstädten am Meere und an den Strömen holen mußten. Vom hohen Wartturme ihrer Burg aus überblickten die Raubritter die Straßen der Landschaft sowohl als die Wasserstraßen, und wenn der reichbeladene Wagen des Kaufmanns oder das schwer befrachtete Schiff auf dem Strome sich zeigte, so brachen sie mit ihren Reisigen aus einem Hinterhalte hervor, warfen die Knechte,

welche zum Schutze der Wagen dienten, nieder und führten den Raub frohlockend mit sich fort auf ihre Burgen. Fielen Kaufherr und Knechte lebend in ihre Hände, so mußten sie entweder ein hohes Lösegeld bezahlen, wenn sie frei ziehen wollten, oder sie wurden in das dumpfe Burgverließ geworfen, wo sie oft monate- und jahrelang schmachteten, bis entweder ihre Verwandten das Lösegeld bezahlten oder der Tod sie von ihren Leiden erlöste. Ja es gab Raubritter, die ihre Gefangenen trotz des gezahlten Lösegeldes ins Burgverließ warfen oder draußen vor der Burg ermordeten.*)

Im Waldesdickicht überfielen sie den einsamen Wanderer, warfen ihn nieder und beraubten ihn seiner geringen Barschaft; oder sie zogen in die benachbarten Dörfer, trieben Pferde, Ochsen und Kühe aus den Höfen, töteten oder verstümmelten die Bewohner und zündeten die Häuser an. Nicht selten wurden die blühendsten Saatfelder, des armen Landmanns ganzer Wohlstand, von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten. Er mußte der Verwüstung ruhig zusehen und froh sein, wenn er mit dem nackten Leben davonkam.

Das war eine schreckliche Zeit für Bürger und Bauer, und kein Fleck war damals in Deutschland, wo man nicht den Klang der Waffen gehört hätte. Gegen solchen Übermut und solche Räubereien der Ritter vermochten die letzten Hohenstaufen keinen Schutz zu gewähren, da sie immer in Italien weilten. Auf ihren festen Burgen trotzten die Adligen allen Verordnungen des Kaisers. Sie betrachteten ihr ehrloses Handwerk als ein Recht des Stärkeren; wer die stärkste Faust besaß, hatte das größte Recht. Das waren die traurigen Zeiten des Faustrechts, in welchen die Ritter vom Stegreif lebten.

2. Das Interregnum. Diese Zustände trostloser Verwirrung nahmen immer mehr zu, je länger Kaiser Friedrich II. von Deutschland fern blieb. Seit seinem im Jahre 1250 erfolgten Tode wurde die Zerrüttung noch ärger, denn sein junger Sohn Konrad besaß nicht die Macht, dem Räuberunwesen zu steuern. Auch er kämpfte in Italien, und als er im Jahre 1254 nach kaum vierjähriger Regierung starb, hatte das deutsche Reich gar keinen Kaiser. Das kaiserliche Ansehn war so sehr gesunken, daß unter den Fürsten keiner war, der Kaiser zu sein begehrte. Diese kaiserlose, schreckliche Zeit dauerte ungefähr zwanzig Jahre; man nennt sie das Zwischenreich oder das Interregnum, und sie ist die traurigste, die jemals über unser Vaterland hereingebrochen ist. Die Zwietracht hatte alle Bande alter Sitte und Ordnung zerrissen; die deutschen Fürsten bekriegten sich untereinander, plünderten und verheerten das Land. Und was die Fürsten im Großen thaten, geschah von den Raubrittern im Kleinen; auch sie trieben ungescheut Wegelagerung und

*) Siehe die Sage „Blutnelken am Falkenstein“ von Ludwig Bechstein.

Straßenraub. Da kein Richter in Deutschland war, so waren Mord und Brand an der Tagesordnung, denn alle die zahlreichen Fürstentümer, Grafschaften, Herrschaften von Reichsrittern, geistlichen Besitzungen und Städte lagen in beständiger Fehde miteinander, und die armen Bürger und Bauern mußten darunter leiden.

3. Städtebündnisse. Da der Kaiser die zwar meist befestigten, aber gegen die großen Landesfürsten doch wehrlosen Städte nicht beschützen konnte und sie anderen Schutz nicht fanden, so mußten sie sich durch Vereinigung ihrer Kräfte selbst zu schützen suchen. So entstanden die Städtebündnisse zu gemeinsamem Schutz und Vorteil. In der Rheingegend verbanden sich ungefähr 70 Städte und bildeten den Rheinischen Städtebund; eine nicht weniger große Anzahl verband sich in Schwaben zum Schwäbischen Städtebund. Der größte Bund unter allen aber war die berühmte Hansa oder der Hansabund.

Unter den Räubereien der Raubritter hatten besonders die großen Handelsstädte zu leiden. Nicht nur auf den großen Strömen, Rhein und Elbe, sondern auch auf der Ost- und Nordsee wurden ihre Schiffe von den adligen Seeräubern überfallen und ausgeplündert. Dieser Plackereien müde, schlossen Hamburg und Lübeck im Jahre 1241 einen Bund, den Hansabund, um gemeinschaftlich die Landstraße zwischen der Trave und Elbe sowie den Stecknitzkanal vor dem Raubrittertum zu schützen. Zu diesem Zwecke sammelten sie ein bedeutendes Heer. Die Raubritter hatten nun üble Tage. Ihre Burgen wurden belagert, erobert, zerstört und völlig der Erde gleich gemacht; die Galgen wurden mit ihren Personen geziert. Aber auch die Wasserwege mußten geschützt werden. Die Hansa rüstete deshalb Kriegsschiffe aus, welche die Kauffahrer auf der Elbe, der Nord- und Ostsee in Schutz nehmen sollten. Nun erging es den Seeräubern nicht besser als den Landräubern; eine Flotte lief gegen sie aus, suchte sie auf, vernichtete ihre Fahrzeuge und ersäufte ihre Mannschaft. Bald zitterten die Räuber vor der deutschen Hansa, und da sich der Bund bewährt hatte, so traten ihm bald andere Städte bei, so daß er zur Zeit seiner Blüte mehr als 60 der größten und bedeutendsten Handelsstädte umfaßte.

An der Spitze des Bundes stand Lübeck, das durch Heinrich den Löwen neu gegründet und seitdem durch seinen Handel reich und mächtig geworden war. An der Ostsee gehörten zur Hansa Kiel, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Stargard, Kolberg, Stolpe, Danzig, Königsberg; an der Nordsee Hamburg, Bremen, ja Antwerpen und Brügge in den Niederlanden. Aber auch die großen Handelsstädte des Binnenlandes schlossen sich dem Bunde an, z. B. Frankfurt an der Oder, Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Lüneburg, Münster, Osnabrück, Soest, Dortmund, Köln,

Nymwegen. Es waren also besonders norddeutsche Städte, welche zur Hansa gehörten.

Bald erzitterte alles, nicht nur die Räuber, vor der deutschen Hansa; denn durch Einigkeit stark geworden, brauchte sie sich nicht mehr vor den mächtigsten Feinden zu fürchten. Sie rüstete eine Flotte von 200 Schiffen aus, hielt ein furchtbares Landheer und führte Kriege mit Fürsten und Königen. So wurde ein schwedischer König von der Hansa gezwungen, seine Krone niederzulegen, und dem Dänenkönige erklärte einmal ein Bürgermeister von Danzig den Krieg, wobei die Hansa Kopenhagen eroberte, den Sund gegen die Durchfahrt nichthanseatischer Schiffe sperrte, indem sie von ihnen einen hohen Zoll erhob, und Dänemark nötigte, keinen König ohne ihre Einwilligung zu wählen. So bot sie das Königreich Dänemark für Geld feil, und auch Lissabon, die Hauptstadt von Portugal, wurde durch ihre Schiffe erobert. Kein König hatte solche Flotten auf dem Meere, wie die Hansa, und wo sie an einem Kriege teilnahm, da gaben ihre Schiffe und Kriegsheere den Ausschlag.

Bei solcher Machtstellung war es kein Wunder, daß andere Städte und selbst mächtige Länder sich um die Freundschaft der deutschen Hansa bemühten und ihren Schiffen Stapelplätze und große Handelsvorrechte einräumten. So schlossen besonders die Könige von Dänemark, Schweden und Norwegen Bündnisse mit ihr. Weithin nach allen Weltgegenden zogen unter ihrem Schutze deutsche Kaufleute, gründeten deutsche Handelsniederlassungen und wurden in der Fremde ebenso wie in der Heimat geehrt. Von Brügge in den Niederlanden, London in England, Bergen in Norwegen bis Nowgorod im westlichen Rußland liefen die Fäden dieses gewaltigen Handelsbundes, und in diesen Städten hatte er auch seine großen Warenniederlagen. Denn der Handel war das Hauptgeschäft des Bundes, und er wurde bald der ausgebreitetste der ganzen Erde.

In Lübeck, dem Haupte des Bundes, wurden die Hansatage oder die Bundesversammlungen gehalten, wobei sich alle Bundesstädte durch ihre Abgeordneten einfanden. Auch Gesandte aus den benachbarten Staaten erschienen dabei, um mit dem Bunde ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Der Bund hielt strenge Polizei unter seinen Gliedern. Hatte eine Stadt ihre Pflichten nicht erfüllt oder sonst sich eines Frevels schuldig gemacht, so wurde sie „verhanset", d. h. aus dem Bunde gestoßen, geächtet und für eine Feindin aller anderen erklärt. Eine solche Strafe war immer von furchtbaren Folgen; denn der geächteten Stadt wurden ihre Schiffe fortgenommen und ihr Handel zerstört.

Dreihundert Jahre lang erhielt sich die deutsche Hansa auf dieser Höhe ihrer Gewalt und ihres Ansehens. Aber als ihr Zweck erreicht, d. h. die Sicherheit und Ausbreitung ihres Handels nach Wunsch befördert war, als besonders die Fürsten wieder mehr für Ordnung und Sicherheit sorgten und die traurigen

Zeiten des Faustrechts vorüber waren, trat wieder eine Stadt nach der andern vom Bunde ab, und so blieben am Ende nicht mehr als die drei Städte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig, die auf dem letzten Bundestage im Jahre 1630 ihren Bund erneuerten und bis auf den heutigen Tag den Namen der Hansastädte behalten haben.

3. Die Femgerichte. a) **Notwendigkeit derselben.** In den schlimmsten Zeiten des Faustrechts drückte die allgemeine Unsicherheit alle Stände, besonders auch den Landmann; denn er war keinen Tag sicher, daß nicht die benachbarten Edelleute auf seinen Feldern ihre Fehden ausfochten, mit den Hufen ihrer Pferde seine Saaten zerstampften und ihm vielleicht gar seine Hütte über dem Kopfe ansteckten. Wir können uns glücklich fühlen, daß die öffentliche Sicherheit so viel besser geworden ist, daß wir die Landstraßen bereisen und uns am Abend ruhig zum Schlafe in unserem Hause niederlegen können. Der, welchem Unrecht geschehen ist, kann sein Recht finden, und auch der Vornehmste und Mächtigste muß dem Spruch der Gerichte gehorchen. Damals aber galten die Gerichte gar wenig, das Wort des Richters wurde nicht gehört, und ein jeder that, wozu er die Macht in Händen hatte.

Solche außerordentlichen Zeiten, in denen alles gegeneinander kämpfte, machten auch außerordentliche Mittel nötig, um Recht und Gerechtigkeit zu schützen. So wurden damals, zur Zeit des Faustrechts, durch ganz Deutschland furchtbare heimliche Gerichte eingerichtet, welche die groben Verbrecher aller Art vor ihren Richterstuhl zogen und, wenn sie sich nicht genügend rechtfertigen konnten, mit dem Tode bestraften. Es war gefährlich, sich vor ihnen zu stellen, aber noch gefährlicher, sich auf ihre Vorladung nicht einzufinden. Ihren ersten und vornehmsten Sitz hatten jene Gerichte in Westfalen, auf „roter Erde", darum hießen sie auch die westfälischen Freigerichte oder Femgerichte, welcher Name abgeleitet ist von dem altdeutschen Worte „verfemen", das so viel als „verbannen" oder „verfluchen" heißt.

b) **Zusammensetzung derselben.** Der Hauptsitz der Femgerichte war Dortmund in Westfalen. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser, in dessen Namen sie über alle schweren Verbrechen richteten. Den Vorsitz in diesen Gerichten führte der Freigraf; die Beisitzer hießen Freischöppen oder Freischöffen (Vergl. das heutige Schöffengericht!); man nannte sie auch Wissende, weil sie um die Geheimnisse der heiligen Feme wußten. Solcher Beisitzer mußten bei jedem Gericht mindestens 14 zugegen sein, gewöhnlich aber war die doppelte Anzahl vertreten. Die Freigerichte durften ursprünglich nur in Westfalen, auf „roter Erde", gehalten werden. Da sich aber ihre Macht bald über ganz Deutschland erstreckte, so nahmen sie freie und unbescholtene Männer aus allen deutschen Gauen zu Freischöffen auf, und man rechnet, daß in ganz Deutschland über 100000 Wissende waren, deren Wachsamkeit und Beobachtung

sich niemand entziehen konnte. Sie bildeten einen großen Bund heimlicher Richter und Rächer, und Ritter, Grafen und Fürsten strebten nach dieser Ehre; ja selbst Kaiser haben es nicht unter ihrer Würde gehalten, Schöffen des Freigerichts zu werden.

Alle Richter mußten freigeborene Männer von ehelicher, christlicher Geburt und tadellosem Lebenswandel sein. Nur sie lernten die Einrichtungen und das Verfahren des Gerichts kennen, während sie selbst dem Volke unbekannt blieben. Jeder Freigraf und Freischöppe mußte im Westfälischen, „auf roter Erde", belehrt und vereidigt worden sein. Bei seiner Aufnahme mußte er, knieend und mit entblößtem Haupt, die rechte Hand auf Schwert und Strick des Freigrafen gelegt, einen fürchterlichen Eid schwören, verschwiegen zu sein gegen jedermann, und jedes vor die heilige Feme gehörige Verbrechen zur Anzeige zu bringen, auch wenn es die nächsten Verwandten betraf. Dieser Eid begann: „Ich schwöre, die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint und der Regen benetzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist, außer vor dem, der ein Freischöffe ist. Ich schwöre, daß ich alles, was vor die Feme gehört, vor diesen oder einen andern Freistuhl bringen und dies nicht lassen will um Lieb noch um Leid, weder um Silber noch um Gold, noch um eines Dinges willen, das Gott geschaffen hat."

Ein Schöppe, der dennoch das Geheimnis verriet, wurde von einer furchtbaren Strafe getroffen. Wenn er ergriffen wurde, dann sollten ihm vorn die Hände zusammengebunden und ein Tuch vor die Augen gehängt werden, hierauf sollte man ihn auf einen Bock werfen, ihm die Zunge zu dem Nacken und einen dreisträngigen Strick um den Hals winden und ihn sieben Fuß höher hängen als einen verfemten Missethäter oder Dieb.

Alle Wissenden hatten unter sich geheime Zeichen, an denen sie sich erkannten. Zu diesen Heimlichkeiten gehörte der uralte Freischöffengruß: „Ich grüß Euch, lieber Mann, was fanget Ihr hier an?" worauf der Wissende erwiderte: „Alles Glück kehre ein, wo die Freischöffen sein." Bei Tische legten sie die Messer so, daß die Spitze ihnen zugekehrt war. Auch hatten sie drei geheime Alphabete. Diese Geheimnisse durften ebenfalls nicht verraten werden.

Aus den Wissenden eines bestimmten Landesteils wurden dann die Freischöffen zur Bildung der Freigerichte gewählt, in denen der Freigraf den Vorsitz führte. Sie richteten unter kaiserlichem Ansehn über Mord und Brand, Raub und Gewaltthat, Meineid und Verrat, auch über Entweihung der Kirche und Abfall von derselben, und weit und breit zitterten vor ihr Ritter und Herren, wenn sie solcher Schuld sich bewußt waren.

c) **Ort derselben.** Die Freigerichte wurden ursprünglich an den alten Gerichtsstätten gehalten, unter freiem Himmel, auf einem Berge oder Hügel, unter dem Schatten einer Linde, an einer Quelle im Thale oder am Fuße uralter Eichen, allerdings in der Stille, aber nicht an verborgenen, unzugänglichen Orten oder in düsteren Gewölben. Die Gerichte waren daher öffentlich, und in ihnen durfte auch der Nichtwissende erscheinen. Später aber wurden die Gerichte heimlich; dann hielten sie ihre Sitzungen nachts in einem dichten Walde, in einer Höhle oder in einem unterirdischen Gewölbe. Hier saßen die Richter in tiefer Vermummung bei schwachem Lichte in schauerlichem Halbdunkel, und ringsumher herrschte große Stille. Dann bestieg der Freigraf den Freistuhl. Vor ihm auf einem Tische lagen Schwert und Strick, die Zeichen des Rechts über Leben und Tod. Eröffnete er das Gericht, so durften von diesem Augenblicke an nur Wissende zugegen sein, von denen, außer den eigentlichen Richtern, oft hunderte umherstanden. Ein Nichtwissender, der es gewagt hätte, sich einzuschleichen, würde auf der Stelle am nächsten Baume aufgeknüpft worden sein. Daher hieß das Gericht auch das heimliche Gericht, und weil es jeden Verbrecher auch in seinem geheimsten Schlupfwinkel aufzuspüren vermochte, so war es allen furchtbar.

d) **Ein heimliches Gericht.** aa) Vorladung des Angeklagten. Hatte jemand einen Raub oder Mord begangen, war er der Ketzerei, der Zauberei oder des Ehebruchs verdächtig, so hatte er Ursache genug, vor dem furchtbaren Richterstuhle der Wissenden zu zittern, selbst dann, wenn er vor seinem ordentlichen Richter der Strafe schon entgangen war. Er wurde von einem der Freischöppen dem heimlichen Gerichte angezeigt, der zugleich mit seinem Eide beschwor, daß das Verbrechen wirklich begangen sei. Nun wurde der Verklagte vorgeladen. Die Vorladung geschah aber nicht öffentlich, sondern durch den sogenannten Ladebrief, der mit 7 Siegeln versehen war. War der Angeklagte ein Ritter, der auf seiner Raubburg verschlossen wohnte, so schlichen die Freischöffen oder der Fronbote heimlich bei der Nacht an die Mauern des Schlosses, hefteten die Ladung an das Thor, schnitten aus demselben drei Späne als Wahrzeichen und schlugen mit dem Hammer dreimal laut gegen die Thorflügel, daß der furchtbare Klang durch die Stille der Nacht in das Ohr des Verbrechers drang. In der Stadt wurde der Ladebrief entweder außen an die Stadtmauer oder an die Hausthür des Angeklagten geheftet. Dann wurde ihm bis zu seinem Erscheinen vor dem heimlichen Gericht eine bestimmte Frist, gewöhnlich 6 Wochen und 3 Tage, gestattet; war der Angeklagte ein Wissender, so erhielt er die dreifache Zeit.

bb) Anklage und Verteidigung. Erschien der Angeklagte zur bestimmten Zeit an dem in der Ladung bestimmten Orte, so wartete seiner schon ein Abgeordneter der heiligen Feme, der ihn mit verbundenen Augen an den

geheimen Ort führte, wo die Richter versammelt waren. Nachdem ein Schöffe als Ankläger aufgetreten war, erhob der Freigraf allein seine Stimme, hielt dem Vorgeladenen das Verbrechen vor, dessen er angeklagt war, und forderte ihn auf, sich zu verteidigen. Fühlte er sich unschuldig, so konnte er sich durch einen Eid reinigen. Diesen konnte zwar der Ankläger durch einen Eid mit zwei Eideshelfern (Zeugen) widerlegen, aber dem Angeklagten stand das Recht zur Seite, sich mit sechs Eideshelfern zu verteidigen. Wurde diese Verteidigung durch einen Eid des Klägers mit vierzehn Eideshelfern widerlegt, so blieb dem Angeklagten als letztes Beweismittel ein Eid mit 21 Eideshelfern. Vermochte er soviel Zeugen seiner Unschuld beizubringen, so erfolgte seine sofortige Freisprechung, und ebenso geheimnisvoll, wie er gekommen war, wurde er wieder zurückgeführt.

cc) Vollstreckung des Urteils. Vermochte er aber seine Unschuld nicht zu beweisen, mußte er vielmehr seine Schuld eingestehen, oder wurde er durch den Eid des Klägers und seiner Zeugen überführt, so wurde das Urteil über ihn gesprochen und auf der Stelle vollzogen. Es lautete meist auf Todesstrafe. Noch in derselben Stunde, sobald er sein Gebet gesprochen und seine Seele Gott empfohlen hatte, stieß man ihn mit einem Dolche nieder oder knüpfte ihn an einem Baume auf. Gewöhnlich verrichtete der jüngste Schöffe das Henkeramt. Ein Dolch, in denselben Baum gestoßen, sagte, daß die heilige Feme gerichtet habe, sonst aber erfuhr niemand, wer der Henker gewesen. Geringere Strafen waren Landesverweisung und Geldbuße.

Erschien dagegen der Angeklagte nicht auf das erste Mal, so wurde die Vorladung noch zweimal wiederholt. Blieb er auch das dritte Mal aus, so bekannte er dadurch seine Schuld und es erfolgte die Verurteilung, sobald der Kläger, von sechs Freischöffen als Eideshelfern unterstützt, knieend, die Finger auf dem Kreuze des Schwertes, das der Freigraf ihm vorhielt, die Wahrheit der Anklage beschwor. Dann wurde der Angeklagte verfemt, d. h. verbannt oder verflucht, wobei der Freigraf die schauerliche Formel der Verfemung sprach, in der es unter anderm hieß: „Ich weise ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menschen zum Trost gegeben und gemacht hat. Und ich weise ihn forthin achtlos, rechtlos, friedlos, ehrlos, leiblos, also daß man mit ihm thun und verfahren mag, als man mit einem verfemten und verführten Manne thut. Und ich verfluche hiermit sein Fleisch und Blut, daß es nimmer zur Erde bestattet werde, daß der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Tiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weise und teile zu den Krähen, Raben und Vögeln in der Luft sein Fleisch, sein Blut und Gebein, die Seele aber unserm lieben Herrgott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will. Ich setze seine Lehen und Güter ledig dem Herrn, von dem sie her-

rühren, sein Weib aber zur Witwe, seine Kinder zu Waisen." (Vergleiche den Abschnitt über die „Acht".)

Darauf ward der Name des Verfemten in das **Blutbuch** geschrieben; jeder Freischöffe war verpflichtet, das Urteil vollziehen zu helfen, und keiner durfte seinen Beistand verweigern, auch nicht gegen den nächsten Verwandten. Von nun an wurde der Verbrecher von unsichtbaren Händen verfolgt bis an seinen Tod. Trafen ihn wenigstens **drei** Wissende gleichzeitig, im geheimsten Verstecke oder auf offener Straße, so wurde er an dem nächsten Baume der Landstraße aufgehängt oder mit dem Dolche durchbohrt, wenn er sich widersetzte. Und zum Zeichen, daß er nicht ermordet, sondern von der heiligen Feme gerichtet sei, wurde ein Messer neben ihm in das Holz oder in die Erde gesteckt und ihm alles gelassen, was er bei sich trug.

e) **Ein öffentliches Gericht.** Die Sitzungen der heiligen Feme wurden aber nicht immer heimlich, sie wurden auch öffentlich gehalten, doch immer erschienen die Wissenden vermummt. Um Mitternacht versammelten sie sich auf dem Kirchhofe des Ortes, wo sie gesonnen waren, Gericht zu halten. Mit Anbruch des Tages verkündete dann das Geläute aller Glocken den erschrockenen Einwohnern die Ankunft ihrer furchtbaren Gäste. Alles, groß und klein, mußte sich hinaus ins freie Feld begeben und sich in einem großen Kreise niederlassen. Der Freigraf saß mit seinen Schöffen in der Mitte, und vor ihm lagen neue Stricke und ein Dolch.

Befand sich nun einer im Kreise, der im Rufe eines Mordes oder Diebstahls oder sonst eines Verbrechens stand, so trat ein Schöffe zu ihm und sagte ihm ins Ohr: „Freund, es ist anderswo ebenso gut Brot zu essen wie hier." Das hieß: „Hast du kein gutes Gewissen, so stehe auf und gehe, so lange es noch Zeit ist." Der Mensch konnte nun, wenn er sich schuldig fühlte, ungehindert in die weite Welt gehen, aber sein Vermögen mußte zurückbleiben. Berührte der Schöffe einen zum dritten Male mit seinem Stabe, so war dies ein Zeichen, daß er des Verbrechens nicht allein verdächtig, sondern auch überwiesen sei. Er wurde dann gebunden und ohne weitere Umstände an den nächsten Baum geknüpft.

f) **Verfall der Femgerichte.** So empfing gar mancher Bösewicht, der durch Bestechung oder mächtige Freunde den Händen der Gerechtigkeit entgangen war, durch das unbestechliche heimliche Gericht den verdienten Lohn. Darum erweckte in den Zeiten der Unordnung und rohen Gewalt die Ladung der heiligen Feme selbst in den wildesten Gemütern ein dunkles Grauen; schon ihr Name verbreitete Furcht und Schrecken, und es ist nachweisbar, daß Fürsten, Grafen, Ritter und angesehene Bürger durch sie gerichtet worden sind. Mancher Wandrer mochte ein Kreuz schlagen, wenn er durch den stillen Wald schritt

und plötzlich an einem Aſt ein Leichnam hing, und wenn er darunter im Stamme des Baumes das Meſſer ſtecken ſah, aus dem er erkannte: hier hat die heilige Feme unſichtbar, wie die Gerechtigkeit des Himmels, gerichtet.

Allmählich aber artete das Gericht ſelbſt aus. Schlechte Menſchen drängten ſich in die Zahl der Wiſſenden, und unter dem Deckmantel des heimlichen Bundes übten ſie die grauſamſten Handlungen gegen unſchuldige Menſchen aus. Wie viele Schuldloſe mögen da aus Rache, Bosheit oder Gewinnſucht von ihren Feinden fälſchlich angeklagt und ein Opfer ihrer Tücke geworden ſein! Manche Unglückliche wurden kurzweg zum Tode verurteilt, und erſt nachdem ſie aufgeknüpft waren, nahm man ſich die Mühe, zu unterſuchen, ob ſie es auch verdient hatten. In dem Maße, als ſich in die bisherige Gerechtigkeit der heimlichen Gerichte Mißbräuche und Leidenſchaften miſchten, verloren die Femgerichte ihre Achtung; es verbreitete ſich allmählich ein allgemeiner Haß gegen dieſelben, und als Fürſten, Ritter und Städte Bündniſſe gegen ſie ſchloſſen, wurde der Wunſch nach ihrer Aufhebung rege. Als die Landesfürſten mit den Städten ſich zu beſſerer Gerechtigkeitspflege vereinigten und die Zeiten des Fauſtrechts vorüber waren, wurden die Freiſtühle ohnehin unnütz. Dennoch hielten ſich die Femgerichte bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Das letzte ſoll zu Celle an der Aller im Jahre 1568 gehalten worden ſein.

B. Vertiefung.

1. Was iſt über das Fauſtrecht zu urteilen?

Es iſt die traurigſte Zeit, die jemals über Deutſchland hereingebrochen, ein fortwährender Bürgerkrieg, in dem alle gegen alle kämpfen. Das Fauſtrecht folgt dem Sprichworte: „Gewalt geht vor Recht“, oder dem Worte, das in alter Zeit einmal ein Feldherr geſagt: „Das Recht ruht auf der Spitze unſerer Schwerter.“ Wo aber die ſtärkſte Fauſt das Recht beſtimmt, da herrſcht meiſt das größte Unrecht. Unrecht leiden beſonders die Bürger und Bauern. Sie wollen gern in Frieden leben, aber die fehdeluſtigen Ritter achten deſſen nicht; von der Zeit des Fauſtrechts gilt daher das Dichterwort: „Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben, wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.“

Wie einſt die wilden Horden der Ungarn voll Raubluſt das deutſche Land überfluten, ſo thut es jetzt in weit ſchlimmerem Maße der raubluſtige Adel. Er achtet nicht das Eigentum des Nächſten, übertritt alſo das 7. Gebot: „Du ſollſt nicht ſtehlen“; er ſchont nicht das Leben des Nächſten, übertritt ſo das 5. Gebot: „Du ſollſt nicht töten“; er bricht den feierlichen Eid, den einſt bei der Schwertleite auf das heilige Evangelium geſchworen, übertritt ſo das 2. Gebot: „Du ſollſt den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht nützlich führen ...“

Dieser rechtlose Zustand in Deutschland kommt daher, weil es an einem starken Herrn fehlt. Es fehlt also die Macht, den Gesetzen Gehorsam zu verschaffen; die Obrigkeit besitzt die Gewalt nicht, von der die Bibel spricht: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ In dieser Zeit besonders bewährt sich die Wahrheit des Dichterwortes: „Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter, wo man das Recht mag suchen in dem Streit.“ Und weil der Schwächere sein Recht nicht finden kann, so leidet er das größte Unrecht. Ein jeder will Herr sein, allein das Sprichwort sagt: „Es ist nicht gut, wenn viel' regieren, das Steuer soll nur einer führen.“

Wen trifft nun die Schuld an diesem traurigen Zustande? Zunächst die Ritter selbst, die des Gebotes vergessen: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ und in ihrer Raubsucht und Mordgier weder göttliche noch menschliche Gebote achten. Sie trifft daher unsere volle Verachtung, und der Fluch vieler Tausende, die durch sie gelitten, ist ihnen gefolgt. — Aber auch den Kaiser, besonders Friedrich II., trifft Schuld. In Italien kämpft er mit Mächten, denen er nicht gewachsen ist, denn das Papsttum stand damals auf der Höhe seiner Macht, und in fruchtlosen Kämpfen mit ihm verbraucht er die Kraft seines Lebens. Hätte er seine Wirksamkeit auf Deutschland beschränkt, so würde seine Regierung sehr segensreich gewesen sein. So glorreich darum auch das Geschlecht der Hohenstaufen gewesen ist, so hat doch die Regierung desselben, mit Ausnahme derjenigen Friedrich Barbarossas, Deutschland in namenloses Unglück gestürzt. Die Verbindung Deutschlands mit Italien oder der deutschen Königskrone mit der römischen Kaiserkrone hat unserem Vaterlande viel Blut gekostet, aber wenig Segen gebracht.

2. Was ist über die Hansa zu urteilen?

Die Hansa ist ein Bund von mehr als 60 Handelsstädten. Für sich allein hätte keine Stadt dem Raubrittertume kräftig zu steuern vermocht, dazu wäre sie zu schwach gewesen; in Verbindung mit anderen aber wird sie zu einer Macht, vor der selbst Fürsten und Könige zittern. „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.“ Obgleich unter sich vielfach uneinig, sind die Hansastädte nach außen gegen ihre Feinde doch einig, und in dieser Einigkeit liegt ihre Stärke. „Eintracht macht stark“ — „Einigkeit, ein festes Band, hält zusammen Leut' und Land.“ In der Hansa sehen wir die Einigkeit des Bürgertums gegen die Uneinigkeit und Zerrissenheit des Rittertums. Das Bürgertum befolgt hier schon die Mahnung des Dichters: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.“ In der Hansa bewundern wir besonders die Kraft des Bürgertums, und sie hat ein Recht, sich selbst zu schützen; denn jeder Mensch darf getrost zum Schwerte greifen, wenn er sich in der Notwehr befindet.

3. Was ist über die Femgerichte zu urteilen?

Da Bürger und Bauern in jener rechtlosen Zeit nirgends Recht finden, so müssen sie sich selbst solches suchen. Das kann nur durch Verbindung aller Schwachen geschehen. Von jener schrecklichen Zeit gilt das Wort des Dichters, das wir schon einmal bei Heinrichs IV. Kampf mit den Sachsen anführten:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht . . ,"

So greifen also die verbundenen Schwachen zur Selbsthilfe. Aber greifen sie nicht damit in Gottes Rechte ein, der da gesagt hat: „Rächet euch selber nicht . . ." Nun, die heilige Feme will nicht erlittenes Unrecht rächen, sie will nur die Übelthäter strafen, weil keine andere Macht da ist, das Richteramt zu führen. Jene adeligen Räuber und Mörder haben für ihre Verbrechen den Tod verdient; denn schon die Bibel sagt: „Wer Menschenblut vergießt . . ." Die Femgerichte wollen also das Recht schützen, wollen jedermann zu seinem Recht verhelfen, wenn er es anderswo nicht finden kann. Daß sie sich eigenmächtig zum Richter aufwerfen, entschuldigt die Not der Zeit. Von diesen Gerichten aber gilt das Dichterwort: „Gott ist überall, wo man das Recht verwaltet." Und die adeligen Räuber, die am nächsten Baume aufgeknüpft wurden, können wir nicht bedauern, haben sie doch das Blut vieler Unschuldiger vergossen. Von ihrem Räuberleben gelten die Dichterworte: „Böses Gewerbe bringt bösen Lohn" und „Böse Früchte trägt die böse Saat."

So sind die Femgerichte in jener Zeit also der sicherste Schutz für die Schwachen, für Bürger und Bauern, und der Unschuldige kann vertrauensvoll auf ihren Beistand bauen.

Anders aber zur Zeit ihres Verfalls. Da wird aus dem großen Bund heimlicher Richter und Rächer ein zahlreiches Heer unsichtbarer Henker, die nicht nach Recht und Gerechtigkeit richten, sondern ihre bösen Leidenschaften, Haß, Rache, Bosheit, Neid zu befriedigen suchen. An die Stelle der Gerechtigkeit ist also die Ungerechtigkeit getreten, der ehemalige Schutz des Rechts ist jetzt der Schutz des Unrechts geworden, daher ist es gut, daß die Femgerichte endlich aufgehoben werden.

III. Verknüpfung.

1. Vergleich des Faustrechts mit den Raubzügen der Ungarn.

a) In beiden Zeitabschnitten ist unser Vaterland der grausamsten Bedrückung ausgesetzt. Da werden Bürger und Bauern beraubt und getötet; Unschuldige in die Gefangenschaft geführt und nur gegen schweres Lösegeld freigegeben; einzelne Gehöfte und ganze Dörfer niedergebrannt und das Vaterland in die größte Gefahr gebracht.

b) Die Zeit des Faustrechts ist jedoch die schlimmere. Das Faustrecht wird überall in Deutschland ausgeübt, im Norden und Süden so gut als im

Osten und Westen. Die Raubzüge der Ungarn aber gelten nur immer bestimmten Gegenden, so daß andere davon verschont bleiben, auch werden sie nur in größeren Zwischenräumen unternommen, während das Faustrecht immer ausgeübt wird.

c) Den Raubzügen der Ungarn wird endlich ein Damm gesetzt durch die deutsche Einigkeit auf dem Lechfelde. Den wirksamsten Schutz gegen das Faustrecht bildet ebenfalls die Vereinigung der an und für sich Schwachen in der Hansa und den Femgerichten.

2. Vergleich des Faustrechts mit der Bedrückung der Sachsen durch Heinrich IV.

a) In beiden Zeiten gilt das Wort: „Gewalt geht vor Recht." Der Schwache und Schutzlose vermag sein Recht nicht zu finden, denn Heinrich IV. ist den Sachsen gegenüber ein Tyrann, der ihren berechtigten Klagen sein Ohr verschließt, während die staufischen Kaiser meist fern in Italien weilen.

b) Die Sachsen müssen harte Fronarbeiten verrichten, sie werden von den kaiserlichen Beamten hart bedrückt und oft ihrer ganzen Habe beraubt. Beschweren sie sich dann, so werden sie auch noch ins Gefängnis geworfen. Ebenso ist's zur Zeit des Faustrechts. Da werden Bürger und Bauer bedrückt, oft ihrer Habe beraubt, gefangen genommen und nur gegen hohes Lösegeld freigegeben oder wohl gar ins Burgverließ gesperrt, in dem sie schließlich elend ums Leben kommen.

c) Die harte Bedrückung treibt die Sachsen zu blutigem Aufstande, in welchem die kaiserlichen Truppen geschlagen werden und Heinrich selbst in die größte Not gerät. Auch das Faustrecht treibt die Schwachen durch Vereinigung zur Selbsthilfe, und viele ehrlose Räuber haben durch Hansa und Femgerichte ihren verdienten Lohn erhalten.

3. Vergleich des Faustrechts mit der Bedrückung des Volkes Israel in Ägypten.

a) Beides sind Zeiten grausamer Unterdrückung der Schwachen und Bedrängten, in denen Recht- und Gesetzlosigkeit herrschen.

b) Wie die Deutschen zur Zeit des Faustrechts keinen Tag ihres Lebens sicher sind, so läßt der Pharao von Ägypten alle neugeborenen Knäblein ins Wasser werfen.

c) Wie sich das knechtisch gesinnte Volk Israel unter Moses Führung endlich zur Selbstbefreiung aufrafft, so greifen auch die Deutschen in der Hansa und den Femgerichten zur Selbsthilfe.

4. Vergleich des Interregnums mit der babylonischen Gefangenschaft.

Beide Zeiten bezeichnen die tiefste Erniedrigung eines einst mächtigen Volkes. Wie die Deutschen schutzlos und rechtlos in ihrem eigenen Vaterlande sind, so die Israeliten in der Gefangenschaft, und wie die Deutschen sich nach den geordneten Zuständen einer Regierung Barbarossas zurücksehnen, der de

Reiches Macht und Herrlichkeit mit ins Grab genommen, so die Israeliten nach den glanzvollen Zeiten eines David und Salomo.

5. Vergleich der Hansa mit dem lombardischen Städtebunde.

a) Die Veranlassung zu beiden Städtebündnissen ist sehr verschieden. Die Hansa wird gegründet zum Schutze des Handels gegen Land- und Seeräuber, weil ein anderer Schutz nicht zu erwarten ist; der lombardische Städtebund dagegen zur Empörung gegen Kaiser Friedrich, weil dieser die angemaßte Freiheit und Selbständigkeit der Städte untergraben will.

b) In beiden Bündnissen zeigt sich die aufstrebende Kraft des Bürgertums, an beiden bewährt sich das Dichterwort: „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig." Der lombardische Städtebund schlägt den mächtigen Barbarossa bei Legnano blutig aufs Haupt und geht aus dem Frieden von Konstanz fast selbständig hervor; vor der Hansa zittern nicht nur die Räuber, sondern auch mächtige Könige, und mehr als einmal hat einer der nordischen Fürsten die schwere Hand der „Krämer" fühlen müssen.

IV. Zusammenfassung.

Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Faustrecht, Zeit der größten Willkür, in welcher derjenige Recht erhielt, der die stärkste Faust besaß.

Fehden, kleine Kämpfe der Ritter, Städte und Landesfürsten untereinander.

Interregnum oder Zwischenreich, die kaiserlose, schreckliche Zeit.

Hansa: Großes Bündnis norddeutscher Städte zum Schutz ihres Handels. Es gehörten dazu a) Ostseestädte, b) Nordseestädte, c) Binnenstädte.

Femgerichte: Freigraf, Freischöffen, Stuhlherr, Oberstuhlherr, Freistuhl, Wissende, Ladebrief, Eideshelfer, Blutbuch, verfemen.

V. Anwendung.

1) Inwiefern zeigt die Zeit des Faustrechts die Wahrheit des Sprichwortes: „Gewalt geht vor Recht?"

2) Wende das Dichterwort: „Alles wanket, wo der Glaube fehlet" auf die Zeit des Faustrechts an!

3) Inwiefern zeigt die Hansa die Wahrheit des Dichterwortes: „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig?"

4) Nenne Hansastädte und gieb deren Lage an!

5) Inwiefern waren die Femgerichte notwendig?

6) Wie läßt sich das furchtbare Grauen, das die Femgerichte verursachten, erklären?

7) Warum war die schließliche Aufhebung der Femgerichte notwendig?

8) Würden heute Faustrecht und Femgerichte möglich sein?

9) Inwiefern war der Bauernstand der am meisten gedrückte?

B. Rudolf von Habsburg.

(Ziel: Wie ein kräftiger Kaiser wieder Ordnung im Reiche herstellt.)

I. Vorbereitung.

Auf welche Weise war die Unordnung im Reiche entstanden? Schwäche der Kaiser; Fernsein derselben in Italien; Fehdelust des Rittertums u. s. w. Zwar suchten sich die Schwachen durch Hansa und Femgerichte selbst zu helfen. Damit war aber die Ordnung noch lange nicht völlig hergestellt. Die Hansa wirkte vorzugsweise auf den nordischen Meeren; die Femgerichte ursprünglich nur in Westfalen, und es dauerte längere Zeit, ehe sie sich über ganz Deutschland erstreckten. In Süd- und Mitteldeutschland also dauerte die Verwilderung ohne kräftigen Schutz fort. Dort besonders sehnte man sich nach einem kräftigen Kaiser, denn die glanzvollen Zeiten Barbarossas waren noch nicht vergessen. Der Kaiser, der wieder Ordnung im Reiche herstellte, hieß Rudolf von Habsburg. Er war vor seiner Wahl einfacher Graf. Die Habsburg, eigentlich Habichtsburg, lag in der heutigen Schweiz an der Aar, nicht weit von der Mündung derselben in den Rhein. Mit ihm kam das Geschlecht der Habsburger zur Regierung, das noch heute im Kaiserreich Österreich regiert.

Wir wollen nun sehen, ob Rudolf von Habsburg die Sehnsucht des deutschen Volkes nach Ruhe und Ordnung erfüllt hat.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Rudolfs Sorge für die Ordnung im Reiche. Als Rudolf von Habsburg Kaiser geworden war, machte er es sich zur vornehmsten Aufgabe, in dem unglücklichen Vaterlande wieder Ordnung herzustellen. Den unruhigen Edelleuten, die nicht aufhörten, sich zu befehden und weit von ihren Burgen herum zu rauben und zu plündern, gebot er daher bei strenger Strafe, diesem Unfuge zu entsagen. Er selbst durchzog darauf persönlich Schwaben, Franken und die Rheinlande, nötigte die widerspenstigen Grafen und Ritter zum Frieden, zerstörte eine Menge Raubschlösser und ließ eine große Anzahl Edelleute wie gemeine Straßenräuber aufknüpfen.

Auch nach Thüringen kam er im Jahre 1290, nach Erfurt. Hier entbot er die deutschen Fürsten zu sich, und deren kamen zu ihm mehr als vierzig, geistliche und weltliche, und zumal viele Grafen und Ritter. Denen gebot er unter Androhung des Galgens aufs strengste, aller Orten Frieden zu halten,

denn das Land Thüringen war voll Räuberei. Da gebot Rudolf, daß man die Räuber in dem Lande suchen und ihre Festen brechen sollte. Also zog des Königs Ritterschaft aus und die von Erfurt mit ihr und zerbrachen sechsundsechzig Burgen, und wo sie die Räuber ergreifen konnten, da hingen sie dieselben auf oder schlugen ihnen das Haupt ab. Also geschah es, daß sie vor Ilmenau kamen und ergriffen darin achtundzwanzig Räuber, die auf der Straße geraubt und gefrevelt hatten, und führten sie nach Erfurt. Kaiser Rudolf saß selber über sie zu Gericht, und sie wurden da von den Seinen zum Tode verurteilt und unter großem Zulauf aus der Stadt geführt und enthauptet.*)

Auch in der Wetterau, in Schwaben und am Rheine verfuhr er auf diese Weise und zerstörte dort siebenzig Raubburgen. Die sauberen Ritter vom Stegreif aber ließ er hängen oder köpfen.

So war er unermüdet für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung im Reiche besorgt, und immer wußte er Milde und Strenge auf das schönste zu vereinigen. Oft führte er das Wort im Munde: „Wohl regieren ist eine größere Kunst, als die Landesgrenzen erweitern, und dem Lande wohl vorstehen ist besser, als das Reich vermehren."

2. Sein Kampf mit Ottokar von Böhmen. a) **Veranlassung.** Rudolf war nicht von allen deutschen Fürsten zum Kaiser gewählt worden. Der mächtigste deutsche Fürst war damals König Ottokar von Böhmen. Er hatte während des Interregnums zu seinem ursprünglichen Besitz, nämlich Böhmen und Mähren, auch noch Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter seine Herrschaft gebracht, teils durch Geld und Waffen, teils durch Erbschaft. Seine Macht reichte weit nach Ungarn und Polen hinein; selbst im fernen Preußen hatte er in Verbindung mit dem deutschen Ritterorden an der Spitze eines Kreuzzuges gegen die dortigen Heiden sich Ehre erworben. Dabei hatte er an der Mündung des Pregels die Stadt Königsberg gegründet. Er regierte mit harter Hand und hielt einen glänzenden Ritterhof. Er hatte sich eingebildet, er müsse, als der Mächtigste, auch Kaiser werden. Darin sah er sich allerdings getäuscht, aber seiner stolzen Seele war der Gedanke unerträglich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Unterwürfigkeit schuldig zu sein. Deshalb weigerte er sich, den ehemaligen Grafen von Habsburg als seinen Oberherrn anzuerkennen und leistete den Eid der Treue nicht. Er verweigerte auch die Herausgabe der deutschen Herzogtümer, die er während des Interregnums an sich gerissen. Auf zwei Reichstagen ward der stolze Böhmenkönig vorgeladen, ohne zu erscheinen. Auf einer dritten Versammlung zu Augsburg erschien ein Bischof als Gesandter des

*) Nach der Thüringer Chronik von Johannes Rote. Aus Albert Richter, Quellenbuch.

Königs und griff in einer lateinischen Rede Rudolfs Wahl und Königtum mit harten Worten an. Dieser aber gebot ihm Stillschweigen und sagte: „Herr Bischof, wenn ihr mit euren Geistlichen zu reden habt, so sprecht lateinisch, so viel ihr Lust habt; hier aber sprechet deutsch, wie es Brauch ist.“ Die Fürsten hätten fast Hand an den Redner gelegt, wenn es Rudolf nicht verhindert hätte. Nun wurde der Reichskrieg gegen Ottokar beschlossen, da er sich offen gegen den Kaiser auflehnte; aber der übermütige, pflichtvergessene König ließ die Reichsherolde, welche ihm die Achtserklärung überbrachten, an den Thoren von Prag aufknüpfen.

b) **Die Huldigung des Böhmenkönigs.** Da rückte Rudolf mit seinem Heere rasch in die Länder des Gegners. Nur wenige Fürsten folgten ihm mit ihren Scharen. Auch an Geld mangelte es. Auf die Frage eines Ritters, wer der Schatzmeister sein solle, antwortete er: „Ich habe keinen Schatz und kein Geld als diese fünf Pfennige, aber der Herr, der mir immer geholfen, wird mich auch jetzt nicht verlassen.“ Die Bewohner Österreichs, der strengen Herrschaft Ottokars überdrüssig, unterwarfen sich ohne Schwertstreich. Der österreichische Adel verband sich sogar mit Rudolf. So zog dieser vor Wien. Ottokar eilte aus Böhmen herbei, die Hauptstadt Österreichs zu schützen, aber er fühlte sich doch zu schwach, als er nun dem Reichsoberhaupte gegenüber stand, und schloß lieber einen Frieden, in dem er Österreich abzutreten und dem Kaiser sich zu unterwerfen versprach, um wenigstens Böhmen und Mähren für sich zu behalten.

Deshalb sollte er in Rudolfs Lager kommen und knieend die Belehnung empfangen. An der Spitze eines glänzenden Gefolges zog der stolze Ottokar in königlicher Pracht, schimmernd von Gold und Edelsteinen, durch die stattlichen Reihen der deutschen Ritter. Rudolf aber empfing ihn mit absichtlicher Einfachheit in seinem grauen Kriegskleide. Als ihn jemand gefragt, ob er nicht seinen königlichen Schmuck anlegen wolle, hatte er geantwortet: „Nein, der König von Böhmen hat oft über mein graues Wams gelacht, heute soll mein graues Wams einmal über ihn lachen, und die fremden Völker sollen sehen, was die Waffen der Deutschen vermögen.“ So mußte der stolze, in Purpur strahlende König vor den Augen aller Bischöfe und Fürsten vor dem ärmlich gekleideten Rudolf auf die Kniee fallen und ihm den Eid der Treue schwören. Nun war er der Beschämte und zog voll Ingrimm von dannen.

c) **Die Schlacht auf dem Marchfelde.** Die Demut des Böhmenkönigs war nicht Ernst gewesen. Bald fühlte er bittere Reue über seine Unterwerfung, und die Spöttereien und Vorwürfe seiner Gemahlin reizten ihn noch mehr. Er mußte sich von ihr sagen lassen, er habe den deutschen König von ferne wie ein Hund angebellt und in der Nähe angewedelt; er habe sich geberdet wie ein Maultier, das, so lange es den Wolf fern weiß, sich wild aufbäumt

und ausschlägt, sich aber dennoch ohne Widerstand von demselben zerreißen läßt. Da rüstete Ottokar endlich ein neues Heer und warb viele Hilfsvölker. Mit diesem rückte er gegen Wien. Rudolf hatte den größten Teil seines Heeres bereits entlassen, aber er ging seinem Feinde getrosten Mutes über die Donau entgegen, obgleich er viel schwächer an Mannschaft war.

Nicht weit von Wien, auf dem Marchfelde, kam es 1278 zur entscheidenden Schlacht. Man stritt mit großer Erbitterung. Rudolf hatte befohlen, Ottokars Leben zu schonen, dieser aber einen Preis demjenigen versprochen, der ihm seinen Gegner tot oder lebendig liefern würde. Infolgedessen waren im böhmischen Heere einige Ritter, die sich verschworen hatten, den Kaiser aufzusuchen und im Kampfe zu töten. Einer von ihnen erblickte den Kaiser und sprengte mit eingelegter Lanze auf ihn los. Rudolf, als geübter Ritter, wich dem Stoße aus und rannte dagegen seine eigene Lanze durch das Augenloch des Helmes seinem Gegner gerade ins Auge, daß er tot vom Pferde stürzte. Aber in demselben Augenblicke durchbohrte ein anderer der Verbündeten des Kaisers Pferd mit der Lanze, daß es niederstürzte. Laut frohlockte er über den Fall des Kaisers; dieser aber deckte sich mit seinem Schilde und rettete sich so vor den Hufen der über ihn hinstürmenden Rosse. Bald erhob er sich, bestieg rasch ein anderes Pferd und errang einen glänzenden Sieg. Der Böhmenkönig selbst floh, aber einige Ritter, deren Verwandte er vor mehreren Jahren grausam hatte hinrichten lassen, holten ihn ein und töteten ihn. Sein Heer wurde gänzlich geschlagen.

Ein Ritter aus Ottokars Heere, von dem Rudolf beinahe getötet worden wäre, fiel schwer verwundet in die Hände der Sieger, die ihn im Zorne niederhauen wollten, weil er das Leben ihres Königs bedroht hatte. Allein Rudolf sprach: „Das verhüte Gott! Einen so tapferen Ritter töten, hieße dem Reiche unersetzlichen Schaden zufügen." Er befahl, den Gefangenen sorgfältig zu verbinden und zu verpflegen.

Von den Ländern Ottokars gab Rudolf Österreich, Steiermark und Krain seinen eigenen Söhnen und wurde dadurch der Gründer des habsburgischen Herrscherhauses in Österreich. Böhmen aber verblieb dem Sohne Ottokars.

So hatte Rudolf nicht nur die unruhigen Edelleute, sondern auch die widerstrebenden Fürsten zum Gehorsam gebracht. Er hatte also erfüllt, was das deutsche Volk von ihm erhofft und ersehnt, nämlich die Wiederherstellung der Ordnung.

3. Wie wurde der einfache Graf deutscher Kaiser?*) Die Verwilderung, welche zur Zeit des Faustrechts und des Interregnums Platz

*) Ich trage Bedenken, bei Besprechung dieses Abschnittes von der Schiller'schen Ballade „Der Graf von Habsburg" auszugehen, da doch eine lange und breite Be-

gegriffen hatte, wurde endlich auch den Fürsten so groß, daß sie sich zur Wahl eines neuen Kaisers entschlossen. Da sie selbst aber in der kaiserlosen, schrecklichen Zeit sehr mächtig geworden waren und von einem mächtigen Kaiser eine Beschränkung ihrer Macht befürchten mußten, so beschlossen sie, keinen deutschen Fürsten, sondern einen Mann zu wählen, der ihnen nicht gefährlich werden konnte, der aber doch tapfer und mächtig genug war, der Unordnung im Reiche zu steuern. So fiel ihre Wahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg.

Rudolf hatte früher am Hofe Friedrichs II. gelebt, der sein Taufpate war, und hatte sich auf den Kriegszügen nach Italien durch Heldenmut und ritterlichen Sinn ausgezeichnet. Er besaß zwar ansehnliche Gebiete im Elsaß und in der Schweiz, konnte sich aber an Länderbesitz mit den mächtigen Reichsfürsten gar nicht messen. Doch war er ein tapferer, redlicher und kluger Ritter und hatte sich durch rühmliche Thaten die Achtung der Menschen zu erwerben gewußt. Wo es ein Unrecht zu bestrafen gab, da lieh Graf Rudolf gern seinen Arm. Er geleitete die Züge der Pilger durch die unsicheren Wege der Alpen und beschützte den Wagen des Kaufmanns vor Plünderungen. Deshalb hatten ihn auch mehrere große Städte, wie Straßburg im Elsaß und Zürich in der Schweiz, zu ihrem Schirmherrn erwählt. Schon sein Äußeres erweckte Zutrauen. Er war sehr groß und hatte ein blasses, ernstes Gesicht mit einer großen Adlernase; aber wenn er redete, so lag Freundlichkeit und Redlichkeit in seinen Mienen.

Auf diesen Mann lenkte der damalige Erzbischof von Mainz die Aufmerksamkeit der Fürsten. Der Erzbischof von Mainz galt, da er auf dem erzbischöflichen Stuhle des Bonifatius saß, als der erste unter den deutschen Fürsten und leitete als solcher die Wahl. Seinen Bemühungen, sowie denen des Burggrafen Friedrich von Hohenzollern (der Ahnherr unseres heutigen Kaiserhauses) gelang es, die Stimmen der Wahlfürsten auf Rudolf von Habsburg zu vereinigen, denn seine Tapferkeit und Frömmigkeit war allgemein bekannt. Besonders hatte der Erzbischof von Mainz seinen ritterlichen Sinn kennen gelernt. Er unternahm einst eine Reise nach Rom, wagte aber der herrschenden Unsicherheit und der vielen Räubereien wegen nicht, den langen Weg über die Alpen allein zu ziehen. Da bat er den Grafen Rudolf um sicheres Geleit von Straßburg an bis durch die Schweiz und die Alpen. Dieser zog mit ihm

---

sprechung des Inhalts der Ballade nötig wäre, um die historischen Thatsachen herauszuschälen. „Es giebt aber eine Sprache, die so erhaben ist, daß man sich scheuen muß, ihre Gedanken in einer andern Form zum Ausdruck zu bringen," sagt Kehr. Das Zerpflücken des Inhalts würde den Genuß an der herrlichen Dichtung wesentlich beeinträchtigen, wie umgekehrt der Genuß wesentlich erhöht wird, wenn das Gedicht gleichsam als Zusammenfassung des erarbeiteten Materials auf der fünften Stufe gegeben wird, nachdem bereits eine Charakteristik Rudolfs aufgestellt worden ist. Der Eindruck, den dann die herrliche Sprache hervorruft, dürfte ein überwältigender sein.

und holte ihn auch auf der Rückreise wieder ab, und bei dieser Gelegenheit erkannte der Erzbischof die vorzüglichen Eigenschaften des tapferen Grafen. Beim Abschiede hatte er zu ihm gesagt: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte nur noch so lange, um euch für den mir erwiesenen Dienst reichlich belohnen zu können."

Er kannte aber auch noch eine andere edle That Rudolfs. Einst ritt dieser mit seinem Knappen auf die Jagd. Da hörte er plötzlich mitten im Walde ein Glöcklein erklingen. Als er darauf losritt, sah er einen Priester, der eben seine Schuhe auszog, um mit entblößten Füßen einen angeschwollenen Bach zu durchwaten, dessen Brücke von den reißenden Fluten hinweggerissen worden war. Auf die Frage, warum er das thue, erfuhr Graf Rudolf, daß der Priester auf dem Wege zu einem Sterbenden sei, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen. Schnell sprang Rudolf vom Pferde und überließ es dem Priester, welcher nun auf demselben seinen Weg zu dem Kranken zurücklegte. Er selbst aber bestieg das Roß seines Knappen und setzte vergnügt die Jagd fort. Am andern Morgen brachte der Priester das Roß dankend zurück. Graf Rudolf aber sprach: „Das verhüte Gott, daß ich das Roß je wieder zum Streiten und Jagen bestiege, welches meinen Heiland getragen hat. Möge es fortan dem göttlichen Dienste gewidmet sein." — Derselbe Priester soll später in die Dienste des Erzbischofs von Mainz getreten sein und diesem den demütigen, frommen Sinn des Habsburger Grafen gerühmt haben.

Rudolf war eben in einer Fehde mit der Stadt Basel und dem dortigen Bischof begriffen und lag mit seinem Kriegsvolk vor den Mauern der Stadt, als er einst um Mitternacht in seinem Zelte mit der Nachricht geweckt wurde, er sei zum Kaiser gewählt worden. Sein Schwager, der Burggraf Friedrich von Hohenzollern, war es, der ihm die Nachricht überbrachte. Nun schickte er sogleich Botschaft in die Stadt, kündigte ihr seine Erhebung an und bot als der Mächtigere großmütig den Frieden. Dankbar nahmen ihn die Bürger an, wünschten ihm Glück und öffneten die Thore. Der Bischof aber erkrankte vor Angst und rief: „Sitze nun fest, lieber Herrgott, sonst wird dieser Rudolf noch deinen Platz einnehmen!"

Darauf zog Rudolf nach Aachen, wo er 1273 feierlich gekrönt wurde. Er hatte damals sein 55. Lebensjahr bereits vollendet. Nach der Krönung begaben sich die Reichsfürsten in die Kirche, um — wie das durch jeden neuen Kaiser geschehen mußte — sich aufs neue mit ihren Ländern belehnen zu lassen. Aber als man schon am Altare stand, zeigte es sich, daß kein Reichsscepter bei der Hand war, auf welches die Fürsten schwören mußten. Alle waren in Verlegenheit, nur Rudolf nicht. Um jede üble Vorbedeutung zu beseitigen, ergriff er ein auf dem Altar stehendes Kruzifix, küßte es und hielt es den Fürsten zur Eidesleistung hin, indem er sprach: „Dieses Kreuz, in welchem

wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können."

4. Rudolf als Herrscher. Sein Hauptaugenmerk als Herrscher war auf die Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland gerichtet. Nachdem er die widerspenstigen Fürsten und Edelleute zur Ruhe gebracht, hätte er nun nach Italien ziehen können, um auch dort das kaiserliche Ansehn wieder herzustellen. Allein er hatte Italien auf früheren Kriegszügen, an denen er teilgenommen, kennen gelernt. In dessen Angelegenheiten einzugreifen, hielt er für zwecklos und gefährlich, weshalb er auch nicht zur Kaiserkrönung nach Rom zog. Als ihn die Fürsten dennoch dazu bewegen wollten, antwortete er ihnen mit einer Fabel: „Es wurden viele Tiere vor einen Berg geladen, und der Fuchs kam auch dahin. Die Tiere gingen alle in den Berg, nur der Fuchs blieb allein draußen stehen und wartete, bis die Tiere wieder herauskämen. Ihrer aber kam keines wieder heraus, da wollte der Fuchs nicht in den Berg." Mit dieser Fabel gab er den Fürsten zu verstehen, daß vor ihm mancher Kaiser über das Gebirge nach Italien gefahren und nicht wiedergekehrt sei, darum wolle er nicht nach Rom. So wurden die zwar glänzenden, aber fruchtlosen Römerzüge von ihm aufgegeben, und dadurch vermied er ein abermaliges verderbliches Zerwürfnis mit dem Papste. Er verzichtete also auf die weltgebietende Stellung der alten Kaiser und beschränkte sich, wie Heinrich I., auf Deutschland, so daß er zwar kein Mehrer, aber doch ein guter Ordner des Reiches gewesen ist, und die schwere Aufgabe, das gesunkene Ansehn der Königskrone wieder zu heben, hat er vollständig gelöst.

Er pflegte Recht und Gerechtigkeit in seinem Lande, indem er Gesetze zur Aufrechterhaltung des Landfriedens gab, welche von den Fürsten und Edlen beschworen werden mußten. Er durchzog selbst das Reich von einem Ende zum andern, saß oft persönlich zu Gericht und gestattete einem jeden freien Zutritt zu seiner Person. Als einst die Wache einen gemeinen Mann, der ihn zu sprechen wünschte, nicht hinein lassen wollte, rief er ihr zu: „Ei, laß ihn doch herein, ich bin doch wahrhaftig nicht Kaiser geworden, um mich vor den Menschen einzuschließen."

5. Rudolf als Mensch. a) **Seine Einfachheit und Redlichkeit.** Rudolf zeigte in seiner Lebensweise die größte Einfachheit. Diese gab sich schon in seiner Kleidung kund. Gewöhnlich trug er ein graues, unscheinbares Wams, das er zu Zeiten, besonders auf Kriegszügen, auch selber flickte. — Auch in Speise und Trank war er einfach und mäßig. Einstmals war seinem Heere die Zufuhr abgeschnitten, und da es infolgedessen den Kriegern an Lebensmitteln fehlte, zog er, um ihnen Mut zu machen, mit eigener Hand eine Rübe aus dem Felde, schabte sie und ließ sie sich wohlschmecken, worauf

die Kriegsleute ohne Murren seinem Beispiel folgten. Endlich, als nirgends mehr etwas zu finden war, ließ er die Feinde angreifen. „Siegen wir," sprach er, „so bekommen wir Lebensmittel genug; werden wir besiegt, so erhalten die Gefangenen wohl Essen und Trinken." — Ein andermal war er mit seinem Heere dem Verschmachten nahe. Da brachte ihm ein Soldat eine Flasche Wasser, die er einem Bauer abgenommen hatte. Rudolf aber nahm den Trunk nicht an, sondern sagte: „Gieb das Gefäß dem Bauer zurück, denn ich fühle keinen Durst für mich, sondern für meine Gefährten." So teilte er mit seinen Soldaten alle Mühen und Gefahren. — Rudolf war immer freundlich und wohlwollend gegen jedermann. Als er als Kaiser wieder einmal in die Nähe von Basel kam, suchte er einen Gerber, den er früher gekannt, in der Werkstätte auf und schüttelte ihm wie ehedem kräftig die Hand. Bisweilen machten ihm seine Leute seine allzugroße Güte zum Vorwurfe; er aber antwortete ihnen: „Kinder, es hat mich schon oft gereut, daß ich zu strenge war; nie aber wird es mich reuen, daß ich zu gut gewesen bin." Für Hilfsbedürftige hatte er eine stets offene Hand, und wie sehr er auf Treue und Redlichkeit hielt, bezeugte das noch lange im Volke lebende Sprichwort: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht!"

b) **Seine Leutseligkeit gegen die Bäckerfrau.** „Da Rudolf meist sehr schlecht gekleidet ging, so wurde er oft nicht erkannt und hatte bisweilen ganz unangenehme Abenteuer. Einst, da er sein Hoflager in der Nähe von Mainz hatte, kam er in seinem gewöhnlichen, schlechten Anzuge in die Stadt. Es war ein kalter Morgen, und ihm froren die Hände. Daher freute er sich, daß eben glühende Kohlen aus einem Backofen genommen wurden, und er trat hin, sich zu wärmen. Die Bäckerin aber, die ihn für einen gemeinen Kriegsknecht ansah, wollte das nicht leiden. „Marsch," sagte sie, „troll dich fort zu deinem Bettelkönig, der mit seinen Pferden und Knechten das ganze Land aufzehrt, oder wenn du nicht gleich gehst, gieße ich dir diesen ganzen Kübel Wasser über den Kopf!" Dabei überhäufte sie ihn mit Schimpfworten. Der Kaiser, der sie nicht für so ganz böse hielt, als sie schien, wollte ein Späßchen daraus machen. Allein es war ihr bitterer Ernst, und da er nicht gleich ging, goß sie ihm den ganzen Kübel über Kopf und Leib. Das war nun doch gewiß stark. Ein anderer würde vielleicht einen Kampf mit dem Drachen begonnen haben; Rudolf aber ging fort und eilte so schnell als möglich in das Lager zurück, um sich umzukleiden und zu erwärmen. Bei Tische erzählte er mit der ihm eigenen kurzweiligen Art sein Abenteuer und belachte es lange mit seinen Gästen. Dann nahm er eine Flasche Wein vom Tische und schickte sie mit einer Schüssel voll der besten Speisen durch einen seiner Diener der unfreundlichen Frau, nach deren Namen er sich erkundigt hatte. „Geh," sagte er, „bring' ihr das mit meinem Gruße und sag' ihr, der alte Landsknecht, dem sie diesen Morgen so liebreich einen Kübel Wasser über den Kopf gegossen hat, lasse sich für das frische Bad recht schön bedanken." Als die Bäckerin hörte, wer der alte Mann gewesen, wollte sie vor Schrecken in den Boden sinken. Sie lief eiligst in das Lager hinaus und warf sich dem Kaiser, der noch an der Tafel saß, zu Füßen. Rudolf aber hieß sie aufstehen und legte ihr keine andere Strafe auf, als daß sie vor allen anwesenden Herren pünktlich wiederholen mußte, wie sie ihn geschimpft hatte. Kein Wort durfte sie vergessen, und wo sie etwas nicht recht gemerkt hatte, da half ihr Rudolf selbst nach; und so entstand eine Scene, bei welcher alle Anwesenden vor Lachen fast vergingen."

6. Rudolfs Tod. Rudolf hätte gern gesehen, daß noch zu seinen Lebzeiten sein einziger Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger ernannt würde. Auf einer Fürstenversammlung zu Frankfurt am Main äußerte er auch diesen Wunsch. Allein die Fürsten fürchteten die schnell emporstrebende Größe des Habsburgischen Hauses und den finsteren, harten Sinn Albrechts. Sie wichen daher den Anträgen Rudolfs aus. Mißvergnügt verließ dieser Frankfurt und ging, schon krank und schwach, nach Straßburg. Es war in dieser Stadt, als ihn die Ärzte auf das rasche Sinken seiner Kräfte aufmerksam machten und ihm die Nähe des Todes verkündeten. „Wohlauf denn, nach Speier!" rief er aus. Hier, an der Begräbnisstätte so vieler Kaiser, wollte er sein Ende erwarten, aber er kam nur bis Germersheim am Rhein, wo er im Jahre 1291 in einem Alter von 73 Jahren starb. Im Dome zu Speier ward er begraben. (Vergl. dazu Heinrichs IV. Tod.)

B. Vertiefung.

Was gefällt uns an Kaiser Rudolf von Habsburg?

a) Seine unablässige Sorge für Ordnung und Sicherheit im Lande. Er erfüllt die Sehnsucht des deutschen Volkes nach Frieden und Ruhe, indem er die gesetzliche Ordnung durch Zerstörung der Raubburgen und Demütigung Ottokars von Böhmen wieder herstellt. Nun können Bürger und Bauern wieder in Sicherheit ihren Geschäften nachgehen; der Kaufherr braucht nicht mehr für seine Waren, der Bauer nicht mehr für seine Saaten zu fürchten. Das deutsche Volk, das seit 500 Jahren an einen Herrscher gewöhnt war, hat in jener kaiserlosen, schrecklichen Zeit den Mangel eines Oberhauptes und damit die Wahrheit des Sprichwortes erfahren: „Es ist nicht gut, wenn viel regieren, das Steuer soll nur einer führen."

b) Seine ritterliche Tapferkeit. Auf dem Marchfelde stürzt er sich mitten in das Gewühl der Schlacht, stößt seinen Gegner vom Pferde, wird selbst niedergeworfen, erhebt sich wieder und setzt den Kampf trotz seines schwächeren Heeres unverzagt fort, bis er den Sieg erringt.

c) Sein Edelmut und seine Versöhnlichkeit gegen seine Feinde. In der Schlacht auf dem Marchfelde hat er befohlen, Ottokars Leben zu schonen. Da sehen wir seinen Edelmut, der um so schöner und größer ist, als Ottokar einen Preis auf seines Gegners Haupt gesetzt hat. Hier befolgt er das Gebot des Heilandes: „Liebet eure Feinde . . ." Er trachtet nicht nach dem Leben des Gegners, er will ihn nur unterwerfen und zum Eid der Treue zwingen. — Als der Ritter, der ihm nach dem Leben getrachtet, nach der Schlacht schwer verwundet gebracht wird und von Rudolfs Getreuen niedergehauen werden soll, nimmt er das Leben seines Feindes in Schutz. Er zeigt hier seine Versöhnlichkeit gegen seine Feinde, vergilt nicht Böses mit Bösem.

rächt sich nicht, sondern vergilt Böses mit Gutem. Das ist echter Christensinn, das ist wahre Christenliebe; denn: „Wer denen Gutes thut, von denen er Gutes empfangen hat, der bezahlt seine Schuld; wer aber seinem Feinde verzeiht, der sammelt sich einen Schatz im Himmel.“ Und das deutsche Volk konnte sich glücklich schätzen, daß es einen solchen Kaiser besaß, denn schon die Bibel sagt: „Wohl dem Lande, dessen König edel ist.“

d) Seine Frömmigkeit. Er macht es nicht, wie die meisten andern Ritter seiner Zeit, und lebt von Plünderung und Raub. Er gewährt vielmehr den Pilgern, Kaufleuten, Städten, selbst dem Erzbischof von Mainz Schutz und sicheres Geleit; schützt die christliche Kirche und ihre Diener bei Ausübung ihrer Amtspflichten; vertraut auf Gott bei Übernahme der in jener Zeit besonders schweren Kaiserwürde, und zieht mit fröhlichem Gottvertrauen in den Kampf gegen seinen übermächtigen Gegner.

e) Seine Demut. Er entblößt das Haupt vor dem Kruzifix des Priesters, springt vom Pferde, überläßt es dem Priester und weist es auch am andern Morgen zurück mit dem Hinweis, daß er unwürdig sei, jemals das Tier wieder zu besteigen, das seinen Schöpfer getragen. An ihm erfüllt sich das Bibelwort: „Gott widerstehet dem Hoffärtigen (Ottokar), aber dem Demütigen giebt er Gnade.“ Und diese Demut ziert ihn auch noch auf dem Throne.

f) Seine Klugheit als Herrscher. Er hat an seinen Vorfahren gesehen, daß Italien nur das Grab für die deutschen Kaiser und ihre Heere ist, deshalb beschränkt er sich auf Deutschland, dem Schutz und Fürsorge eines Kaisers in jener unruhvollen Zeit besonders nötig sind. Und wenn er so auch auf die weltgebietende Stellung eines römischen Kaisers verzichtet und sein Name nicht in so hellem Glanze erstrahlt, wie der der Hohenstaufen, so geschieht es doch nur aus Liebe zum Vaterlande. „Ans Vaterland . . .“

g) Seine strenge Gerechtigkeitsliebe. Er richtet ohne Ansehn der Person; er fragt, wie einst Karl der Große, nicht nach Gunst, denn er weiß: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.“ Und das Volk kennt diese Gerechtigkeitsliebe; deshalb nennt es ihn wohl auch scherzweise „das wandelnde Gesetz“, und daher urteilt es noch lange nach seinem Tode über manchen seiner Nachfolger: „Der hat Rudolfs Ehrlichkeit nicht.“ Da bewährt sich wieder das Bibelwort: „Das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen.“

h) Seine Einfachheit und Leutseligkeit. Er ist einfach in seiner Kleidung (graues Wams); einfach in Speise und Trank (Rübe aus dem Acker); leutselig in seinem Umgange, denn er verschmäht es nicht, einem einfachen Gerber die Hand zu drücken, verzeiht gern der Bäckerfrau die Schmähungen, und gewinnt sich durch solch leutseliges Wesen die Liebe seiner Unterthanen, so

daß er ein echt volkstümlicher Regent gewesen ist, den an Stelle des mangelnden ritterlichen Glanzes der Staufer ein Zug bürgerlicher Gemütlichkeit umspielt.

III. Verknüpfung.

1. Rudolf von Habsburg und Heinrich I.

a) Beide werden in unruhvoller Zeit zum deutschen Kaiser gewählt. Unter der Herrschaft der letzten Karolinger war das kaiserliche Ansehn sehr gesunken; Konrad I. hatte es während seiner kurzen Regierung nicht ganz wieder zu heben vermocht; dazu verheerten die wilden Ungarn auf ihren Raubzügen das deutsche Land. Da kam Heinrich I. als Retter. Schlimmer noch war die Zeit, die der Wahl Rudolfs voraufging. Auch da war das kaiserliche Ansehn so tief gesunken, wie nie zuvor, so daß kein deutscher Fürst die Kaiserkrone tragen wollte. Dazu verheerten die Raubritter das Land, schlimmer, als die Ungarn es jemals gethan. Auch in Rudolf erwartete man den Retter aus so großer Not.

b) Beide haben durch ritterliche Tapferkeit, durch Herstellung der Ordnung, durch ihre Sorge für Recht und Gerechtigkeit das kaiserliche Ansehn wieder hergestellt. Beide haben die Störer der öffentlichen Ordnung in blutigen Schlachten besiegt: Heinrich die Ungarn bei Merseburg 933, Rudolf den widerspenstigen Böhmenkönig Ottokar auf dem Marchfelde 1278 und später die Raubritter durch Zerstörung ihrer Burgen. Beide haben besonders für Schutz der Bürger und Bauern gesorgt: Heinrich durch Gründung von Städten, Rudolf durch seine Strenge gegen die Raubritter.

c) Beide haben sich in ihren Bestrebungen auf Deutschland beschränkt, haben also ein Königtum auf rein nationaler Grundlage errichtet. Um Italien kümmern sie sich nicht. Beide sind also gute Ordner, aber nicht Mehrer des Reiches gewesen. Aber darin besteht gerade ihr Vorzug.

2. Rudolf von Habsburg und Otto I.

a) Beide haben das Eigentum der Bürger und Bauern geschützt. Beide haben die Störer der öffentlichen Ordnung mit starker Hand gezüchtigt: Otto I. schlägt die Ungarn auf dem Lechfelde 955, Rudolf den Böhmenkönig auf dem Marchfelde 1278.

b) Beide sind edelmütig und versöhnlich gegen ihre Feinde: Otto vergiebt seinem Bruder Heinrich, der sich dreimal gegen ihn empört hat, immer wieder (Gedicht: Otto I.), Rudolf ordnet an, das Leben seines Gegners Ottokar zu schonen, auch vergiebt er dem Ritter, der ihm nach dem Leben getrachtet.

3. Rudolf von Habsburg und Friedrich Barbarossa.

a) Während Rudolf seine Fürsorge auf Deutschland beschränkt und nicht über dessen Grenzen hinauskommt, verbringt Barbarossa den größten Teil seiner

Regierung im Auslande und führt mit deutschem Gelde und deutschen Kriegern Kämpfe, die unserem Vaterlande nicht zum Nutzen gereichten (Römerzüge, Kreuzzug).

b) Beide haben mit einem widerspenstigen Reichsfürsten zu kämpfen: Rudolf mit Ottokar von Böhmen, Barbarossa mit Heinrich dem Löwen. Beide besiegen ihren Gegner, aber während Ottokar sein Leben verliert, wird Heinrich der Löwe nur geächtet und versöhnt sich wieder mit dem Kaiser.

4. Die Schlacht auf dem Lechfelde und die Schlacht auf dem Marchfelde.

a) Veranlassung. b) Zeit. c) Heerführer. d) Ausgang. e) Folgen.

5. Jahreszahlen.

a) { 973. Otto I. stirbt zu Memleben an der Unstrut.
   { 1273. Rudolf von Habsburg kommt zur Regierung.

b) { 1190. Friedrich Barbarossa ertrinkt im Seleph.
   { 1290. Rudolf von Habsburg zerstört die Raubschlösser in Thüringen.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1254—73 Das Interregnum.
1273—91 Rudolf von Habsburg.
1278 Rudolf besiegt Ottokar von Böhmen.

2. Geographische Ergebnisse.

Die Habsburg, das Marchfeld, Erfurt, Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnthen, Krain, Österreich, Straßburg, Zürich, Aachen, Germersheim, Speyer, Königsberg. (Lage nach der Karte.)

V. Anwendung.

1) Lesen des Gedichtes: „Der Graf von Habsburg" von Schiller.

2) Warum wird Rudolf von seinen Zeitgenossen das „wandelnde Gesetz" genannt?

3) Vergleiche die kaiserlose und die kaiserliche Zeit!

4) Inwiefern hat Rudolf von Habsburg die Sehnsucht des deutschen Volkes erfüllt?

5) Inwiefern war der Erzbischof von Mainz dem Grafen von Habsburg für sein sicheres Geleit dankbar?

6) Warum fiel die Wahl der deutschen Fürsten auf den Grafen von Habsburg?

7) Inwiefern bewahrheitet sich an Rudolf das Bibelwort: „Gott giebt dem Demütigen Gnade"?

8) Weise an Ottokar von Böhmen die Wahrheit des Bibelwortes nach: „Gott widerstehet dem Hoffärtigen"!

9) Weise an Rudolf von Habsburg die Wahrheit des Bibelwortes nach: „Das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen"!

10) Inwiefern erfüllt sich an Rudolf von Habsburg das Dichterwort: „Dem Mutigen hilft Gott?"

11) Erzähle über Rudolfs Stellung zu Italien!

12) Inwiefern blieb Rudolf auch auf dem Throne doch ein einfacher Mann?

13) Erzähle etwas aus der Geschichte der Stadt Erfurt! (Bonifatius, Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe, Rudolf von Habsburg.)

14) Erzähle etwas aus der Geschichte der Stadt Speyer! (Heinrich IV, Rudolf von Habsburg.)

15) Woher hat Königsberg seinen Namen?

16) Inwiefern ist Rudolf von Habsburg ein echt deutscher Mann?

Zusammenstellung der aus Abschnitt I—VI gewonnenen Ergebnisse.

I. Geschichtliche Ergebnisse.

A. Regententafel.

1. Karl der Große 768—814, ein Karolinger.
2. Heinrich I. 919—936 } sächsische Kaiser.
3. Otto I., der Große. 936—973 }
4. Heinrich IV. 1056—1106 } fränkische Kaiser.
5. Heinrich V. 1106—1125 }
6. Friedrich I. Barbarossa 1152—1190 } hohenstaufische Kaiser.
7. Friedrich II. 1215—1250 }
8. Rudolf von Habsburg 1273—1291, ein Habsburger.

B. Die Kriege des deutschen Volkes.

1. Kampf gegen die Römer. Schlacht im Teutoburger Walde 9 n. Chr. Arminius, Varus.
2. Religionskriege zum Schutze und zur Ausbreitung des Christentums.
   a) Karls des Großen Krieg gegen die Sachsen 772—803. Herzog Widukind. Gründung von Bistümern.
   b) Karls des Großen Krieg gegen die Mauren in Spanien 778. Spanische Mark. Roland.
   c) Karls des Großen Kriege mit den Avaren, Wenden und Dänen. Avarische, dänische, sächsische Nordmark.
   d) Heinrichs I. Krieg gegen die Wenden. Eroberung von Brennaburg 928.
   e) Ottos I. Krieg mit den Wenden. Gründung von Bistümern.
   f) Heinrichs des Löwen Kämpfe mit den slavischen Völkern Mecklenburgs, Pommerns.
   g) Kämpfe des deutschen Ritterordens mit den heidnischen Preußen.
3. Kriege gegen die Ungarn.
   a) Kampf Heinrichs I. mit denselben. Schlacht bei Merseburg 933.
   b) Kampf Ottos I. mit denselben. Schlacht auf dem Lechfelde 955.

4. Die Römerzüge.
   a) Karls des Großen Zug nach Italien. Eroberung von Pavia 774. Zertrümmerung des lombardischen Königreichs. Desiderius. — Karls Kaiserkrönung 800.
   b) Ottos I. Römerzug. Seine Kaiserkrönung 962.
   c) Heinrichs IV. Römerzug gegen Papst Gregor VII.
   d) Friedrich Barbarossas Römerzüge. Zerstörung von Mailand 1162. Niederlage bei Legnano 1176. Waffenstillstand zu Venedig 1177. Friede zu Konstanz 1183.
5. Die Kreuzzüge.
   a) Der erste Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon 1096—1099. Eroberung Jerusalems. Das Königreich Jerusalem. Gottfried, Beschützer des heiligen Grabes, stirbt 1100.
   b) Der dritte Kreuzzug unter Friedrich Barbarossa 1189—1190. Barbarossas Tod im Seleph.
6. Deutsche Bürgerkriege.
   a) Kampf der Sachsen unter Herzog Widukind gegen Karl den Großen 772—803.
   b) Kampf Heinrichs gegen seinen Bruder Otto I.
   c) Kampf der Sachsen gegen Heinrich IV. Eroberung und Zerstörung der Harzburg. Niederlage der Sachsen bei Hohenburg an der Unstrut 1075.
   d) Kampf Rudolfs von Schwaben gegen Heinrich IV. Seine Niederlage an der weißen Elster 1080.
   e) Kampf Heinrichs V. gegen seinen Vater Heinrich IV.
   f) Kampf Heinrichs des Löwen gegen Friedrich Barbarossa. Seine Demütigung in Erfurt, Erklärung in die Reichsacht, behält nur Braunschweig und Lüneburg.
   g) Der gefährlichste Bürgerkrieg: Das Faustrecht vor, während und nach dem Interregnum.

C. **Deutsche Helden.**

1. Arminius. Schlacht im Teutoburger Walde 9 n. Chr. Der römische Feldherr Varus wird geschlagen.
2. Widukind, Herzog der Sachsen. Überfall der Franken am Berge Süntel 782. Schlachten bei Detmold und an der Hase 783. Seine Taufe zu Attigny.
3. Karl der Große. Eroberung von Pavia 774. Eroberung der spanischen Mark 778. Schlachten bei Detmold und an der Hase 783. Kampf gegen Avaren, Wenden, Dänen.
4. Heinrich I. Eroberung von Brennaburg 928: Erneuerung der sächsischen Nordmark. Schlacht bei Merseburg 933: Vernichtung der Ungarn. Kampf gegen die Dänen 934: Erneuerung der dänischen Nordmark.
5. Otto I. Vernichtung der Ungarn auf dem Lechfelde 955. Kampf gegen die Wenden, Ausbreitung des Christentums.
6. Heinrich IV. Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut 1075: Niederlage der Sachsen. Schlacht an der weißen Elster 1080: Der Gegenkönig Rudolf von Schwaben fällt. Zug über die Alpen: Eroberung Roms.
7. Gottfried von Bouillon. Seine Teilnahme in der Schlacht an der weißen Elster. Seine Führung des ersten Kreuzzuges, Eroberung von Jerusalem 1099.
8. Friedrich Barbarossa. Eroberung und Zerstörung Mailands 1162; Zerstörung von Susa; Niederlage bei Legnano 1176; der dritte Kreuzzug 1189—1190.
9. Heinrich der Löwe. Seine Beteiligung an den Römerzügen Barbarossas, besonders seine Kämpfe im Norden und Osten gegen die Slaven.
10. Otto von Wittelsbach. Sein Kampf in der Veroneser Klause.
11. Rudolf von Habsburg. Schlacht auf dem Marchfelde 1278. Niederlage und Tod Ottokars von Böhmen.

D. **Schlachten.***)

1. Schlacht im Teutoburger Walde 9 n. Chr. Die Römer unter Anführung des Varus werden von den Deutschen unter Armin geschlagen. Varus endet durch Selbstmord.
2. Der Überfall am Berge Süntel 782. Zwei Heerführer Karls des Großen werden am Süntel durch die Sachsen unter Widukind überfallen und fast völlig vernichtet.
3. Das Blutgericht zu Verden 782. Karl der Große läßt 4500 der edelsten Sachsen hinrichten.
4. Schlacht bei Detmold und an der Hase 783. Die Blüte der sächsischen Volkskraft unter Widukinds Führung wird von Karl dem Großen geschlagen und größtenteils vernichtet.
5. Schlacht bei Merseburg 933. Die Ungarn werden von Heinrich I. geschlagen.
6. Schlacht auf dem Lechfelde 955. Otto I. schlägt die Ungarn.
7. Schlacht bei Hohenburg 1075. Heinrich IV. schlägt die Sachsen.
8. Schlacht an der weißen Elster 1080. Heinrich IV. schlägt seinen Gegenkönig Rudolf von Schwaben.
9. Schlacht bei Legnano 1176. Friedrich Barbarossa wird von dem lombardischen Städtebunde unter Mailands Führung geschlagen.
10. Schlacht auf dem Marchfelde 1278. Rudolf von Habsburg schlägt Ottokar von Böhmen.

II. Geographische Ergebnisse.

Grenzen und Bestandteile des deutschen Reiches:

A. Zur Zeit Karls des Großen.

1. Grenzen. Im Norden die Nordsee und die Eider; im Osten Elbe, Saale, Böhmerwald bis zur Raab; im Süden Garigliano, Mittelmeer, Ebro; im Westen der atlantische Ozean und der Kanal.
2. Bestandteile.
   a) Franken, vom Rhein bis zu den Pyrenäen.
   b) Sachsen, zwischen Rhein und Elbe, nördlich vom Harz.
   c) Friesland, von den Rheinmündungen bis zur Eider, die ganze Küste der Nordsee.
   d) Hessen, zu beiden Seiten der Fulda bis zur Werra.
   e) Thüringen, zwischen Harz und Thüringer Wald, Werra und Saale.
   f) Bayern, zu beiden Seiten der Donau, zwischen Fichtelgebirge und Alpen.
   g) Wendenland, zwischen Saale und Elbe.
   h) Italien, von den Alpen bis zum Garigliano.
   i) Spanische Mark, von den Pyrenäen bis zum Ebro.

B. Zur Zeit Heinrichs I. und Ottos I.

1. Grenzen. Im Norden die Nordsee und die Eider; im Osten Elbe, Havel, Spree, March, Raab; im Süden die Alpen; im Westen das heutige Frankreich und der Kanal.
2. Bestandteile. Fünf Herzogtümer:
   a) Sachsen, zwischen Rhein und Elbe, Nordsee und Harz. Dazu gehören auch Friesland, Hessen und Thüringen.

---

*) Es ist das nur eine Wiederholung des bereits anderweitig zusammengestellten Materials unter einem neuen Gesichtspunkte. Doch wird dadurch nicht nur die vollständige Beherrschung des behandelten Stoffes erreicht, sondern auch der Eintönigkeit einer sich stets in denselben Gleisen bewegenden Wiederholung vorgebeugt, der kindliche Geist also durch das wechselnde Interesse stets frisch und lebendig erhalten. Durch eine stete Hinzufügung der Jahreszahlen zu den Thatsachen werden diese zugleich fest und sicher eingeprägt.

b) Franken, südlich davon zwischen Rhein und Böhmerwald, Thüringerwald und Donau. (Die Landschaften, die noch heute Franken heißen.)
c) Schwaben, südlich davon, zwischen Donau und Italien (die heutige Schweiz mit umfassend), Rhein und Lech.
d) Bayern, östlich davon, zwischen Lech und Raab, Donau und Italien.
e) Lothringen, westlich von Schwaben, Franken, Sachsen, zwischen Rhein und Maas, aus Ober- und Niederlothringen bestehend. Oberlothringen umfaßte das heutige Elsaß-Lothringen, Niederlothringen die heutige Rheinprovinz, den östlichen Teil von Belgien und den südöstlichen von Holland.

Unter Heinrich I. kommt noch Böhmen zum deutschen Reiche, sowie unter Otto I., durch die mannhaften Kämpfe seines Bruders, des Bayernherzogs Heinrich, der größte Teil des heutigen Österreich. Auch der nördliche Teil Italiens wird durch Ottos Römerzug dem Reiche wieder einverleibt.

C. Zur Zeit Friedrich Barbarossas.

1. Grenzen. Im Norden die Nordsee, Eider, Ostsee; im Osten die Weichsel von der Brahe bis zur Mündung, die Netze bis zur Warthemündung, die Oder, March, Raab; im Süden das Mittelmeer; im Westen Rhone, Saone, Maas.
2. Bestandteile. Das ganze Reich, wie es unter Heinrich I. und Otto I. bestanden. Dazu das ganze Königreich Italien samt den Inseln Korsika, Sardinien und Sizilien. Durch die Kämpfe Heinrichs des Löwen kommt Mecklenburg, Pommern, der nördliche Teil der Provinz Brandenburg hinzu. Das Reich dehnt sich also nach Osten aus.

D. Zur Zeit Rudolfs von Habsburg.

1. Grenzen. Im Norden die Nordsee, Eider, Ostsee bis zum Finnischen Meerbusen; im Osten die heutigen russischen Ostseeprovinzen, Weichsel, March, Raab; im Süden die Alpen; im Westen Saone, Maas, Nordsee.
2. Bestandteile. Es fallen von dem Reiche der Hohenstaufen weg das ganze Königreich Italien, ein großer Teil der Schweiz. Es kommen hinzu durch die Eroberungen des deutschen Ritterordens die Provinz West- und Ostpreußen, sowie die russischen Ostseeprovinzen Kurland, Livland, Esthland, die jedoch später wieder verloren gehen. Im Westen gehörten ganz Belgien und Holland dazu. — Demnach wieder eine Ausdehnung des Reiches nach Osten.*)

III. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.**)

A. Religion.

1. Die heidnische Zeit.
   a) Stätten der Gottesverehrung.
   b) Art und Weise der Gottesverehrung.
   c) Götterglaube unserer Vorfahren.
   d) Glaube an ein Leben im Jenseits.
   e) Aberglaube der alten Deutschen.

*) Selbstverständlich findet ein Vergleich dieser Grenzen statt mit denen, welche das Reich zur Zeit ls und Ottos des Großen und Friedrich Barbarossas hatte. Auf die mannigfachen Veränderungen ieser Beziehung ist besonders aufmerksam zu machen. Vorteilhaft dürfte jedenfalls die Entwerfung r Zeichnung seitens des Lehrers auf der Wandtafel sein, auf welcher die älteren und neueren Grenzen lich unterscheidbar und vergleichbar sich vorfänden, so daß der Schüler durch das Kartenbild, das er eingehender Betrachtung auch nachzuzeichnen hätte, ein deutliches und festhaftendes Bild über die ehnung Deutschlands in den verschiedenen Zeitperioden erhielte. Zur Präparation für den Lehrer r: Putzger, Historischer Schulatlas. Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld.

**) Diese kulturgeschichtlichen Systeme erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie bringen nur, im Unterricht an den verschiedenen Stellen erarbeitet worden ist, noch einmal in übersichtlicher Zu-

2. Die christliche Zeit.

a) Ausbreitung des Christentums. Bonifatius, der Apostel der Deutschen, bekehrt Friesen, Hessen, Thüringer, Bayern. — Karl der Große zwingt in 30jährigem Kampfe den Sachsen das Christentum auf. — Heinrich I. und Otto I. bringen es mit dem Schwerte den Wenden zwischen Elbe und Oder. — Heinrich der Löwe unterwirft Mecklenburg, Pommern, den nördlichen Teil der Provinz Brandenburg dem christlichen Einflusse. — Die Vollendung der Ausbreitung des Christentums besorgt der deutsche Ritterorden. Er bringt das Christentum den heidnischen Preußen und unterwirft die ganze Ostseeküste bis zum finnischen Meerbusen deutschem und christlichem Einflusse. So kommt also das Christentum von Westen und schreitet, wenn auch langsam, so doch sicher nach Osten vor.

b) Sorge für Erhaltung und Befestigung des Christentums. Schon Bonifatius errichtet Kirchen, Klöster, Bistümer, Erzbistümer: das Kloster zu Fulda; die Bistümer Regensburg, Passau, Erfurt; das Erzbistum Mainz. — Karl der Große errichtet im Sachsenlande Münster, Osnabrück, Paderborn, Bremen, Verden, Minden, Hildesheim, Halberstadt. — Otto der Große errichtet Merseburg, Zeitz, Meißen, Havelberg, Brandenburg, Posen und das Erzbistum Magdeburg. — Zur Zeit Heinrichs IV. lernen wir noch zwei Erzbistümer, Köln und Bremen, kennen. Dazu kommen noch Trier und Salzburg. Es bestanden also damals 6 Erzbistümer und 35 Bistümer in Deutschland. — Später errichteten auch Heinrich der Löwe und der deutsche Ritterorden weitere Bistümer.

c) Kirchliche Würdenträger. Das Haupt der Kirche ist der Papst.

aa) Päpste. Gregor VII. im Kampfe mit Heinrich IV. — Urban II. fordert auf der Kirchenversammlung zu Clermont zum 1. Kreuzzug auf. — Alexander III. ist die Hauptstütze des lombardischen Städtebundes gegen Friedrich Barbarossa.

bb) Erzischöfe. Bonifatius, Erzbischof von Mainz. — Hanno, Erzbischof von Köln, und Adalbert, Erzbischof von Bremen, die beiden Erzieher Heinrichs IV. — Der Erzbischof von Mainz, der die Wahl auf Rudolf von Habsburg lenkt.

d) Kirchliche Einrichtungen. Cölibat, Ehelosigkeit der Geistlichen. Simonie, Handel mit geistlichen Stellen. Investitur, Belehnung der Kirchenfürsten, nämlich Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte mit Ring und Stab. Bannfluch, Ausschluß aus aller kirchlichen Gemeinschaft. (Geschichte Heinrichs IV.)

B. **Verfassung und Gestaltung des Reiches.**

1. Verfassung des Reiches. Im großen fränkischen Weltreich Karl des Großen gab es außer dem Kaiser keinen Fürsten. Über die einzelnen Teile setzte er Grafen, welche von Sendgrafen beaufsichtigt wurden. Die Grafen waren absetzbare Beamte. — Schon unter Heinrich I. standen an der Spitze der einzelnen Herzogtümer Stammesherzöge (er selbst war Herzog der Sachsen), deren Würde manchmal vom Vater auf den Sohn forterbte. Otto I. behandelte diese wieder wie absetzbare Beamte, weil er die Macht dazu hatte.

---

sammenfassung. Das Bilden solcher kulturhistorischer Reihen aber ist ebenso notwendig wie dasjenige von historischen Reihen, damit die kulturgeschichtlichen Ergebnisse nicht in wüstem Wirrwarr das Gedächtnis des Kindes belasten, so daß dieses schließlich nicht weiß, was es mit diesem bloßen Wissensballast anfangen soll. Diese kulturhistorischen Reihen, später bis zur Jetztzeit fortgeführt, sollen das Verständnis für die Gegenwart anbahnen und die Aufgaben derselben begreiflich machen. Daher ihre Notwendigkeit.

— Unter Heinrich IV. ist die Kaisergewalt noch weiter geschwächt. Die einzelnen Stammesherzöge, ebenso die großen Kirchenfürsten (Erzbischof Hanno von Köln, Adalbert von Bremen) sind fast selbständig. Sie wählen den Kaiser, aber zur Gültigkeit der Wahl ist die Bestätigung des Papstes nötig. (Unter Otto I. war es noch umgekehrt.) Einzelne Fürsten empören sich sogar gegen den Kaiser (Rudolf von Schwaben). Dagegen erweisen sich die Städte sehr treu (Worms, Köln), daher stützt er sich besonders auf dieselben. — Friedrich Barbarossa, der den Widerstand der zu mächtig gewordenen lombardischen Städte brechen will, stützt sich dabei auf die großen Landesfürsten (Heinrich der Löwe), deren Würde längst erblich geworden war. Er begünstigt die Fürsten, indem er Heinrich dem Löwen sogar zwei Herzogtümer, Sachsen und Bayern, giebt. Erst nach der Treulosigkeit desselben sieht er ein, daß mächtige Stammesherzöge eine Gefahr für das Kaisertum sind, daher zersplittert er den mächtigen Besitz und giebt Otto von Wittelsbach nur einen Teil des Herzogtums Bayern. — Die Neigung der Hohenstaufer, nur in Italien ihr Glück zu suchen, brachte das Reich in die größte Gefahr. Die Macht der Fürsten wurde immer größer, das Ansehn des Kaisers immer geringer, bis im Interregnum kein deutscher Fürst die Kaiserkrone tragen wollte. Die weltlichen und geistlichen Fürsten wollten auch keinen mächtigen Kaiser, da sie nur an die Größe ihres Hauses, nicht an die Wohlfahrt des Reiches dachten, daher fiel ihre Wahl auf Rudolf von Habsburg. — Dieser stellte zwar Ruhe und Ordnung im Reiche her, nahm Ottokar von Böhmen die widerrechtlich angeeigneten Herzogtümer Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, machte es aber ebenso wie die Fürsten und sorgte für die Größe seines Hauses, indem er diese Herzogtümer seinen Söhnen gab. —

Heute ist Deutschland kein Wahlreich mehr, sondern ein Erbreich; die Krone erbt vom Vater auf den Sohn fort. (Auch früher folgte in der Regel der Sohn in der Regierung, doch mußte er erst von den Fürsten gewählt werden.) Die einzelnen Landesfürsten sind selbständig und nicht vom Kaiser abhängig; ihre Würde ist erblich. Der Kaiser allein aber vertritt das Reich anderen Staaten gegenüber.

2. Die innere Gestaltung des Reiches.*) Unter Heinrich I. und Otto I. fünf Herzogtümer: Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern, Lothringen. Davon lösen sich jedoch schon einzelne Markgrafschaften los; z. B. die sächsische Nordmark, Mark Lausitz, Mark Meißen, Mark Österreich oder bayerische Ostmark, welche unter besonderen Markgrafen standen. Das Reich bestand demnach bereits aus einer größeren Anzahl von Teilen. — Diese Vielteilung setzt sich unter Heinrich IV. und Barbarossa fort, erreicht besonders durch die Zersplitterung der Länder Heinrichs des Löwen in viele kleine Teile einen hohen Grad. Außer Königen (Ottokar von Böhmen), Herzögen und Markgrafen, den zahlreichen geistlichen Fürsten: Erzbischöfen, Bischöfen, gab es jetzt schon Pfalzgrafen (ursprünglich Vorsteher einer kaiserlichen Pfalz, jetzt Fürsten mit Länderbesitz, z. B. Otto von Wittelsbach) und Burggrafen (Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg). Dazu kamen seit Friedrich Barbarossa zahlreiche Freistädte (Worms, Lübeck, Regensburg), welche besondere kleine Länder bildeten. Daher die Vielteilung Deutschlands. —

Heute besteht das deutsche Reich aus 26 Bundesstaaten. (Das Weitere in der Geographiestunde.)

C. Kriegswesen.

1. Alte Zeit. Der Heerbann, d. i. die Vereinigung aller freien Deutschen, welche zum Waffendienste verpflichtet sind. An der Spitze stand ein jedes-

*) Die äußere Gestaltung des Reiches wurde bereits unter „II. Geographische Ergebnisse" behandelt.

mal für den betreffenden Krieg besonders gewählter Herzog. (Arminius, Schlacht im Teutoburger Walde.) Die Krieger kämpften meist zu Fuße. — Bewaffnung: Schild, Speer, Bogen und Pfeile.

2. Zeit Karls des Großen. Die Verpflichtung zum Heeresdienst richtet sich bei den Vasallen, Erzbischöfen, Bischöfen, Grafen nach der Größe des Besitzes. Sonst waren alle freien Männer zum Heeresdienst verpflichtet, mußten aber für ihren Unterhalt selbst sorgen. Daher gaben viele ihren Besitz einem Mächtigeren, empfingen ihn von diesem als Lehen und waren so vom Kriegsdienst befreit. Die Krieger kämpften teils zu Fuße, teils zu Pferde. (Sage vom eisernen Karl!) — Bewaffnung der Reiter: Eisenrüstung.
3. Zeit Heinrichs I. und Ottos I. An Stelle der Fußheere traten Reiterheere zum Kampfe gegen die Ungarn. Auch werden zu besserem Schutze einzelne Burgen und feste Städte erbaut.
4. Zeit der Hohenstaufen. (Blütezeit des Mittelalters). Es hat sich ein besonderer Kriegerstand, eine besondere Kriegerkaste, der Ritterstand ausgebildet. Außer diesem ist niemand zum Kriegsdienst verpflichtet. Es wird nur zu Pferde gekämpft. An Stelle des Heerbanns sind also Ritterheere getreten; an Stelle der freien Wohnungen zahlreiche Burgen und befestigte Städte. Wohnung, Bewaffnung, Ausbildung, Stellung des Ritterstandes! Belagerung von Burgen und festen Städten! Belagerungsmaschinen.
5. Gegenwart. Jetzt sind alle waffenfähigen Deutschen zum Kriegsdienst verpflichtet. An die Stelle der Ritterheere sind Volksheere getreten, welche zu Fuß und zu Roß kämpfen. Wohnung, Bewaffnung, Ausbildung des Soldatenstandes! Zeitdauer der Verpflichtung zum Kriegsdienste!

Die Entwicklung des Heerwesens läßt sich in die Worte zusammenfassen 1) Heerbann. 2) Ritterheere. 3) Volksheere.*)

D. Rechtswesen.

1. Alte Zeit. Die Gerichtsstätten waren im Freien, im Schatten eines uralten Haines oder auf freier Bergeshöhe. Der Fürst des Gaues führte den Vorsitz, Beisitzer aus dem Volke unterstützten ihn. Todesurteile durfte nur der Priester sprechen. Verräter wurden mit dem Tode bestraft. Andere Vergehen wurden durch Zahlung einer Buße gesühnt.
2. Die kaiserliche Zeit. Der Kaiser war der oberste Gerichtsherr. Da er aber, besonders Karl der Große, nicht überall sein konnte, so saßen seine Grafen zu Gericht. Man unterschied Gau-, Mark-, Pfalz-, später Burggrafen. Die Aufsicht führten zwei Sendgrafen, ein geistlicher und ein weltlicher, welche dem Kaiser Bericht erstatteten. Geschriebene Gesetzbücher gab es noch nicht; sie entstanden erst nach und nach durch Aufzeichnung alter Volksrechte. — Eine uralte Strafe war die Acht, welche über jeden Friedensstörer, auch über Fürsten (Heinrich der Löwe), verhängt wurde. — In zweifelhaften Fällen entschieden die Gottesurteile. (Siehe diese!)
3. Die kaiserlose Zeit. An Stelle der mißliebig gewordenen öffentlichen Gerichte treten die heimlichen Femgerichte, welche eine furchtbare Macht ausüben.

E. Städtewesen.

1. Äußere Entwickelung desselben. Die alten Deutschen bewohnen weder Städte noch Dörfer, da sie ein so enges Zusammenleben hassen. Die ersten Städte sind aus den am Rhein gelegenen befestigten Kriegslagern der Römer hervorgegangen, z. B. Köln, Koblenz, Mainz, Trier, Metz, Straßburg, Augsburg. — Mit Ausbreitung des Christentums entwickelten sich

*) Später wird dieses System noch ergänzt durch „Landsknechte", „Söldnerheere", „Landesheere".

aus den gegründeten Klöstern und Bistümern durch Anbau anderer Häuser nach und nach Städte. So ist Bonifatius der Gründer von Fulda, Fritzlar und Ohrdruf. (Viele Städte heißen Zelle oder Celle, nach dem Kloster, das in seiner einfachsten Gestalt auch nur eine Zelle war.) Aus den von Bonifatius errichteten Bistümern erwuchsen Erfurt, Regensburg, Passau. — Karl der Große wurde durch Errichtung von Bistümern in den unterworfenen Heidenländern der Gründer von Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Bremen, Verden, Hildesheim, Halberstadt, Hamburg, Magdeburg, Halle. Außerdem gründete er Aachen und Frankfurt a. M. — Heinrich I. baut besonders an der Ostgrenze von Sachsen und Thüringen feste Burgen, aus denen dann Städte geworden sind, zum Schutze gegen die Ungarn; z. B. Merseburg, Meißen, Quedlinburg, Goslar, Hersfeld. — Durch die Bekehrungsversuche der Wenden unter Otto dem Großen entstanden Havelberg, Brandenburg, Zeitz, Posen. — Unter Heinrich IV. werden Speier, Worms, Langensalza, Lüttich erwähnt. — Außer von den Kaisern wurden auch von Landesfürsten Städte gegründet. So gründete Heinrich der Löwe München und Lübeck, das er nach einem Brande wieder aufbaut und ihm Stadtrechte verleiht. Ottokar von Böhmen wird der Gründer von Königsberg. — Der deutsche Ritterorden gründet in dem eroberten Preußenlande Städte, z. B. Graudenz, Kulm, Thorn, Elbing, Marienburg, Danzig. — Auch durch die Hansa werden neue Niederlassungen gegründet, aus denen sich später Städte entwickelt haben.

So wird also Deutschland im Laufe der Jahrhunderte mit einem Kranz blühender Städte überzogen. Alle sind der herrschenden Unsicherheit wegen durch Mauern, Türme, Thore und Gräben befestigt. Anfangs klein und den Landesfürsten gegenüber ohne Einfluß, werden sie bald mächtiger, unterstützen den Kaiser im Kampfe gegen die Fürsten (Worms und die Städte am Rhein Heinrich IV.), ja empören sich sogar gegen den Kaiser (die lombardischen Städte gegen Friedrich Barbarossa), dessen Oberhoheit sie nicht mehr anerkennen wollen. Viele Städte stehen nicht unter der Herrschaft des Landesfürsten, sondern nur unter der Aufsicht des Kaisers; es sind freie Reichsstädte, kleine Republiken (Worms, Regensburg, Lübeck sind die ersten drei; heute noch Hamburg, Bremen, Lübeck). Die Zahl der freien Reichsstädte war sehr groß. Schon vor Beginn des Interregnums gab es deren in Süddeutschland allein nicht weniger als 70, zu denen noch zahlreiche Städte in Norddeutschland kamen. Die Kaiser begünstigten im allgemeinen die Entstehung der freien Reichsstädte, um in ihnen eine Stütze gegen die mächtigen weltlichen und geistlichen Fürsten zu haben. Seine Blüte erreicht das mittelalterliche Städtwesen durch die Hansa, deren Glieder meist freie Reichsstädte sind. (Nenne Hansastädte a) an der Ostseeküste! b) an der Nordseeküste! c) im Binnenlande!)

2. Innere Gestaltung derselben. Die alten Deutschen scheuten sich, in ummauerten Städten zu wohnen, die sie mit offenen Gräbern verglichen. Daher mußte Heinrich I. Gewalt gebrauchen, um Bewohner für seine Burgen zu finden. Jeder neunte freie Mann mußte in die Stadt ziehen, die anderen mußten für ihn sorgen, d. h. Abgaben an ihn entrichten. Aus diesen Freien oder Adeligen sind dann die Geschlechter oder Patrizier hervorgegangen, welche bis zur Zeit des Interregnums allein die Regierung der Städte in Händen hatten. Die Unfreien dagegen zogen nach und nach in größeren Haufen in die Städte, weil sie es dort besser hatten. Aus ihnen sind die Handwerker hervorgegangen. Während auf den Gütern (S. Karls des Großen Sorge für die Landwirtschaft!) jeder Unfreie das arbeiten mußte,

was sein Herr gerade befahl, heute schneidern, morgen schlossern, übermorgen auf dem Felde arbeiten mußte, so bildeten sich in der Stadt die Leute in einem Fache ordentlich aus: es entstanden die Handwerke. Die Männer eines und desselben Handwerks, z. B. Schlosser, Schmiede, Schuster, Schneider, verbanden sich dann zu Gesellschaften, die man Zünfte oder Innungen nennt. So gab es eine Schuhmacher-, Schneider-, Bäcker-, Wagnerzunft u. s. w. Die Zünfte bildeten bald neben den Geschlechtern eine Macht. Sie ruhten nicht eher, bis sie, etwa von der Zeit des Interregnums ab, sich mit den Geschlechtern in die Regierung der Städte teilten.*)

F. Ständewesen.

1. Alte Zeit. Die alten Deutschen unterschieden drei Stände: die Freien, Hörigen oder Halbfreien und die Leibeigenen oder Sklaven. Die Freien waren Besitzer von Grund und Boden; die Hörigen durften gegen Abgabe von Zins selbständig den Boden eines Herrn bebauen; die Sklaven waren völlig unfrei. Einen eigentlichen Priesterstand kannten sie nicht. Die Edelinge waren sehr angesehene Freie, hatten aber keine besonderen Rechte.
2. Die christliche Zeit. Die Ausbreitung des Christentums brachte einen neuen Stand: die Geistlichen oder Priester. Viele der ärmeren Freien, welche den besonders unter Karl dem Großen oft drückenden Verpflichtungen zum Kriegsdienst nicht nachkommen konnten, gaben ihren Besitz einem Reicheren und Mächtigeren, empfingen ihn von diesem wieder als Lehen, waren dadurch von der Verpflichtung zum Kriegsdienst entbunden, aber sie waren dadurch Vasallen des Lehnsherrn, also von diesem abhängig geworden. Schon jetzt begann sich aus den Freien ein besonderer Adelsstand zu entwickeln. — Seit der Zeit Heinrich I. kommt der Ritterstand hinzu. Er war aus den Reiterheeren hervorgegangen, die Heinrich I. gegen die Ungarn geführt hatte. Da nur freie Deutsche dazu genommen wurden, so bildete sich aus ihnen ein besonderer Adelsstand, den man den niederen Adel nannte, während die Grafen und Landesfürsten den hohen Adel bildeten. Der niedere Adel wohnte teilweise in den Städten, wohin auf Befehl Heinrichs I. jeder neunte freie Deutsche gezogen war. Unter dem Namen Geschlechter regierte der niedere Adel die Städte. Die Hörigen oder Halbfreien, welche in die Städte zogen, bildeten dann die Bürgerschaft, während der Leibeigene oder Sklave, also der eigentliche Bauer, an die Scholle gebunden war, auf der er wohnte. Es gab also damals 4 Stände: Geistlichkeit (Welt- und Klostergeistliche), Adel (hoher und niederer), Bürger, (Kaufleute, Innungen u. s. w.) und Bauern. Der gedrückteste von allen war der Bauernstand. (Siehe „Folgen der Kreuzzüge!") — Auch zur Zeit der Kreuzzüge bestanden diese 4 Stände noch. Durch Gründung zahlreicher Klöster wurden die Geistlichen und Mönche immer zahlreicher. Ebenso vermehrte sich der Ritterstand und stand in erhöhterem Ansehn. Die Städte wurden durch Handel und Verkehr reicher und blühender, und auch für den Bauernstand blieben die Kreuzzüge nicht ohne Folgen.

G. Handel und Verkehr.

(Siehe darüber: „Aufblühen der Städte seit den Kreuzzügen" und „Die Hansa".)

H. Schulwesen.

Bei den alten Deutschen gab es keine Schulen. Erst nach Einführung des Christentums wurden solche eingerichtet. Dadurch erwarben sich besonders die Klöster ein Verdienst. Auch Karl der Große sorgte für Gründung

*) Weiteres über die Verwaltung der Städte im Mittelalter, über Geschlechter und Innungen u. s. w. zu geben, muß dem Ermessen jedes einzelnen Lehrers überlassen bleiben, der dabei besonders den geistigen Standpunkt seiner Klasse zu berücksichtigen hat.

von Schulen, welche die Kinder seiner Hofbeamten besuchen mußten. Auf die große Masse des Volkes aber blieben diese wenigen Schulen ohne jeden Einfluß. In den Klöstern wurde nur Lateinisch, nicht Deutsch gelernt. Infolgedessen vermochten selbst die meisten Fürsten und Grafen weder zu schreiben noch zu lesen. Das Rittertum legte auf Ausbildung des Geistes etwas mehr Gewicht, aber schreiben und lesen lernten doch nur die wenigsten Ritter. So lebte also das Volk im Mittelalter fast ohne jede Schulbildung dahin. Deshalb waren auch dem finstern Aberglauben Thür und Thor geöffnet.

Wir aber können uns glücklich schätzen, daß es in unserer Zeit nicht nur anders, sondern auch besser geworden ist.

IV. Ethische Ergebnisse.*)

A. Sprüche.

1. Sei getreu bis in den Tod ... (Armin. Bonifatius. Karl d. Gr. Barbarossa.)
2. Gehet hin in alle Welt ... (Bonifatius.)
3. Liebet eure Feinde ... (Bonifatius. Karl d. Gr. Otto I. Heinrich IV.)
4. Rächet euch selbst nicht ... (Karl d. Gr. Otto I. Heinrich IV. Faustrecht.)
5. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk ... (Karl. Rudolf v. Habsburg.)
6. Jedermann sei unterthan der Obrigkeit ... (Otto I. Heinrich IV. Barbarossa. Faustrecht.)

u. s. w.

B. Sprichwörter.

1. Hochmut kommt vor dem Falle. — (Varus. Heinrich IV. Heinrich der Löwe.)
2. Eintracht macht stark. — (Armin. Heinrich I. Otto I. Hansa.)
3. Undank ist der Welt Lohn. — (Armin.)
4. Freund in der Not, Freund im Tod ... (Karl. Heinrich IV. Barbarossa.)
5. Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut ... (Otto I. Barbarossa.)
6. Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. — (Otto I. und sein Bruder Heinrich.)

u. s. w.

C. Dichterworte.

1. Ans Vaterland, ans teure ... (Armin. Karl. Otto I. Heinrich der Löwe. Rudolf v. Habsburg.)
2. Fluchwürdig ist vor allem der Verräter. — (Segest. Heinrich der Löwe.)
3. Es kann der Frömmste nicht im ... (Karl. Heinrich I. Faustrecht.)
4. Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg ... (Karl. Heinrich I. Otto I.)
5. Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern ... (Heinrich I. Otto I. Hansa.)
6. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig. — (Otto I. Lombardische Städte. Hansa.)

u. s. w.

*) Auch die Aufstellung derartiger ethischer Systeme sollte nicht unterlassen werden, wenn dabei auch einer Vollständigkeit der bisher gewonnenen Ergebnisse abgesehen werden kann. Die Kinder würden die Sprüche, Sprichwörter und Sentenzen selbst zusammenzustellen und anzugeben haben, bei welchem nitte oder welcher Persönlichkeit genau ebenso oder ähnlich geurteilt werden mußte.

VII. Das Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen.

A. Die Entdeckung Amerikas.

(Ziel: Wir haben bisher den Schauplatz des Mittelalters kennen gelernt. Wir wollen nun sehen, wie durch die Entdeckung neuer Länder der Kreis der bekannten Länder und Völker erweitert und damit ein großer Umschwung in den Anschauungen der Bewohner Europas herbeigeführt wird.)

I. Vorbereitung.*)

1. Wir haben bei Armin vom römischen Weltreiche gesprochen. Gieb noch einmal den Umfang desselben an! Wieviel Erdteile waren damals bekannt? Nenne sie! Mit welchem Namen bezeichnete man sie? Alte Welt.

2. Welches Meer liegt zwischen diesen 3 Erdteilen? Nenne
   a) die Länder, welche am Mittelmeere liegen!
   b) die übrigen europäischen Länder!
   c) die dir bekannten asiatischen Länder!

3. Woher sind uns diese Länder bekannt?
   Ägypten durch den Aufenthalt der Kinder Israel daselbst.
   Palästina, Phönizien, Mesopotamien, Persien durch die bibl. Geschichte.
   Kleinasien, Arabien, Türkei, Griechenland durch die Kreuzzüge.
   Italien durch die Römerzüge, Karl und Otto den Großen.
   Österreich-Ungarn durch die Kämpfe mit den Ungarn.
   Frankreich durch Karl den Großen und den ersten Kreuzzug.
   England durch Bonifatius.
   Dänemark durch die Kämpfe Karls des Großen und Heinrichs I. mit den Dänen.

*) Eine gute Karte eventuell der Globus ist dabei unbedingt nötig.

Schweden, Norwegen, Rußland, Niederlande durch den Handel der Hansa.

Spanien durch Karls des Großen Kämpfe mit den Mauren. [Spanische Mark.

4. Welcher Teil Afrikas war bekannt? Welcher nicht? Hindernisse: Wüste Sahara, Unvollkommenheit der Schiffahrt; weite Reisen zu Schiffe konnten daher noch nicht unternommen werden.

5. Welche Länder liegen am weitesten nach Osten? China, Vorder- und Hinterindien, Japan. Haben wir irgend welchen Nutzen von diesen Ländern? Ja, denn wir erhalten aus ihnen Thee, Baumwolle, Reis, Pfeffer, Zimmet, Muskatnüsse, Nelken u. s. w., also fast alle unsere Gewürze. Auch Diamanten, Perlen, Gold, Elfenbein, chinesisches Porzellan kommen von dort zu uns.

6. Auf welchem Wege gelangen wohl diese Produkte zu uns? Eisenbahn oder Schiffahrt? Indischer Ozean, Straße von Bab el Mandeb, rotes Meer (woher schon bekannt?), Suezkanal, Mittelmeer, Straße von Gibraltar, Atlantischer Ozean, Kanal, Nordsee. Hier handeln besonders Hamburg und Bremen damit.

7. Ob das immer so war? Nein. Warum nicht? Der Suezkanal war noch nicht da, er ist erst im Jahre 1869 fertig geworden. Man hätte also um Afrika herumfahren müssen. Aber diesen Weg kannte man noch nicht, wußte überhaupt nichts von der Gestalt Afrikas. Da kannte man wohl in Europa überhaupt die indischen Produkte noch nicht? Doch, denn Genua und Venedig, besonders auch die deutsche Hansa haben ja Handel damit getrieben. Auch Spanier und Portugiesen vermittelten den Handelsverkehr mit Indien.

8. Welches mögen wohl die Handelswege gewesen sein? Man benutzte damals besonders drei Handelswege.

a) Auf Schiffen brachte man die Waren den Indus hinauf, Karawanen führten sie dann weiter zum Amu. Auf diesem gingen sie zum Aralsee, von da zu Lande nach dem Kaspischen Meere und durch dasselbe in die Wolga, dann zu Lande an den Don. Schiffe führten sie von da in das Schwarze Meer nach Konstantinopel, wo die Schiffe Genuas und Venedigs sie in Empfang nahmen und weiter beförderten. — Die Waren mußten also häufig umgeladen werden, der Weg war lang und sehr beschwerlich; die Waren wurden deshalb verteuert.

b) Schiffe brachten die Schätze Indiens durch den persischen Meerbusen in den Euphrat und Tigris nach Bagdad, Karawanen führten sie von hier aus durch Kleinasien nach den Häfen des Mittelmeeres, besonders Konstantinopel.

c) Schiffe brachten die Schätze Indiens durch den indischen Ozean, die Straße von Bab el Mandeb in das rote Meer. Hier wurden sie ausgeladen und über die Landenge von Suez (dieselbe Landenge, über welche Joseph, seine Brüder und Jakob nach Ägypten zogen, die Verbindungsbrücke von Asien und Afrika) nach Alexandrien gebracht, von wo sie nach allen europäischen Häfen des Mittelmeeres gingen.

Alle diese Wege waren sehr ungünstig für die Beförderung: die beiden ersten sehr beschwerlich und gefahrvoll wegen der vielen Räubereien, denen die Handelskarawanen ausgesetzt waren; der dritte zwar der bequemste, aber der teuerste. Denn seit die Türken hier herrschten (Kreuzzüge!), drückten und plagten sie die Handelsleute besonders mit hohen Steuern und Zöllen, vernichteten den Karawanenhandel durch Kleinasien und waren im Begriff, auch dem Handelswege über die Landenge von Suez ein ähnliches Schicksal zu bereiten. So wurden also durch die Muhamedaner dem Handel mit Ostindien bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt, und das Streben der europäischen Städte und Völker, welche den Handelsverkehr mit Indien vermittelten, war darauf gerichtet, einen ununterbrochenen Seeweg nach Ostindien aufzufinden, damit die Waren durch Zwischenhandel, hohe Zölle und Steuern nicht verteuert würden.

Von diesem Streben, einen direkten Seeweg nach Ostindien aufzufinden, wollen wir nun hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Der Seeweg nach Indien. Unter den Handelsvölkern des Mittelalters nahmen neben den Genuesen und Venetianern auch die Portugiesen eine hervorragende Stelle ein. Sie wohnten auf dem am weitesten ins Meer vorspringenden Teile des südwestlichen Europa, und ihr Blick war daher fortwährend aufs Meer gerichtet. Sie fingen an, an der Westküste Afrikas ein Stück nach Süden zu fahren. Bald entdeckten sie die Insel Madeira und Porto Santo, die Kanarischen Inseln und die Azoren, welche sie von Lissabon aus in wenigen Tagen erreichen konnten. Prinz Heinrich der Seefahrer, Sohn des Königs von Portugal, belebte vor allen die Lust an Entdeckungsreisen. Als einst ein Schiff von der Küste Afrikas Goldstaub und einige Neger mitbrachte, da steigerte die Gewinnsucht den Entdeckungstrieb. Auf weiteren Fahrten wurden die Inseln des grünen Vorgebirges, die Mündungen des Senegal und Gambia und die Küste von Ober-Guinea entdeckt. Die entdeckten Länder brachten den Portugiesen große Reichtümer, denn Goldstaub, Moschus, Elfenbein und Ingwer lieferten

die Küsten; die Inseln brachten große Mengen Zuckerrohr, und die Neger wurden schon jetzt als Sklaven benutzt. Bisher hatte man geglaubt, in der heißen Zone, zu beiden Seiten des Äquators, könnten weder Menschen wohnen noch Tiere und Pflanzen gedeihen. Ohne Gefahr aber wurde der Äquator, an dem man das Wasser siedend glaubte, überschritten, und da Afrika nunmehr schmaler nach Osten zulief, so wuchs die Hoffnung, das Südende finden, um dasselbe herumfahren und so auf dem Seewege nach Indien gelangen zu können. Zu Anfang des Jahres 1487 fuhr der kühne Bartholomäus Diaz der Südspitze zu. Als heftige Stürme ihn heimsuchten, fuhr er auf die hohe See, wurde drei Tage vom Sturme hin und her geworfen und fand endlich, daß die Küste Afrikas zu seiner Linken verschwunden war; er hatte die Südspitze desselben umschifft. Erst als er die Richtung nach Norden nahm, fand er wieder Land. Aber seine Mannschaft wurde zaghaft und begehrte stürmisch die Rückfahrt, die er mit kummervollem Herzen antrat. Wegen der furchtbaren Stürme nannte er die Südspitze Afrikas das „Sturmkap", aber sein König sah weiter und wandelte den Namen in „Kap der guten Hoffnung" um.

Die gute Hoffnung, endlich den Seeweg nach Indien zu finden, erfüllte Vasco de Gama im Jahre 1498. Unter unsäglichen Mühen und Beschwerden erreichte er nach zehnmonatlicher Fahrt die Westküste von Vorderindien und damit das Ziel einer langen Sehnsucht. Von nun an flossen die unerschöpflichen Schätze Indiens in breiten Strömen dem kleinen Portugal zu, und nicht ohne Neid bemerkten die Spanier den unendlichen Reichtum, welchen ihre Nachbarn an sich zogen.

2. Die Entdeckung Amerikas. Noch ehe die Portugiesen den Seeweg nach Ostindien entdeckten, war in dem Geiste eines andern großen Mannes der Gedanke zur Reife gekommen, das Land Indien in einer ganz andern Richtung, nämlich den äußersten Osten durch den Weg nach Westen aufzusuchen. Dieser Mann war Christoph Kolumbus.

a) **Seine Jugend.** Christoph Kolumbus wurde wahrscheinlich im Jahre 1456 als Sohn eines Tuchwebers zu Genua geboren. Schon von früher Jugend an zeigte er große Neigung zum Seewesen. Ein Feind des Müßigganges, warf er sich mit großem Eifer auf das Studium der zum Seedienst gehörigen Wissenschaften, Geographie, Geometrie und Astronomie, auch erwarb er sich große Fertigkeit im Zeichnen. Schon im Alter von 14 Jahren ging er zur See, und alle seine Bemühungen richteten sich fortan auf die Erforschung des Meeres und der Wege, die durch dasselbe führen. Seine ersten Dienste verrichtete er auf dem Mittelmeere. Auf einer längeren Reise in den atlantischen Ozean kam er sogar bis zur Insel Island. In den häufigen Fehden der italienischen Staaten untereinander versuchte er frühzeitig sein Glück. Das

Schiff, auf dem er fuhr, kämpfte bald gegen die Türken, bald gegen die Venetianer. Einmal geriet es im Kampfe mit einem venetianischen Fahrzeuge mitten auf dem Meere in Brand und war nicht zu retten. Mutig stürzte er sich ins Meer, erhaschte ein Ruder und erreichte so schwimmend die zwei Meilen entfernte Meeresküste. Es war die Küste von Portugal, an die er sich rettete, und er ging nun nach Lissabon, der Hauptstadt des Landes. Hier erwarben ihm seine Kenntnisse bald die Freundschaft vieler Seeleute, in deren Gesellschaft fast immer die Rede von der Entdeckung des Seeweges nach Indien war. Er heiratete die Tochter eines Schiffskapitäns, der mehrere Entdeckungsreisen mitgemacht hatte und von diesen Reisen Tagebücher, Zeichnungen und Karten besaß. Diese Tagebücher und Karten seines verstorbenen Schwiegervaters beschäftigten ihn nun unaufhörlich, und so reifte der Entschluß in ihm, selbst nach dem großen Schauplatze der portugiesischen Thätigkeit an der Westküste Afrikas zu reisen. Er wohnte eine Zeit lang auf der Insel Porto Santo. Der Entdeckungstrieb, der damals alles begeisterte, ergriff ihn tief und mächtig und reifte in ihm den Plan, auch seinerseits sich an der Entdeckung des Seewegs nach Indien zu beteiligen.

b) **Sein Plan zur Auffindung des Seewegs nach Indien.** Während seines Aufenthaltes auf Porto Santo trug er sich immer mit dem Gedanken, ob es nicht möglich sei, gerade in umgekehrter Richtung nach Indien zu gelangen. Dieser Plan gründete sich auf die Überzeugung, daß die Erde eine Kugel ist. Das weiß heute jedes Kind, damals aber war dieser Satz durch die Erfahrung noch nicht bestätigt. Wenn die Erde eine Kugel ist, so meinte Kolumbus, sollte man dann nicht auch nach Indien gelangen können, wenn man immer nach Westen durch den atlantischen Ozean schiffte? Das war der erste Grund zu seiner Vermutung, daß der äußerste Osten durch den Weg nach Westen zu erreichen sei. Verschiedene andere Beobachtungen bestärkten ihn in seiner Meinung.

Ein portugiesischer Schiffer war einmal ungewöhnlich weit westwärts gesegelt, und da hatte er ein in der See schwimmendes, künstlich geschnitztes Holz aufgefangen, das ihm durch einen Westwind zugeführt worden war. Er schloß daraus, daß es nach Westen hin ein von Menschen bewohntes Land geben müsse.

An den Küsten der Azoren hatte man von Zeit zu Zeit ausgerissene Bäume von einer bisher unbekannten Art gefunden, welche auch vom Westwinde herangetrieben waren. Einmal wurden sogar zwei Leichname von ganz fremdartiger Bildung, die weder den Europäern, noch den Bewohnern Asiens oder Afrikas ähnlich sahen, an die Küsten der Azoren getrieben. Zuweilen schwemmte das Meer auch ungewöhnlich großes Schilfrohr an das Ufer.

Alle diese Beobachtungen sammelte Kolumbus sorgfältig, verglich sie mit früheren Nachrichten aus Indien, besonders aber mit dem Glauben damaliger Zeit, daß zwischen Japan und Europa noch eine glückliche Insel mitten im Ozean vorhanden sein müsse, und seine Ansicht schien ihm unwiderleglich. Er hielt Indien für ein Riesenland, welches auch westwärts von Europa als fester Teil Asiens den Ozean begrenzen müsse. Wenn er diesen Teil der Erde entdeckte, ihn für Europa, für die christliche Kultur erschloß, welch ein unsterbliches Verdienst müßte ihm gesichert sein, welchen Ruhm und Machtzuwachs könnte sich Spanien dadurch erwerben!

Dennoch vergaß er nicht, daß Irren menschlich ist. Er zog deshalb einen Mann zu Rate, dessen Klugheit und Gelehrsamkeit damals mit Recht hochgeschätzt wurde. Es war der gelehrte Florentiner Arzt Paul Toscanelli. In einem Briefe legte ihm Kolumbus seine Gedanken vor und hatte die Freude, von diesem Manne, der wegen seiner mathematischen und geographischen Kenntnisse berühmt war, eine Antwort zu erhalten, welche volle Übereinstimmung mit seinen Ansichten aussprach. Das gab ihm eine noch entschiedenere Zuversicht, so daß er nun völlig entschlossen war, seinen Plan auszuführen.

c) **Die Hindernisse der Ausführung des Planes.** Die Ausführung des Planes erforderte eine Zurüstung an Schiffen, Besatzung, Lebensmitteln, Waffen u. s. w., welche sein Vermögen bei weitem überstieg. Es kam also darauf an, eine Regierung für seine Idee zu gewinnen, um die Fahrt sogleich ins Werk zu setzen. Dabei wurde aber Kolumbus Mut und Geduld auf eine schwere Probe gestellt. Er wandte sich zunächst an seine Vaterstadt Genua, legte dem Rate derselben seinen Plan vor und bat um die nötige Unterstützung zu seiner Ausführung. Er wurde als ein Abenteurer abgewiesen.

Jetzt wandte sich Kolumbus nach Lissabon. Der portugiesische Hof hörte seine Vorschläge mit größter Aufmerksamkeit an, aber nachdem man seinen ganzen Plan herausgelockt hatte, behandelte man ihn treulos und verräterisch, indem man sein Vorhaben ebenso unvernünftig als gefährlich nannte, insgeheim aber ein Schiff ausrüstete und einen andern Seefahrer beauftragte, auszuführen, was Kolumbus entworfen hatte. Dieser gab nach kurzer westlicher Fahrt alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf und kehrte mißmutig und verzagt nach Lissabon zurück.

Kolumbus empfand den tiefsten Unwillen über eine solche Verräterei und begab sich zum zweiten Male persönlich nach Genua, aber ohne besseren Erfolg. Nun wandte er sich mit seinem Sohne — seine Gattin war bereits gestorben — nach Madrid. In Spanien regierten damals Ferdinand und Isabella, welche ihm Gehör schenkten. Aber man wollte so Ungeheuerliches doch erst prüfen lassen, und deshalb wurden seine Vorschläge einem Ausschusse von gelehrten Männern und Geistlichen vorgelegt, erfuhren aber kein besseres Schicksal

als in Genua und Portugal. Ein Professor meinte, wenn man da so weit um die Erdkugel segeln wolle, müsse man ja zuletzt immer tiefer und tiefer hinuntergleiten und könne dann den Wasserberg nicht wieder herauf. Ein anderer, der wenigstens zugab, daß die Sache möglich sei, behauptete, da müsse man wohl drei Jahre segeln. Wieder andere waren unverschämt genug, ihn zu fragen, ob er sich denn allein für weiser halte als alle die Millionen Menschen, die vor ihm gelebt. Alle aber einigten sich schließlich dahin, daß ein solches Unternehmen der Bibel widerspreche und also gottlos sei. Kolumbus hatte seine ganze Standhaftigkeit und Geduld nötig, um den Unverstand und Stolz seiner Richter zu ertragen.

Zu diesen weisen Sprüchen der spanischen Gelehrten kam noch eine große Geldverlegenheit des spanischen Königspaares, denn es führte gerade Krieg mit den muhamedanischen Mauren (Kämpfe Karls des Großen!), welche, einst Beherrscher der ganzen Halbinsel, bis nach Granada zurückgedrängt waren. Darüber wurde die Entscheidung für Kolumbus immer weiter und weiter hinausgeschoben. Mit unermüdlicher Geduld folgte dieser dem Hofe von einem Orte zum andern. Endlich, nach vierjährigem Harren, erfolgte der Bescheid, man könne sich jetzt in so unsichere und kostspielige Unternehmungen nicht einlassen.

Schon einige Jahre vorher hatte Kolumbus seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um den dortigen König für seinen Plan zu gewinnen; aber auch das war vergeblich. Um alle seine Hoffnungen betrogen, schickte er sich jetzt an, Spanien mit schwerem Herzen zu verlassen und dem Könige von Frankreich seine Vorschläge zu machen. Seine Freunde aber suchten ihn abzuhalten, dorthin zu gehen; denn der Krieg gegen die Mauren nahm einen glücklichen Verlauf, die Seestadt Malaga fiel in die Gewalt der Spanier, Granada konnte von ihnen als letztes Bollwerk der Mauren belagert werden. Jetzt mußte der Sinn des Königspaares wieder empfänglicher für den Plan des Kolumbus werden. Dann verbreitete sich die Kunde, daß der Portugiese Bartholomäus Diaz die Südspitze von Afrika aufgefunden habe, und sie rief in Spanien große Aufregung hervor. Das Kap der guten Hoffnung erschien als die Station, von wo endlich der östliche Seeweg nach Indien für Europa geöffnet war. Man drang daher von neuem in die Königin Isabella, den großen Vorteil nicht zu verscherzen, welcher ihrem Reiche die Entdeckung des Kolumbus sichern mußte. Sie begriff es wohl, und als endlich, im Januar 1492, Granada gefallen und die Mauren für immer aus Spanien getrieben waren, da trat sie in der Freude über diesen Erfolg mit Kolumbus wieder in Unterhandlungen. Aber seine Bedingungen waren ihr zu anspruchsvoll, und sie entließ ihn sehr ungnädig. Ein einflußreicher Freund des Kolumbus beklagte tief, was geschehen war, um Spaniens und um der Kirche willen, die durch Verbreitung des Christentums unter den Völkern eines neuen Weltteils

so reichen Segen stiften konnte. Das schlug bei der glaubensstarken Isabella durch. Am 17. April 1492, nach achtzehnjährigem Warten, wurde die Beharrlichkeit des edlen Mannes endlich gekrönt und der Vertrag unterzeichnet. Kraft desselben wurde er zum Großadmirale aller neuen Meere und zum Unterkönige aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt. Auch sollte er den zehnten Teil aller daraus zu hoffenden Einkünfte erhalten. Er wurde mit seiner Familie in den Adelstand erhoben, und alle diese Würden und Vorteile sollten erblich auf seine Nachkommen übergehen.

d) **Die Ausführung des Planes.** aa) Die Zurüstung zur Reise. Kolumbus eilte nun nach Palos, einem Seehafen in Andalusien, wo seine kleine Flotte ausgerüstet werden sollte. Er selber leitete die Vorbereitungen dazu. Drei höchst mittelmäßige Schiffe, von denen die beiden kleineren nicht viel mehr als große Böte ohne Verdeck in der Mitte waren, machten die ganze Flotte aus. Wohl kein anderer Mensch außer Kolumbus würde das Herz gehabt haben, sich auf ihnen in ein großes, bisher noch völlig unbekanntes Weltmeer zu wagen. Die Bemannung bestand aus 120 Personen, von denen die meisten sich nur sehr ungern auf das tollkühne Unternehmen einließen. Die ganze Ausrüstung konnte überhaupt nur mit den härtesten und willkürlichsten Maßregeln von seiten des Hofes durchgesetzt werden, da fast alle ein Vorurteil gegen die weite Reise besaßen. Auf zwölf Monate wurde das kleine Geschwader mit Lebensmitteln versorgt. Ende Juli war alles zur Abreise fertig. Den Tag vor der Abreise ging Kolumbus mit allen seinen Begleitern nach einem unweit von Palos gelegenen Kloster Rabida, vor dessen Pforten er einst vor Hunger und Ermattung zusammengebrochen war, als er von Portugal nach Spanien wanderte. Hier empfahl er sich Gott im Gebete, genoß mit seiner Mannschaft das heilige Abendmahl und empfing den Segen des Abtes.

bb) Die Fahrt durch den Ozean. Am nächsten Morgen, am 3. August 1492, einem Freitage, noch ehe die Sonne aufgegangen, lichtete die kleine Flotte in Gegenwart unzähliger Zuschauer die Anker und segelte nach Westen. Am dritten Tage, als man noch in bekannten Gewässern den kanarischen Inseln zusegelte, brach ein Steuerruder, ein Unfall, der den Kolumbus bestürzt machte, weil er argwöhnte, daß es von den Führern des Schiffes absichtlich geschehen sei, um es unbrauchbar zu machen und damit zurücksegeln zu können. Seine Mannschaft aber deutete dies in ihrem Aberglauben als ein übles Vorzeichen für den unglücklichen Ausgang der Reise. Die kanarischen Inseln wurden indes glücklich erreicht, und auf einer derselben legte Kolumbus an, um die Schiffe auszubessern und den gesunkenen Mut seiner Mannschaft wieder zu heben.

Vier Wochen beinahe blieben sie daselbst. Am 6. September fuhren sie endlich wieder ab und gerade ins Weltmeer hinein gegen Westen. Nach einigen Tagen erhob sich ein Ostwind, der auch mit wenigen Unterbrechungen sanft und

milde bis zu Ende anhielt und die Fahrt sehr begünstigte. Bald war alles Land aus den Augen der Schiffenden verschwunden, die, von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten, nichts sahen als den weiten, wolkenlosen Himmel und ein ungeheures, rollendes Meer, in das sie immer tiefer hineingetrieben wurden, von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziele hatte, als die seine Phantasie ihm vorspiegelte. Je mehr der Tage und Nächte wurden, desto erregter wurde darüber die Spannung der Leute. Sie lugten und lugten immerfort aus; unendlich erschien ihnen das Meer, befremdlich der Himmel mit anderen Sternbildern. Mit dem rauschenden Wogenprall am Bug des Schiffes mischte sich ihr Gemurr. Finster blickten sie in das Wasser, einer auf den andern, alle auf den, der sie um seines ehrgeizigen Traumes willen in den vermeintlichen Untergang trieb. Auch den Beherztesten fing der Mut an zu sinken.

Kolumbus aber verlor seine Ruhe und sein Vertrauen nicht. Seine Leute sahen den kraftvollen Mann von hohem Wuchs, mit seinen hellen blauen Augen und dem bereits ergrauten Haar immer in frommer Entschlossenheit auf seinem Posten, immer mild und freundlich gegen sie, in ihrer Verzagtheit ihnen wieder Mut, Vertrauen und Geduld einflößend. Unermüdet stand er Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrument auf dem Verdecke und schaute aus, schlief nur wenige Stunden und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Er hatte die Welt hinter sich vergessen, und sein Geist erfüllte ihn mit der Zuversicht, auf dem rechten Wege zu sein.

Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, der zu beiden Seiten des Äquators von Osten nach Westen weht, wurden sie sanft und mit großer Schnelle fortgetrieben. Kolumbus gab zwar den Fragenden eine geringere Strecke als die wirklich schon zurückgelegte an; dennoch wuchs die Angst des Schiffsvolkes von neuem. Hin und wieder stellte sich Anlaß zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel, aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe fast in ihrem Laufe aufgehalten wurden. Dieses Meergras, Seetang genannt, war durch die Meeresströmungen hier zusammengetrieben worden. Die Seeleute glaubten, sie seien nun an das Ende des schiffbaren Weltmeeres gekommen. Aber Gras und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen, verlassenen Menschen sahen sich von neuem auf dem weiten, öden Ozeane allein. Was sollte aus ihnen werden, wenn ihre Vorräte zu Ende gingen? Wie sollten ihre gebrechlichen Fahrzeuge die lange und sich immer weiter ausdehnende Rückreise aushalten, wenn sie nirgends einen Hafen fänden?

Woche auf Woche war schon in öder Fahrt durch die Wasserwüste vergangen. Endlich drohte die Furcht der Verzagten ihrem Führer und seinem Unternehmen die höchste Gefahr. Der Gedanke an Meuterei ging bei ihnen um

Sie wollten den Admiral zwingen, in die alte, gewohnte Welt zurückzukehren, ja einige faßten sogar den verruchten Gedanken, ihn, wenn er sich weigere, über Bord zu werfen. Kolumbus sah die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, aber er stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten nicht merkte, und besänftigte sie durch sein heiteres, ruhiges Vertrauen. Er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden sei und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen. Vögel erschienen und verschwanden wieder; mehrmals glaubte man Land erblickt zu haben, wenn man aber näher kam, fand man sich getäuscht. Die Angst der Schiffsleute verwandelte sich in Verzweiflung; sie erklärten, daß sie nicht weiter fahren würden. Kolumbus aber erwiderte mit großer Festigkeit, daß alles umsonst sei, und daß er von seinem Unternehmen nicht abstehen werde, bis er mit Gottes Hilfe Indien gefunden habe.

Kaum aber würden sein Mut und seine Haltung sie noch länger im Zaume gehalten haben, wenn sich nicht zum Glücke am folgenden Tage bestimmte Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten; Rohr und ein Baumast mit roten Beeren schwammen auf sie zu, und was mehr als alles war, sie fischten einen künstlich geschnitzten Stab auf. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts, aber Kolumbus befahl, sorgfältig Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Auf den Schiffen herrschte die größte Aufregung; kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Kolumbus ein Licht in der Ferne. Der Schimmer war vorübergehend und ungewiß, aber Kolumbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um zwei Uhr morgens — es war am 12. Oktober, einem Freitage; die Flotte hatte also zehn Wochen gebraucht — von einem der beiden kleineren Schiffe, das vorauf segelte, ein Kanonenschuß als frohlockendes Zeichen, daß man das Land deutlich erblicke. Land! Land! erscholl es jubelnd aus jeder Brust; in namenlosem Entzücken stürzte man einander in die Arme; einer schluchzte an des andern Brust. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich seiner höheren Pflicht und stimmte mit innigster Andacht den Lobgesang an: „Herr Gott, dich loben wir.“ Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk eine schöne, grüne Insel vor sich liegen.

cc) Die Besitzergreifung des neuen Landes. Mit Sonnenaufgang bestieg die Mannschaft die Böte und ruderte mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderem Gepränge dem Lande zu. Am Ufer hatten sich viele Einwohner der Insel versammelt, die über die noch nie gesehene Erscheinung europäischer Schiffe und ihre seltsamen Gäste ebenso sehr erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt, von einer rötlichen Kupferfarbe, übrigens aber wohlgebildet. Ihre Sprache hatte etwas Unzusammenhängendes und Tierisches, und aus allem, was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken gerieten, es möchten wohl gar

keine Menschen sein. Das waren sie nun allerdings, nur daß sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung standen. Sie kannten den Ackerbau nicht; das milde Klima und die Fruchtbarkeit ihrer Insel gewährte ihnen Nahrung im Überflusse und zwang sie nicht zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnung. Große Tiere, die ihre Stärke und ihre List hätten üben können, gab es dort gar nicht; daher waren sie so zaghaft, daß ein europäischer Bullenbeißer einen ganzen Haufen dieser Indianer in die Flucht jagen konnte.

Kolumbus, in einem reichen Kleide und das bloße Schwert in der Hand, stand an der Spitze des ersten Botes, welches ans Land stieß, um der erste Europäer zu sein, der die neue Welt betrat. Ihm folgten die anderen, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach mehr als vierzigtägiger Angst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich alle nieder, küßten mit Inbrunst die sichere Erde, errichteten ein Kreuz und beteten vor demselben, um sich der heiligen Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott zu entledigen. In ihrer Begeisterung drängten sie sich dann um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände und thaten alles, um dem Manne, dessen Leben sie vor einigen Tagen noch bedroht hatten, ausschweifende Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen. Kolumbus nahm nun die Insel unter vielen Feierlichkeiten im Namen des Königs und der Königin von Spanien in Besitz. Die Eingeborenen sahen das mit an und begriffen natürlich nichts davon, wie ihnen denn die ganze Erscheinung weißer Männer etwas Unbegreifliches sein mußte. Sie wähnten, sie seien vom Himmel herabgekommen.

Die Wilden bezeichneten ihre Insel mit dem Namen Guanahani; der Entdecker aber nannte sie San Salvador, heiliger Erlöser. Es war ein kleines Eiland der Bahama Inseln.

dd) Weitere Entdeckungen. Kolumbus hatte in westlicher Richtung den Seeweg nach Indien entdecken wollen. Es war natürlich, daß er die Insel Guanahani und die später noch von ihm entdeckten Inseln Westindien nannte, welchen Namen sie noch heutigen Tages führen. Die Bewohner der Insel Guanahani trugen als Schmuck Goldbleche an Hals und Armen, in Nase und Ohren. Auf die Frage nach dem Fundorte dieses edlen Metalles wies man die Entdecker nach Süden. Auf der Fahrt dorthin entdeckte Kolumbus das herrliche Kuba, dann Haiti, das Goldland, wo er längere Rast machte und das erste Fort anlegte. Er fühlte sich glückselig inmitten der Wirklichkeit, von der er so lange geträumt. Er hatte einen neuen Weltteil entdeckt; er hatte, wie er meinte, die Welt mit dem wiedergefundenen Paradies der ersten Menschen vergrößert. Nachdem er von allen merkwürdigen Produkten des entdeckten Landes Proben auf sein Schiff hatte bringen lassen, besonders reichlich Gold und auch einige Indianer, und nachdem er eine Besatzung von 43 Mann in Haiti zurückgelassen hatte, trat er die Rückfahrt an.

ee) Die Rückfahrt. Die stolze Botschaft von der Entdeckung Westindiens wollte Kolumbus selbst nach Spanien bringen. Nur das größte der drei Schiffe war ihm geblieben. Auf diesem alten, schadhaften Fahrzeuge wollte er noch einmal den großen, noch so wenig bekannten Ozean durchschneiden. Ein kühnes Unternehmen! Am 4. Januar 1493 lichtete er die Anker und fuhr nach Osten. Von dem heftigsten Sturme überfallen, trieb er nach tagelangem Umherirren endlich an die Küste der Azoren. Als die Hälfte seiner Mannschaft ans Land ging, um dort in einer Kapelle zu beten, wurde sie von dem portugiesischen Statthalter gefangen genommen und nicht eher wieder freigegeben, bis Kolumbus gedroht hatte, die ganze Insel verwüsten zu wollen. Auf seiner Weiterfahrt abermals von einem heftigen Sturme heimgesucht, lief er endlich in den Hafen von Lissabon. Der König von Portugal, als er von den Entdeckungen hörte, bereute jetzt, Kolumbus einst schnöde abgewiesen zu haben. Durch die schmeichelhaftesten Anerbietungen suchte er ihn zu bewegen, wieder in seine Dienste zu treten, allein umsonst. Und wenn er die Hälfte seines Königreichs geboten hätte, so wäre Kolumbus dennoch Spanien treu geblieben. Am 15. März 1493 lief er endlich im Hafen von Palos ein, empfangen wie ein Held und Eroberer, begrüßt durch den Donner der Kanonen, das feierliche Geläut aller Glocken und durch das festliche Jubelgeschrei der versammelten Volksmenge. Tausend vor Freude zitternde Arme wurden zum Empfange der Ankommenden ausgestreckt, und tausend und abermals tausend süße Freudenthränen des Wiedersehens wurden vergossen.

Kolumbus ließ sich durch solch festlichen Empfang nicht zum Hochmut verleiten. Seine erste Sorge war, Gott für den geschenkten Beistand auch öffentlich zu danken, wie er es im stillen Herzensgrunde schon lange gethan. Er ging zu derselben Kirche des Klosters Rabida, in der er vor seiner Abfahrt Gott um Beistand gefleht, von seiner Mannschaft und allem Volke begleitet. Dann erst machte er sich auf den Weg nach Barcelona, wo der spanische Hof sich gerade aufhielt, und stattete dort seinen Bericht ab. Seine Erzählung und die mitgebrachten Erzeugnisse der neuen Welt erfüllten jedermann mit Staunen und Bewunderung. Mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen überhäuft, ging sein Ruhm durch die ganze alte Welt, welche die Größe seiner Entdeckungsfahrt gar wohl begriff. Am dankbarsten war der spanische König. Er bestätigte alles, was man dem Entdecker vor seiner Abreise versprochen hatte, und dankte dann öffentlich Gott für dessen gnädige Führung.

e) **Weitere Entdeckungsfahrten.** Dreimal noch fuhr Kolumbus über den Ozean, um das, was er noch immer für Indien, den Osten Asiens, hielt, auch weiter zu erforschen und die Keime europäischer Kultur, besonders des Christentums, in diese wilde Völkerwelt zu pflanzen. Auf diesen Fahrten entdeckte er noch mehrere größere und kleinere Inseln: Portoriko, wovon ein

bekannter Tabak seinen Namen hat; Jamaika, von wo der westindische Rum kommt; Trinidad vor der Orinokomündung; zuletzt auch noch den nördlichen Teil des Festlandes von Südamerika. Auf seiner letzten Reise fuhr er an dem Festlande von Mittelamerika entlang. Sein Glaube, daß das von ihm entdeckte Land Indien sei, war wankend geworden. Er suchte daher an der Landenge von Panama nach einer Straße, durch welche er in den nach seiner Meinung dahinterliegenden Ozean und von da geraden Weges nach Indien gelangen könne. Dieser Weg, meinte er, müsse noch immer bedeutend kürzer sein als der von Vasco de Gama entdeckte um die Südspitze Afrikas herum. Sein Suchen war vergeblich, da es eine solche Straße nicht giebt. Auf dieser Reise besonders hatte er viel Unglück erfahren. Seine vier Schiffe scheiterten nacheinander. Stürme, Wellen, Klippen und die durch fortgesetzte Anstrengungen zugezogenen Krankheiten bereiteten ihm entsetzliches Ungemach. Hilflos kam er auf Jamaika an, wo er mit seinen Gefährten von der Gnade der Wilden abhängig war. Nach neun Monaten erst kam Hilfe von der Insel Haiti. Hier hatte Kolumbus noch mehrere Kolonieen eingerichtet, aber die Goldgier und Habsucht der Spanier verursachte bald einen wilden Aufruhr, in dem Tausende der sonst friedlichen Indianer ihren Tod fanden. Andere konnten die schwere Arbeit in den begonnenen Bergwerken nicht vertragen und starben ebenfalls zu Tausenden. So drohte durch den Eigennutz der Spanier eine Entvölkerung des Landes. Krank und voll Gram kehrte Kolumbus endlich nach Spanien zurück.

f) **Das Ende des Kolumbus.** Kolumbus hat es auch erfahren, daß Undank der Welt Lohn ist. Seine zahlreichen Feinde und Neider in Spanien suchten fort und fort den König Ferdinand und seine Gemahlin Isabella gegen den großen Entdecker einzunehmen. Besonders hatten sie bei dem mißtrauischen Ferdinand leichtes Spiel. Sie brachten es endlich dahin, daß Kolumbus auf seiner dritten Reise von seiner Statthalterschaft in den entdeckten Ländern abberufen und in Ketten und Banden nach Spanien zurückgeführt wurde. Als er vor dem spanischen Königspaare erschien, um sich zu rechtfertigen, warf er sich ihm stillschweigend zu Füßen. Die tiefe Empfindung des erlittenen Unrechts und der ihm widerfahrenen Schmach raubte ihm die Sprache, und es dauerte längere Zeit, ehe er sich wieder fassen konnte. Glänzend bewies er dann seine Unschuld, aber sein Recht ließ man ihm nicht widerfahren. Man sandte einen andern Statthalter in die neue Welt. Diese Kränkung hatte seine Gesundheit aufs tiefste erschüttert, und als er auch nach der Rückkehr von seiner vierten Reise kein Recht finden konnte und jetzt, nach dem Tode seiner Gönnerin Isabella, auch keins zu finden hoffen durfte, brach sie vollends zusammen. Aus Gram über die Behandlung, die er erfahren mußte, starb er in der Zurückgezogenheit zu Valladolid im Jahre 1506 mit den Worten: „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist.“ Die Ketten, mit denen der edle Mann ge-

fesselt worden war, ließ er sich mit in seinen Sarg legen. Seine Leiche wurde anfangs auf Haiti, später auf Kuba bestattet. Erst sein Sohn wurde nach langem Warten in die versprochenen Würden und Rechte eingesetzt. Nicht einmal seinen Namen hat man dem von ihm entdeckten Lande gegeben; man nannte es Amerika nach einem Kaufmanne aus Florenz, namens Amerigo Vespuzzi, der später an einer Entdeckungsfahrt, die übrigens von gar keiner Bedeutung war, teilgenommen und zuerst eine Beschreibung eines kleinen Teiles des Festlandes von Südamerika herausgegeben hat. In neuerer Zeit hat man eine Zeit lang einem Freistaate im südlichen Amerika den Namen Kolumbia beigelegt.

g) **Das Ei des Kolumbus.** Schon bei seinen Lebzeiten suchte man ihm den Ruhm der ganzen Entdeckung zu schmälern. Bei einem Feste, welches ein Kardinal ihm zu Ehren veranstaltete, hielt ihm dieser eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung. Die anwesenden Herren vom Hofe, meist seine Feinde und Neider, nahmen es übel auf, daß einem Ausländer, noch dazu einem Manne von geringer Herkunft, so große Auszeichnung erwiesen würde. „Mich dünkt," hob einer der königlichen Hofbeamten an, „der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden; das konnte sich jeder denken, daß jenseits des Meeres noch ein Land liegen werde; der Ozean stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde den Weg dorthin verfehlt haben; es war ja zu der ganzen Entdeckung auch gar nichts weiter nötig, als immer gegen Westen zu segeln." Mit vornehmem Gelächter gab die Gesellschaft dieser Äußerung ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns gekonnt!"

„Ich bin weit entfernt," entgegnete Kolumbus, „mir etwas als Ruhm anzurechnen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben darf. Indessen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht ausführbar erscheinen, oft nur darauf an, daß sie ein anderer uns vormacht." In dem Augenblick kamen gerade gesottene Eier auf den Tisch. Er ließ sich von einem Diener eins derselben reichen und sprach dann ganz unbefangen zu jenem Hofbeamten: „Da habe ich ein artiges Kunststück. Dürfte ich Euch wohl ersuchen, dies Ei so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?" Der Hofherr versuchte bald von der einen, bald von der andern Seite, das Ei zum Stehen zu bringen, aber vergeblich. Der Nachbar bat es sich aus, aber es gelang ihm ebenso wenig. Nun drängten sich die andern herzu; ein jeder wollte den Preis gewinnen, allein weder mit Eifer noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich!" riefen die Hofherren, „Ihr verlangt Unausführbares!" — „Und doch," sprach Kolumbus, „werdet Ihr sogleich sagen: Das kann ein jeder von uns auch!" Jetzt nahm er das Ei, drückte ihm die Spitze ein und stellte es lächelnd auf den Tisch. „Das ist keine Kunst," riefen die andern, „das hätten wir auch gekonnt." „Recht gut," sagte Kolumbus, „das hätte ein jeder gekonnt; der Unterschied ist nur, daß Ihr es gekonnt hättet, und ich es gethan habe."

B. Vertiefung.

1. Was gefällt uns an Kolumbus?

a) Sein eiserner Fleiß. Schon als Knabe bereitet er sich eifrig auf seinen späteren Beruf vor. Auch als Admiral gönnt er sich nur wenige Stunden Ruhe; in treuer Pflichterfüllung ist er ein leuchtendes Vorbild seiner Untergebenen. „Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut."

b) Sein unerschrockener Mut. Ohne Zagen stürzt er sich ins Meer, als sein Schiff in Brand gerät, eingedenk des Wortes: „Dem Mutigen hilft Gott.“ Ohne Zagen auch fährt er hinaus in den unbekannten Ozean. Sein Mut aber stützt sich auf

c) Sein lebendiges Gottvertrauen. Von Gott erbittet er Hilfe und Beistand zu seinem Unternehmen: „Mit dem Herrn fang alles an.“ — „Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf, das ist der beste Lebenslauf.“ — „An Gottes Segen ist alles gelegen.“ Und sein Gottvertrauen hat ihn nicht getäuscht: „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut.“ — „Vertrau auf Gott und laß ihn walten, er wird dich wunderbar erhalten.“ Trotz alledem aber vergißt er auch nicht menschliche Klugheit und Vorsicht, denn er weiß: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“

d) Seine innige Dankbarkeit gegen Gott. Als er die Insel Guanahani betreten, da errichtet er ein Kreuz, fällt vor ihm nieder und dankt dem Herrn. Als er auf den Azoren landet, schickt er die Hälfte seiner Mannschaft in eine Kapelle, Gott dort zu danken. Nach seiner Ankunft im Hafen von Palos geht er zuerst nach dem Kloster Rabida, Gott für seinen Beistand zu danken. „Opfre Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde.“ — „Nun danket alle Gott . . .“

e) Seine unerschütterliche Beharrlichkeit und Ausdauer. Achtzehn lange Jahre muß er warten, ehe sein Plan sich seiner Ausführung naht. Viele andere an seiner Stelle würden auf der Fahrt in den weiten Ozean von der ungeduldigen, verzweifelnden Mannschaft gedrängt, umgekehrt sein, ohne das Ziel erreicht zu haben. Sein Blick aber ist unverwandt nach Westen gerichtet. „Wer ausharret, wird gekrönt.“ „Durch Ausdauer gelangt man zum Ziel.“ Und als er endlich weiß, daß das entdeckte Land nicht Indien ist, dann hat sein Geist noch immer nicht Ruhe; er sucht sein Lebensziel zu erreichen, bis der Tod ihm das Auge bricht.

f) Seine felsenfeste Treue. Wie sich selbst, so bleibt er trotz aller bitteren Kränkungen dem Könige von Spanien treu. Nicht die glänzendsten Versprechungen des Königs von Portugal vermögen ihn auf dessen Seite zu locken. Mannestreue aber ist eine der edelsten Tugenden des Menschen.

g) Seine bewundernswerte Demut und Bescheidenheit. Nicht sich rechnet er seine großen Erfolge als Verdienst an, sondern er giebt Gott die Ehre des Gelingens. „Gott widerstehet dem Hoffärtigen . . .“ Diese Demut eines Mannes ist um so schöner, je größer die That ist, die er ausgeführt.

2. Was gefällt uns nicht an ihm?

a) Seine ungemessenen Forderungen, die er an den König von Spanien stellt, noch ehe das Unternehmen ausgeführt ist. Sie sind wohl ein

Ausfluß von Habsucht, entspringen allerdings andererseits auch der felsenfesten Zuversicht, daß sein Plan gelingen müsse.

b) Seine Schwäche und Nachgiebigkeit gegen die Spanier, die mit ihm die neue Welt betreten hatten. Durch deren Habsucht wurden die armen Indianer zu harten Frondiensten gezwungen, unter denen sie erliegen mußten, da sie bisher nicht an Arbeit gewöhnt waren.

3. Was ist über seine Verdienste zu urteilen?

Sein Unternehmen ist das eines wahrhaft großen Mannes; er ist weit kühner als Bartholomäus Diaz und Vasco de Gama, denn diese verlieren nie das feste Land aus den Augen, während Kolumbus viele hundert Meilen weit in den unbekannten Ozean hineinsteuert, ohne Weg und Ziel genau zu kennen. Sein Verdienst ist um so größer, je größer die Hindernisse waren, die sich der Ausführung seines Planes entgegentürmten.

a) Er hat die geographischen Kenntnisse durch Entdeckung neuer Länder, Inseln und Meere bereichert.

b) Er hat die naturgeschichtlichen Kenntnisse bereichert, indem er Kunde von einer neuen Menschenrasse, von fremden Tieren und Landesprodukten brachte, also Anregung zu Naturbeobachtungen gab.

c) Er hat Anregung zum Nachdenken gegeben, indem er zeigte, daß sein nur ausgedachter Plan sich doch verwirklichen ließ.

Darum, wenn große Männer der Weltgeschichte genannt werden, so wird niemals der Name Kolumbus fehlen dürfen.

4. Was ist über König Ferdinand zu urteilen?

a) Seine Unentschlossenheit den Plänen des Kolumbus gegenüber gefällt uns nicht. Daran konnte leicht das ganze Unternehmen scheitern, denn ein anderer als Kolumbus würde schwerlich so lange geduldig gewartet haben. Doch müssen wir den Wankelmut entschuldigen, einmal wegen des Krieges mit den Mauren; dann aber konnte auch niemand voraussehen, was mit den Schiffen des Kolumbus geschehen wäre, wenn er die wirkliche Entfernung zwischen Spanien und Ostindien, ohne in Amerika anzulegen, hätte durchmessen müssen; endlich aber mußte er sich auf das Urteil der spanischen Gelehrten, die er kannte, mehr verlassen als auf die Ansicht eines ihm unbekannten Mannes.

b) Sein Mißtrauen gegen Kolumbus gefällt uns nicht. Nachdem dieser den neuen Erdteil entdeckt hatte, hätte er ihm mit vollem Vertrauen entgegen kommen müssen. Statt dessen schenkt er den Feinden und Neidern des Kolumbus Gehör. Und wenn er ihm auch sofort die Ketten abnehmen läßt, so löscht er doch damit die Schande nicht aus, die er durch das Mißtrauen gegen Kolumbus auf sich geladen hat.

c) Seine Undankbarkeit ist noch schändlicher. Kolumbus hat für ihn Länder entdeckt, die weit größer als Spanien sind und dessen Reichtum und

Größe begründeten. Aber in seine Rechte setzt er den großen Entdecker nicht ein. „Undank ist der Welt Lohn."

d) Seine Wortbrüchigkeit ist tadelnswert. Durch den abgeschlossenen Vertrag ist er verpflichtet, Kolumbus die Statthalterwürde und den zehnten Teil der Einkünfte zu überlassen. Er aber sendet andere Statthalter nach Westindien. Ein Vertrag steht an Stelle eines Eides. Er hat den Eid gebrochen, sündigt also gegen das 2. Gebot.

III. Verknüpfung.

1. Kolumbus und Karl der Große

hinsichtlich ihres Fleißes und ihrer Wißbegierde. Kolumbus bereitet sich schon in früher Jugend auf seinen späteren Beruf vor; Karl der Große sucht das in der Jugend Versäumte noch im Mannesalter nachzuholen.

2. Nennt Männer von unerschrockenem Mut!

Armin im Kampf gegen die Römer; Bonifatius auf seinen Missionsreisen, besonders in Hessen; Otto I. in der Schlacht auf dem Lechfelde; Heinrich IV. als Knabe, da er in den brausenden Rhein sprang, als Mann, da er mitten im Winter über die Alpen nach Kanossa ging; Gottfried von Bouillon beim Sturm auf Jerusalem; Friedrich Barbarossa bei Legnano und am Seleph; Heinrich der Löwe beim Überfall der Römer; Otto von Wittelsbach in der Veroneser Klause; Rudolf von Habsburg in der Schlacht auf dem Marchfelde; Abraham, Gideon, Simson, Saul, David u. s. w.

3. Nennt Männer von lebendigem Gottvertrauen!

Abraham auf seinem Zuge nach Kanaan, Isaak, Jakob, Josef u. s. w. Bonifatius, da er die Eiche fällte; Desiderius, der Longobardenkönig; Heinrich I. und Otto I. im Kampfe mit den Ungarn; die Kreuzfahrer u. s. w.

4. Nennt Männer, die sich dankbar gegen Gott erweisen!

Abraham, als er einen Altar baut; David, indem er dem Herrn ein Haus bauen will; Salomo, als er den Tempel baut. — Heinrich I. und Otto I. nach dem Kampf mit den Ungarn.

5. Nennt Männer von unerschütterlicher Beharrlichkeit und Ausdauer!

Moses, als er 40 Jahre an der Spitze des Volkes Israel stand, trotz der Halsstarrigkeit desselben; Elias, der immer wieder Buße predigte; Johannes der Täufer, Paulus, Bonifatius, die sich durch keinen Mißerfolg abschrecken ließen; Karl der Große im Kampfe gegen die Sachsen; Otto I. im Kampfe gegen die Wenden; Heinrich IV. im Kampfe gegen Gregor VII.; Gottfried von Bouillon auf seinem beschwerlichen Kreuzzuge; Barbarossa im Kampfe mit Mailand und dem lombardischen Städtebunde.

6. Nennt Männer von felsenfester Treue!

David, da er sich nicht an Saul vergriff, als er ihn in seiner Gewalt hatte, sondern sprach: „Wie sollte ich meine Hand an den Gesalbten des Herrn

legen und ungestraft bleiben?“ Armin, da er sich durch römische Gunst- und Ehrenbezeugungen nicht blenden ließ, sondern seinem Vaterlande treu blieb.

7. Nennt Männer, deren Treue wankte!

Segest war ein Verräter seines Vaterlandes; Heinrich, der Bruder Ottos I., empörte sich gegen diesen; Rudolf von Schwaben und Heinrich V. fielen von Heinrich IV. ab; Heinrich der Löwe verließ in der Stunde der Not treulos Barbarossa; Ottokar von Böhmen empörte sich gegen Rudolf von Habsburg.

8. Vergleich zwischen Kolumbus Entdeckungsfahrt und Moses Zug durch die Wüste.

a) Ursachen. Das Mitleid des Moses mit dem in harter Sklaverei lebenden Volke Israel; die Kühnheit und Unerschrockenheit des Kolumbus, der sich von seinem Entdeckungstriebe leiten läßt.

b) Verlauf. Vierzig Jahre hält sich das Volk Israel in der Wüste auf. Immer wieder murrt es gegen seinen Führer, empört sich sogar gegen ihn, ist ungehorsam gegen seine Befehle. Es gehört der ganze Mut eines eisernen Mannes, wie Moses, dazu, dennoch an der Spitze zu bleiben. Wie Moses, so kennt auch Kolumbus sein Ziel, nämlich Indien, nur aus den Erzählungen anderer. Das Volk Israel begehrt immer wieder nach Ägypten zurück, ebenso die Mannschaft des Kolumbus nach Spanien, bis ihre Verzagtheit in offene Empörung auszubrechen droht.

c) Ende. Das Volk Israel erobert schließlich das Land der Verheißung, breitet sich aus und unterdrückt in blutigem Kampfe die Urbewohner. Auch die Spanier erobern das entdeckte Land und vernichten die Bewohner desselben zum größten Teile.

9. Nennt Männer, welche für ihre großen Thaten Undank geerntet haben!

Kolumbus durch den König von Spanien; Armin durch sein undankbares Volk; Heinrich IV. durch seinen Sohn Heinrich V., Friedrich Barbarossa durch Heinrich den Löwen; Abraham durch seinen Vetter Lot; Moses durch das Volk Israel; David durch seinen Sohn Absalom.

10. Welche Männer ernten Dank?

Joseph durch den Pharao von Ägypten; Saul durch die Bewohner von Jabes; David, indem das Volk ihn zum Könige erwählt; Bonifatius, denn er wird Erzbischof von Mainz; Heinrich der Löwe, der das Herzogtum Sachsen und Bayern erhält.

11. Verknüpfung von Jahreszahlen.

a) { 1056. Heinrich IV. tritt seine Regierung an.
1456. Kolumbus wird in Genua geboren.

b) { 1106. Heinrich IV. stirbt, einsam und verlassen, in Lüttich.
1506. Kolumbus stirbt aus Gram zu Valladolid.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1456 Christoph Kolumbus wird zu Genua geboren.
1486 Bartholomäus Diaz entdeckt das Vorgebirge der guten Hoffnung.
1492 Eroberung von Granada; Vertreibung der Mauren aus Spanien.
Entdeckung Amerikas durch Kolumbus.
1498 Vasco de Gama entdeckt den Seeweg nach Ostindien.
1506 Kolumbus stirbt in der Zurückgezogenheit zu Valladolid.

2. Geographische Ergebnisse.

Azoren, kanarische Inseln, Madeira, Porto Santo, die Inseln des grünen Vorgebirges, Oberguinea, Kap der guten Hoffnung, Guanahani, Haiti, Kuba, Jamaika, Portoriko, Trinidad, Orinoko, Lissabon, Madrid, Barcelona, Palos, Rabida, Granada, Malaga. (Genaue Lage nach der Karte!)

3. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

a) Der Handel. Die drei Handelsstraßen, auf denen der Verkehr zwischen Abendland und Morgenland vermittelt wurde. — Die Handelsprodukte des Morgenlandes. — Der Seeweg nach Ostindien um die Südspitze von Afrika herum. — Der heutige Seeweg dorthin durch den Kanal von Suez. Wichtigkeit, Lage, Erbauung desselben. — Der Verkehr mit Amerika damals und jetzt: damals fast nur Spanier und Portugiesen, jetzt alle europäischen Völker. — Die Handelsprodukte Amerikas. — Arten des Handels: Land- und Seehandel; Groß-, Zwischen-, Kleinhandel. — Wichtigkeit und Notwendigkeit des Handels. — Gewaltiger Aufschwung des Handels durch die Entdeckungen, also Wichtigkeit derselben. — Die Transportmittel des Handels: Schiffe, Wagen, Eisenbahnen, Karawanen.

b) Die Kolonieen. Die Entdecker gründeten in den von ihnen entdeckten Ländern Niederlassungen oder Kolonieen. Die Portugiesen haben Kolonieen an der Westküste Afrikas: Azoren, Madeira, Inseln des grünen Vorgebirges, Niederguinea, an der Ostküste Afrikas, Westküste von Vorderindien. Die Spanier haben Kolonieen in Afrika (kanarische Inseln), Amerika (Kuba, Portoriko), Asien u. s. w. — Jetzt besitzen fast alle europäischen Länder Kolonieen, auch Deutschland. Wo und welche? — Nutzen der Kolonieen.

V. Anwendung.

1) Inwiefern war durch die Kreuzzüge das Streben geweckt worden, neue Länder kennen zu lernen?

2) Wie kam es wohl, daß gerade Spanier und Portugiesen die meisten Entdeckungsfahrten unternahmen?

3) Nenne die drei großen Seefahrer damaliger Zeit!

4) Warum nannte der König von Portugal das Sturmkap das „Kap der guten Hoffnung“?

5) Inwiefern bewahrheitet sich an Kolumbus das Sprichwort: „Was ein guter Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten“?

6) Beweise an Kolumbus die Wahrheit des Wortes: „Durch Ausdauer gelangt man zum Ziel.“

7) Stelle die guten und auch die weniger guten Eigenschaften des Kolumbus zusammen!

8) Welche Hindernisse türmten sich dem Unternehmen des Kolumbus entgegen?

9) Inwiefern hat Kolumbus es erfahren, daß Undank der Welt Lohn ist?

10) Was lernen wir aus der Geschichte: „Das Ei des Kolumbus“?

11) Warum nannte Kolumbus die entdeckten Inseln „Westindien“?

12) Warum konnte Kolumbus auf westlichem Wege nicht nach Indien gelangen?

13) Hat Kolumbus seine Versprechungen gehalten?

14) Inwiefern befolgt Kolumbus das Wort: „Mit dem Herrn fang alles an“?

15) Sprich dich aus über den Nutzen der Kolonieen!

16) Nenne Deutschlands Kolonieen und gieb ihre Lage an!

17) Welche Bedeutung hat das Jahr 1492 in der Weltgeschichte?

18) Sprich dich über die Bedeutung des Suezkanales aus!

19) Gieb die Veränderungen an, welche die Handelswege durch die Entdeckungen erfuhren!

Anhang:

1. Weitere Entdeckungsfahrten.

(Ziel: Wir wollen nun hören, wie auch noch andere Teile Amerikas entdeckt wurden.)

Durch Kolumbus war ein neuer Heldengeist geweckt worden; alle mutvollen, mit der See vertrauten Männer zogen auf Entdeckungen aus. Noch ehe Kolumbus auf seiner dritten Fahrt das Festland von Südamerika entdeckt, war ein anderer unternehmender Italiener von England aus auf englischen Schiffen westwärts gesegelt und hatte die Halbinsel Labrador und dann die ganze Ostküste Nordamerikas entdeckt.

Ein portugiesischer Admiral, der eine portugiesische Flotte auf dem von Vasco de Gama endeckten Seewege um das Kap der guten Hoffnung herum nach Ostindien führen sollte, wurde an der Westküste Afrikas von einem heftigen Sturme überfallen, fuhr auf die offene See hinaus, durchschiffte in westlicher Richtung den atlantischen Ozean und fand sich unvermutet an der Küste Brasiliens, das er so durch Zufall entdeckte und für Portugal in Besitz nahm.

Kolumbus hatte in Mittelamerika vergeblich eine westliche Durchfahrt gesucht, durch welche er nach dem eigentlichen Indien gelangen konnte. Wenige Jahre nach seinem Tode überstieg ein verwegener Abenteurer unter unglaublichen Beschwerden, welche die Beschaffenheit des Landes, die wilden Tiere und die feindseligen Horden der Eingeborenen bereiteten, mit einer kleinen Schar die gebirgige Landenge von Panama und

kam an die Gestade des großen oder stillen Ozeans. Ein Schwert in der Hand und eine Fahne mit dem Bilde der Jungfrau Maria schwingend, trat er bis zum Knie in die Fluten hinab, laut ausrufend, daß er im Namen des Königs von Spanien von allen diesen Meeren, Ländern, Inseln und Gestaden Besitz ergreife.

Im Jahre 1519 unternahm der kluge und tapfere Ferdinand Cortez mit 700 Spaniern von der Insel Kuba aus eine Entdeckungsfahrt nach Mexiko. Nachdem er ans Land gestiegen, verbrannte er die Schiffe hinter sich, um seinen Begleitern jede Gelegenheit zur Flucht zu nehmen. In wenigen Jahren unterwarf er das volkreiche Land und eroberte die Hauptstadt Mexiko. Der Donner der Kanonen, die Reiter auf den furchtbaren Rossen (Pferde gab es vorher in Amerika nicht) und der Glanz des europäischen Kriegswesens erzeugten in den Indianern die Vorstellung, daß die Weißen höhere Wesen seien, denen sie mit ihren schwachen Kräften und ihren armseligen Waffen nicht zu widerstehen vermöchten. Dennoch verteidigten sie ihr Vaterland und ihre Freiheit mit Heldenmut. Die Spanier verübten in ihrer Herrschsucht und Habsucht die blutigsten Greuel. Den letzten König folterten die rohen Henker auf einem glühenden Roste, damit er das Versteck seiner Schätze verraten sollte. Doch machte Cortez auch dem greuelvollen Götzendienst der Indianer, dem jährlich Tausende von Menschen als Opfer geschlachtet wurden, ein Ende. Er nahm das Land für Spanien in Besitz und entdeckte später auch Kalifornien, eine dürre, waldlose Halbinsel. Wie Kolumbus erntete auch er den Undank seines Königs und starb voll Kummer und Verdruß einsam in seinem Vaterlande. Die reichen Schätze Mexikos aber wanderten nach Spanien.

Waren schon Mexikos Schätze groß genug, um Cortez und seine habgierigen Gefährten zu bereichern, so waren diejenigen in Peru, welches von den Indianern selbst als das Goldland bezeichnet wurde, noch viel größer. Auch Peru wurde von zwei Spaniern entdeckt. Die gastliche Aufnahme durch die Bewohner vergalten sie durch den schändlichsten Verrat. Der Fürst des Landes wurde treulos gefangen genommen und hingerichtet, das Volk unbarmherzig ausgeplündert und seiner Goldschätze beraubt. Beide Entdecker töteten sich schließlich gegenseitig; das herrliche blühende Land aber verödete unter spanischer Herrschaft mehr und mehr.

So wurde nach und nach ganz Amerika entdeckt, das seine reichen Schätze an Europa ausliefern mußte.

2. Die erste Erdumsegelung.

(Ziel: Wie ein kühner Seefahrer zum ersten Male rings um die Erde segelte.)

In demselben Jahre, in dem Ferdinand Cortez das Land Mexiko eroberte, 1519, unternahm ein in spanische Dienste getretener Portugiese, Ferdinand Magelhaens, ebenfalls eine große Entdeckungsreise. Der König von Spanien, Karl V., gab ihm fünf Schiffe und erteilte ihm den Auftrag, den ursprünglichen Plan des Kolumbus, einen westlichen Weg nach Indien zu finden, zur Ausführung zu bringen. Er erreichte die Mündung des La Plata in Südamerika, überwinterte in einem Hafen des südlichsten Amerika und hatte im folgenden Jahre das Glück, die nach ihm benannte Magelhaensstraße zwischen dem Festlande von Südamerika und den Feuerlandsinseln zu finden. Er durchfuhr dieselbe und gelangte in den großen Ozean, den er seines anhaltend ruhigen Wasserspiegels wegen den „stillen Ozean" nannte. Mit den drei ihm gebliebenen Schiffen durchfuhr er denselben in 110 Tagen, auf welcher Fahrt er die furchtbarsten Hungerleiden auszustehen hatte, da an Wasser und Lebensmitteln der größte Mangel war. Allein Ruhmbegierde und Entdeckungseifer überwanden alle Schrecknisse, Schwierigkeiten und Todesfurcht. Endlich landete er auf den Philippinen, unterwarf diese Inseln der spanischen Herrschaft, bekehrte den König zum Christentum und wurde bald darauf von den wilden Bewohnern erschlagen. Er war der erste, der rund um die Erde gefahren ist, wenn auch nicht vollständig. Nur eins seiner Schiffe kam 1522 nach Spanien zurück.

3. Die Folgen der Entdeckungen.

(Ziel: Wir wollen nun sehen, welche Folgen die Entdeckungen gehabt haben.)

Mit der Entdeckung Amerikas beginnt eine neue Zeit. In die neuentdeckten Länder teilten sich zunächst Portugiesen und Spanier; später traten auch Holland, Frankreich und England als Kolonialstaaten auf. (Nenne Kolonieen dieser Länder!) Die Entdeckung der neuen Welt hatte Folgen, welche weder von Kolumbus noch von einem seiner Zeitgenossen auch nur annähernd vorausgesehen wurden. Die Folgen waren:

a) **Für den Handel.** Der Handelsverkehr des Altertums und Mittelalters war vorzugsweise Karawanenhandel. Nenne noch einmal die drei großen Handelsstraßen! Nur das rote Meer und das Mittelmeer wurden befahren, letzteres besonders durch die Schiffe der Venetianer und Genuesen. Beide Meere nahmen daher eine sehr wichtige Stellung ein. Sie behielten diese Stellung bis zur Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco de Gama. Seit dieser Entdeckung aber verödete der Weg über die Landenge von Suez. Warum? Das Mittelmeer hatte nur noch die Bedeutung eines großen Binnensees. Was heißt das? Bis dahin hatten besonders die alten Handelsstädte Genua und Venedig den Handel vermittelt und waren dadurch reich und mächtig geworden. Mit ihnen standen in unmittelbarem Verkehr besonders die deutschen Handelsstädte Wien, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, welche die Waren aus Italien erhielten und entweder verkauften oder weiter an die Hansastädte der Nord- und Ostsee abgaben. Auf diese Weise wurde aus dem Seehandel der italienischen Städte der Landhandel der deutschen Binnenstädte, und daraus wieder der Seehandel der Hansa. Italiener und Deutsche hatten also den wichtigsten Handel. Das wurde jetzt anders. Aus dem Binnenhandel des Mittelmeeres wurde ein ozeanischer Welthandel; Genua, Venedig und die deutschen Handelsstädte verloren ihre Bedeutung. Der große Hansabund ging nach und nach zu Grunde, indem eine Stadt nach der andern wieder austrat, und aus der bedeutenden Zahl blühender Reichsstädte, die durch den Handel groß und reich geworden waren, blieben nur noch Hamburg, Bremen und Lübeck übrig. (Vergl. die Hansa!) Portugiesen und Spanier aber rissen den Großhandel an sich, indem die ersteren besonders aus Indien, die letzteren besonders aus Amerika ihre Handelsprodukte holten. Indessen strebte seit dieser Zeit jedes Volk, recht viele Schiffe zu erbauen und über die weiten Meere nach jenen Ländern zu fahren, um Schätze und Waren zu holen. So kam es, daß ungefähr hundert Jahre nach der Entdeckung Amerikas den Spaniern und Portugiesen zuerst von den Holländern, und später diesen von den Engländern die Herrschaft auf dem Weltmeere genommen wurde, welche sie auch bis heute behauptet haben, während der Handel Spaniens und Portugals heute fast gänzlich darniederliegt.

b) **Für die Lebensweise der Europäer.** Die Erzeugnisse des Bodens, die man aus Westindien in Europa einführte, waren anfangs nicht bedeutend. Es wurden davon später in Europa angepflanzt Mais, Tabak und besonders die Kartoffel. Aber der fruchtbare Boden Westindiens wurde zur Anpflanzung von Gewächsen benutzt, welche bald eine völlige Umgestaltung der ganzen Lebensweise herbeiführten. So wurden besonders Kaffeestaude und Zuckerrohr angebaut, auch Kakao, Vanille, Baumwolle, Farbstoffe, feine Holzarten gewonnen, die den Bewohnern Europas bald unentbehrlich schienen. Dazu lieferte Amerika eine große Menge von Gold und Silber, und wenn auch auf Haiti und den andern von Kolumbus entdeckten Inseln die Goldadern mit der Zeit versiechten, die Gold- und Silberbergwerke Mexikos, Perus und anderer Gegenden des amerikanischen Festlandes gewährten eine viel größere Ausbeute. Alljährlich führten die Spanier auf ihren stolzen Silberflotten die ungeheuren Schätze Amerikas in ihre Heimat. Durch den Zufluß so vielen Goldes und Silbers aber wurde der Wert des Geldes bedeutend verringert, die Waren stiegen im Preise, die Genußsucht und der Luxus nahmen ebenso zu wie der Reichtum. Da aber dieser Reichtum nur einzelnen Leuten, besonders den großen Handelshäusern in den

Städten, zufloß, so wuchs auf der andern Seite die Unzufriedenheit derjenigen Stände, die an diesem Reichtum keinen Anteil hatten, das waren besonders die Bauern. Zwar auch die Ritter und Edelleute hatten keinen Anteil an diesem Reichtume. Da sie aber gern den Luxus der reichen Städter mitmachen wollten, so legten sie den Bauern, die ja ihre Leibeigenen waren, immer neue Steuern und Lasten auf, bis diese sich schließlich empörten. (Hierin liegen zum nicht geringsten Teile die Ursachen des Bauernkrieges, weshalb bei Besprechung desselben darauf zurückzukommen ist.)

c) **Für die Wissenschaft.** Unverkümmert war der Gewinn, den die Wissenschaft, besonders die Geographie und Naturkunde, durch die Aufschließung so vieler fremder Länder davon trug. Inwiefern?

d) **Für die Urbewohner Amerikas.** Die nachteiligsten Folgen hatte die Entdeckung für die Indianer. Schwach von Kräften, wurden sie in wenigen Jahrzehnten eine Beute der brutalsten Mißhandlung. Was dem Schwert oder den verheerenden Wirkungen des Schießpulvers entrann, oder was nicht den Pocken und ansteckenden Krankheiten erlag, die, durch die Eroberer in die neue Welt gebracht, eine furchtbare Todesernte unter den einfachen Naturmenschen hielten, wurde durch anstrengende Arbeiten, denen ihr schwacher Körper nicht gewachsen war, unbarmherzig aufgerieben. Die Indianer mußten die großen Pflanzungen bestellen, welche die Eroberer gründeten; sie mußten in den Gold- und Silberbergwerken arbeiten, welche die Habgier und Gewinnsucht der Europäer anlegte; sie mußten im harten Frondienst die Felder bebauen und die häuslichen Dienstleistungen besorgen. Verzweiflungsvoll gaben sich einzelne, ja selbst ganze Gemeinden den Tod, um von der Last der Arbeit befreit zu werden. Umsonst predigten wohlmeinende Mönche, die dem Christentum Eingang bei den Wilden zu verschaffen suchten, Milde und Menschlichkeit; der Eigennutz verstockte die Herzen der Europäer und machte sie taub gegen die Lehren des Evangeliums. Die Gewalt der Eroberer blieb mächtiger als alle indianerfreundlichen Bestrebungen der Geistlichkeit und der Regierung. Da wurden endlich auf den wohlmeinenden Rat eines edlen Priesters die stärkeren Neger Afrikas als Ersatzarbeiter für die schwächlichen Einwohner verwendet. Aber dieser Rat edelster Menschenliebe hatte dennoch Fluch und Unsegen im Gefolge, denn nun begann der grausame und schmachvolle Sklavenhandel, der eine Plage für den schwarzen Menschenstamm wurde, ohne jedoch den Untergang der Indianer zu hindern. Auf dem Festlande Nordamerikas ist jetzt der Indianer ganz zurückgewichen und auf kleine Teile der westlichen Gebirge beschränkt. In Süd- und Mittelamerika aber hat er sich mit den Weißen vermischt.

B. Die Erfindungen.*)

1. Der Kompaß.

(Ziel: Wie es wohl Kolumbus möglich gewesen sein mag, so weite Fahrten unternehmen zu können?)

I. Vorbereitung.

Wir haben in der bibl. Geschichte schon von den Phöniziern gehört, daß sie kühne Seefahrer waren. Allerdings waren ihre Schiffe noch sehr unvoll-

*) Die Entdeckung Amerikas wurde, obwohl chronolgisch nachfolgend, doch zuerst behandelt, weil sie zweifellos ein größeres psychologisches Interesse hat und weil die Erfindungen, im Anschluß an sie betrachtet, in ihrer weittragenden Bedeutung weit schärfer hervortreten dürften.

kommen, anfangs nur ausgehöhlte Baumstämme wie die der Indianer. Auch fuhren sie immer nur an der Küste entlang. Diese Küstenfahrten sind geblieben bis auf die Zeit des Kolumbus. Selbst Venetianer und Genuesen fuhren an den Küsten des Mittelmeeres entlang; die Schiffe des Hansabundes bewegten sich an den Küsten der Nord- und Ostsee, und selbst die kühnen Portugiesen segelten immer an den Küsten oder fuhren nur kleine Strecken in das Weltmeer hinein. Woher kam das? Sie kannten keinen Weg, keine Richtung, auch nicht die Ausdehnung des Meeres und mußten fürchten, sich zu verirren und umzukommen. Eine Fahrt auf das Meer hinaus war also ein kühnes Wagnis. So würde es wahrscheinlich noch lange geblieben sein, und Amerika wäre vielleicht heute noch nicht entdeckt, wenn nicht um das Jahr 1300 von einem Italiener dieses kleine Instrument erfunden worden wäre, das ihr nun kennen lernen sollt.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

a) Vorzeigen — b) Beschreibung — c) Erklärung — d) Anwendung des Kompasses. e) Folgen dieser Erfindung für die Schiffahrt mit besonderer Betonung der Fahrt des Kolumbus.

2. Das Schießpulver.

(Ziel: Wir wollen nun sehen, warum es Kolumbus leicht ward, mit wenigen Spaniern die Bewohner Westindiens in großen Scharen zu schlagen.)

I. Vorbereitung.

Wenn heute unsere Soldaten in den Krieg ziehen, um mit dem Feinde zu kämpfen, welches sind dann ihre Waffen? Kanonen, Gewehre u. s. w. Hat man immer Kanonen und Gewehre gehabt? Nein. Nenne die Waffen der alten Deutschen! Auch die Bewohner Westindiens hatten noch Bogen und Pfeile. Sprich über die Bewaffnung der deutschen Ritter! Was hatten sie also noch nicht? Welches war ihre Hauptwaffe? Das Schwert. Zur Zeit welches Kaisers gab es noch unzählige Ritter? Zur Zeit Rudolfs von Habsburg. Wann ist er gestorben? 1291. Auch nach seinem Tode hat es noch lange Zeit Ritter gegeben. Wann hat Kolumbus Amerika entdeckt? 1492. Wieviel Jahre also ungefähr nach Rudolf von Habsburg? 200 Jahre. Gab es zu Kolumbus Zeit schon Kanonen? Woher weißt du das? Ein Kanonenschuß verkündete die Entdeckung der Insel Guanahani; mit Kanonenschüssen wurden die Einwohner erschreckt und in die Flucht gejagt; mit Kanonendonner wurde er bei seiner Rückkehr in Palos empfangen; die Feuerwaffen weniger Spanier schlugen viele Tausend Indianer zurück, weil diese glaubten, daß die Spanier Blitz und Donner in ihrer Hand hätten. Was muß also in den 200 Jahren

geschehen sein? Erfindung des Schießpulvers. Wer hat schon welches gesehen? Wie sieht es aus?

Ihr sollt jetzt etwas davon hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

Wer das Schießpulver eigentlich erfunden hat, ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Einige behaupten, es sei bereits den Chinesen und Arabern bekannt gewesen, und von ihnen sei es nach Europa gekommen. Meist wird jedoch seine Erfindung dem Mönch Berthold Schwarz in Freiburg im Breisgau zugeschrieben. Dieser gab sich wenig mit dem Studium der heiligen Schrift ab, desto mehr aber beschäftigte er sich damit, nach dem Aberglauben der damaligen Zeit durch chemische Versuche den Stein der Weisen zu finden, d. h. aus verschiedenen Stoffen Gold zu bereiten, denn das Streben der Menschen war zu allen Zeiten auf den Besitz des Goldes gerichtet. So hatte er einmal Salpeter, Kohle und Schwefel in seinem eisernen Mörser gemischt und mit einem Steine zugedeckt. Indessen hatte sich der Tag geneigt, und der Mönch wollte sich ein Licht anschlagen (womit?), um besser sehen zu können. Ein Funke fiel hinein in die Mischung, entzündete sie, und mit schrecklichem Krachen flog der Stein des Mörsers gegen die Decke. Er versuchte es noch mehrmals, und das Schießpulver war erfunden. Das soll um das Jahr 1340 geschehen sein, und Berthold Schwarz, der Mann im Friedenshause, wurde angesehen als der erste Urheber der verderblichsten Waffen im Kriege.

Wie durch die Erfindung des Kompasses eine vollständige Veränderung der Seefahrt, so wurde durch die Erfindung des Schießpulvers eine völlige Umgestaltung des Kriegswesens herbeigeführt. Bisher waren nur die Ritter, vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gekleidet, in den Krieg gezogen; sie waren die eigentliche Kriegerkaste. Aber die beste Rüstung und das schärfste Schwert schützten nicht mehr gegen die Kugeln, welche durch das Pulver aus den Feuerwaffen geschleudert wurden. So beschleunigte die Einführung der Schießwaffen den Untergang des entarteten Rittertums; an die Stelle der Reiterheere traten wieder Fußsoldaten. Die Belagerung fester Städte wurde eine andere (Inwiefern? Nachweis!), und auch die Eroberung fremder Länder war dadurch leichter geworden. Daher die Leichtigkeit, mit der einige hundert Spanier den ganzen Erdteil Amerika eroberten, dessen Bewohner allenthalben zurückdrängten und ihnen den Boden zum Ackerbau nahmen. Die Kriege sind durch den Gebrauch der Schießgewehre nicht blutiger, sondern menschlicher geworden; denn der Soldat, welcher nicht aus der Nähe mit seinem Feinde kämpft, gerät nicht so leicht in die Wut, welche zu Grausamkeit verleitet, und die Klugheit vermag jetzt im Kriege mehr als die rohe Körperstärke.

Durch die Schießgewehre ist es auch allein möglich geworden, das Wild in dem Grade zu vermindern, daß es dem Ackerbau nicht mehr schadet. Nicht alle Männer brauchen sich jetzt noch mit der Jagd abzugeben, wie das früher nötig war; nur wenige reichen dazu aus. Bären, Luchse, Wölfe und andere gefährliche Tiere sind mit Hilfe der Schießgewehre aus Deutschland und aus dem schönsten Teile von Europa vertrieben. (Vergl. auch Anwendung des Schießpulvers als Sprengmittel in Bergwerken, Steinbrüchen u. s. w.)

3. Die Buchdruckerkunst.

(Ziel: Wie war es möglich, daß die Kunde von der Entdeckung Amerikas und die Beschreibung desselben so rasche Verbreitung finden konnte?)

I. Vorbereitung.

Wodurch erfahren wir heute, was draußen in der Welt geschieht? Durch die Zeitungen. Durch sie weiß jeder, der lesen gelernt hat, was in Rußland, Amerika, Afrika u. s. w. geschieht; er erfährt, wenn Schiffe ankommen und abgehen, was für neue Waren die Kaufleute erhalten haben, aber auch, was für Spitzbuben entsprungen sind und wie dieselben aussehen. Ob es immer Zeitungen gegeben hat? Nein. Warum nicht? Man konnte nicht drucken. Was hat es dann auch nicht gegeben? Gedruckte Bücher. Brauchte man denn überhaupt keine Bücher? Ja, in den Schulen. Zwar die alten Deutschen konnten nicht lesen und schreiben; aber welcher Mann sorgte schon für Gründung von Schulen? Bonifatius, Karl der Große. Was für Bücher mögen die Schüler damals gehabt haben? Geschriebene Bücher. Wer mag die Bücher geschrieben haben? Die Mönche. Was für Bücher mögen sie wohl besonders abgeschrieben haben? Bibeln, denn sie waren lange, lange Zeit die einzigen Lesebücher in den Schulen. Nun könnt ihr euch denken, welch lange Zeit ein Mönch brauchte, um die dicke Bibel abzuschreiben, und was für eine Menge Papier dazu gehörte! Das Papier war auch lange nicht so glatt wie das unserige; es schrieb sich sehr schlecht darauf, und man konnte nur ganz langsam schreiben. Wer hat schon so ganz altes Papier gesehen? Auch hatte man noch keine Stahlfedern, mit denen man sehr schnell schreiben kann, sondern nur Gänsefedern. Auch eure Großväter haben noch mit Gänsefedern geschrieben. Was meint ihr wohl, wie lange ungefähr ein Mönch gebraucht hat, um die Bibel abzuschreiben? (Vermutungen!) Und wenn er nun so lange Zeit und so viele Mühe auf das Abschreiben verwandt hatte, dann wollte er auch etwas Ordentliches für seine Mühe haben. Wie mögen also die Bücher damals gewesen sein? Sehr teuer. Eine einzige geschriebene Bibel kostete damals ungefähr 400—700 Goldgulden, das mögen gegen 3000 Mark sein; ein neues Testament kostete an 200 Mark. Da konnte also nicht jeder Schuljunge eine Bibel haben. Nur die allerreichsten Leute konnten sich solche Bücher kaufen;

denn 3000 Mark hatten damals einen viel höheren Wert als heute. Die meisten Menschen haben damals nicht einmal ein Buch gesehen, viel weniger eins besessen.

Wenn sich nun ein kluger Mann, z. B. ein Dichter, irgend etwas ausgedacht und es niedergeschrieben hatte, so konnten es doch nur seine guten Freunde in der nächsten Nähe lesen. Warum? Was also in anderen Gegenden geschah, das erfuhr man nur durch die Erzählungen derer, die es selbst gesehen hatten. Ihr könnt euch also denken, daß die Leute am Rhein selten etwas von den Ereignissen an der Elbe oder Weichsel erfuhren. Auch von den Kämpfen in Italien hörten die Deutschen erst, wenn die Krieger in ihre Heimat zurückkehrten. Wie viel besser ist es also heutzutage! Wenn sich heute in Amerika etwas Wichtiges ereignet, so können wir es morgen schon in den Zeitungen lesen. Das war im Mittelalter nicht der Fall.

Zu Kolumbus Zeiten aber war das schon anders. Die erste Beschreibung der neuen Welt durch Amerigo Vespucci wurde gedruckt und verbreitete daher sehr schnell die Kunde von der überaus wichtigen Entdeckung. Was mußte also inzwischen geschehen sein? Die Buchdruckerkunst mußte erfunden sein. So wichtig das Schießpulver für den Krieg ist, so wichtig ist die Buchdruckerkunst für den Frieden. Wie durch die Erfindung des Kompasses die Schiffahrt in neue Bahnen gelenkt wurde und die europäischen Völker neue Länder und Meere kennen lernten, so lernten seit Erfindung der Buchdruckerkunst die Völker untereinander sich erst recht kennen und verstehen. Inwiefern?

Von dem Manne, der die so segensreiche Buchdruckerkunst erfunden hat, wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts fing man an, die beliebten Spielkartenblätter in erhabener Arbeit auf Holz zu schneiden, sie mit Farbe zu überziehen und dann abzudrucken. Diese Erfindung wandte man auch bald auf Heiligenbilder an; denn da das Volk weder schreiben noch lesen konnte, so waren solche aneinander gefügte Bilder gleichsam die Bibel der Armen. Man schnitt dann die Namen der Bilder in Holz aus und druckte sie darunter, bemühte sich auch wohl, ein kleines Verschen auszuschneiden und darunter zu drucken, dann auch wohl die Bilder wegzulassen und die Verschen besonders zu drucken. Diese Holzschneidekunst erweiterte man allmählich, indem man zuletzt eine ganze Seite in Holzschnitt und dann abdruckte, so oft man wollte. Indem mit einer zweiten und dritten Seite dasselbe geschah, konnte man auf diese Weise schon ein kleines Buch drucken. Doch war diese Art des Druckes mit großer Mühe verbunden und noch sehr unvollkommen. Das geschah besonders in Holland. Dort druckte ein gewisser Lorenz Janson, genannt Koster (der Küster), zu Harlem viele

Bücher auf diese Weise. Darum behaupten auch die Holländer, sie seien die Erfinder der Buchdruckerkunst.

Dasselbe sagen aber auch die Deutschen, und mit gutem Grunde. Denn fast gleichzeitig mit Koster lebte um das Jahr 1440 in der Stadt Mainz ein angesehener Bürger, Johann Gutenberg. Dieser kam auf den glücklichen Gedanken, die Schriftzeichen nicht auf ein Brett, sondern einzeln auf die Spitze dünner buchener Stäbchen (daher Buchstaben) auszuschneiden, sie dann zu Wörtern zusammen zu setzen, eine Seite vielmal zu drucken, sie dann wieder auseinander zu nehmen und zu neuen Wörtern zusammen zu setzen. So konnte er dieselben Buchstabenformen mehrmals verwenden, indem er sie mit Faden zu Zeilen verband. Das geschah im Jahre 1440. Die ersten Versuche gelangen zwar noch sehr schlecht; aber er verbesserte seine Erfindung immer mehr. Die größte Mühe verursachte es ihm, das richtige Material aufzufinden, aus welchem die zum Drucken bestimmten Buchstaben bestehen sollten. Denn die hölzernen Buchstaben zersprangen leicht, und als Gutenberg bleierne dafür wählte, so erwiesen sich diese zu weich, während die aus Eisen hergestellten zu hart waren und das Papier durchschnitten.

2. Die erste gedruckte Bibel. Da es Gutenberg an Vermögen fehlte und er doch seine Erfindung gerne im großen zu betreiben wünschte, so verband er sich mit dem reichen Goldschmiede Johann Faust, damit dieser das nötige Geld zu dem Unternehmen vorstrecken sollte. Das that er auch, indem er Gutenberg zuerst 800 Gulden und später noch einmal dieselbe Summe lieh, wogegen dieser alle seine Druckgerätschaften dem Faust verpfändete. Faust zog noch seinen Gehilfen Peter Schöffer, einen gewandten Bücherabschreiber, tüchtigen Gießer und sehr gescheiten Mann, mit in den Bund. Dieser erfand die geeignete Druckerschwärze, aus Kienruß und Leinöl bestehend, und später auch noch das sogenannte Letterngut, aus Blei und Zinn bestehend, aus welchem nun die Buchstaben oder Lettern*) gegossen wurden, die weder zu weich noch auch zu hart waren. Endlich erfanden sie auch noch die Druckerpresse. Und nun druckten die drei Männer gar manches Buch. Im Jahre 1455 erschien das erste große, in Deutschland gedruckte Buch, eine prächtige lateinische Bibel, der dann noch manche andere folgte. Der Unterschied des Preises war so groß, daß die Bibel anfangs nur 100, später gar nur 30 Goldgulden kostete. Faust reiste nun umher und verkaufte seine Bibeln, und alle Welt erstaunte über den unerhört billigen Preis. Die Mönche aber, die nun nichts mehr mit Abschreiben verdienten, erstaunten am meisten und wußten sich am Ende vor Zorn nicht anders zu helfen, als daß sie sagten: „Faust steht mit dem Teufel im Bunde, und die roten Buchstaben auf den Titelblättern sind mit Menschenblut gefärbt."

*) Vorzeigen einiger Lettern, die ja leicht zu beschaffen sind.

3. Gutenbergs Ende. Der eigentliche Erfinder der Buchdruckerkunst aber, der edle Gutenberg, erntete die Früchte seines Fleißes und seines unermüdlichen Strebens nicht. Noch ehe die erste Bibel vollendet war, verlangte Faust das ihm geliehene Geld, und da Gutenberg bereits sein ganzes Vermögen geopfert hatte und die Summe nicht zurückzahlen konnte, so mußte er alle seine Druckgeräte an Faust ausliefern und war so um den Segen seiner Erfindung betrogen. Das hatte Faust gewollt, der mit Schöffer, der inzwischen sein Schwiegersohn geworden war, den Vorteil der neuen Erfindung für sich allein haben wollte. Durch die Unterstützung eines Mainzer Ratsherrn wurde zwar Gutenberg in den Stand gesetzt, eine neue Druckerei anzulegen, die neben der des Faust noch lange fortbestand, doch hatten die bitteren Erfahrungen seinem Herzen einen schweren Stoß gegeben.

Die neue Kunst wurde anfangs geheim gehalten. Als aber Mainz im Jahre 1462 in einem Kriege zwischen dem Erzbischof und einem seiner Feinde erobert wurde, flüchteten sich viele Gesellen, welche bisher in Fausts und Gutenbergs Werkstatt gearbeitet hatten, in fremde Länder. In kurzer Zeit besaßen alle bedeutenden Städte Deutschlands und Italiens Druckerpressen, und durch deutsche Kunstgenossen wurde die neue Erfindung bald allen gebildeten europäischen Völkern, besonders Italienern, Engländern und Franzosen bekannt. Bei jener Eroberung verbrannte Fausts Werkstätte, und Gutenbergs Druckerei geriet ins Stocken. Faust und Schöffer bauten die ihrige bald wieder auf, Gutenberg aber kam an den Hof des Erzbischofs von Mainz und lebte dort zwar arm, aber doch sorgenfrei bis an sein Ende 1468. Erst in diesem Jahrhundert hat ihm die Stadt Mainz ein Denkmal gesetzt.

4. Die Folgen der Erfindung. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, eine der schönsten Perlen in der Ehrenkrone des deutschen Volkes, hatte die segensreichsten Folgen. Nun gelangten die Bücher, die bisher nur den Reichen und Vornehmen zugänglich gewesen, in jedermanns Hände. Neue Gedanken und Belehrungen, nützliche Erfindungen, wichtige Nachrichten (Entdeckung Amerikas!) wurden schnell durch Europa verbreitet. Wenn vorher unter Hunderten kaum einer lesen konnte, so kam es nach und nach dahin, daß heute unter Hunderten kaum einer es nicht kann. Die wichtigsten Kenntnisse blieben nun nicht mehr in den Klöstern, wo die Mönche allein bisher davon gewußt hatten, sondern wer nur Lust und Fleiß zeigte, konnte dazu gelangen. Die tiefe Unwissenheit der Völker im Mittelalter wurde dadurch nach und nach gehoben, und wie die Erfindung der Buchdruckerkunst auch auf das kirchliche Leben unseres Volkes einwirkte, davon werden wir später noch hören.

Dazu kam, daß in damaliger Zeit, kurz nach der Entdeckung Amerikas, auch das Postwesen eingerichtet wurde. Während man vorher nur durch besondere Boten oder durch zufällige Gelegenheit Nachrichten aus entfernteren

Gegenden erhalten konnte, wurde durch diese Einrichtung ein regelmäßigerer und schnellerer Verkehr ermöglicht, nicht nur für Freunde und Bekannte, sondern auch für den Handel, für Zeitungen und Bücher.

Was wollten wir heute ohne Post und Buchdruckerkunst anfangen?

B. Vertiefung.

1. Noch einmal Besprechung über die tiefgehenden Folgen einer jeden der drei Erfindungen.

2. Was ist über Johann Gutenberg zu urteilen?

a) Sein rastloser Fleiß, seine Beharrlichkeit und Ausdauer, die Hingabe seines ganzen Vermögens, um die Erfindung vervollkommnen zu können — alles das gefällt uns sehr.

b) Der Undank, mit dem Faust dem edlen Manne vergilt, erweckt unser tiefstes Mitleid; denn nach einem an Arbeit und Entsagung reichen Leben muß er wieder von vorn anfangen. „Undank ist der Welt Lohn."

c) Desto dankbarer sind wir ihm, daß er durch seine segensreiche Erfindung die Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens erhellte. Diesen Dank haben ihm die Städte Mainz und Straßburg (in letzterer hat er längere Zeit gelebt) durch Errichtung von Denkmälern bewiesen. Wir aber können unsern Dank am besten beweisen, wenn wir fleißig lesen und lernen und das Gelernte auch anwenden.

3. Was ist über Faust zu urteilen?

Seine niedrige Habsucht ist verwerflich; er wartet, wie Jakob, auf eine günstige Gelegenheit, um seines Nächsten Eigentum „mit einem Schein des Rechts" an sich zu bringen, übertritt also das 9. Gebot. Außer der Hochachtung vor dem Erfinder einer solchen Einrichtung hätte er Mitleid mit dem edlen Manne haben müssen, der sich ein ganzes Lebenlang umsonst abgemüht; aber er ist hartherzig und unbarmherzig. „Der Geiz ist eine Wurzel alles Übels."

III. Verknüpfung.

1. Stellt Männer von großem Fleiße zusammen!

Karl der Große, Kolumbus, Gutenberg.

2. Nennt Männer, welche Undank geerntet haben!

Gutenberg, Kolumbus, Armin, Heinrich IV., Friedrich Barbarossa, Abraham, Moses, David.

3. Nennt Männer, welche habsüchtig waren!

Faust, Lot, Jakob, Achan, Ahab u. s. w.

4. Nennt Männer, welche unbarmherzig gegen andere Menschen waren!

Karl der Große gegen die Sachsen, Heinrich IV. gegen die Sachsen, die Kreuzfahrer gegen die Muhamedaner bei der Zerstörung Jerusalems, die Türken

gegen die abendländischen Pilger, Barbarossa gegen die Bewohner von Mailand und Susa, die Raubritter gegen die Überfallenen.

5. Die Stellung der Stadt Mainz in der Geschichte!

Von den Römern gegründet; Bonifatius ist Erzbischof; Karl der Große baut die große Rheinbrücke; Barbarossa hält ein großes Fest dort ab; ein Erzbischof von Mainz lenkt die Wahl auf Rudolf von Habsburg; Gutenberg.

3. Verknüpfung von Jahreszahlen.

a) 1340. Erfindung des Schießpulvers durch Berthold Schwarz.
1440. Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg.

b) 755. Bonifatius wird von den Friesen erschlagen.
955. Otto I. schlägt die Ungarn auf dem Lechfelde.
1455. Die erste gedruckte lateinische Bibel erscheint.
Der sächsische Prinzenraub.

c) 768. Karl der Große kommt zur Regierung.
1268. Der letzte Hohenstaufe, Konradin, wird zu Neapel enthauptet.
1468. Johann Gutenberg stirbt in Mainz.

IV. Zusammenfassung.

Die Erfindungen und ihre Folgen.

1300 Kompaß — Schiffahrt.

1340 Schießpulver — Kriegswesen.

1440 Buchdruckerkunst — geistiger Verkehr, daher Nachteil besonders für das Mönchswesen.

V. Anwendung.

1) Sprich dich aus über die Folgen der Erfindung a) des Kompasses! b) des Schießpulvers! c) der Buchdruckerkunst!

2) Welche nachteiligen Folgen hat die Erfindung des Schießpulvers gehabt? (Kampf großer Massen; große Anzahl der Toten und Verwundeten; früher entschied nur persönliche Tapferkeit, jetzt kann auch ein Feigling seinen Gegner aus der Ferne erlegen.)

3) Warum nannten die Mönche die Buchdruckerkunst ein Höllenwerk und Faust einen Bundesgenossen des Satans?

Anmerkung. Eine chronologische Zusammenstellung über das Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen sowohl, als auch eine Würdigung der tiefgehenden Folgen dieses Zeitalters knüpft sich am besten an die Frage: Wir haben bisher das Mittelalter behandelt. Wodurch wurde nun die Neuzeit herbeigeführt?

1. Durch die Erfindung des Schießpulvers — denn damit wurde das mittelalterliche Kriegswesen völlig umgestaltet.
2. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst — denn durch dieselbe erlitt besonders das Mönchs- und Klosterwesen einen schweren Stoß, indem nach und nach die Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens wich.
3. Durch die Entdeckung Amerikas, indem der Kreis der bekannten Länder erweitert, die ganze Lebensweise umgestaltet und die Wissenschaft in hohem Grade bereichert wurde.

Als vierter Faktor kommt nun hinzu die Reformation, zu welcher die Beantwortung obiger Frage die Überleitung bildet.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Methodisches Handbuch

für den

:utschen Geschichtsunterricht

in der

Volksschule.

Von

Ernst Kornrumpf.

Motto:
„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."
Schiller, Tell.

In drei Teilen.

Zweiter Teil.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1893.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

VIII. Das Zeitalter der Reformation.

A. Der Reformator Luther 1
1. Der 31. Oktober 1517 1
2. Luthers Jugendjahre 17
3. Die Fortsetzung des Kampfes und der Bruch mit Rom . 41
4. Der Reichstag zu Worms 53
5. Luther auf der Wartburg 72
6. Die ersten religiösen Unruhen 79
7. Der innere Ausbau der evangelischen Kirche 102
8. Luthers Familienleben und Tod 113
Anhang: Luthers Charakterbild 127

B. Der schmalkaldische Krieg 128
Zusammenstellung der aus Abschnitt VIII gewonnenen Ergebnisse 145

IX. Das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges.

A. Der dreißigjährige Krieg 150
1. Der böhmisch-pfälzische Krieg 150
2. Der niedersächsisch-dänische Krieg 164
3. Gustav Adolf 175
4. Der Ausgang des Krieges 204
5. Des großen Krieges Last und Weh 217
6. Zusammenstellung der gewonnenen Ergebnisse 228

B. Deutschlands Feinde nach dem dreißigjährigen Kriege 230
1. Die Raubkriege Ludwigs XIV. 230
2. Die Türken vor Wien 240
3. Der große Kurfürst und die Schweden 248
4. Die Jugend und Regierungsthätigkeit des großen Kurfürsten 258
5. Zusammenstellung der gewonnenen Ergebnisse 274

VIII.

Das Zeitalter der Reformation.

A. Der Reformator Luther.

Anknüpfung: Wir haben gehört, wie durch die Entdeckungen und Erfindungen ein großer Umschwung in dem Leben auch des deutschen Volkes eintrat. Wir wollen nun hören, wie auch auf kirchlichem oder religiösem Gebiete eine gewaltige Umwälzung hervorgerufen wurde, und zwar durch einen Deutschen.

1. Der 31. Oktober 1517.

(Ziel: Wie ein schlichter Mönch in Wittenberg mit dem Papste in Rom einen schweren Kampf beginnt.)

I. Vorbereitung.

Erzähle, was du vom Papste bereits weißt! (Bonifatius, Karl der Große, Otto I.)

Erzähle von Kämpfen mit dem Papste! (Heinrich IV., Friedrich Barbarossa, Friedrich II.)

Wodurch war das Ansehn der Päpste ganz besonders gestiegen? (Durch die Kreuzzüge. Urban II. Kirchenversammlung zu Clermont. Des Papstes Rede. Folgen der Kreuzzüge.)

Welches waren die Ursachen des Kampfes mit Heinrich IV.? Mit Friedrich Barbarossa? (Die Herrschsucht des Papstes.)

Wenn wir heute von dem Kampfe eines Mönches mit dem Papste hören, vielleicht ist dann auch die Herrschsucht des Papstes die Ursache? Nein, ein Mönch stand ja ohnedies unter dem Papste, noch dazu so tief, daß er dem Papste nicht viel anhaben konnte; denn es gab nur einen Papst, während in Deutschland allein viele tausend Mönche wohnten.

Welches mögen die Waffen gewesen sein, mit denen gekämpft wurde? Heinrich IV. und Barbarossa kämpften mit gewaltigen Heeren gegen den Papst. Mit dem Schwerte aber vermochte weder der Papst noch ein Mönch zu kämpfen. Es werden also geistige Waffen, Wort und Schrift, gewesen sein.

Wo liegt Wittenberg? Es muß dort ein Kloster gegeben haben. Durch welchen Mann waren Klöster in Deutschland gegründet worden? Bonifatius. Ob dieser auch das Kloster in Wittenberg gegründet hat? Nein, dorthin ist er nicht gekommen. Aber nach seinem Tode entstanden immer mehr Klöster, so daß es am Ausgange des Mittelalters — wann ist das ungefähr? — fast in jeder Stadt ein oder mehrere Klöster gab, außer den zahlreichen Klöstern, welche in Dörfern oder an abgelegenen Orten lagen. Sogar Frauen- oder Nonnenklöster hatte man in großer Anzahl errichtet. Und alle Insassen dieser Klöster folgten dem Worte und Winke des Papstes. Um so auffälliger ist der Kampf eines schlichten Mönches mit dem Papste, von dem wir nun hören wollen.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

Der 31. Oktober 1517. Es war am 31. Oktober 1517. Die Abendnebel senkten sich bereits auf die Stadt Wittenberg und die breit dahin flutende Elbe herab. Aber in der Stadt herrschte noch reges Treiben. Feierte doch am 1. November die Schloßkirche ihre Kirchweihe. Eine Menge Volks war herbeigeeilt, Geistliche und Laien. In dichten Gruppen standen sie in der langen Straße, die vom Marktplatz abwärts nach dem Schlosse führt, und erwarteten den Beginn des Abendgottesdienstes. Doch ehe die Glocken ihn verkündeten, drängte sich raschen Schrittes durch die einzelnen Gruppen ein Mönch, die Richtung gerade auf das Portal der Schloßkirche zu nehmend. Hier machte er Halt, zog aus seiner dunklen Mönchskutte einen eng beschriebenen Bogen hervor und heftete ihn an die Kirchenthüre an. Dann verschwand er in dem Eingang, welcher zur Sakristei führte.

Sein Thun war nicht sonderlich aufgefallen; denn den Umstehenden waren derartige Vorgänge von früheren Festen schon bekannt. Wittenberg war Universitätsstadt. Nun war es damals Brauch an den Universitäten, Streitsätze oder Thesen, über welche man mit Gelehrten zu streiten oder zu disputieren begehrte, durch Anschlag an die Kirchenthüren öffentlich bekannt zu geben. Erst als der Mönch verschwunden war, eilten die Umstehenden an das Portal. Einer der Vordersten las die Schrift vor, die da verdeutscht — denn das Ganze war in lateinischer Sprache geschrieben — lautete: „Disputation zur Erklärung der Kraft der Ablässe. Aus Liebe und Streben, die Wahrheit an das Licht zu stellen, wird über nachfolgendes disputiert werden zu Wittenberg unter dem

Vorſitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther. Deshalb bittet er, daß die, ſo nicht gegenwärtig darüber mit uns handeln können, dies abweſend durch Schrift thun mögen. Im Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Amen."

Kaum hatten die Nächſtſtehenden die angeſchlagenen Sätze geleſen, als der Abendgottesdienſt ſeinen Anfang nahm und die Menge in die Kirche hineinſtrömte, um der Predigt eben jenes Mönches zu lauſchen, der kurz zuvor die lateiniſchen Streitſätze an die Kirchenthür angeſchlagen hatte. Er predigte über den Kirchweihtext, welcher die Geſchichte von dem Zöllner Zachäus berichtet. Andächtig lauſchte die Gemeinde der einfachen, innigen und ruhigen Predigt des Mönches, der ſeinen Zuhörern den Unterſchied zwiſchen Ablaß und wahrer Buße erklärte.

Ergänzungen.

Ihr werdet nun gewiß manche Frage an mich richten wollen über das, was euch unverſtanden geblieben iſt.

a) **Wer war der Mönch?** Es war Dr. Martin Luther, Mönch des Auguſtinerkloſters zu Wittenberg, zugleich Profeſſor an der dortigen Univerſität und Prediger an der Schloßkirche daſelbſt. Denn Wittenberg war gleichzeitig die Hauptſtadt des Kurfürſtentums Sachſen, deſſen Herrſcher damals Kurfürſt Friedrich der Weiſe war.

b) **Was iſt der Ablaß?** Wir wiſſen aus der Religionsſtunde, daß wir nur durch Buße und Glauben ſelig werden können. (Johannes der Täufer: „Thut Buße; denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen." Petrus: „Glaube an den Herrn Jeſum Chriſtum, ſo wirſt du und dein Haus ſelig.") Nun fing die katholiſche Kirche aber ſehr früh an, das Hauptgewicht auf die guten Werke zu legen, während Jeſus das Hauptgewicht auf die rechte Geſinnung gelegt hat. (Bergpredigt, Gleichniſſe u. ſ. w.) Bald fand die Kirche Männer, welche ſich im Verrichten guter Werke beſonders hervorgethan hatten. Das waren der Heiland, ſeine Apoſtel und die Männer, welche für ihren Herrn und Heiland willig Gut und Blut dahingegeben, die um ihres Glaubens willen die grauſamſten Martern erduldet hatten, die Märtyrer. Wohl ſind die Apoſtel und Märtyrer wert, daß man ſie ehrt; aber die Hochachtung, welche man ihnen zollte, ging bald in Verehrung und Anbetung über. Der Papſt erklärte ſie feierlich für Heilige; desgleichen alle diejenigen, welche beſonders tugendhaft gelebt oder ſich der Kirche in hervorragender Weiſe nützlich gemacht hatten. (Bonifatius, Peter von Amiens, Urban II., Gregor VII.) Die Zahl der Heiligen mehrte ſich bald ſo ſehr, daß man nicht nur einen für jeden Tag im Jahre hatte, ſondern bisweilen ſogar ihrer zehn. Jedes Land und jede Kirche, jeder Stand und jedes Gewerbe hatte ſeinen beſonderen Heiligen und Schutzpatron. Am höchſten unter allen Heiligen aber ſtand die Jungfrau

Maria, die man die Mutter Gottes nannte und der zu Ehren man 7 Feste feierte. Zu den Heiligen nahm und nimmt noch der Katholik seine Zuflucht in allen Nöten Leibes und der Seele, zu ihnen betet er, und erst der Heiligen Fürbitte bei Gott verschafft seinen Gebeten Erhörung. Sie gelten also als Mittler zwischen Gott und den sündigen Menschen, wie im alten Bunde der Priester der Mittler zwischen Gott und dem Volke war, während es nach Christi Lehre eines besonderen Mittlers zwischen Gott und seinen Kindern, den Menschen, nicht bedarf. Das ist der sogen. Heiligendienst.

Von jeher hatte die Kirche das Recht beansprucht, unwürdige Mitglieder zu strafen und, wenn sie sich nicht besserten, aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Solche Strafen bestanden im Ausschluß vom Gottesdienste, in Bußübungen am Eingange der Kirche, in Wallfahrten, Fasten, Kasteiungen u. s. w. Eine Milderung der Strafe trat nur ein, wenn der Büßende wirklich Reue und Leid über seine Sünden zeigte. So strafte Papst Gregor VII. seinen Gegner Heinrich IV., indem er zuletzt die furchtbarste Kirchenstrafe, den Bannfluch, über ihn verhängte.

Nun hatte die katholische Kirche schon sehr früh den Satz aufgestellt, daß die Heiligen sich während ihres Lebens einen Schatz von guten Werken erworben, d. h. daß sie mehr Gutes gethan hätten, als zu ihrer Seligkeit erforderlich gewesen wäre. Dieser Überschuß an guten Werken komme der sündigen Menschheit, die weniger Gutes gethan, als sie zur Seligkeit brauche, zu gute. Der Papst aber, der sich den Stellvertreter Christi auf Erden nannte, rühmte sich, daß er von Gott die Macht empfangen habe, aus dem reichen Schatze dieser guten Werke zu nehmen und denen etwas davon abzulassen, die sich durch Reue und Buße dessen würdig gezeigt, damit ihnen die zeitlichen Strafen erlassen blieben. Bald aber konnte man Reue und Buße sparen und die Sache mit Geld abmachen. Der Papst verkaufte von dem Schatze diesem und jenem einen Teil für Geld, ließ ihm etwas ab, das war der Ablaß. So entstand der Ablaßhandel. Die Quittung, welche er über einen solchen abgeschlossenen Handel ausstellte, nannte man Ablaßzettel. Im Jahre 1300 verkündete der Papst allen, die in diesem Jahre nach Rom kämen und in der Peterskirche beichteten und opferten, einen allgemeinen Ablaß für ihre Sünden. Millionen Menschen strömten da nach Rom und füllten durch ihre Gaben den Säckel der Kirche. Daher wurde sofort beschlossen, daß die Sache alle 100 Jahre wiederholt werden sollte. Bald wurde die Zahl 100 auf 50 und noch weniger abgekürzt. In der Zwischenzeit aber sandte der Papst seine Händler mit den Ablaßzetteln in alle Welt, damit sie ihre Ware feilboten.

c) **Wer erhielt das Geld für den Ablaß?** Der damalige Papst hieß Leo X. Er liebte Dichtkunst und Wissenschaft, ebenso aber auch Pracht und Genuß. Er benutzte den Glauben des Volkes an den päpstlichen Ablaß und

ließ besonders in Deutschland das Gnadenmittel feilbieten. Er wollte den längst begonnenen Bau der Peterskirche in Rom, dieses noch heute gewaltigsten Bauwerkes der Christenheit, das gegen 300 Millionen Mark gekostet haben soll, vollenden. Um dazu sowohl als auch zu seiner üppigen Hofhaltung die nötigen Summen zu erhalten, ließ er den Ablaßhandel auf das schwunghafteste betreiben. Zu seinem Obergeschäftsträger bei dem Ablaßkram ernannte er den Kurfürsten und Erzbischof Albrecht von Mainz. Dieser, von Geburt ein brandenburgischer Prinz, führte ebenso wie der Papst ein Leben wie der reiche Mann im Evangelium. Der Glanz seines Hofes verursachte viel Aufwand, so daß er auf außerordentliche Mittel sinnen mußte, um seine Kasse zu füllen. Da war ihm der Ablaßhandel, den er vom Papste in Pacht genommen hatte, sehr willkommen; denn beide, er und der Papst, hatten verabredet, daß der Gewinn zwischen ihnen geteilt werden sollte. Er verbreitete sogar ein Büchlein mit falscher Lehre über den Ablaß, um auf diese Weise die Leute leichter zum Kaufe zu bestimmen. So floß die Hälfte der Summen nach Rom, die andere nach Mainz; beide aber, Papst und Erzbischof, verschwendeten das Geld.

d) **Wie wurde der Ablaßhandel betrieben?** Es galt nun vor allen Dingen, Unterbeamte zu suchen, welche es verstanden, den Ablaßhandel so schwungvoll als möglich zu gestalten. Solche fanden sich auch gar bald. Es waren durchweg Mönche. Sie durchzogen alle deutschen Länder und Städte. Um möglichst großen Gewinn zu erzielen, priesen sie den Leuten ihre Ware mit der größten Unverschämtheit an und rühmten die ganz besondere Kraft gerade dieses Ablasses, weil er nicht bloß Vergebung aller Sünden verschaffe, sondern auch die Seelen aus dem Fegefeuer*) zu befreien vermöge. Nicht nur für bereits begangene Sünden, sondern auch für solche, die man noch begehen wollte, erteilten sie Ablaß.

Der rührigste unter allen Ablaßpredigern war der Dominikanermönch Johann Tetzel, aus Pirna in Sachsen gebürtig, der zu diesem Amte wie geschaffen war. Er hatte eine stattliche Gestalt und eine starke Stimme. Zudem verstand er es vortrefflich, zu gemeinen Menschen auch gemein zu reden. Seine Unwissenheit verbarg er hinter einer Frechheit, die ihn nie in Verlegenheit kommen ließ. Auch schreckte er nicht vor Lüge und Übertreibung zurück. Was

---

*) Die Lehre vom Fegefeuer, wonach der Mensch nach seinem Tode nicht gleich in den Himmel kommt, sondern erst an einen peinlichen Feuerort, in das Fegefeuer, um dort abzubüßen, was er bei seinen Lebzeiten von seinen Sünden nicht abgebüßt hat, ist ebenfalls eine Irrlehre der katholischen Kirche. Sie steht im Gegensatz zu der Schriftlehre, wonach uns Gott um Christi willen unsere Schuld vergiebt, der zu dem Schächer am Kreuz gesagt hat: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein;“ aber sie füllte gleich dem Ablaß die Kasse der Priester, da diese sich die Seelenmessen, die sie für die Verstorbenen lasen, um sie dadurch eher aus dem Fegefeuer zu erlösen, gut bezahlen ließen.

er über die Wirkungen des Ablasses vorbrachte, übertraf alles, was bis dahin gesagt worden war. Er behauptete unumwunden: Christus habe bis zum Weltgerichte aller Gewalt über die Christenheit sich begeben und dafür dem Papste unumschränkte Vollmacht erteilt. Dieser könne daher alle Sünden, die vollbrachten sowohl als die, welche man zu vollbringen gedenke, vergeben, ohne daß Reue und Buße erforderlich seien. Die größte Schuld werde getilgt, sobald man die römischen Ablaßbriefe kaufe. Kein Verbrechen, und wäre es auch noch so gräßlich und undenkbar, sei von dieser Vergebung ausgeschlossen. Des Papstes Ablaßkreuz stehe an Heiligkeit dem Kreuze Christi nicht nach und müsse also ebenso hoch wie dieses geehrt werden. Manchmal könne man sogar sehen, wie das Blut des Gekreuzigten an dem Kreuze, das eine geschnitzte Dornenkrone und große Nägellöcher zeigte, herablaufe, und daß es also die Vergebung der Sünden ebenso gut erwirke, wie das Kreuz Christi auf Golgatha. Wenn jetzt der heilige Petrus zugegen wäre, hätte er nicht größere Gnade noch Gewalt, denn Tetzel habe. Er möge im Himmel mit St. Peter nicht tauschen, denn er habe mit Ablaß mehr Seelen erlöset, als St. Peter mit seinem Predigen. Selbst die Natur, so predigte Tetzel, sollte dem Ablaß unterthan sein. Zu Annaberg in Sachsen, wo er sich zwei Jahre aufhielt, erklärte er, die Berge würden sich in Silber verwandeln, wenn man im Einkauf der Ablaßbriefe nicht saumselig sei. Wer sich aber etwa einfallen ließ, an der päpstlichen Machtvollkommenheit in der Vergebung der Sünden zu zweifeln, dem drohte er mit Feuertod, Kirchenbann und ewiger Verdammnis. In demselben Annaberg drohte er um Pfingsten des Jahres 1510, „er wolle das rote Kreuz niederlegen, die Thüre des Himmels zuschließen und die Sonne auslöschen; nimmermehr werde es wieder dazu kommen, daß man um so geringes Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könne. Ja, so lange die Welt stehen werde, sei nicht zu hoffen, daß je eine solche Milde des Papstes wieder nach Annaberg kommen werde."

Der Eindruck, den solche Beredsamkeit machte, wurde noch unterstützt durch den glänzenden Aufzug und die Feierlichkeiten, die man bei der Ankunft des Ablaßpredigers veranstaltete. Die Gegenden von Magdeburg, Halberstadt, Zerbst und Halle durchreiste Tetzel wie ein vornehmer Kirchenfürst auf einem prächtigen Wagen, den drei Leibwächter zu Pferde umgaben. Wo er einzog, gingen ihm unter Glockengeläute und Chorgesang die Geistlichen, Mönche, Ratsherren, die Schulen, Männer und Weiber, Greise und Kinder entgegen. Voran wurde auf einem Kissen von Sammet der päpstliche Brief getragen und, von dem ganzen Zuge begleitet, in die Kirche gebracht. Hier errichtete man dann unter Orgelspiel ein rotes Kreuz, woran ein Fähnlein mit des Papstes Wappen wehte. Und nun erst trat Tetzel auf und bestürmte das Volk mit seinen Ermahnungen und Anpreisungen des Ablasses: „Jetzt, jetzt ist die Zeit der Gnade vor der

Thür! Ihr Weiber, verkauft eure Schleier und kauft den Ablaß dafür!“ Ihm zur Seite ſtanden zwei Kaſten. In dem einen lagen die Ablaßbriefe, in den andern ſteckte er das Geld. Für jede Sünde war der Preis ſchon voraus beſtimmt: So koſtete Meineid und Kirchenraub neun Dukaten (à 9,50 Mark), ein begangener Mord acht, eine Seele aus dem Fegefeuer zu erlöſen nur einen halben Dukaten. Auf ſeinem Kaſten aber ſoll der Spruch geſtanden haben: „Sobald das Geld im Kaſten klingt, die Seele in den Himmel ſpringt.“*)

e) **Wie mag Luther vom Ablaßhandel gehört haben?** Tetzel kam auf ſeiner Rundreiſe auch in die Gegend von Wittenberg. Bei Jüterbogk ſchlug er ſein rotes Kreuz auf. Auch viele Wittenberger liefen dorthin und kauften ſich Ablaßbriefe. Luther fing nun an zu predigen, man könne auch wohl etwas beſſeres thun, als Ablaß kaufen. Einige ſeiner Beichtkinder aber kamen zu ihm, nach kirchlichem Brauch die Ohrenbeichte**) abzulegen. Als ſie ihm nun alle ihre Sünden gebeichtet hatten und er von ihnen aufrichtige Reue und Beſſerung verlangte, da weigerten ſie ſich, dieſes Verlangen zu erfüllen, indem ſie ſich auf ihre Ablaßbriefe beriefen. Und als Luther ſie nun nicht von ihren Sünden losſprach, gingen ſie wiederum zu Tetzel und klagten ihm, wie Luther auf ſeine Briefe nichts geben wolle und daß alſo ihr Geld umſonſt ausgegeben ſei. Tetzel ſpie Feuer und Flammen und verdammte Luther als einen Erzketzer. Da griff dieſer ihn in Gottes Namen öffentlich von der Kanzel an und erklärte das ganze Treiben für einen gefährlichen Betrug. Er ſchrieb auch an den Erzbiſchof von Mainz und andere hohe Herren, daß ſie doch dem Unweſen ſteuern möchten, aber umſonſt, es blieb alles beim Alten. Tetzel drohte Luther ſogar mit dem Scheiterhaufen. Da that Luther einen entſcheidenden Schritt: Am 31. Oktober 1517 ſchlug er 95 Sätze oder Theſen gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg.

f) **Wie lauten Luthers Theſen gegen den Ablaß?** Die wichtigſten derſelben haben folgenden Wortlaut:***)

1. Da unſer Herr und Meiſter, Jeſus Chriſtus, ſpricht: Thut Buße, will er, daß das Leben ſeiner Gläubigen auf Erden eine ſtete oder unaufhörliche Buße ſein ſoll.

5. Der Papſt will noch kann nicht andere Strafen erlaſſen, als die, welche er nach ſeinem Gefallen oder laut päpſtlicher Satzung auferlegt hat.

11. Das Unkraut von Verwandlung der Kirchenſtrafen in die Strafe des Fegefeuers ſcheint entſtanden zu ſein, da die Biſchöfe ſchliefen.

---

*) An dieſer Stelle ſei noch zur unterrichtlichen Verwertung empfohlen: „Der Ablaßkrämer Tetzel in Annaberg.“ Aus „Albert Richter, Quellenbuch.“ 2. Aufl. S. 144.

**) Ebenfalls ein Mißbrauch der katholiſchen Kirche. Sie beſteht darin, daß jedermann gezwungen iſt, dem Beichtvater alle Sünden namentlich zu bekennen. Nur unter dieſer Bedingung erhält er vom Geiſtlichen Vergebung der Sünden zugeſichert.

***) An das Leſen oder Vorleſen einer jeden knüpft ſich eine kurze Beſprechung ihres Inhalts.

21. Es irren die Ablaßprediger, die sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Strafe los und ledig werde.

27. Die predigen Menschentand, so da vorgeben, daß, sobald der Groschen im Kasten klinge, von Stund an die Seele aus dem Fegefeuer fahre.

32. Die werden samt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da meinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.

35. Die lehren unchristlich, die vorgeben, daß die, so da Seelen aus dem Fegfeuer oder Beichtbriefe wollen lösen, keiner Reue noch Leides bedürfen.

36. Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehöret.

37. Ein jeder wahrhaftige Christ, er sei lebendig oder tot, ist teilhaftig aller Güter Christi und der Kirche, aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbriefe.

43. Man soll die Christen lehren, daß, der den Armen giebt oder leihet den Dürftigen, besser thut, als wenn er Ablaß löset.

44. Denn durch das Werk der Liebe wächst die Liebe, und der Mensch wird frömmer; durch den Ablaß aber wird er nicht besser, sondern allein sicherer und freier von der Pein oder Strafe.

45. Man soll die Christen lehren, daß der, so seinen Nächsten siehet darben und des ungeachtet Ablaß löset, der löset nicht des Papstes Ablaß, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade.

50. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Asche verbrannt würde, denn daß es sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbauet werden.

56. Die Schätze der Kirche (der angeblich durch die Heiligen angesammelte Schatz von guten Werken), davon der Papst den Ablaß austeilet, sind weder genugsam genannt noch bekannt bei der Gemeinde Christi.

62. Der rechte, wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

76. Wir sagen, daß des Papstes Ablaß nicht die allergeringste tägliche Sünde könne hinwegnehmen, soviel die Schuld derselben belangt.

77. Daß man saget, St. Peter, wenn er jetzt Papst wäre, vermöchte nicht größeren Ablaß zu geben, ist eine Lästerung wider St. Peter und wider den Papst.

79. Zu sagen, daß das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge soviel, als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung.

94. Man soll die Christen ermahnen, daß sie ihrem Haupte Christo durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen.

95. Und also mehr durch viel Trübsal ins Himmelreich zu gehen, denn daß sie durch Vertröstung des Friedens sicher werden.

g) **Welche Folgen mag Luthers Auftreten gegen den Ablaß gehabt haben?** Als Luther jene 95 Streitsätze anschlug, ahnte er nicht, welchen Sturm er heraufbeschwor. Vor dem Papste freilich hegte Luther noch immer die größte Ehrfurcht; er redete sich ein, der Papst wisse gar nichts von den Schändlichkeiten eines Tetzel; sobald er davon höre, würde er wohl in gerechtem Zorn aufflammen gegen den nichtswürdigen Sündenhandel. Deshalb sandte er diesem die 95 Sätze selbst zu mit einem gar demütigen Schreiben, in dem er ihm vorstellte, welchen Mißbrauch man unter seinem Namen treibe. Aber eine Antwort erhielt er nicht.

Als wären die Engel selbst die Botenläufer gewesen, so durchflogen in kaum 14 Tagen die Sätze Luthers ganz Deutschland, in 6 Wochen schon ganz

Europa. Die zahlreichen Fremden, die zur Zeit des Kirchweihfestes in Wittenberg sich aufhielten, um die vielen Heiligtümer der Kirche anzubeten, trugen die Kunde davon hinaus in die Welt. Unbeschreiblich war die Wirkung der Thesen auf die Gemüter der Deutschen. Viele jubelten und bewunderten den unerschrockenen Helden, der es wagte, offen gegen die Mißbräuche der Kirche aufzutreten; andere erschraken und fürchteten für ihn, denn so groß auch der Unwille über das schamlose Treiben der Ablaßkrämer war, so groß war auch die Furcht, der Kirche und dem Papste entgegenzutreten. Daher fanden auch Luthers Sätze einen empfänglichen Boden; überall sprach man von ihnen und gedachte des Mannes, der so Kühnes unternommen. So ging der Name des unerschrockenen Augustinermönchs, bisher ungekannt und ungenannt, schnell durch alle Lande, und gar mancher erkundigte sich nun nach Herkunft und Schicksalen des Mannes, der gegen den Papst und seine Diener zu kämpfen wagte.

B. Vertiefung.

1. Was ist über den Heiligendienst zu urteilen?

Daß die frommen Männer der Christenheit, besonders Apostel und Märtyrer, hochgeehrt werden, ist recht und billig, da sie um ihres Glaubens willen in den Tod gegangen sind. Daß sie aber verehrt und angebetet werden, ist Sünde; denn damit übertreten die Katholiken das 1. Gebot, das jegliche Abgötterei, auch den sogenannten Bilderdienst verbietet, wenn es sagt: „Du sollst dir kein Bildnis ..... Bete sie nicht an und diene ihnen nicht.“ Und Jesus giebt dem Teufel zur Antwort: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Daß die katholische Kirche sich der Heiligen und der Jungfrau Maria als Vermittler zwischen sich und Gott bedient, steht ebenfalls im Gegensatz zu den Lehren der heiligen Schrift, die da sagt: „Es ist nur ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus.“

2. Was ist über den Ablaß zu urteilen?

Wenn die katholische Kirche das Hauptgewicht auf die guten Werke legt, so stellt sie sich in Gegensatz zu Jesus Christus, der auf die Gesinnung achtet; nicht daß, sondern wie diese Werke gethan werden, ist die Hauptsache. „Der Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an.“ — „Wenn du Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.“ (Beispiele: Das Scherflein der Witwe. Der barmherzige Samariter. Die Erzählung: „Des Königs Münster“ von Bechstein.)

Kein Mensch ist imstande, zuviel gute Werke zu thun. „Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten.“ — „Und wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen wird, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte; wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren.“

Folglich kann von der Anhäufung eines Gnadenschatzes und von dessen Verwendung zur Vergebung der Sünde keine Rede sein. Gute Werke allein können uns auch den Himmel nicht erschließen, wenn nicht aufrichtige Buße und felsenfester Glaube hinzukommen. Johannes der Täufer spricht: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Jesus: „Fürchte dich nicht, glaube nur." Petrus: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig." Paulus: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben."

Durch die Lehre vom Ablaß war die Predigt des reinen Evangeliums unterdrückt; es galt nicht mehr das Wort Pauli: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben." These 62: „Der rechte, wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes." Die Lehre vom Ablaß steht also im Widerspruch mit den Lehren der Bibel, folglich ruht sie auf Lug und Betrug, und der Lüge und des Betruges haben sich alle diejenigen schuldig gemacht, die am Ablaßhandel beteiligt sind: der Papst, der Erzbischof, Tetzel, die Abnehmer des Ablasses, auch die Lehrer und Prediger des Volkes.

3. Was ist über die Teilnehmer am Ablaßhandel zu urteilen?

a) Der Papst Leo X. hat den Ablaßhandel befohlen. Als Vorwand dient ihm der Bau der Peterskirche. In Wirklichkeit braucht er den größten Teil des Geldes für sich. Seine Genußsucht also verleitet ihn zum doppelten Betrug: einmal betrügt er die Leute durch den Ablaß, der ihnen nimmermehr Sündenvergebung bringen kann; dann aber auch durch die Verwendung des Geldes. Während er durch den Mißbrauch des Namens Gottes das 2. Gebot übertritt, bestiehlt er eigentlich durch die Verwendung des Geldes für sich die ganze Christenheit und übertritt das 7. Gebot. Er ist ein unwürdiger Diener Christi, und es kann uns nicht wundern, wenn die Herde ist wie der Hirte, wenn in der ganzen christlichen Kirche von dem wahren Geiste Christi, ihres Stifters, nichts zu finden ist.

b) Auch der Erzbischof Albrecht von Mainz mißfällt uns sehr; er ist wie der Papst prachtliebend und genußsüchtig; er benutzt die Unwissenheit des Volkes, um es zu belügen und zu betrügen, denn er verbreitet ein Buch mit falscher Lehre über den Ablaß.

c) Johannes Tetzel gefällt uns am wenigsten. Er ist ebenfalls Lügner und Betrüger, ja der größte von allen, und als solcher das brauchbarste Werkzeug des Papstes und des Erzbischofs. Indem er sich den Ablaß teuer bezahlen läßt, schädigt er das Volk an seinem irdischen Besitz, übertritt also das 7. Gebot. Mehr aber noch schädigt er die Leute an ihrer Seele; denn wer durch Geld Vergebung der Sünden zu erlangen meint, wird von wahrer

Reue und Buße abgehalten und dadurch nur tiefer in die Sünde hineingeführt. Ja dadurch, daß er auch Ablaß für solche Sünden feilbietet, die man erst zu thun beabsichtigt, reizt und lockt er das Volk geradezu zur Sünde an. Von einem Ritter erzählt man, er habe sich von Tetzel einen Ablaßbrief für einen noch zu begehenden Raub gekauft. Wenige Tage darauf, als Tetzel mit seinem Ablaßkrame durch den Wald zog, überfiel ihn der Ritter und nahm ihm seinen Geldkasten weg. Und als Tetzel sich über den Raub beschwerte, zeigte er ihm lachend den Ablaßzettel, der ihm schon im voraus Vergebung zusicherte. So war der Betrüger Tetzel wieder betrogen worden: ein betrogener Betrüger.

Er betreibt seinen Handel meist in der Kirche, entweiht also die heilige Stätte, macht sie zum Marktplatz für Eigennutz und Habsucht, Lug und Betrug. Auch hier hätte der Herr sagen können, wie einst im Tempel zu Jerusalem: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht.“ Tetzel ist der schlimmste Feind der Kirche Christi. Es ist Gotteslästerung, das Ablaßkreuz dem Kreuze Christi auf Golgatha gleichzustellen. Es ist grober Mißbrauch, die fünf Wunden Christi auf dem Ablaßzettel abzubilden.

d) Auch die Seelsorger und Lehrer des Volkes müssen wir tadeln. Viele von ihnen haben gewiß den argen Betrug, der mit dem Ablaßhandel verübt wird, erkannt, aber sie unterlassen es, das Volk aufzuklären. Warum? Aus Menschenfurcht; sie scheuen sich, gegen den Papst und die Gewaltigen der Kirche etwas zu reden. Sie sind nicht wie Petrus, der vor dem hohen Rate spricht: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“; auch nicht wie die Märtyrer, die um der erkannten Wahrheit willen freudig den Tod erleiden. Sie sind Heuchler, und indem sie trotz besserer Einsicht dem einziehenden Tetzel an der Spitze des Volkes entgegen gehen und den Betrüger zur Kirche geleiten, sind sie selbst Betrüger. Keiner hat den Mut, die Wahrheit zu reden.

e) Auch die Abnehmer des Ablasses gefallen uns nicht. Sie wollen sich auf bequeme und leichte Weise Vergebung der Sünden verschaffen, ohne lange Reue und Buße thun zu müssen. Das ist gewiß leichtfertig, aber sie sind mehr zu bedauern, als zu verurteilen. Sie werden belogen und betrogen, von Leuten, in denen sie etwas Heiliges zu sehen gewöhnt sind. Ihre Unwissenheit wird benutzt, ihnen die oft mühsam ersparten Groschen abzunehmen. Sie leben dahin wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

4. Was ist über Luther zu urteilen?

a) Wie zieht er in den Kampf? Er hat Lug und Betrug des Ablaßhandels klar erkannt. Damit begnügt er sich aber nicht; er will das, was er in Kopf und Herzen erkannt, auch mit den Lippen bekennen; er

iſt alſo wie Jeſus ein Kämpfer für die Wahrheit, der da mit Petrus ſprechen kann: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen.“ Er iſt ſich der Schwere dieſes Kampfes wohl bewußt, denn er hat alle gegen ſich: Papſt, Erzbiſchof, Prieſter und Mönche. Aber er kennt keine Menſchenfurcht. Furchtlos gegen ſeine Feinde, treu gegen Gott und ſein eigenes Gewiſſen, treu beſonders gegen Gottes Wort, ſo beginnt er den Kampf.

„Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn . . .“ (Eine feſte Burg . . . V. 4.)

Furchtlos und treu iſt alſo ſein Wahlſpruch. Und doch hat er eine ſtarke Stütze, ſein felſenfeſtes Gottvertrauen. Er ſelbſt ſagt: „Wer etwas Gutes anfangen will, der ſchaue zu, daß er es anfange und wage auf Gottes Güte und bei Leibe ja nicht auf menſchlichen Troſt und Hilfe, fürchte ſich auch nicht vor Menſchen, noch vor der ganzen Welt.“ Mit dem frommen Sänger hätte er ſprechen können: „Wenn ich nur dich habe . . .“ Und er ſelbſt ſingt:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär . . .“ (Eine feſte Burg . . . V. 3.)

Und weil er mit Gott ſein Werk beginnt, ſo kann auch der endliche Sieg nicht ausbleiben, denn „Dem Mutigen hilft Gott“.

b) Welches ſind die Beweggründe ſeines Thuns? Er hat ſicher lange im Stillen mit ſich gekämpft; denn es mochte zwei Parteien von Gedanken in ſeinem Innern geben; auf der einen Seite der Zweifel, ob er denn wirklich allein im Beſitze des reinen Wortes Gottes ſei und die andern nicht, und auch das Gefühl ſchuldiger Ehrfurcht gegen Papſt, Erzbiſchof und Kirche; auf der andern Seite ſagt ſein klarer Verſtand: die Bibel allein enthält die Wahrheit, und ſein beunruhigtes Gewiſſen treibt ihn an, dieſe Wahrheit nun auch frei und öffentlich zu predigen. Nur die Liebe zur Wahrheit hat ihn alſo in den Kampf getrieben, nicht ſelbſtſüchtige perſönliche Intereſſen. Er ſagt ſchon in der Überſchrift zu ſeinen Theſen: „Aus Liebe und Streben, die Wahrheit an das Licht zu bringen, wird über folgendes disputiert werden.“ Treu und wahr gegen Gott und ſich ſelbſt, ſo ſteht er vor uns, und ſo könnte er euch Kindern zurufen:

„Vor allem eins, mein Kind, ſei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn,
Von alters her im deutſchen Volke war
Der höchſte Ruhm, getreu und wahr zu ſein.“

Es treibt ihn aber auch die Liebe zum Volke, das belogen und betrogen, irre geleitet und nur tiefer in die Sünde hineingeführt wird. Dieſe umherirrende Herde, die keinen Hirten hat, will er aus der Wüſte des Aberglaubens und der Nacht des Unglaubens herausführen in das helle Licht göttlicher Wahrheit. Er erbarmt ſich damit ſeiner Mitbrüder, verrichtet ein Werk barmherziger Bruderliebe, vergißt über dieſer Liebe zu dem Nächſten

sich selbst. Das ist die wahre, selbstverleugnende Liebe, die nicht das Ihre sucht, und unser Urteil über ihn können wir in das Dichterwort zusammenfassen: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt."

c) Was ist über sein Werk zu urteilen? Die Hammerschläge, mit denen er seine Streitsätze an die Thür der Schloßkirche anheftet, tönen gleichsam durch die ganze Christenheit und wecken in vieler Herzen ein begeistertes Echo. Damit beginnt ein gewaltiger geistiger, religiöser Kampf, wie ihn Luther damals weder geahnt noch gewollt hat. Ihm kam es damals noch nicht in den Sinn, sich gegen den Papst aufzulehnen und von der Kirche loszusagen, sonst hätte er nicht an Papst und Erzbischof gar demütige Briefe geschrieben; er wollte nur einige der schlimmsten Mißbräuche, deren sich im Laufe der Jahrhunderte gar viele in die katholische Kirche eingeschlichen, abstellen. Er ist dann auf seiner Bahn durch seine Feinde selbst weiter getrieben worden und hat dadurch das Werk der Reformation ausgeführt, d. h. der Wiederherstellung der Kirche auf ihrem ursprünglichen Grunde, nämlich auf dem reinen Worte Gottes. Den Anfang dazu machte er am 31. Oktober 1517, daher feiern wir noch heute an diesem Tage das Reformationsfest. Es ist dies zugleich der wichtigste Tag in Luthers Leben. Die Wiege der Reformation hat in der Stadt Wittenberg gestanden, ist die Thür der Schloßkirche daselbst, das Wiegenlied der Reformation aber ist das allerdings erst später gedichtete: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

d) Wie ist die rasche Verbreitung der Streitsätze Luthers zu erklären? Einmal aus der Kühnheit derselben; jedermann will sie selbst lesen und sich daran erbauen. Es ist etwas Neues, unerhört Seltsames, einen schlichten Mönch im Kampfe mit dem Papste zu sehen, im Kampfe mit einer Macht, vor welcher man die mächtigsten Fürsten hatte zittern sehen. Die Neugierde des Volkes also will befriedigt sein. Den größten Anteil an der raschen Verbreitung aber hat die Buchdruckerkunst, deren segensreiche Folgen hier noch einmal scharf hervorgehoben werden mögen.

III. Verknüpfung.

1. Vergleich zwischen dem Heiligendienst der katholischen Kirche und unserem Gottesdienst.

Dort Mißbrauch, ja Abgötterei, Bilderdienst, Abwenden von Gott, Vergötterung der Jungfrau Maria, also Anbetung des Geschöpfes statt des Schöpfers, Übertretung des ersten Gebotes. — Hier ein Anbeten im Geist und in der Wahrheit; furchtlos nahen wir als Kinder unserm Vater, nur Christus als unsern Mittler und Erlöser betrachtend. Dort ein Aufbauen des Gottesdienstes auf den Satzungen des Papstes und der Kirche, also

auf Menſchenwort, hier auf den Lehren der heiligen Schrift, alſo auf Gottes Wort.

2. Vergleich der Ablaßlehre mit Luthers Lehre.

Der Ablaß gründet ſich auf die Lehre von den guten Werken; durch ſie könne man die ewige Seligkeit erwerben. Das ſteht im Widerſpruch mit den Lehren der heiligen Schrift. Schon die Männer des alten Teſtamentes legen auf die Geſinnung den Hauptwert. Samuel ſpricht zu Saul: „Gehorſam iſt beſſer denn Opfer.“ Samuel zu Iſai: „Der Menſch ſiehet, was vor Augen iſt, Gott aber ſiehet das Herz an.“ Jeſaias: „Dies Volk nahet ſich zu mir mit ſeinem Munde und ehret mich mit ſeinen Lippen, aber ihr Herz iſt fern von mir.“ — Vor allen aber verlangt Chriſtus eine edle Geſinnung. Das äußere fromme Thun der Phariſäer verurteilt er, weil es nicht mit ihrer Geſinnung übereinſtimmt. (Bergpredigt, Phariſäer und Zöllner, barmherziger Samariter, Scherflein der Witwe.)

Auf der Lehre Chriſti ruht Luthers Lehre, darum iſt ſie die rechte. Bei allem äußeren Thun kommt es alſo allein auf die Geſinnung an, und da der Papſt die Geſinnung eines Menſchen nicht erforſchen kann, ſo kann er auch nicht auf Grund der guten Werke die Sünden vergeben; er kann nur die äußeren, zeitlichen Kirchenſtrafen erlaſſen, welche er ſelbſt oder ſeine Vorgänger auferlegt haben; nicht aber die ewigen Strafen.

3. Nennt Männer, die, wie Luther, Kämpfer für die Wahrheit waren!

a) In Jeſus Chriſtus hat Luther das ſchönſte und edelſte Vorbild. Er kämpft gegen Lüge, Hochmut, Heuchelei der Phariſäer und Schriftgelehrten, nimmt ſich des armen Volkes an und erleidet für ſeine Lehre auch den Tod.

b) Auch Bonifatius iſt ein unerſchrockener Prediger der Wahrheit. Furchtlos verkündet er den Heſſen das Chriſtentum, und furchtlos legt er die Axt an die Wurzel der Donareiche.

c) Johannes der Täufer. Den unbußfertigen Phariſäern und Sadducäern hält er ihre Falſchheit und Bosheit, den Zöllnern und Kriegsleuten ihre Unredlichkeit und Habſucht vor. Herodes mahnt er an ſeinen Ehebruch, indem er ſpricht: „Es iſt nicht recht, daß du deines Bruders Weib haſt.“ Wie Luther predigt auch er immer wieder Buße: „Thut Buße, denn . . .“ Auch er ſtirbt als Märtyrer der Wahrheit.

d) Petrus, als er vor dem hohen Rate in Jeruſalem ſteht und ſeine Lehre widerrufen ſoll, ſpricht: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen.“

e) Elias, wie Luther und Johannes der Täufer ein gewaltiger Bußprediger und Kämpfer für die Wahrheit; wie Luther ein Reformator: Elias der Erneuerer des alten, Luther der des neuen Bundes. Auch Elias ſteht allein auf dem Kampfplatze: Gegen ſich hat er den König Ahab, die Königin

Isebel, die Baalspriester und das ganze Volk; für sich nur seinen Gott. Dennoch tritt er mutig und voll Gottvertrauen in der glaubenslosen Zeit hervor, kämpft mit Ernst und Eifer für die Ehre Gottes, mit brennender Liebe für sein Volk, führt das in Unwissenheit, Aberglauben und Abgötterei geratene Volk wieder auf den rechten Weg, sagt ungescheut den Fürsten und Großen die bitterste Wahrheit und hat wie Luther die Freude, daß sein furchtloses Auftreten der Wahrheit zum Siege verhilft.

f) Der Prophet Nathan tritt unerschrocken vor David und erinnert ihn an den Totschlag des Uria und den Ehebruch mit der Bathseba, indem er spricht: „Du bist der Mann."

g) Moses kämpft gegen die Abgötterei seines eigenen Volkes. In heiligem Zorn zerbricht er die Gesetzestafeln am Fuße des Sinai, tritt furchtlos unter die tanzende und jauchzende Menge, verbrennt das goldene Kalb und straft die Abtrünnigen mit Feuer und Schwert. Und Aaron? Er gleicht den Priestern und Lehrern des Volkes zur Zeit Luthers, die zwar den schändlichen Mißbrauch des Ablaßhandels erkannt haben, aber aus Menschenfurcht schweigen. Er gleicht dem Landpfleger Pilatus, der zwar die Unschuld Christi erkannt, aber aus Furcht vor den Juden ihn nicht freizusprechen wagt.

4. Gregor VII. und Leo X., zwei Päpste.

Gregor kämpft für die Macht der Kirche, indem er Mißbräuche derselben (welche?) abstellt, Leo X. läßt nicht nur die Mißbräuche zu, sondern ordnet sie sogar an.

5. Johann Tetzel und Peter der Einsiedler, zwei umherziehende Mönche.

Der eine schildert in lebhaften Farben die leibliche und geistliche Not der christlichen Pilger im Morgenlande, fordert zur Befreiung des heiligen Grabes auf und beteiligt sich schließlich am Kreuzzug. Der andere führt durch Wort und That das unwissende Volk erst in leibliche und geistliche Not hinein, anstatt sich seiner zu erbarmen. Dort Mitleid und barmherzige Bruderliebe, hier Habsucht und hartherzige Selbstsucht. Welch ein Gegensatz!

6. Bonifatius und Albrecht, zwei Erzbischöfe von Mainz.
(Die Gegensätze sind wirksam hervorzuheben.)

7. Martin Luther und Johann Tetzel.

8. Stelle das, was du aus der Geschichte der Stadt Mainz weißt, zusammen!
(Siehe Gutenberg.)

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1517, am 31. Oktober schlägt Luther 95 Thesen gegen den Ablaß an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.

Leo X., römischer Papst.

Albrecht, Erzbischof von Mainz.

Tetzel, Ablaßprediger.

2. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Das Anschlagen von Streitsätzen an die Kirchenthüren.

Heiligendienst, Ablaß, Ohrenbeichte sind Mißbräuche der katholischen Kirche.

Peterskirche in Rom, das stolzeste Bauwerk der Christenheit.

Geistliche Orden: Augustiner, Dominikaner.

V. Anwendung.

1) Erzähle über die Mißbräuche der katholischen Kirche!

2) Willst du nun gar keine guten Werke thun?

3) Wann erst haben die guten Werke Wert?

4) Beweise das an der Geschichte: „Des Königs Münster“ von Bechstein!

5) Almosengeben ist ein gutes Werk. Wie wirst du dich aber lungernden Bettlern und Vagabunden gegenüber verhalten? Warum?

6) Kann durch sogen. fromme Stiftungen eine Schuld gesühnt werden?

7) Äußere Werkgerechtigkeit ohne herzliche Liebe und festen Glauben ist Heuchelei. Was ist von denen zu halten, die zwar fleißig zur Kirche und zum Abendmahl gehen, aber über Gott und göttliche Dinge spotten?

8) Luther zweifelte, ob er auch wirklich im Recht sei. Wie wirst du dich im Zweifel verhalten?

9) Wann thust du wahre Buße?

10) Gieb Beispiele von Leuten, die wahre Buße gethan haben!

11) Welche Bedeutung hat das Reformationsfest?

12) Was heißt das: In Wittenberg stand die Wiege der Reformation?

13) Welches waren die Beweggründe Luthers zu seinem Thun?

14) Inwiefern hat Luther bewiesen: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt“?

15) Sage über jedes der folgenden Worte etwas: Lutherstadt! Luthertag! Lutherthat! Lutherlied!

16) Gieb in einem Spruch die Überschrift der ganzen Geschichte! („So halten wir es nun . . . .“)

2. Luthers Jugendjahre.

(Ziel: Luthers Jugendjahre.)

I. Vorbereitung.

Nachdem Luther die 95 Theſen angeſchlagen hatte, erkundigte ſich gar mancher nach Herkunft und Schickſalen des Mannes, der ſo unerſchrocken gegen den Papſt und ſeine Diener, ſowie gegen die in der Kirche herrſchenden Mißbräuche aufzutreten wagte. Auch wir wollen jetzt zurück in die Zeit ſeiner Kindheit ſchauen, ſeinem Lebensgange folgen und beſonders ſehen, ob er wohl ſchon in ſeiner Jugend gezeigt, daß er einſt ein braver Mann werden würde.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Luther im Elternhauſe. a) **Seine Herkunft und Geburt.** „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater und Großvater ſind rechte Bauern geweſt.“ So äußerte ſich Dr. Martin Luther einmal im Geſpräche zu einem ſeiner Freunde. Die Heimat ſeiner Väter war das Dorf Möhra im Thüringer Wald, in der Nähe von Eiſenach gelegen. Dort wohnte ein armer Bergmann, der hieß Hans Luther und ſeine Frau Margarete. Beide führten ein frommes, ſtilles Leben und ſtanden in gutem Rufe bei ihren Nachbarn. Aber der Bergbau mag nicht ſehr ergiebig geweſen ſein. So kam es, daß der ſtrebſame Hans Luther ſich anderswo nach beſſerem Unterhalte umſah. Damals blühte der Bergbau beſonders in der reichen Grafſchaft Mansfeld auf. Dorthin, nach Eisleben, zogen Luthers Eltern. Hier wurde ihnen am 10. November 1483 ein Söhnlein geboren. Schon am folgenden Tage brachten ſie es zur heiligen Taufe, und da es gerade der Tag des heiligen Martin (Heiligendienſt!) war, der einſt ein tapferer Kriegsmann und frommer Biſchof geweſen, ſo wurde der Knabe Martin genannt. Er war der älteſte Sohn ſeiner Eltern.

b) **Die Armut im Elternhauſe.** Schon ein halbes Jahr ſpäter zogen Luthers Eltern nach der Stadt Mansfeld, dem Hauptort der Grafſchaft und ihres Bergbaues, nur wenige Stunden von Eisleben entfernt. So reich geſegnet war das Land, daß ein alter Chronikenſchreiber ſagt, man habe diejenigen für glückſelig geſchätzt, die in dieſer Grafſchaft eine Wohnung gehabt. Hier wuchs zwiſchen den Vorbergen und Wäldern des Harzes der kleine Martin Luther in ſtiller Einſamkeit auf. Aus der rundbogigen Thür der armen Bergmannshütte trat der Knabe im dürftigen Linnenkleide und ſchaute auf die Gruben, aufgeſchütteten Schlackenhaufen und rauchenden Schmelzöfen ſeines Heimatortes.

Dort an der Grube erblickte er den fleißigen Vater, der mit der Haue in der Hand eben aus dem Schachte emporstieg. Aus dem nahen Walde kam die Mutter, Holz auf dem Rücken tragend. Denn es ward ihnen sauer genug, für ihre Familie zu sorgen. Luther erzählt selbst einmal: „Mein Vater ist ein armer Häuer (Schieferhauer) gewest, die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit sie uns Kinder erziehen könnte. Sie haben es sich lassen blutsauer werden; jetzt würden's die Leute nicht mehr aushalten." So mußten sie wirken und schaffen bei Wetter und Wind, sich mühen und sorgen Tag und Nacht, um ihre Familie zu erhalten; denn neben bitterer Armut wohnte reicher Kindersegen in ihrer Hütte. Doch nach und nach arbeiteten sie sich in die Höhe und kamen zu Wohlstand. Hans Luther war bald Besitzer zweier Schmelzöfen; ja auch ein eigenes Wohnhaus erwarb er sich in der Hauptstraße der Stadt; er ward zuletzt ein angesehener Mann unter seinen Mitbürgern und Mitglied des Rates (Magistrats!) zu Mansfeld.

c) **Die Erziehung im Elternhause.** Luthers Eltern erzogen ihren Sohn Martin zur Furcht Gottes und hielten ihn zu allen guten Werken an. Alles, was an ihm böse erschien, suchten sie zu entfernen. Da setzte es oft um geringer Dinge willen derb die Rute, denn ihre Zucht war hart und streng, wie sie selbst auch in strenger Arbeit vorwärts zu kommen sich bemühten. „Mein Vater," so erzählte Luther später, „stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und ward ihm gram, und es währte lange, bis er mich wieder zu sich gewöhnte. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut darnach floß. Aber sie meinten es herzlich gut und konnten nur die Geister nicht unterscheiden, darnach man die Strafe abmessen muß. Denn man muß also strafen, daß der Apfel bei der Rute sei." Also ward der Knabe so strenge gehalten, daß er wohl gar schüchtern und furchtsam sich aus dem Hause schlich. Doch fehlte der Erziehung keineswegs die Liebe. Mit gleichem Eifer pflegten und hegten seine Eltern alles, was Gutes und Edles in der Kindesseele sich regte. Sinnend betrachtete Martin mit dem frommen Vater die Heiligenbilder an der Wand, und andächtig erhob er den Blick zu den Sternen, die durch die runden, mit Blei gefaßten Scheiben blinkten. Der Vater regte ihn durch ernste Gespräche auch zum Nachdenken an und sammelte Gäste, Geistliche und Lehrer, um sich, die den forschenden und fragenden Knaben belehrten. Wie freuten sich da die Eltern, als sie herausgefunden, daß der kleine Martin, klug und fromm, gewiß einst ein tüchtiger Mann werden würde. Und gar oft noch gedachte Luther in späteren Jahren in rührenden Worten des Umgangs, den er mit seinem Vater habe pflegen dürfen, und der wohlthuenden Liebe, die er genossen.

d) **Die Erziehung in der Schule.** In der Stadtschule zu Mansfeld erhielt er den ersten Unterricht. Da lernte er Lesen, Schreiben, Singen und

die Anfangsgründe im Latein. Vor allen Dingen aber wurde der Katechismus auswendig gelernt. Die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser wurden ohne jede Besprechung und Erklärung eingeprägt und überhört. Wenn dann das Hersagen schlecht ging, so sollte der Stock nachhelfen; denn die Zucht war sehr streng. Die Schulmeister, sagt Luther später, seien zu jener Zeit Tyrannen und Henker, die Schulen Kerker und Höllen gewesen. Trotz Schlagen, Zittern, Angst und Jammer habe man nichts gelernt. Er selbst sei einmal vormittags in der Schule fünfzehnmal nacheinander gestrichen worden, ohne seine Schuld, indem er hätte aufsagen sollen, was man ihn nicht gelehrt habe. Am liebsten sang er Lieder, deutsche und lateinische, die dem Sangeslustigen das Herz erquickten. Und so stand er am Sonntage oben auf dem Chore der heimatlichen Kirche und sang mit voller Andacht, betete mit heißer Inbrunst zur Jungfrau Maria, zu den Aposteln und den Heiligen, wagte aber nicht, den Blick emporzuheben zu dem zornigen Gotte, den er sich ebenso hart und streng wie Vater und Lehrer vorstellte, da man ihm denselben von Kindheit an immer nur als strengen und zornigen Richter vorgehalten hatte.

So entfaltete sich die junge Kindesseele, einer Knospe gleich, die von rauhen Winden umweht wird.

2. Luther auf auswärtigen Schulen. a) **In Magdeburg.** Als Luther vierzehn Jahre alt war, wanderte er mit einem Freunde nach Magdeburg, um die dortige lateinische Schule zu besuchen. Diese Schule war damals vor vielen andern weit berühmt, und deshalb wohl schickte ihn sein Vater, der aus seinem Sohne gern etwas Tüchtiges machen wollte, in die entfernte Stadt. Hier besuchte Luther die Schule der sogen. Nullbrüder, das waren Mönche, welche arme Schüler umsonst unterrichteten. Auch Martin Luther erhielt seinen lateinischen Unterricht, denn nur solcher wurde in den Lateinschulen erteilt, unentgeltlich, was er sehr gut brauchen konnte; denn sein armer Vater vermochte ihm gar nichts zu geben. Sogar für seinen leiblichen Unterhalt, für Nahrung, Kleidung und Wohnung, mußte Luther selbst sorgen. Dies geschah dadurch, daß er gegen Vergütung als Chorknabe bei kirchlichen Gesängen mitwirkte oder mit seinen Genossen vor den Thüren der Bürger und Bauern den Brotreigen sang: „Gebt uns Brot um Gottes willen!“ Mildthätige Menschen reichten ihm dann wohl Brot, Eier und Würste. So fristete er notdürftig sein Leben.

b) **In Eisenach.** Nur ein Jahr blieb Luther in Magdeburg, dann zog er nach Eisenach. Warum das geschah, wissen wir nicht. Jedenfalls glaubte sein Vater, der ihm wenig oder gar nichts zum Lebensunterhalt schicken konnte, die Verwandten, die in Eisenach und seiner Umgebung zahlreich wohnten, würden ihn unterstützen. Allein das geschah nicht, denn diese waren selbst arm. Und

so erging es dem jungen Luther anfangs recht schlecht. Er mußte sich als Kurrentschüler wieder an das Mitleid der Menschen wenden, wie er es schon in Magdeburg gethan. Er selbst sagte später: „Verachte mir die Gesellen nicht, die vor der Thür den Brotreigen singen. Ich bin auch ein solcher gewesen und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt.“ Da mochte es ihn oft genug tief darniederdrücken, wenn man ihn statt mit Geld oder Brot mit groben Scheltworten abspeiste.

Doch erwuchs ihm aus diesem Gesang ein großes Glück; denn wie er ein gar schönes, frommes Gemüt hatte, so ward er durch den Gesang auch stets zur tiefsten Andacht gestimmt. Das bemerkte die Frau Ursula Cotta, vor deren Thür er mit anderen sang. Sie fühlte sich durch solch andächtiges Singen und herzliches Beten so sehr zu dem Knaben hingezogen, daß sie ihn zu sich nahm und ihm Wohnung und Unterhalt gab. Jetzt war der Knabe aus aller Not. Statt bittern Mangels erfuhr er jetzt reichliche Pflege, statt rauher Begegnung liebreiche Behandlung. Nicht brauchte er noch bettelnd von Thür zu Thür zu ziehen, vielmehr wurden Musik und Gesang im Hause gepflegt. In der vornehmen Familie lernte er seinen Umgang und gute Sitte. Freudig überließ er sich nun dem Lernen und machte große Fortschritte. Bei seiner schnellen Fassungskraft kam Luther seinen Mitschülern bald voraus und erwarb sich dadurch auch die Zuneigung seiner Lehrer. Neben seinen Schularbeiten musizierte Luther fleißig, lernte die Flöte blasen und die Laute spielen; denn die Musik galt ihm als eine hohe Gottesgabe, an der er sein Lebelang eine große Freude hatte. Da wich allmählich auch die jugendliche Schüchternheit der erwachenden Lebenslust.

Vier Jahre blieb Martin Luther in Eisenach, wo er so viel Gutes gelernt und genossen. Fröhlich wanderte dann der Achtzehnjährige aus dem alten Thore der Stadt einer neuen Heimat zu.

c) **Auf der Universität Erfurt.** Von Eisenach aus wanderte er nach Erfurt, um im Jahre 1501 die dortige Universität zu beziehen, die damals in solchem Ansehn stand, daß alle anderen dagegen für kleine Schützenschulen angesehen wurden. Seine Eltern waren inzwischen in die Lage gekommen, ihren Sohn reichlich unterstützen zu können. „Mein lieber Vater,“ erzählt Luther selbst, „hielt mich mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule zu Erfurt, und durch seinen sauren Schweiß und Arbeit hat er dahin geholfen, da ich hinkommen bin.“ Aber Luther ließ es selbst sich auch sauer werden. Sein lernbegieriger Geist widmete sich mit dem regsten Eifer den Studien. Er studierte Philosophie oder Weltweisheit. Da erwarb er sich besonders die Kunst, im gelehrten Streite den Gegner mit klaren Gründen zu schlagen. Er beteiligte sich fleißig an Disputationen und stand bald in hohem Ansehn bei

den übrigen Studenten. In freien Stunden vertiefte er sich gern in die Bücher lateinischer Dichter, Redner und Geschichtsschreiber, um aus ihnen mancherlei Belehrung zu gewinnen. Bald verstand er selbst, fließend lateinisch zu reden, zu schreiben und zu dichten. So erwarb er sich die volle Kenntnis der lateinischen Sprache, und unter seinen Freunden war er als gelehrter Philosoph und Musiker gleich geschätzt.

Nach dem Willen seines Vaters sollte Luther sich zum Rechtsgelehrten ausbilden, obgleich er wenig Lust dazu hatte; aber er gehorchte. Von seinem Leben auf der Hochschule berichtet einer seiner Zeitgenossen: „Ob er gleich von Natur ein hurtiger und fröhlicher junger Gesell war, fing er doch alle Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebet und Kirchengehen an, wie denn dies auch sein Sprichwort gewesen: „Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert.“ Er verschlief und versäumte daneben keine Vorlesung, fragte gern seine Lehrer und besprach sich in Ehrerbietung mit ihnen, wiederholte auch oftmals mit seinen Gesellen; und wenn man nicht las, hielt er sich immer in der Universitätsbibliothek auf. Zu einer Zeit, als er die Bücher fein nacheinander besieht, auf daß er die guten kennen lerne, kommt er über die lateinische Bibel, die er zuvor nie gesehen. Da vermerket er mit großem Verwundern, daß viel mehr Texte, Episteln und Evangelien darin wären, denn man in gemeinen Predigtbüchern und in der Kirche auf den Kanzeln pfleget auszulegen. Wie er im alten Testament sich umsieht, kommt er auf die Erzählung von Samuel und seiner Mutter Hanna, die durchliest er eilend mit herzlicher Lust und Freude, und weil ihm dies alles neu war, fängt er an, von Grund seines Herzens zu wünschen, unser getreuer Gott wolle ihm dermaleinst auch ein solch eigen Buch bescheeren.“ Je länger er nun in der Bibel las, desto höher stieg seine Ehrfurcht vor dem heiligen Buche. Kaum konnte er sich davon trennen, und so oft es seine Zeit erlaubte, kehrte er zurück und las in seiner Bibel. Wie gern hätte er sein ganzes Leben der Erforschung dieses Schatzes gewidmet, aber er gehorchte dem Willen seines Vaters, wurde Magister, d. h. Doktor der Philosophie, und als solcher von der ganzen Hochschule bewundert.

3. Luther im Kloster. a) **Veranlassung zum Eintritt.** Vom eifrigen Studieren war Luther krank geworden. In seiner schweren Krankheit, da Todesgedanken in ihm aufstiegen, besuchte ihn ein alter Priester, der ihm freundlich zusprach: „Mein Lieber, seid getrost, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viele Leute trösten wird.“ Luther genas zwar wieder, aber er blieb schwermütig. Wenn er an Gott dachte, so trat ihm der heilige Richter der Welt mit flammenden Augen entgegen, und maßlose Angst vor dem göttlichen Zorne erfüllte Tag und Nacht seine Seele. An einer solchen Vorstellung Gottes trug seine

Erziehung die Schuld. „Meine Eltern," sagte Luther später, „haben mich hart gehalten, daß ich darüber gar schüchtern wurde, und ihr ernst und gestreng Leben, das sie mit mir führten, verursachte, daß ich darnach in ein Kloster lief und ein Mönch wurde." Und wie ihn als Kind der strenge Ernst der Eltern eingeschüchtert, so machte ihn noch vielmehr der Gedanke an den heiligen, richtenden Gott erbeben. Die gewöhnliche religiöse Unterweisung, die er empfangen, hatte ihm nicht Gottes erbarmende Liebe, sondern nur immer seine Heiligkeit und Gerechtigkeit gezeigt, und so kam es, daß er nur durch die Ausübung guter Werke selig werden zu können meinte. Immer beschäftigten ihn die Gedanken, daß er ein frommer Mensch werden, daß er alle Fehler seines Lebens gut machen und Gott, den zürnenden Richter, mit sich versöhnen wolle. Und da dies nach der Ansicht der damaligen Zeit am besten hinter stillen Klostermauern geschehen konnte, so reifte allmählich der Entschluß in ihm, ein Mönch zu werden.

Dazu kamen auch noch äußere Veranlassungen.

Er wollte um Ostern zu seinen Eltern reisen. Aber kaum war er eine Stunde von Erfurt entfernt, da verletzte ihn aus Zufall sein Degen am Bein und zerschnitt eine Hauptader. Während sein Begleiter nach dem Chirurgen lief, drückte er, auf dem Rücken liegend, die Wunde zu. Das Bein aber schwoll an, und in der Todesangst rief er: „Maria hilf!" Und als in der Nacht die Wunde aufging und er in eine Ohnmacht fiel, betete er gleichfalls nur zur Maria.

Nicht lange darnach ward er abermals aufs tiefste erschüttert durch den plötzlichen Tod seines besten Freundes, den er am Abend vorher noch frisch und gesund gesehen hatte und den er jetzt, angeblich in einem Zweikampf erstochen, in seinem Blute liegend fand. Da empfand er mächtig, wie nie zuvor, die Gewissensschrecken, die ihn so oft schon gepeinigt, und tiefe Schwermut legte sich über ihn.

Zu dem allen kam noch ein äußeres Ereignis, das seinen Entschluß, in mönchischer Heiligkeit die Seligkeit zu finden, rasch zur That werden ließ. Er war bei seinen Eltern zu Besuch gewesen. Auf der Rückfahrt war er schon bis Stotternheim nahe bei Erfurt gekommen, als ein grauenhaftes Gewitter hereinbrach. Ein Blitzstrahl zuckte herab und fuhr ganz in seiner Nähe in die Erde, so daß er erschreckt niederfiel und rief: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden!" Mochte ihn vielleicht auch das Gelübde reuen, er hielt sich doch an dasselbe gebunden. Und so ging er im Jahre 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt.

b) **Eindruck auf seinen Vater.** Es war am 17. Juli 1505, als Luther an die Pforte des Klosters klopfte. Rasch öffnete sich diese, und rasch schloß sie sich hinter ihm. Seine Freunde, welche ihn bis zur Pforte begleitet und mit Thränen Abschied genommen hatten, belagerten zwei Tage lang die

Thür in der Hoffnung, er werde doch wieder zu ihnen zurückkehren. Aber er kam nicht. Er schrieb seinen Eltern, gab ihnen Nachricht von seinem Eintritt ins Augustinerkloster und bat nachträglich um ihre Einwilligung. Der Vater aber wollte diese nicht geben. Den Eindruck, den sein Brief auf seine Eltern machte, erzählt uns Martin Luther selbst: „Mein Vater wollte darüber toll werden, war übel zufrieden und wollte mir's nicht gestatten; er antwortete mir schriftlich wieder und hieß mich Du — zuvor hieß er mich Ihr, weil ich Magister war — und sagte mir alle Gunst ab." Sein Vater schrieb unter anderem: „Siehe zu, daß es nicht ein teuflischer Betrug gewesen, was du für göttliche Mahnung hältst. Hast du nicht gehört, daß man den Eltern soll gehorsam sein und nichts hinter ihrem Wissen und Rat anfangen?" Luther aber dachte: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Damals nun verlor Luthers Vater zwei seiner Söhne an der Pest. Seine Freunde trieben ihn an, er solle Gott sein Liebstes opfern, indem er seinen ältesten Sohn, der ihm außer drei Töchtern geblieben war, in den Gott geheiligten Stand treten lasse. So gab der Vater endlich seine Zustimmung, indem er sprach: „Es gehe hin; Gott gebe, daß es wohl gerate."

c) **Das Probejahr.** Schon am Tage nach seinem Eintritt wurde Luther feierlich in den Mönchsorden aufgenommen. Der Prior des Klosters hielt eine Ansprache, und Luther gelobte, stets gehorsam zu sein, nichts mehr sein Eigentum zu nennen und immerdar keusch und sittlich zu leben. Darauf sprachen die Mönche Gebete, sangen feierliche Lieder und kleideten den jungen Gelehrten in das schwarze Ordensgewand.

Der Neueingetretene hatte zunächst ein Probejahr zu bestehen. Luther hatte sich vorgenommen, im Kloster nur seinem Gott zu leben, recht fleißig zu studieren und eifrig zu beten. Das war aber den Mönchen nicht recht; denn sie meinten: „Nicht mit Studieren, sondern mit Betteln dient man dem Kloster!" Es blieben ihm nun die niedrigsten Dienstleistungen nicht erspart, da vor allem in dem Neuling der eigene Wille gebrochen und der Hochmut überwunden werden sollte. Mit Freude hingen daher die Mönche dem ehemaligen Magister den Bettelsack um, damit er in den Straßen der Stadt von den Bürgern Brot, Eier, Fleisch und Geld sammele. Fühlte er auch selbst wenig von solcher Herabwürdigung, da er von dem heißen Wunsche beseelt war, die Ordensgelübde der Armut und des Gehorsams treu zu erfüllen, so nahmen doch die Lehrer der Universität hieran Anstoß. Sie baten den Prior, daß man ihn solcher demütigenden Arbeiten überhebe. Auch der Oberaufseher sämtlicher Augustinerklöster in Deutschland, Johann von Staupitz, der ihn bei einer Klosterprüfung kennen lernte, verwendete sich für ihn, daß man ihn milder behandle und ihm Zeit zum Studieren lasse. Luther warf sich nun

mit allem Eifer auf das Studium der heiligen Schrift und durchlas sie so oft, daß er jeden Spruch beim ersten Griff darin finden konnte und sein hoher Gönner, Johann von Staupitz, sich darob verwunderte.

In der Klosterkirche mußte er zu den sieben täglichen Betstunden erscheinen, zuerst um Mitternacht, dann beim ersten Hahnenkrähen, dann um sechs, neun, zwölf, drei Uhr und am Abend. Auch übte er sich fleißig im Fasten. Oft aß er drei Tage lang keinen Bissen Brot und nahm keinen Trunk zu sich. Oft zwang er sich, Nächte hindurch nicht zu schlafen und harten Winterfrost zu ertragen. Solche Bußübungen hielt er für verdienstlich. Sagt er doch später selbst: „Ich war überzeugt, ich würde mit solcher harten, sauern Arbeit Gott einen großen Dienst thun. Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe meinen Orden so streng gehalten, daß ich's nicht aussagen kann. Ist je ein Mönch in den Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineinkommen sein. Das müssen mir bezeugen alle Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, noch zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit."

d) **Die Priesterweihe.** Nach Ablauf des Probejahres sollte Luther zum Priester geweiht werden. Bei dieser Feier sah er seinen Vater zum erstenmal wieder, seitdem er ins Kloster eingetreten war. Dieser folgte der Einladung des Sohnes und kam mit stattlichem Gefolge von Freunden und Verwandten zu der Feier.

In der Klosterkirche versammelten sich viele angesehene Personen, geistliche und weltliche Herren. Der Bischof legte samt allen anwesenden Priestern die Hände auf das Haupt des jungen Mönches. Dann hing er ihm das Priesterkleid über die Schulter, salbte ihm die Hände mit dem heiligen Öl, reichte ihm auch den Kelch mit dem Weine, legte ihm nochmals die Hände auf und sprach: „Nimm hin den heiligen Geist, welchen du die Sünden erlassen wirst, denen sind sie erlassen, und welchen du sie behalten wirst, denen sind sie behalten."

Sogleich waltete der junge Priester seines Amtes. Er las seine erste Messe. Vor dem Altar sprach er leise lateinische Gebete, die von Gesang und Musik begleitet wurden. Dann legte er das Brot zurecht und vermischte den Wein mit Wasser. Wieder sprach er Gebete und weihte Brot und Wein mit den Worten: „Das ist der wahre Leib und das wahre Blut unseres Herrn Jesu Christi." Darauf erfolgte die Austeilung des heiligen Abendmahles. Er trank aus dem Kelche und reichte den Umstehenden das Brot. Unter Gesängen und Gebeten schloß die Feier.

Über Tisch brachte der junge Priester das Gespräch auf seinen Eintritt in das Kloster und sprach mit seinem Vater, der ihn nun nicht mehr mit

„Du", sondern mit „Ihr" anredete, noch nachträglich seine Einwilligung zu dem eigenmächtigen Schritte seines Sohnes gab und sich mit ihm aussöhnte.

e) **Seine Seelenkämpfe.** Die neue Würde brachte dem jungen Priester neue Sorgen und neue Ängste; denn tiefernst nahm er es mit seinem Gelübde, sich und sein Leben Gott zu weihen. Und doch, soviel er auch studierte und betete, fastete, wachte und seinen Leib kasteite, er fand keinen Frieden in seinem Innern. Wenn er oft am andächtigsten war, so stieg doch der Zweifel in ihm auf. Als Zweifler trat er dann zum Altar, als Zweifler verließ er ihn wieder; und wenn er seine Buße gesprochen hatte, so zweifelte er abermals. Er hielt täglich Messen, und in jeder Messe rief er drei Heilige an, er mattete seinen Leib ab mit Fasten und Wachen, aber er fand keinen Frieden. In dem Liede: „Nun freut euch, lieben Christen gemein" hören wir von dem Zustand seines Herzens, wenn er singt:

„Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod ich war verloren,
Mein' Sünd' mich quälte Nacht und Tag,
Darin ich war geboren.
Ich fiel auch immer tiefer drein,
Es war kein Gut's am Leben mein,
Die Sünd' hat mich besessen.
Mein' guten Werk', die galten nicht,
Es war mit ihn' verdorben;
Der freie Will' haßte Gott's Gericht,
Er war zum Gut'n erstorben:
Die Angst mich zu verzweifeln trieb,
Daß nichts denn Sterben bei mir blieb,
Zur Höllen mußt ich sinken."

So hat er oft heftig mit sich gerungen. Die Stille des Klosters und das eifrige Studium der heiligen Schrift förderte aber seine innere Entwickelung so sehr, daß die entscheidende Wendung für sein inneres Kämpfen und Arbeiten eintrat, noch ehe er das Kloster verließ. Besonders stand ihm der edle Johann von Staupitz zur Seite, der sich ebenfalls in die heilige Schrift vertiefte. Ihm hat Martin Luther sein Herz erschlossen und seine Ängste und Zweifel in religiösen Dingen mitgeteilt. Einst, als zwischen beiden die Rede auf die Buße kam, sagte Staupitz: „Es ist keine wahre Buße als die, welche aus der Liebe Gottes und seiner Gerechtigkeit herfließt." Dies Wort haftete in Luthers Seele. Er forschte in der Schrift und hatte die Freude, zu finden, wie alle Worte der Schrift mit diesem Satze übereinstimmten, so daß, wenn's früher in der ganzen heiligen Schrift kein bittereres Wort für ihn gegeben hatte, nachher ihm nichts süßer und lieblicher klang als das Wort Buße.

Auch ein alter Klosterbruder hat mit seinen Worten tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Als er ihm sein Leid klagte, verwies ihn dieser auf die Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden" und fügte hinzu: „Aber glaube du nun auch, daß durch ihn die Sünden dir vergeben werden." Da fand er in der heiligen Schrift den Spruch: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." Tag und Nacht, so erzählt er später, habe er nun überlegt und in der heiligen Schrift gelesen. Endlich habe ihn der barmherzige Gott erkennen lassen, daß Paulus und das

Evangelium eine Gerechtigkeit verkünden, welche uns durch Gottes Gnade geschenkt werde, indem Gott denen, die an sein Gnadenwort glauben, die Sünden vergebe, sie gerecht mache und ihnen das ewige Leben schenke. Damit habe sich ihm die Pforte des Paradieses erschlossen, und von hier aus sei ihm sein Gewissen getröstet und aufgerichtet worden.

Diese Erkenntnis, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben, war die herrliche Frucht seines Aufenthaltes im Erfurter Kloster.

4. Luther als Professor in Wittenberg. Luther hatte sich im Kloster eine große Gelehrsamkeit erworben. So kam es, daß ihn, den kaum 25jährigen Mann, Johann von Staupitz im Jahre 1508 als Lehrer für die neu gegründete Universität Wittenberg empfahl.

Die Universität Wittenberg war im Jahre 1502 von Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen gestiftet worden. Treue Fürsorge für sein Land, aufrichtige Liebe zur Wissenschaft und tiefe Religiosität hatten den Entschluß in ihm gereift, eine hohe Schule für seine Länder zu gründen. Vor allem war er darauf bedacht, ausgezeichnete Lehrer für die neue Anstalt zu gewinnen. Er fragte dabei Johann von Staupitz um Rat. Dieser nun erinnerte sich sogleich des ausgezeichneten jungen Augustiners im Erfurter Kloster und empfahl ihn dem Kurfürsten. So kam Luther 1508 nach Wittenberg.

Die Abreise von Erfurt ging so eilig, daß kaum seine nächsten Freunde etwas davon erfuhren. In Wittenberg, das dem von Erfurt Kommenden sehr armselig erscheinen mußte — es war damals eine dürftige, schlecht gebaute Stadt von etwa 3000 Einwohnern — hatte er anfangs die philosophischen Wissenschaften zu lehren, weil er in Erfurt Magister der Philosophie geworden war. Das war ihm nicht lieb, und er hätte dieses Fach gerne mit dem der Theologie vertauscht. Doch ging sein Wunsch vorläufig nicht in Erfüllung.

5. Luther in Rom. a) **Reise nach Rom.** Im Jahre 1510 erhielt Luther durch Johann von Staupitz, dem Oberaufseher sämtlicher Augustinerklöster in Deutschland, den Auftrag, nach Rom zu reisen, um dort die Entscheidung einer Streitfrage herbeizuführen, die sich innerhalb des Augustinerordens erhoben hatte. Es war das ein Beweis, welches große Vertrauen man dem jungen Augustinermönch hegte.

So zog Luther nach Rom, dem Sitze des heiligen Vaters. Mit fröhlicher Hoffnung trat er in Begleitung eines anderen Mönches die lange und beschwerliche Reise an, hoffte er doch zu Rom, der heiligen Stadt, vollend Ruhe und Frieden für seine bekümmerte Seele zu finden. Denn von Jugend an hatte er Rom als den heiligsten Ort der Erde rühmen hören. Hier hoff er den heiligen Vater zu sehen, wie er bittend für die ganze Christenheit

Hände erhob; zahlreiche fromme Geistliche glaubte er zu finden und Tausende von Gläubigen auch, wie sie in den Kirchen auf den Knieen lagen und beteten. In Rom, so meinte er, müßten die Leute am besten und frömmsten sein.

Nach einer Wanderung von sechs Wochen erblickte er die vieltürmige Stadt von ferne. Als er ihrer ansichtig ward, fiel er auf die Erde nieder und sprach: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!"

b) **Erfahrungen in Rom.** In Rom fand Luther vieles anders, als er gedacht. Er kehrte in einem Augustinerkloster ein und genoß dessen Gastfreundschaft. Als er mit den Brüdern des Klosters zu Tische saß, hörte er, wie diese über das heilige Abendmahl spotteten. Und während ihn zu Hause, so oft er vor dem Altar Brot und Wein segnete, jedesmal eine große Angst vor dem heiligen und gerechten Gotte überfiel, hörte er die Mönche Roms lachen und sich rühmen, wie sie über dem Brot und Wein die Worte sprächen: „Du bist Brot und wirst Brot bleiben, du bist Wein und wirst Wein bleiben."

Voller Andacht war er nach Rom gekommen und hoffte seinem Gemüt Frieden zu gewinnen. Er erzählt später selbst: „Ich war in Rom auch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und glaubte alles, was daselbst erlogen war. Ich habe auch wohl zehn Messen zu Rom gehalten und war mir dazumal sehr leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit meinen Messen und anderen köstlichen Werken und Gebeten." Wie es beim Messelesen zuging, darüber berichtet er: „Ich habe in Rom sehr viele Messen halten sehen, so daß mir grauet, wenn ich daran denke. Es ekelte mir, daß sie so rips, raps Messe lesen konnten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Ehe ich zum Evangelio kam, war man oft mit vielen Messen fertig und rief mir zu: „Weg, weg! Mache, daß du fertig wirst!"

Hier in Rom hatte er also Gelegenheit, die Gebrechen der Kirche an ihren Dienern kennen zu lernen. Wie erstaunte er über die unglaubliche Unwissenheit der Priester und Mönche! Selten fand er einen, der die heilige Schrift auch nur dem Namen nach kannte. Und was für ein sittenloses Leben führten sie! Und wie sah es in den Kirchen aus! Da war keine Spur von einer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Die öffentlichen lateinischen Gebete verstand kaum der Priester; man begnügte sich daher, den Rosenkranz*) herzuplappern, und überließ das übrige den Heiligen und dem Ablasse. Viele kamen in die Kirche, um sich zu unterhalten; ja es schien oft so recht darauf abgesehen zu sein, den Anwesenden eine Belustigung zu bereiten.

---

*) Der Rosenkranz ist eine Schnur mit einer Anzahl größerer und kleinerer Kügelchen oder Perlen, nach deren Verteilung und Zahl man das Vaterunser und den Gruß der Maria (das Ave Maria — den Gruß des Engels Gabriel an die Jungfrau Maria in Nazareth) betet, welch letzterer also lautet: „Gegrüßet seist du

So erschien z. B. am Aschermittwoch gewöhnlich ein schlechter Kerl barfuß und zerlumpt in der Kirche, und jung und alt war nun bemüht, ihn zu foppen, zu knuffen, zu stoßen und ihn endlich unter lautem Gelächter zum Tempel hinauszujagen. Man nannte das „den alten Adam austreiben". Am Abend desselben Tages und auch an den beiden folgenden Tagen gab es noch andere Belustigungen. Nach und nach wurden alle Lichter in der Kirche ausgelöscht, und nun begann eine greuliche Katzenmusik mit Schreien, Pfeifen, Toben und Lärmen. Das war die Rumpelmette.

Auch von einem sonderbaren Heiligtume hörte Luther. Das war die Pilatustreppe, die angeblich vom Gerichtshause in Jerusalem nach Rom gekommen sein sollte. Flugs lief er hin und rutschte auf den nackten Knien die 28 Stufen hinauf und wieder herab, um den Ablaß zu empfangen, welchen der Papst denen, die solches Werk verrichten würden, versprochen hatte. Es war ihm aber dabei zumute, als wenn ihm eine Donnerstimme zuriefe: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben."*)

Auch sein Nationalstolz wurde in Rom oftmals beleidigt, wenn man geringschätzig von den dummen Deutschen oder den deutschen Bestien sprach.

Tiefes Leid im Herzen über den grenzenlosen Verfall der Kirche und über die himmelschreiende Unwissenheit und Verwahrlosung des armen Volkes trat er nach vierwöchentlichem Aufenthalt den Heimweg an. Nicht länger, als nötig, war er geblieben. In Wittenberg angekommen, erzählte er wohl: „Je näher Rom, desto ärgere Christen. Wer zum erstenmal nach Rom geht, der sucht einen Schalk, zum zweitenmal findet er ihn, zum drittenmal bringt

---

Holdselige, der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern! Heilige Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens!" Man unterscheidet den großen und den kleinen Rosenkranz. Der große Rosenkranz hat 150 Kugeln für das Ave Maria und zwischen je zehn davon eine Kugel für das Vaterunser. Wer also nach dem großen Rosenkranz betet, hat das Vaterunser 15 mal, das Ave Maria 150 mal zu beten. Wer nach dem kleinen Rosenkranz betet, hat nur 5 Vaterunser und 50 Ave Marias zu beten. Der kleine Rosenkranz ist der gewöhnliche. Nach jedem Ave Maria läßt man eine kleine, nach jedem Vaterunser eine große Kugel fallen. Ist die letzte Kugel durch die Finger geglitten, so ist die vorschriftsmäßige Zahl von Gebeten verrichtet. Jesus spricht Matth. 6, 7: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen."

*) Im Anschluß an die Pilatustreppe kann vom Mißbrauch der Reliquienverehrung gesprochen werden.

Wenn schon der Heiligendienst an und für sich als Götzendienst bezeichnet werden muß, so wurde er dies besonders dadurch, daß man ihn an die Bilder und Überreste, Reliquien, der Heiligen knüpfte. Man schrieb solchen Überbleibseln Wunderkraft zu und beugte vor ihnen andächtig die Kniee. Am höchsten schätzte man freilich die Reliquien, welche vom Herrn Jesus selbst herkamen. Seit den Kreuzzügen wurde ein schwunghafter Handel damit betrieben und alle Länder damit überschwemmt. Aber auch die Knochen und sonstigen Überbleibsel der Heiligen waren ein sehr begehrter Handels-

er ihn mit hinaus.“ Oder er wünschte: „Ich wollte nur wünschen, daß ein jeder, der Priester werden soll, zuvor in Rom gewesen wäre und gesehen hätte, wie es da zugeht. Es ist gar nicht zu sagen und zu glauben, wie arg es dort ist. Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebauet. Rom ist die heilige Stadt gewesen, aber die allerärgste geworden.“

Und doch war diese Reise nach Rom für sein späteres Auftreten von großer Wichtigkeit. Er selbst faßt den Gewinn seiner Romfahrt in die Worte zusammen: „Ich wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht Rom gesehen hätte; ich müßte sonst immer besorgen, ich thäte dem Papste Gewalt und Unrecht. Aber was wir sehen, das reden wir.“

6. Luthers Eid auf die Bibel. Luther berief sich in seinem Kampfe gegen den Ablaß immer auf die Bibel. Das hatte seinen guten Grund. Denn nachdem er nach Wittenberg zurückgekehrt war, gab er sich aufs eifrigste dem Studium der heiligen Schrift hin, wie er es schon früher im Kloster zu Erfurt gethan. Es war nicht lange nach der Rückkehr aus Rom, da stand er eines Tages mit Staupitz unter dem großen Birnbaume im Klostergarten. „Bruder Martin,“ hob Staupitz feierlich an, „es ist von mir und allen Brüdern beschlossen worden, daß Ihr der heiligen Schrift Doktor werdet.“ Da erschrak Luther, denn er hatte nie nach Ehre und Titeln gestrebt, fing an, aufs demütigste sich zu entschuldigen und sprach schließlich: „Ihr bringt mich um mein Leben. Ich bin ein schwacher, kranker Bruder, der nicht mehr lange zu leben hat, darum seht Euch nach einem tauglicheren und

---

artikel, wie es denn überhaupt keinen einträglicheren Handel gab als den mit Reliquien. Die wunderlichsten Dinge fanden willig ihre Käufer und Verehrer: Stücke und Splitter von der Krippe, in der Jesus gelegen, und von seinem Kreuz, Nägel und Spieße, die bei seiner Kreuzigung gebraucht worden waren, Stacheln aus seiner Dornenkrone, seine Windeln, Stücke von seinem ungenähten Rock, auch sein ganzer Rock (der noch heute im Dome zu Trier aufbewahrt wird, als die vornehmste Reliquie in Deutschland gilt, erst im Jahre 1891 ausgestellt wurde und einen solchen Erfolg erzielte, daß über eine Million Pilger an ihm vorüberzogen und ihm ihre Verehrung bezeugten), sein Purpurmantel, sein Schweißtuch, das Tuch, womit der Tisch bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls gedeckt gewesen war, die Thränen, die Jesus am Grabe des Lazarus geweint, ein Tropfen von seinem Blute, Knochen, Zähne und Haare der Apostel, Kleider der Maria, ein Strahl von dem Stern der Weisen aus dem Morgenlande, etwas von dem Schall der Glocken zu Jerusalem, eine Sprosse von der Himmelsleiter, die Jakob im Traume sah, ein Gläschen voll ägyptischer Finsternis, ein Stück vom Leibe des Erzvaters Isaak, Reste vom Manna, Stückchen vom brennenden Busch des Moses, Stücke von den Wasserkrügen zu Kana, ja sogar ein Rest des Weines, in den Jesus auf der Hochzeit zu Kana das Wasser verwandelt hatte, einen der Steine, mit denen Stephanus gesteinigt wurde und viele andere herrliche Sachen. In der Stadt Halle allein hatte der Erzbischof Albrecht von Mainz einen Reliquienschatz von 9000 Stück zusammengebracht, den er dort für Geld sehen ließ. Wie groß auch der Unsinn war, er wurde dennoch geglaubt, und dieser Glaube füllte den Priestern und Mönchen die Säckel.

gesünderen Bruder um." Da erwiderte Staupitz scherzweise: „In Gottes Namen, unser Herrgott bedarf droben auch kluger Leute; wenn Ihr sterbet, so müßt Ihr dort sein Ratgeber sein. Und was die Unkosten belanget, so will unser gnädigster Kurfürst dieselben bezahlen. Darum folget, wie Ihr mir schuldig seid." Da willigte Luther endlich ein.

Es war am 18. Oktober 1512 mittags 1 Uhr. Da fand in der Schloßkirche zu Wittenberg vor sehr vielen Herren der Universität, des Hofes und andern ehrwürdigen Männern eine öffentliche Prüfung Luthers statt. Er disputierte in lateinischer Sprache mit gelehrten Männern über Sätze aus der heiligen Schrift. Am folgenden Tage läuteten die Glocken wieder zur Kirche. Es versammelten sich dieselben Gäste wie tags zuvor, auch Bürger und Studenten. Zuerst wurde ein Gottesdienst gehalten. Darauf folgte eine Rede Luthers. Dann kam der Augenblick, in welchem er vor Gott und allen Zeugen den Eid leistete. Er sprach mit fester, lauter Stimme: „Ich schwöre, die heilige Schrift mein Lebenlang zu studieren, die evangelische Wahrheit zu lehren und zu predigen und den rechten christlichen Glauben nach Kräften zu verteidigen und wider alle Irrlehren zu vertreten, so wahr mir Gott helfe!" Zuletzt empfing er einen goldenen Ring und ein Barett, den sogen. Doktorhut. So war Luther mit 29 Jahren Doktor der heiligen Schrift geworden.

Er verwaltete nun auch seine Ämter nach dem ihm abgenommenen Schwure. In allen seinen Vorlesungen und Predigten ging er immer von der Bibel aus, lehrte dieselbe, wie er sie erkannt und erfaßt hatte, und erregte dadurch ein solches Aufsehen, daß die Jünglinge von nah und fern herbeieilten, um den außerordentlichen Mann zu hören. Wenn er auf dem Katheder stand, so herrschte lautlose Stille in dem gedrängt vollen Hörsaale, und wenn er die Kanzel bestieg, so vermochte die Kirche die Menge der Zuhörer nicht zu fassen.

Durch diesen Eid auf die heilige Schrift fühlte er sich später in seinem Gewissen verpflichtet, dem Papsttum entgegenzutreten, als es die Lehre der heiligen Schrift nicht gelten lassen wollte. Er selbst sagt darüber: „Ich bin dazu berufen und gezwungen worden, daß ich mußte Doktor werden, ohne meinen Dank, aus lauter Gehorsam. Da habe ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren. Über solchem Lehren ist mir das Papsttum in den Weg gefallen und hat mir's wollen wehren: darüber ist's ihm aber gegangen, wie vor Augen, und soll ihm noch immer ärger gehen, sollen sich meiner nicht erwehren. Dieweil ich ein geschworener Doktor der heiligen Schrift bin, bin ich froh, daß sie mir Gelegenheit giebt, meinem Eide genug zu thun."

B. Vertiefung.*)

1. Was ist über die Erziehung Luthers im Elternhause zu urteilen?

Dieselbe ist streng, fast zu streng. Beweise das mit Aussprüchen Luthers! Woher mochte das kommen? Einmal aus der Armut der Eltern und den damit verbundenen großen Sorgen für Erziehung und Unterhalt, dann aber auch, weil sie ihren Sohn zu einem tüchtigen Manne erziehen wollten. Doch ist diese Strenge nur ein Ausfluß ihrer Liebe, denn „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es" oder „Je lieber das Kind, je schärfer die Rute." Übergroße Strenge allein aber thut's nicht. Luther hat Recht, wenn er spricht: „Es muß der Apfel bei der Rute liegen." Was heißt das? Doch hat Luther auch die Liebe seiner Eltern in reichem Maße erfahren, wie er später selbst gerühmt hat.

Ob diese große Strenge für Luther gut ist? Einesteils nicht, denn sie macht ihn überaus schüchtern, ängstlich und scheu, und das war gewiß nicht gut. Anderenteils aber schärft sie auch sein Gewissen, so daß er auch Gott gegenüber jede Schuld und Sünde tief und nachhaltig empfindet und nicht leichten Herzens sich über Sünde und Schuld hinwegsetzen kann. Und weil das so ist, so geht er nachher ins Kloster, um ein gottesfürchtiger Mann zu werden. Seine Eltern haben ihn also durch ihre Strenge ins Kloster getrieben, ohne daß sie es gewollt und ohne daß sie damit einverstanden gewesen wären. In der strengen Erziehung im Elternhause ist aber auch die erste Ursache seines Auftretens gegen den Ablaß zu suchen.

2. Was ist über die Erziehung in der Schule zu urteilen?

Dieselbe ist ebenfalls zu streng und hart; es fehlt ihr der Sonnenschein der Liebe. Gute Früchte in der Schule sind nur da zu erzielen, wo von Lehrern und Schülern das Wort gilt: „Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe." Die Schuld an solchen Zuständen tragen die Lehrer. Daß man Gott nur als den zornigen Richter hinstellt, steht im Gegensatz zu den Lehren der Bibel, wonach seine Gnade und Barmherzigkeit viel größer als seine Gerechtigkeit ist. Schon der Schluß der Gebote sagt, daß Gott straft der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, daß er aber Barmherzigkeit übt bis in tausend Glied.

3. Inwiefern zeigt Luther schon in seiner Jugend, daß er einst ein braver Mann werden würde?

a) Durch seinen Fleiß. Trotzdem er unter bitterster Armut zu leiden hat, lernt er doch mit größtem Eifer, macht große Fortschritte, bereitet Eltern und Lehrern dadurch Freude und gewöhnt sich so an Fleiß und Arbeit, daß

*) Dieselbe kann, falls die Darbietung des Stoffes zeitlich sich zu weit ausdehnen sollte, auch gleich nach der Zusammenfassung eines jeden der sechs Hauptabschnitte erfolgen.

er auch später nie dem Müßiggange zugethan ist. „Fleiß ist des Glückes Vater.“ „Was ein guter Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten.“ Sein Fleiß auch führt ihm die erste Bibel in die Hand, das Buch, dem er sein ganzes Leben in treuem Fleiß gewidmet hat. Sein eifriges Lernen macht ihn sogar krank und elend.

b) Durch seine Klugheit, die nur eine Folge seines Fleißes ist. Mit seinem Vater führt er verständige Reden, in Eisenach ist er allen seinen Mitschülern weit voraus, in Erfurt beteiligt er sich fleißig an Disputationen, besteht alle seine Prüfungen glänzend und gilt im Kreise seiner Freunde als gelehrter Philosoph.

c) Durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit. Sinnend betrachtet er mit seinem Vater die Heiligenbilder, andächtig schaut er nach den Sternen des Himmels, singt er auf dem Chore der heimatlichen Kirche und vor den Thüren den Brotreigen, betet mit heißer Inbrunst zu der Jungfrau Maria, zu den Aposteln und Heiligen, kehrt immer wieder zu der gefundenen Bibel zurück, um sie kennen zu lernen, beginnt auch auf der Universität jeden Tag mit herzlichem Gebet und Kirchengehen und spricht: „Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert.“ Auf ihn paßt der Vers:

„Das walte Gott, der helfen kann,
Mit Gott fang ich die Arbeit an,
Mit Gott nur geht es glücklich fort,
Drum ist auch dies mein erstes Wort:
Das walte Gott!“

und auch das Sprichwort:

„Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf,
Das ist der beste Lebenslauf.“

Er hat das Bibelwort befolgt: „Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchen wird es zuletzt wohlgehen“ und „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen . . .“

d) Durch seine Liebe zur Wahrheit. Die strenge Erziehung im Elternhause hat ihm diese Wahrheitsliebe eingepflanzt. Sie spornt ihn an zu fleißigem Lernen, sie treibt ihn ins Kloster, sie zwingt ihn zum Kampfe gegen Ablaß und Papst und endlich zum vollen Bruch mit der katholischen Kirche. Wohl ist er lange im Irrtum befangen, denn Irren ist menschlich, besonders Irrtum in religiösen Dingen in damaliger Zeit, aber von ihm gilt das Dichterwort:

„Das sind die Weisen,
Die durch den Irrtum zur Wahrheit reisen;
Die bei dem Irrtum verharren,
Das sind die Narren.“

e) Durch seine Liebe zu den Elenden und Verlassenen. Er selbst hat lange genug zu den Elenden und Verlassenen gezählt. Er hat das Mit-

leid und die Barmherzigkeit der Menschen angerufen in Magdeburg und Eisenach, er hat barmherzige Bruderliebe kennen gelernt durch Frau Cotta, er hat erfahren, wie ein treuer Freund, Johann von Staupitz, sich seiner Seelennot angenommer und ihm den rechten Weg zum Seelenfrieden gezeigt hat. Kein Wunder, daß er selbst sich später der Verlassenen angenommen, für sie gekämpft und gerungen, geduldet und gelitten hat. Er ist darin ein wahrer Jünger seines Heilandes, der das Wort spricht: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken." (Was heißt das? Weiter ausführen und auf Luther und seine Zeit anwenden!)

Luther ist also schon in seiner Jugend ein leuchtendes Vorbild, dem nachzustreben jedes deutsche Kind eifrig bemüht sein soll.

„Du bist ein deutsches Kind, so denke dran,
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer,
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr."

4. Was ist über Luthers Aufenthalt im Kloster zu urteilen?

a) Über die Beweggründe. Es sind äußere und innere Beweggründe. Die letzteren geben den Ausschlag. Es ist die Angst und Furcht vor dem strafenden Gott. Ihn will er versöhnen, seine Gnade will er erwerben. Das ist das Höchste, wonach ein Mensch streben, aber auch das Einzige, was wahrhaft Ruhe und Frieden gewähren kann. Denn darauf kommt es Luther an, nicht auf Wohlleben und Müßiggang, wie den meisten andern Mönchen. Die gute Absicht, die ihn ins Kloster führt, gefällt uns also, obgleich er dadurch seinen Vater schwer betrübt, ja gegen dessen ausdrücklichen Willen handelt, ihm also ungehorsam ist und scheinbar gegen das 4. Gebot sündigt. Der Drang, hinter stillen Klostermauern den verlorenen Seelenfrieden zu suchen, ist so stark in ihm, daß er, wie einst Samuel in der Stiftshütte, Gottes Ruf zu vernehmen glaubt. Und diesem Rufe muß er folgen nach dem Worte des Apostels Petrus: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

b) Über seine Seelenkämpfe. Freudig giebt er alle äußeren Ehren, die er auf der Universität genießt, dahin, um seinem Gott zu dienen. Er hängt nicht wie der reiche Jüngling sein Herz an irdische Güter, an Ehre und Ansehn, eine hohe, glänzende Stellung: er ist ein wahrer Jünger Christi, von dem der Liedervers gilt:

„So will ich denn dir, meinem Herrn ..." (Mir nach, spricht Christus ... V. 7)

Er hat gekämpft: mit den Vorurteilen seiner guten Freunde und Lehrer, die ihn zu etwas Höherem bestimmt glauben; mit dem kindlichen Gehorsam gegen seinen Vater, der einen berühmten Rechtsgelehrten aus ihm machen will; gegen den Spott und Hohn, den sowohl die Mönche, als auch seine guten Freunde dafür haben, daß er, der hochgelehrte Magister, so niedrige und in

ihren Augen entehrende Arbeiten verrichten muß. Allein das hat ihn nicht angefochten; er folgt nur dem Worte des Heilandes: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach . . . . .“ Trotz aller Hindernisse folgt er also dem Zuge seines Herzens — „der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“ —, und kämpft mit großer Beharrlichkeit und Ausdauer um seinen Seelenfrieden. „Wer ausharret, wird gekrönt.“ — „Hoffnung läßt nicht zu schanden werden.“ — „Durch Ausdauer gelangt man zum Ziel.“ Diese Beharrlichkeit und Ausdauer gefallen uns sehr. Erst als er erkannt hat, daß alle die äußeren sogen. guten Werke nicht zum Ziele führen, erst als Staupitz und ein alter Klosterbruder ihn auf die Gerechtigkeit durch den Glauben aufmerksam machen, da geht es ihm wie Offenbarung aus Himmelshöhen auf: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben“ — „So halten wir es nun . . .“ — „Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen . . .“ Und mit dieser Erkenntnis begnügt er sich nicht, er sucht und sucht in der heil. Schrift nach den Beweisen dieser Wahrheit, vergleicht Lehre und Wandel Christi und der Apostel damit und findet sie bestätigt. „Suchet, so werdet ihr finden.“ Und er hat den Frieden gefunden; er kann später mit dem Apostel sagen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

Auch wir freuen uns mit ihm des glücklichen Erfolges, hat er doch die evangelische Wahrheit nicht für sich allein, sondern für uns alle erkämpft, damit wir durch den lebendigen Glauben den Weg zur Seligkeit finden könnten. Von uns gilt nur das Dichterwort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast . . .“

5. Was ist über Luthers Reise nach Rom zu urteilen?

Wie die Kreuzfahrer beim Anblick Jerusalems, so sinkt auch Luther beim Anblick Roms in die Kniee und spricht: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!“ Einen solchen schwärmerischen Glauben wollen wir nicht verachten; er lag im Zuge der Zeit und auch im Charakter Luthers.

a) Was mißfällt uns an den Mönchen? Sie führen gotteslästerliche Reden, indem sie des heiligen Abendmahls spotten. Statt zu sagen: „Das ist der wahre Leib und das wahre Blut Christi,“ sprechen sie: „Du bist Brot und bleibst Brot, du bist Wein und bleibst Wein.“ Sie glauben also nicht an die Verwandlung, lügen und betrügen die Menge der Gläubigen, die die lateinischen Worte nicht versteht, sündigen also gegen das 2. und auch gegen das 8. Gebot, indem sie Gottes Namen mißbrauchen und den Nächsten fälschlich belügen.

b) Was mißfällt uns an dem kirchlichen Leben Roms? Es ist nur äußere Werkheiligkeit, Lippendienst, kein wahrer Gottesdienst. Von den Römern heißt es: „Dies Volk nahet sich zu mir . . . .“ Sie entweihen die heilige Stätte durch allerlei Narrenspiel, so daß, wie einst im jüdischen

Tempel, wohl auch hier eine Reinigung nötig gewesen wäre. Der Gottesdienst kann aber nicht anders sein, denn die Priester taugen nichts, sind unwissend, faul, träge, dem Müßiggang und allen Lastern ergeben: „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ Und die Priester können nicht anders sein, denn ihr Oberhaupt, der Papst, taugt nichts. „Wie das Haupt, so die Glieder“ — „Wie der Herr, so der Knecht“ — „Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut.“ Die Kirche gleicht einem großen Organismus, der krank und faul an Haupt und Gliedern ist.

c) Was hat Luther in Rom gelernt? Sein Glaube an die Heiligkeit Roms und des Papstes ist erschüttert; sein Glaube an die Macht der guten Werke ist geschwunden; er kehrt als ein neuer Mensch nach Wittenberg zurück. Die Reformation hat sich am eigenen Innern vollzogen; er ist in Rom recht eigentlich zum Reformator geworden. Das ist der große Gewinn seiner Romfahrt, den er selbst klar erkennt. Ohne Romreise hätte er vielleicht niemals gegen den Papst gekämpft.

6. Was ist über Luthers Eid auf die Bibel zu urteilen?

a) Was gefällt uns an Luther? Zuerst seine Bescheidenheit; denn er weigert sich, die Doktorwürde zu erwerben. Er hält sich in seiner Demut einer solchen Würde gar nicht für wert. — Dann seine Pflichttreue. Er hält den Eid aufs gewissenhafteste, hat sein Lebenlang die Bibel studiert, die evangelische Wahrheit gelehrt und gegen ihre Feinde verteidigt. Er ist sich selbst, seinem Eide, Gott getreu geblieben bis zum Tode.

b) Was gefällt uns an Staupitz? Obgleich Luthers Vorgesetzter, ist er doch auch sein wärmster Freund. Er befreit ihn von niedriger Klosterarbeit, erleichtert ihm das Studium der heiligen Schrift, spendet ihm Trost in seinem Seelenkampfe, empfiehlt ihn als Professor nach Wittenberg, sendet ihn als Vertrauten nach Rom und nötigt ihn zur Ablegung der Doktorprüfung. Neidlos sieht er den Jüngeren emporsteigen und berühmter werden als sich selbst, er ist ein wahrer Freund und Gönner. An ihm hat Luther die Wahrheit des Sprichwortes erfahren: „Freund in der Not, Freund im Tod ....“ Wie Frau Cotta für Luthers leibliches Wohlbefinden sorgt, so Staupitz für dessen Seelenwohl. Beider Name wird daher unvergessen bleiben, denn

„Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blümlein, die im Sturm bestehn,
Sind Sternlein, die nicht untergehn.“

7. Zusammenfassung: Wie erzieht Gott Luther zu seinem Werkzeuge?

Gott läßt ihn in Armut und Niedrigkeit aufwachsen, damit er in Demut und Bescheidenheit, in unermüdlicher Geduld und gläubiger Ergebung in Gottes Willen des schweren Amtes warte, das Gott später auf seine Schul-

tern legt. — Gott giebt ihm fromme, strenge Eltern, damit die Frömmigkeit des Elternhauses sich tief in sein Herz grabe und ihm immer das Bekenntnis des Psalmisten vorschwebe: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet," damit er aber auch mit heiligem Ernst und sittlicher Strenge auf die Erfüllung der heiligen zehn Gebote in Christi Sinn und Geist achte. — Gott schickt ihm schwere Arbeit und bittere Sorge schon in seiner Jugend, um ihn abzuhärten gegen die Bergeslast von Arbeit und Sorge, die er später auf seine Schultern legen muß. — Gott läßt ihn in der Fremde, vor den Thüren der Leute in Magdeburg und Eisenach, die Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit der Menschen erfahren, damit er bei aller Herzenshärtigkeit der Welt lernen soll: „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen" — „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlaß dich nicht auf deinen Verstand" — „Vertrau auf Gott und laß ihn walten, er wird dich wunderbar erhalten." — Gott läßt ihn die barmherzige Nächstenliebe der Frau Cotta, die sich seines leiblichen Wohles, und des Dr. Johann von Staupitz, der sich seines Seelenwohles erbarmt, erfahren, damit er selbst später sich der leiblich und geistig Verlassenen und Elenden erbarme und ihnen Stab und Stütze werde in ihrer Not. — Gott läßt ihn auf der Universität die lateinische Bibel finden, damit sie ihm nach eifrigem Studium Regel und Richtschnur seines Glaubens und Lebens sei und er darnach erfahre: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm." — Gott führt ihn in die Stille des Klosters, damit er dort tiefere Einkehr in sich selbst halte und es immer lauter und vernehmlicher in ihm ertöne: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." — Gott führt ihn nach Rom, damit er die Verderbtheit der Kirche an Haupt und Gliedern kennen lerne und später entschlossen die Axt an die Wurzel des Papsttums lege. — Gott führt ihn als Professor nach Wittenberg, damit er die erkannte und erkämpfte Wahrheit nun auch in die Herzen der studierenden Jugend pflanzen und sie von dieser hinaustragen lassen könne in alle Welt.

So hat Gott ihn in der Zeit des Lernens und Werdens erzogen zu einem auserwählten Rüstzeug, zu dem Felsen, auf dem er von neuem bauen könne seine Gemeinde.

III. Verknüpfung.

1. Wie Gott Luther erzogen, so erzog er auch andere große Männer. Nennt Beispiele!

a) Moses. Auch er wird in Armut geboren, damit er das Elend seines Volkes kennen lerne. Er gerät in leibliche Not, damit eine Retterin, die Königstochter, sich seiner erbarme und ihn aufziehe in aller Kunst und Weis-

heit der Ägypter, damit er am Königshofe, unter sorgsamster leiblicher Pflege, ausgerüstet werde mit allen geistigen Gaben, die dem Führer eines großen Volkes notthun. — Auch Moses muß in der Fremde Not und Sorge, Arbeit und Mühe erfahren, damit er lerne, sich geduldig in Gottes Rat und Willen zu ergeben, damit er vor allem, wie in Ägypten die äußere Befähigung, so in Midian die innere Weihe zu seinem schweren Amte empfange. — Auch Moses wird, wie Luther aus der Stille des Klosters, aus der Stille der Wüste, vom schlichten Hirtenstabe weg, auf einen großen Kampfplatz gerufen, auf dem er kämpfen muß gegen seine Feinde, die Ägypter, aber auch gegen seine Freunde, das oft so halsstarrige Volk. — Wie Luther einen großen Teil seines Volkes aus der Knechtschaft des Papsttums erlöst hat, so führt Moses sein Volk aus der Knechtschaft Ägyptens, um ihm am Berge Sinai das Gesetz Gottes zu geben.

b) David. Auch er wächst in einem frommen Hause auf, pflegt schon früh innigen Umgang mit Gott, indem er auf den Fluren Bethlehems in Dichtung und Saitenspiel Gott verehrt. Auch er kommt an einen Königshof, damit er dort sich äußerlich vorbereite auf seinen königlichen Beruf. Auch er gerät durch Sauls Verfolgungen in die größte Leibesnot, lernt aber in der Schule der Trübsal Geduld und Ergebung in Gottes unabänderlichen Willen, so daß er nach langem Harren der Führer seines Volkes, ein König nach dem Herzen Gottes, und durch seine Sorge für Verbesserung des jüdischen Gottesdienstes ein Reformator des religiösen Lebens seines Volkes wird.

c) Christus. Auch er wird in Armut und Niedrigkeit geboren, muß Not und Verfolgung ertragen, hat schon in frühster Jugend unter der Bosheit und Hartherzigkeit der Welt zu leiden; sein ganzes Leben ist ein Leidensleben. Wie Luther in der Stille des Klosters, so wächst der Heiland in der Stille Nazareths auf, und wie der Bergmannssohn aus Eisleben, so zeigt auch der verachtete Zimmermannssohn aus Nazareth sehr bald, daß er ausgerüstet ist mit Kraft aus der Höhe und daß der Geist Gottes in ihm wohnt. Auch er führt ein einsames Wüstenleben voll Entsagungen und bitterer Seelenkämpfe, auch er geht aus den Versuchungen der Genuß-, Ehr- und Habsucht als Sieger hervor, verschmäht alle irdischen Güter und tritt so, wohl vorbereitet, vor sein Volk.

d) Johannes der Täufer. Schon vor seiner Geburt zum Bußprediger bestimmt, tritt er ebenfalls nach langer Vorbereitung in der Stille der Wüste als gewaltiger Bußprediger hervor, der der Buchstabengerechtigkeit der Pharisäer die wahre Reue und Buße entgegenstellt und immer wieder predigt: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“

2. Nennt Männer von großem Fleiß!

Karl der Große, Kolumbus, Luther. (Nachweis!)

3. Nennt Männer von unerschütterlicher Beharrlichkeit und Ausdauer!

(Siehe Kolumbus.)

4. Nennt Männer von ungeheuchelter Frömmigkeit!

(Ebenda.)

5. Welche Schulen besuchte Luther?

a) Stadtschule zu Mansfeld. Hier lernt er lesen, Schreiben, Einmaleins, Singen, muß die zehn Gebote, den christlichen Glauben, das Vaterunser und viele Psalmen auswendig lernen, treibt auch die Anfangsgründe des Lateinischen, um lateinische Lieder singen und lateinische Gebete (Pater noster, Ave Maria) beten zu können. Die Zucht ist streng und hart. Diese Schule vermittelt nur das Wissen, was die Knaben zu ihrem kirchlichen Leben brauchen. Schulzwang herrscht nicht, daher geringer Besuch.

b) Lateinschule zu Magdeburg und Eisenach. Hier wird nur Latein getrieben. Er lernt lateinische Wörter und Sätze, liest lateinische Redner, Dichter und Geschichtsschreiber und hält selbst schon kleine lateinische Reden. Kurrentschüler.

c) Hochschule oder Universität zu Erfurt. Fortsetzung des Studiums der lateinischen Sprache, lateinische Disputationen, Magisterprüfung. Dann Studium der Rechtsgelehrsamkeit.

Vergleiche diese Schulen bezüglich ihrer Leistungen und Unterrichtsgegenstände

aa) mit denen, welche wir bei Bonifatius und Karl dem Großen kennen gelernt haben! (Klosterschulen!)

bb) mit unseren heutigen Schulen!

6. Welche verschiedenen Klöster haben wir kennen gelernt?

a) Das Kloster zu Fulda. (Über Einrichtung und Segen der Klöster siehe Bonifatius!) Wie dieses Kloster eingerichtet war, so wurden auch später noch viele Klöster eingerichtet. Da herrschte Frömmigkeit, Enthaltsamkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Fleiß hinter den stillen Klostermauern. Da waren die Klöster Sitze der Bildung, der Gelehrsamkeit, Pflanzstätten der Kunst und Wissenschaft, eine Zuflucht der Bedrängten und Notleidenden. Das war die Blütezeit des Mönchtums.

b) Das Kloster zu Erfurt. Obgleich die Augustinermönche noch weit besser waren als die übrigen Mönchsorden, so ergaben sie sich doch dem Müßiggange. „Müßiggang aber ist aller Laster Anfang." So bettelten sie, vernachlässigten das Studium der heiligen Schrift, nahmen Luther die Bibel weg und sprachen: „Nicht mit Studieren, sondern mit Betteln dient man dem Kloster." Ihr Gottesdienst war nur äußerer Werk- und Lippendienst.

c) Das Kloster zu Rom. Am ärgsten waren die Mönche in Rom. Sie verspotteten das heilige Abendmahl, lästerten dadurch Gott, belogen und

betrogen das Volk, murmelten Messen und Gebete leichtfertig und gedankenlos her und bekümmerten sich um die Seelsorge gar nicht.

Das Leben in den Klöstern war damals ein ganz anderes als zur Zeit des Bonifatius. Die meisten Klöster lagen jetzt innerhalb der Städte. Statt wie in früheren Jahrhunderten den Wald zu roden, das Feld zu bebauen, Fluß, Bach und Teich nutzbar zu machen und sich also im Schweiße ihres Angesichtes ihr tägliches Brot zu verdienen, lebten die Mönche jetzt von fremder Hände Arbeit alle Tage herrlich und in Freuden, gaben sich dem Müßiggange, der Trägheit, der Bettelei und anderen weit verwerflicheren Lastern hin. Die Einkünfte der Klöster waren sehr groß. Alles, was rings um das Kloster wohnte, mußte ihm Zinsen und Abgaben entrichten. Darüber wird uns erzählt: „Schickte die Bäuerin viele Gänse zur Weide, so mochte es ihr auf die Zahl nicht ankommen, die sie dem Kloster als Abgabe liefern mußte; hatte aber ein armes Weib, eine Witwe mit hungrigen Waisen, sich nur zwei Gänse gezogen, und holte eine der Fuchs, so war es nie die des Klosters. Und wer nichts zu zinsen hatte an Frucht oder Vieh, wem keine Scholle einen Halm brachte, der mußte arbeiten und für das Kloster fronen. Ostern nahm die Eier, Pfingsten die Hennen, Michaeli die Garben, Sankt Martin (11. Novbr.) die Gans, all der besonderen Heiligen und Zufälle nicht zu gedenken, die zu verschiedenen Zeiten des armen Volkes Arbeit und Besitz für das Kloster forderten. Starb dann des Hauses Vater oder Sohn, die lebenslang so viel gezinst und gefront hatten, so nahm, um der Seelenmessen willen, wieder das Kloster das beste Gewandstück aus der Lade und das beste Viehstück aus dem Stalle. Ja, es war gut leben in den Klöstern damals.“ Frömmigkeit, Fleiß, Kunst, Wissenschaft, alles war aus den Klöstern gewichen; sie waren zu Höhlen des Lasters geworden. Das ist der Verfall des Mönchtums.

7. Verknüpfung von Jahreszahlen.

783. Karl der Große schlägt die Sachsen bei Detmold und an der Hase.
1483. Luther wird zu Eisleben geboren.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1483, 10. November, Luther wird in Eisleben geboren.
1501, 18jährig, Luther geht auf die Universität nach Erfurt.
1505, 22jährig, Luther geht ins Kloster.
1508, 25jährig, Luther kommt als Professor nach Wittenberg.
1510, 27jährig, Luthers Reise nach Rom.
1512, 29jährig, sein Eid auf die Bibel.
1517, 31. Oktober, 95 Thesen. Luther 34 Jahre alt.

2. **Kulturgeschichtliche Ergebnisse.**

a) Das Schulleben damaliger Zeit: Stadtschulen, Lateinschulen, Hochschulen. Unterrichtsgegenstände. Zucht.

b) Das Klosterleben zu Luthers Zeit.

Mönchsorden: Augustinerklöster zu Erfurt, Wittenberg, Rom.

Mönchstracht: dunkle Kutte, geschorenes Haupt, manche barfuß, (Barfüßer).

Klostergelübde: Armut, Gehorsam, Keuschheit.

Klosterleben: Verrichtung der niedrigsten Dienste, Beten, Gottesdienste, Nachtwachen, Wallfahrten, Kasteiungen u. s. w.

Verfall: allerlei Laster, Trägheit, Wohlleben, Vernachlässigung des Studiums, Bettelei, Gotteslästerungen u. s. w.

c) Mißbräuche der katholischen Kirche.

Heiligendienst, Ablaßhandel, Ohrenbeichte, Lehre vom Fegefeuer, Reliquienverehrung, Rosenkranzbeten.

V. Anwendung.

1) Inwiefern hat Gott Luther zu einem auserwählten Rüstzeug erzogen?

2) Inwiefern ist Luther ein Vorbild für jedes deutsche Kind? (Gehorsam, Fleiß, Frömmigkeit, Wahrheitsliebe u. s. w.)

3) Weise nach, worin Luther geirrt hat! (Indem er in Gott nur den strengen Richter sah, in der Wertschätzung der guten Werke, in der Wertschätzung Roms und des Papstes u. s. w.)

4) Vergleiche Frau Cotta mit dem barmherzigen Samariter, Johann von Staupitz mit dem Heilande!

5) Vergleiche Luthers Lebensgang mit dem Moses, Davids, Christus!

6) In welchen beiden Strophen spricht sich Luther über seine Seelenkämpfe im Kloster aus!

7) Inwiefern zeigen Luthers Eltern: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es“?

8) Nenne Lutherstädte und sprich dich über ihre Bedeutung für Luthers Leben aus!

9) Mit welchem Rechte kann man sagen, daß Luthers Seele sich entfaltete gleich einer Knospe, die von rauhen Winden umweht wird?

10) Auf wen paßt der Spruch: „Wohlzuthun und mitzuteilen . . .“ und inwiefern?

11) Wie bethätigt Luther sein eigenes Wort: „Fleißig gebetet ist halb studiert“?

12) Welchen Anteil hat das „heilige Rom“ am Werke der Reformation?

13) Wann nur haben die guten Werke, Almosengeben, fromme Stiftungen u. s. w. einen Wert vor Gott?

14) Suche aus Luthers Geschichte Beweise für die Wahrheit folgender Sprüche:

a) „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden."

b) „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert."

c) „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen."

15) Wende das Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang" auf das Mönchstum an!

16) Beweise an Luther: „Beharrlichkeit führt zum Ziel"!

17) Luther hat einen Eid auf die Bibel geleistet. Nennt Personen, die ihren Eid gewissenhaft erfüllt haben!*)

---

3. Die Fortsetzung des Kampfes und der Bruch mit Rom.

Anknüpfung: Luthers Thesen gegen den Ablaß hatten gewaltiges Aufsehen erregt und schnelle Verbreitung gefunden.

(Ziel: Ob der Papst und seine Anhänger sich die Angriffe Luthers ruhig gefallen ließen?)

I. Vorbereitung.

Nein, das können sie nicht. Sie werden also gegen Luther kämpfen.

Aber auf welche Weise? Nicht mit den Waffen in der Hand, dem Papste standen andere Mittel zu Gebote. Welche? Kirchenstrafen, besonders der Bann, wie er gegen Heinrich IV. und Friedrich Barbarossa angewandt worden war.

Ob der Papst Gehilfen gegen Luther hatte? Ja, die Ablaßprediger, Bischöfe und Erzbischöfe, die meisten Fürsten.

Ob Luther in diesem Kampfe allein stand? Nein. Staupitz hatte ihm so oft treu zur Seite gestanden, daß er ihn auch jetzt nicht verlassen wird. Auch der Kurfürst Friedrich der Weise wird seinen Professor nicht verlassen. Viele aus dem Volke werden sich auf seine Seite stellen. Die beste und festeste Stütze aber wird ihm der liebe Gott sein. „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal . . ." „Ein feste Burg ist unser Gott . . ." So mag ihm

---

*) Es würde an dieser Stelle Luthers Ablaßstreit noch einmal repetitorisch zu behandeln sein, um diese Partie in die chronologische Ordnung einzureihen, und zwar derart, daß der 31. Oktober 1517 und die rasche Verbreitung der Thesen durch Deutschland und Europa den Schluß bilden, weil die folgende Unterrichtseinheit an diese letzten Thatsachen anknüpfen muß.

Gott auch ferner Kraft und Mut in dem Kampfe gegeben haben, von dem wir heute hören wollen.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Aufnahme der Thesen. Als Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen angeschlagen, brach ein gewaltiger Sturm los. Als wären die Engel selbst die Botenläufer gewesen, so schnell waren sie innerhalb vierzehn Tagen durch ganz Deutschland, innerhalb sechs Wochen durch ganz Europa verbreitet. Alle Herzen, die es ernst mit ihrer Seligkeit und ihrem Glauben meinten, schlugen Luther zu. So schrie ein Mönch, als er die Streitsätze las, vor Freude laut auf und rief: „Der wird's thun, er kommt, darauf wir lange gewartet haben!" Ein anderer sagte: „Jetzt kommt die Zeit, da die Finsternis aus den Kirchen und Schulen ausgerottet werden und die reine Lehre in die Kirchen wieder einkehren wird."

Andere waren freilich nicht so getrosten Mutes. Wohl mancher, der da meinte, daß ein solches Unternehmen wider den Papst notwendig zu schanden werden müsse, sprach: „Gehe nur in deine Zelle, du guter Bruder, und bete: Herr, erbarme dich mein." Der Kurfürst von Sachsen sah dem Verlaufe des Kampfes ruhig zu. Der damalige Kaiser, Maximilian I., ließ dem Kurfürsten sagen, er solle den Mönch fleißig bewahren, denn es möchte sich zutragen, daß man seiner noch bedürfe. „Seine Thesen sind nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen."

Bald aber erhob sich eine gewaltige Bewegung gegen Luther. Besonders donnerten die Ablaßprediger gegen ihn. Sie drohten, nicht vierzehn Tage würden ins Land gehen, so würde er gewiß verbrannt werden. Tetzel verfaßte Gegenthesen, welche von den Wittenberger Studenten, die ihren Lehrer sehr hoch schätzten, auf dem Markte verbrannt wurden. Der Papst selbst hielt den Ablaßstreit anfangs für ein unnützes Gezänk neidischer Mönche. Er meinte, ein betrunkener Deutscher habe die Sätze geschrieben; wenn er wieder nüchtern sei, werde er anders gesinnt sein.

So wiegte man sich anfangs in Rom in eine hochmütige Sicherheit. Papst Leo X. forderte Luther auf, binnen sechzig Tagen in Rom zu erscheinen und sich zu verantworten. Den Bemühungen der Universität Wittenberg und des Kurfürsten von Sachsen aber gelang es, die Sache so zu leiten, daß Luthers Angelegenheit in Deutschland verhandelt wurde.

2. Luther in Augsburg vor Kajetan. So schnell und leicht, wie man in Rom glaubte, war Luther nicht zu unterdrücken. Er wurde zunächst nach Augsburg vor den päpstlichen Gesandten, den Kardinal Kajetan,

geladen. Im September 1518 machte Luther sich auf den Weg. Seine Freunde hatten ihn zuvor unterrichtet, wie man einem Kardinal und päpstlichen Gesandten zu begegnen habe. Er warf sich vor Kajetan auf das Angesicht nieder, blieb auch, als dieser ihn aufstehen hieß, noch knieen und erhob sich erst auf einen neuen Wink. Der Gesandte redete ihn sehr gnädig an, forderte aber im Namen des Papstes, daß er seine Lehre widerrufe und verspreche, sich künftig alles dessen zu enthalten, was die Kirche verwirren könne. Luther aber widerrief nicht, bat sich jedoch noch einige Tage Bedenkzeit aus. Er machte den Vorschlag, seine Thesen den Doktoren verschiedener Universitäten zu unterbreiten und um ihr Urteil zu bitten. Kajetan lächelte darüber und ermahnte ihn, von solchen eitlen Gedanken zu lassen. Dann reichte Luther dem Kardinal eine schriftliche Erklärung ein, worin er seine Streitsätze verteidigte und an deren Schluß er demütig bat, ihn eines besseren zu belehren, nicht aber ihn zu zwingen, etwas gegen sein Gewissen zu thun, da man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Kajetan warf die Schrift unbeachtet zur Seite und drang aufs neue in ihn, zu widerrufen. Darauf gerieten sie in lebhaften, heftigen Wortwechsel. Der Kardinal drohte mit dem Banne und schloß: „Geh und komm mir nicht wieder unter die Augen, es sei denn, daß du widerrufest."

Also verließ Luther den Gesandten, der nachmals bekannte, „die deutsche Bestie mit den tiefsinnigen Augen und wunderlichen Spekulationen im Kopfe sei ihm unheimlich gewesen," während Luther behauptete, „der geistliche Herr verstünde sich auf die Schrift wie der Esel aufs Harfen." Luther richtete zwar nochmals ein demütiges Schreiben an ihn, in dem er ihn wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung bat, Stillschweigen versprach, wenn es auch seinen Gegnern auferlegt würde, und sich zum Widerruf erbot, wenn man ihn eines besseren belehre. Allein er erhielt keine Antwort. Da seine Freunde sich um ihn sorgten, daß man ihn nicht aus der Stadt lassen werde, so öffneten sie ihm in der Nacht ein Pförtlein in der Stadtmauer und gaben ihm ein Pferd sowie einen alten, wohlerfahrenen Begleiter mit, der die Wege genau kannte. So ritt er denn hinweg, in der Mönchskutte, ohne Hosen, Stiefeln, Sporen und Schwert, acht Meilen weit, ehe er sich Ruhe gönnte. Wie er abends in der Herberge vom Pferde stieg, war er so müde, daß er nicht stehen konnte und stracks in die Streu fiel. Am 31. Oktober 1518, dem Jahrestage seines Thesenanschlags, langte er endlich unter allgemeiner Freude der Studenten und Bürger in Wittenberg wieder an.

Kajetan richtete zwar ein Schreiben an den Kurfürsten, worin er Luthers Auslieferung nach Rom oder seine Vertreibung aus dem Lande forderte. Aber dieser gab dem Verlangen nicht nach, sondern antwortete dem Kardinal, er werde Luther so lange schützen, bis man nachgewiesen, daß er ein Irrlehrer sei.

3. Luther in Altenburg vor Miltitz. In Wittenberg sammelte sich bald ein Kreis guter Freunde um Luther. Der treueste unter ihnen war Philipp Melanchthon, sein Mitarbeiter am Werke der Reformation. Auch der Kurfürst, welcher fürchtete, durch die Verbannung des geliebten Lehrers seiner Universität zu schaden, ward ihm täglich günstiger. Denn schon war Luther der Mann des deutschen Volkes geworden. Überall las man seine Schriften, die jetzt nicht mehr den Ablaßhandel allein anfochten; der Kaufmann auf seinen Reisen, der Student auf seiner Wanderung führte sie; an Fürstenhöfen wie auf den Gassen, auf dem Markt wie in den Klöstern disputierte man über ihn und seine kühnen Worte.

Da schickte der Papst abermals einen Gesandten nach Deutschland, seinen Kammerherrn Karl von Miltitz. Dieser sollte Luther, „das Kind des Satans und den Sohn des Verderbens", gefangen nach Rom führen.

Miltitz, mit den deutschen Verhältnissen bekannt, hatte auf seiner Reise Gelegenheit, die Stimmung des Volkes für und wider Luther zu erkunden. Da fand er, daß, wo ein Mann für den Papst, da waren sicher drei für Luther, und er bekannte später selbst, nicht mit einem Heere von 25 000 Mann getraue er sich, Luther aus Deutschland wegzubringen. Er merkte also sehr bald, daß er mit Luther anders reden müsse als Kajetan. Und so bat er ihn mit vielen Worten und unter Thränen, zu widerrufen und den Frieden der Kirche nicht zu zerreißen, auch bewies er ihm alle nur mögliche Freundlichkeit und Herzlichkeit, hob ihn unter Thränen auf und küßte ihn. Um des Friedens willen willigte Luther ein, den Streit zu vergessen und zu schweigen, wenn auch seine Gegner schwiegen. Auch erklärte er sich bereit, dem Papste einen demütigen Brief zu schreiben. So schieden die beiden Männer aufs freundlichste voneinander.

4. Luther und Dr. Eck. Allein Luthers Gegner schwiegen nicht. Den Dr. Eck aus Ingolstadt ließ der Eifer für die Sache des Papstes nicht ruhen. Derselbe veröffentlichte eine Reihe von Streitsätzen, die teilweise gegen einen Freund Luthers, Dr. Karlstadt, der Hauptsache nach aber gegen Luther selbst gerichtet waren. Dieser konnte deshalb nicht schweigen. Auf einer großen Disputation sollte der Streit ausgefochten werden. Im Sommer des Jahres 1519, fast zwei Jahre nach dem Thesenanschlage, kamen die Streiter in Leipzig zusammen.

Herzog Georg von Sachsen war aus Dresden gekommen, um der Disputation beizuwohnen. Er befahl, den größten Saal auf seinem Schlosse, der Pleißenburg, auszuräumen und aufs schönste zu schmücken. Eine Menge von Geistlichen, gelehrten und ungelehrten Laien war zusammengeströmt, um den Verhandlungen beizuwohnen. Nachdem sich Eck mit Karlstadt vier Tage lang gestritten hatte, begann die Disputation mit Luther.

Ein Zeitgenoſſe hat uns das Äußere der beiden Männer alſo geſchildert: Martinus iſt von mittlerer Statur, mageren Leibes und von Sorgen und Studien ſo mitgenommen, daß man faſt alle Knochen an ihm zählen kann. Er ſteht im beſten Alter. Seine Stimme iſt hell und klar; ſeine Gelehrſamkeit und Schriftkenntnis ſind bewunderungswürdig, ſo daß er faſt alles am Griffe hat. Im Leben und Umgang iſt er höflich und freundlich und hat nichts Finſteres oder Stolzes an ſich. Er iſt jeder Zeit friſch, froh und ſicher und hat ein fröhliches Angeſicht, wie hart ihm auch die Widerſacher drohen, ſo daß man glauben muß, der Mann unternehme ſo ſchweres nicht ohne den Beiſtand Gottes. Eck dagegen iſt lang, ſtark gebaut, vierſchrötig und hat eine volle Stimme, die aus einer gewaltigen Bruſt hervorkommt. Seine Züge ſind derart, daß man eher einen Fleiſcher oder Soldaten, als einen Theologen in ihm vermutet. Sein Gedächtnis iſt ausgezeichnet.

Beide ſtritten beſonders über das Anſehn des Papſtes, das Fegefeuer, Ablaß und Buße und andere Dinge. Während Eck behauptete, das Anſehn und die Macht des Papſtes ſeien göttlichen Urſprungs, blieb Luther dabei, der Papſt habe ſeine Macht nur nach menſchlichem Rechte. Als das Herzog Georg hörte, ſagte er: „Der Papſt iſt Papſt, ſei er es nun nach menſchlichem oder nach göttlichem Rechte.“ Über dieſen Hauptpunkt, die Oberhoheit des Papſtes, wurde fünf Tage ohne Ergebnis geſtritten. Die weiteren Verhandlungen über das Fegefeuer, über Ablaß und Buße waren von geringerer Bedeutung. Der Ausgang blieb, wie bei ſolchen Wortgefechten meiſt, unentſchieden. Aber obgleich Eck ſich den Sieg zuſchrieb und vom Herzog Georg mit Gunſt und Ehren belohnt wurde, ſo waren die Verhandlungen für den Fortgang der Reformation ſehr günſtig; denn allerorten ſtritt man darüber. „Luthers Lehre,“ ſo ſchreibt ein Zeitgenoſſe, „hat ſo viel Gezänk, Zwietracht und Aufruhr unter dem Volke erweckt, daß ſchier kein Land, keine Stadt, kein Dorf oder Haus iſt, darin man ſich nicht von ſeinetwegen entzweiet bis auf das Raufen.“

Aber auch für Luther ſelbſt war die Disputation von großem Gewinn. Immer mehr ſagte er ſich vom Papſttume und ſeinen Lehren los und erkannte nur die heilige Schrift als alleinige Quelle und Richtſchnur des Glaubens an; an ihr allein begann er zu meſſen, was echt oder unecht ſei in Lehre und Brauch der Kirche. Und nun fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Und was er erkannte, ſagte er in mutigen, gewaltigen Worten dem ganzen deutſchen Volke, ja der ganzen Chriſtenheit, ſoweit ſie es hören wollte.

5. Der Bruch mit Rom. a) **Der Bannfluch.** Nachdem alle Mittel vergeblich verſucht waren, Luther zum Widerruf zu bewegen, griff der Papſt zum letzten, zum Bannfluch. Eck brachte im Jahre 1520 einen Bannbrief des Papſtes wider Luther, Bannbulle genannt, über die Alpen nach

Deutschland. Derselbe wurde in vielen Städten öffentlich angeschlagen. Er begann mit den Worten: „Mache dich auf, Herr, und richte deine Sache! Gedenke der Schmach, die dir von den Thoren widerfährt den ganzen Tag! Die Füchse wollen den Weinberg des Herrn verwüsten, ein Eber ist in denselben eingebrochen, ein wildes Tier will ihn abweiden.“ Darauf werden 41 Sätze Luthers aufgestellt und als ketzerisch verworfen. Er selbst wird aufgefordert, binnen 60 Tagen zu widerrufen.

Wie furchtbar ein solcher Bannfluch war, geht aus den Worten eines Dichters hervor, der den Bannfluch des Papstes also beschreibt:*)

. . . . . Ich verbanne dich
Samt allen, die dir helfen und dich hegen,
Aus unsrer heil'gen Kirche Mutterschoß
Und übergebe dich dem ew'gen Fluch.
Verflucht seist du zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg, auf geheimem Pfad,
Im Wald, auf dem Gebirg' und auf der See,
Im Tempel selbst und vor dem Hochaltar!
Unselig sei dein Lassen und dein Thun,
Unselig, was du issest, was du trinkst,
Und was du machest, schlummerst oder schläfst.
Unselig sei dein Leben, sei dein Tod.
Verflucht seist du vom Wirbel bis zur Zeh!
Verflucht sei der Gedanke deines Hirns,
Die Rede deines Munds, des Auges Blick.
Der Lunge Odem und des Herzens Schlag,
Die Kraft des Armes und der Hände Werk,
Der Lenden Mark, der Füße Schritt und Tritt,
Und selbst der Kniee Beugung zum Gebet!
Und wie ich dieser Kerzen brennend Licht
Auslösch' und tilge mit des Mundes Hauch,
So aus dem Buch des Lebens und der Gnade
Sollst du vertilget sein und ausgelöscht.

Ludwig Uhland.

Ja, die Päpste verstanden es, diejenigen, die sich ihrem Willen widersetzten, auf furchtbare Weise zu strafen. Was bedeutete der Bannfluch für Luther?

Er wurde als ein Ketzer ausgeschlossen von jeder kirchlichen Gemeinschaft. Er durfte nicht mehr predigen, nicht mehr Messe lesen, weder in der Klosterkirche, noch in der Schloßkirche. Er durfte den Klosterbrüdern nicht mehr aus der heiligen Schrift vorlesen, seine Studenten nicht mehr unterweisen, keine Ohrenbeichte mehr abnehmen, keine Taufe mehr vollziehen, überhaupt keine gottesdienstliche Handlung verrichten. Nicht einmal als Zuhörer durfte er sich am Gottesdienste beteiligen; kein Geistlicher durfte seine Beichte anhören, kein Geistlicher ihm das heilige Abendmahl reichen. Jeder Ort, an dem er sich

*) Vergleiche auch den Bannfluch Gregors VII. gegen Heinrich IV.

geborgen meinte, jeder Mensch, der ihm beistand, sollte verflucht sein. Verflucht war der Atem seines Mundes, das Licht seiner Augen, verflucht Speise und Trank. Kein Schlaf sollte nachts ihn erquicken, kein Trost am Tage ihn stärken. Unstät und flüchtig sollte er sein auf Erden wie einst Kain, der Brudermörder. Kein Mensch sollte ihn verbergen; ein jeder sollte ihn verfolgen, fangen, erschlagen oder verbrennen. Im Tode selbst sollte er verflucht sein. Kein Priester durfte ihn begraben, kein Lebendiger ihm das letzte Geleit geben; in ungeweihter Erde mußte der Leichnam bis zur Aufhebung des Bannes ruhen. (Vergl. Heinrich IV.)

Aber nicht Luther allein wurde davon betroffen. Alle seine guten Freunde, die jetzt nicht von ihm lassen wollten, traf ein gleiches Schicksal. Auch die Stadt Wittenberg, wenn sie Luther nicht aus ihren Mauern vertrieb, wurde vom Bann getroffen. Dann wurden sämtliche Kirchen geschlossen, kein Gottesdienst gehalten, keine Messe, keine Taufe, keine Trauung gefeiert; kein Glockenton erklang; die Verstorbenen wurden nicht in geweihter Erde begraben; die Heiligenbilder und Kruzifixe als Zeichen der Trauer verhüllt. Alles kirchliche Leben war erstorben. Solch ein Bann, der sich nicht auf eine einzelne Person beschränkte, sondern auf eine ganze Stadt oder Landschaft ausgedehnt wurde, hieß Interdikt.

Hatte der Papst den Bannfluch ausgesprochen, so schickte er die Briefe, mit seinem Siegel versehen, und Abschriften davon nach allen deutschen Städten und Dörfern. Nun wurde die Bannbulle öffentlich am Markte und an den Ecken der Straßen angeschlagen oder am Sonntage in der Kirche verlesen. Dabei wurde eine brennende Kerze ausgelöscht und von der Kanzel herabgeschleudert. Wie das Licht erlosch, so sollte der Gebannte aus dem Buche des Lebens getilgt sein.

b) **Wirkung desselben.** Die Wirkung des päpstlichen Bannfluches pflegte im Mittelalter eine furchtbare zu sein. (Vergl. Heinrich IV.) Jetzt waren die Zeiten allerdings schon etwas anders geworden. Alle Feinde Luthers freuten sich zwar, daß ihn eine so harte Strafe traf; am meisten triumphierte Dr. Eck. Das Volk aber dachte anders darüber; es war meist aufgebracht über das Erscheinen der Bannbulle. In vielen Städten wurde sie gar nicht veröffentlicht; an andern Orten liefen die Leute aus der Kirche, wenn sie verlesen wurde. In Leipzig, wo Eck die Bannbulle selbst angeschlagen hatte, hefteten die empörten Bürger Drohbriefe gegen ihn an, zerrissen die Bulle und warfen sie in die Pleiße. Um sich vor Mißhandlungen zu sichern, mußte er sich in ein Kloster flüchten und bei Nacht und Nebel aus dem Staube machen. Nicht besser erging es ihm in Erfurt, wo die Studenten mit bewaffneter Hand auf ihn eindrangen, ihm die gedruckten Briefe entrissen und

in die Gera warfen. Nur in Köln und Mainz wurde das Urteil der Bulle an Luthers Schriften vollzogen und diese öffentlich verbrannt.

c) **Die Verbrennung der Bannbulle.** Nun zögerte auch Luther nicht länger. Am 10. Dezember 1520 kündigte er durch einen Anschlag öffentlich an, daß morgens um 9 Uhr die päpstlichen Gesetzbücher samt der Bannbulle verbrannt werden sollten. Pünktlich um 9 Uhr fanden sich die Studenten, Magister und Doktoren der Universität in großen Scharen auf dem bestimmten Platze vor dem Elsterthore nahe dem Augustinerkloster ein. Ein Magister richtete die Brandstätte auf, schichtete das Holz zu Haufen und zündete es an. Dann warf Luther die päpstlichen Gesetzbücher samt der Bannbulle in das Feuer mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (Christum!) betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer."

Nachdem solches ausgerichtet war, kehrte Luther mit seinen Freunden in die Stadt zurück. Einige hundert Studenten aber blieben noch draußen und schürten das Feuer mit päpstlichen Schriften, andere hielten einen Umzug durch die Stadt, wobei sie Eck und die päpstliche Bulle verhöhnten.

Am andern Tage aber richtete Luther nach der Vorlesung ernste Worte an seine Zuhörer: „Daß die päpstlichen Bücher gestern verbrannt sind, ist nur ein Kinderspiel; hoch von Nöten aber ist es, daß der Papst, d. i. der römische Stuhl, samt aller seiner Lehre und seinen Greueln verbrannt wird. Wo ihr nicht von ganzem Herzen des Papstes lästerlichem Regiment widersprechet, könnet ihr nicht selig werden."

An Staupitz, der sich in das Kloster nach Salzburg zurückgezogen, schrieb er, daß er anfangs, als er die Bulle verbrannte, gebebt und gezittert habe; nun aber sei er so froh, wie über keine andere That seines Lebens. Denn nunmehr hatte er thatsächlich den Bruch mit dem Papsttume vollzogen.

d) **Die Folgen dieser That.** Durch seine kühne That sah Luther einen Sturm entfesselt, der über ganz Deutschland tobte. In zwei Lager war unser Vaterland gespalten, die sich aufs heftigste bekämpften, in Bildern und Schriften, mit Ernst und mit beißendem Spott. In der deutschen Nation war ein solches Gezänk, ein solcher Rumor und Aufruhr, daß kein Land, keine Stadt, kein Dorf oder Haus war, darin man nicht parteiisch und eins wider das andere gewesen wäre. Überall war Erbitterung und Aufregung. Hier und da hörte man sogar wunderbare, schreckhafte Gerüchte von Krieg und Aufruhr.

Als die sechzig Tage, innerhalb welcher Zeit Luther hatte widerrufen sollen, abgelaufen waren, erneuerte Papst Leo X. den Bann gegen Luther und seine Anhänger. Aber schon war das Ansehn des päpstlichen Stuhles so erschüttert, daß man des Bannfluchs in Deutschland lachte.

B. Vertiefung.

1. Was ist über die Unterredungen zu urteilen?

Der Papst versucht alle Mittel, den Erzketzer Luther zum Schweigen zu bringen. Nicht darauf kommt es ihm an, Luther von einem etwaigen Irrtum zu überzeugen, sondern er will nur verhindern, daß die von Luther erkannte Wahrheit weitere Verbreitung findet. Er nennt sich den Statthalter, den Stellvertreter Christi auf Erden, aber wie wenig Ähnlichkeit hat er doch mit Christus, dem Könige der Wahrheit, der die Wahrheit auch dann sagt, als er weiß, daß ihr Bekenntnis zum Tode führt. Dem Papste ist es nicht um die Wahrheit, sondern um Macht und Herrschaft zu thun. Diese Macht vor einer Erschütterung durch Luthers Lehre zu bewahren, greift er

a) zur Gewalt. Der Kardinal Kajetan hat den Auftrag, Luther entweder zum Widerruf zu zwingen oder ihn gewaltsam nach Rom zu führen. Er beachtet Luthers Verteidigung gar nicht, gerät in heftigen Zorn, droht mit dem Bannfluche und verlangt endlich, als Luther sich durch die Flucht seinem Arm entzogen hat, seine Auslieferung nach Rom oder Ausweisung aus Wittenberg. Er verfährt nach dem Grundsatze: „Gewalt geht vor Recht."

b) zu List und Verstellung. Miltitz hat eingesehen, daß Luther mit Gewalt nicht beizukommen ist, deshalb verstellt er sich, heuchelt Milde und Freundlichkeit, küßt sogar Luther und weiß ihn zu dem Versprechen zu bewegen, daß er widerrufen und dann schweigen will, sobald seine Gegner schwiegen.

Luther aber bleibt standhaft und harrt aus in der Gefahr.

2. Was ist über Luthers Bruch mit Rom zu urteilen?

Luther fährt fort, die erkannte Wahrheit auch öffentlich zu verkündigen. Anstatt ihn gewähren zu lassen und mit dem frommen Gamaliel zu sprechen: „Ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr's nicht dämpfen!" greift der Papst zum letzten Gewaltmittel, zum Bannfluch. Er zeigt damit wieder, daß er nicht in Christi Sinn und Geist sein Amt führt, denn Christus hat am Kreuze für seine Feinde gebetet: „Vater, vergieb ihnen . . . ."; er hat geboten, die Feinde zu lieben: „Liebet eure Feinde . . . ." Auch Papst Leo ist also hartherzig und grausam wie Gregor VII.

Wie verhält sich nun Luther dem gegenüber? Er verbrennt des Papstes Bannbulle. Damit sagt er sich völlig los vom Papsttume, damit zeigt er, daß s Papstes Befehle für ihn keine Gültigkeit mehr haben. Er folgt ruhig und st der erkannten Wahrheit, der Stimme in seinem Innern, die da spricht: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen"; er folgt seinem Herrn nd Meister Christus auf der Leidensbahn, bereit, den Kelch des Leidens zu rinken, für die Wahrheit zu kämpfen und gern den Tod zu erleiden. Er

mochte denken: „Ist Gott für mich, wer mag wider mich sein?“ Und in diesem Glauben an Gottes Beistand findet er die Kraft für sein schweres Werk, so daß er nach der Verbrennung der Bulle an Staupitz schreiben kann, er sei so froh, wie über keine andere That seines Lebens. Und er kann froh sein, denn er weiß, daß nun eine neue Zeit für die Kirche Christi anbrechen wird, eine Zeit, in der nicht der Papst, sondern Christus selbst das Oberhaupt der Kirche ist.

III. Verknüpfung.

1. Stelle in Überschriften Luthers Lebensgang von der Geburt bis zum Bruch mit Rom zusammen! (Angabe der Jahreszahlen!)

2. Stelle Luthers Feinde zusammen!

3. Nenne Freunde Luthers!

4. Welche Mittel wandte Rom zur Unterdrückung Luthers an?

Gewalt durch Kajetan, List und Verstellung durch Miltitz und Dr. Eck, harte Strafen durch den Bannfluch.

5. Vergleich Luthers mit Moses.

Wie Luthers Feinde ihn durch Unterredungen zum Widerruf zu bewegen suchen, so wird auch Moses vom Pharao immer wieder vorgefordert, damit er durch sein Gebet die Plagen vom Lande wegnehme. Jedesmal erklärt sich Moses bereit dazu, jedesmal giebt Pharao sein Wort, das Volk ziehen zu lassen, und jedesmal bricht er es wieder, wie auch Luthers Feinde nicht schweigen.

6. Vergleich Luthers mit Christus.

Auch zum Herrn kommen wiederholt Abgesandte der Hohenpriester und Pharisäer, um ihn in seiner Lehre zu fangen und unschädlich zu machen (Zinsgroschen, Vom barmherzigen Samariter). Aber indem er ihnen jedesmal die Wahrheit sagt, macht er ihre Anschläge zu nichte und beweist damit, daß die Wahrheit doch stets den Sieg erringen muß.

7. Vergleich Luthers mit Samuel.

Auch Samuel wird von frühster Jugend auf zu seinem schweren Werke erzogen. Er soll das durch die gottlosen Söhne Elis in Sünde und Verderben geführte Volk wieder auf den rechten Weg leiten. Darum verkündet er ohne Scheu seinem Lehrer Eli das furchtbare Strafgericht Gottes über ihn und sein Haus, lehrt und predigt später im ganzen Lande und vollzieht dadurch eine Reformation des Volkes, wie sie später ähnlich von Elias wiederholt wird.

8. Vergleich Luthers mit Elias.

Wie Luther durch seine mutige That, die Verbrennung der Bannbulle, den Bruch mit Rom und der Herrschaft des Papstes vollzieht und dadurch der christlichen Wahrheit wieder zum Siege verhilft, so bricht Elias auf dem Berge Karmel die Herrschaft Baals, schlachtet dessen Priester und erneuert den Bund auf Grund des göttlichen Gesetzes.

9. Vergleich Luthers mit Heinrich IV.

Beide werden von ihren Gegnern, den Päpsten, in den Bann gethan. Bei Heinrich IV. ist die Strafe nicht ganz unverdient, denn er hat die Sachsen grausam unterdrückt und sich hochmütig und herausfordernd gegen den Papst benommen. Luther aber hat nichts als die Wahrheit gesagt, hat nichts gegen sein Gewissen thun, also keinen Gewissenszwang erleiden wollen. So verschieden die Ursache, so verschieden ist aber auch die Wirkung des Bannfluches: Heinrich IV. wird von Fürsten und Volk treulos verlassen, weil alle des Papstes Strafe fürchten; einsam und allein irrt er durch sein Reich, in ungeweihter Erde steht sein Sarg, ein fremder Mönch aus Jerusalem hält die Totenwacht. Luther dagegen kann die päpstliche Bannbulle nichts anhaben; nur wenige zaghafte Gemüter ängstigen sich um ihn, andere verhöhnen und verlachen die Bulle, seine Freunde aber stehen treu und fest zu ihm.

10. Vergleich Luthers mit Papst Leo X.

Luther kämpft für die erkannte Wahrheit, für seinen Heiland, für die Bibel, nicht für sich selbst; der Papst dagegen für seine Macht und Stellung aus Eigennutz und Selbstsucht. Luthers Waffen sind das Wort Gottes, der unerschütterliche Glaube an Gottes Beistand und Hilfe; des Papstes Waffen dagegen List, Verstellung, Gewalt, harte Strafen. Weil Luther mit den besseren Waffen kämpft, so kann der Papst ihm nichts anhaben.

11. Verknüpfung von Zahlen.

919 Heinrich I. kommt zur Regierung.

1519
- Ferdinand Kortez erobert Mexiko.
- Ferdinand Magelhaens unternimmt die erste Erdumsegelung.
- Luthers Unterredung mit Miltitz in Altenburg und Disputation mit Dr. Eck in Leipzig.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1518 Luthers Unterredung mit Kajetan in Augsburg.

1519 Luthers Unterredung mit Miltitz in Altenburg und Disputation mit Dr. Eck in Leipzig.

1520, 10. Dezember. Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle vor dem Elsterthore in Wittenberg.

2. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

a) Ein Kardinal ist in der katholischen Kirche der höchste Geistliche nach dem Papste. (Bisher bekannte Reihenfolge: Papst, Kardinal, Erzbischof, Bischof, Abt, Geistliche, die sich in Kloster- und Weltgeistliche teilten. Beispiele!) Er steht dem Papste mit seinem Rate bei und ist geschmückt mit purpurrotem Hut und ebensolchem Mantel, auch trägt er wohl ein purpurrotes Käppchen. Die

meisten Kardinäle wohnen in Rom; sie wählen den Papst, der aus ihrer Mitte hervorgeht.

b) Ein päpstlicher Kammerherr war ebenfalls ein hoher Hofbeamter des Papstes, der die Einkünfte desselben zu verwalten hatte. Er hatte also die Aufsicht über des Papstes Güter und dessen Schatz, wie Potiphar, der Kämmerer des Pharao.

c) Disputationen sind Streitgespräche zwischen Gelehrten. Es wurden einzelne Streitsätze aufgestellt, veröffentlicht, im Wortstreite begründet und verteidigt, von einem andern dann angegriffen und widerlegt. So fordert Luther am 31. Oktober 1517 auf zu einer Disputation über die Kraft der Ablässe, und später auch Dr. Eck. Schon auf der Universität zu Erfurt hatte sich Luther fleißig im Disputieren geübt.

d) Die Ketzergerichte wurden von der katholischen Kirche über jeden Andersgläubigen gehalten. Wollte der Ketzer nicht widerrufen und dadurch in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren, so traf ihn der Bann und damit der Fluch des Papstes, Verfolgung, Ausschluß von jeder kirchlichen Gemeinschaft, sogar Ausschluß vom Himmelreiche, im schlimmsten Falle wohl gar die Verurteilung zum Feuertode (Huß). Seine Schriften wurden dann öffentlich vom Henker verbrannt. Während der Bannfluch nur einen einzelnen traf, erstreckte sich das Interdikt auf eine ganze Stadt oder Landschaft. Bann und Interdikt waren furchtbare Kirchenstrafen, die das Volk in Angst und Schrecken hielten. Zu Luthers Zeiten aber hatten sie bereits viel von ihrer Wirkung eingebüßt.

V. Anwendung.

1) Sprich dich über die Mittel aus, welche der Papst gegen Luther anwandte!

2) Nennt Beispiele, in denen die Wahrheit mit Gewalt unterdrückt werden sollte!

(Ahab verfolgt die Propheten des Herrn; Johannes der Täufer erleidet den Tod um seiner Wahrheitsliebe willen; ebenso Stephanus, die Apostel und christlichen Märtyrer, Bonifatius u. s. w.)

3) Nennt Beispiele von List und Verstellung!

(Kain redet freundlich mit seinem Bruder Abel; Jakob gebraucht eine List gegen seinen Bruder Esau; Sauls Verstellung gegen David; Herodes Verstellung gegen die Weisen aus dem Morgenlande; der Pharisäer und Schriftgelehrten List und Verstellung gegen Jesus.)

4) Luther stritt mit den Abgesandten des Papstes. Wie wirst du dich im Streite verhalten?

(Den Irrtum offen eingestehen, aber die klar erkannte Wahrheit auch verteidigen, nicht sich, sondern der Wahrheit zur Ehre.

„Die Wahrheit rede stets und wag es nie, zu lügen,
Du kannst die Menschen wohl, doch niemals Gott betrügen.")

5) Nennt Männer, die gleich Luther standhaft für ihren Glauben kämpften!

(Moses, Samuel, Elias, Johannes der Täufer, Christus, die Apostel, besonders Petrus und Paulus, Bonifatius.)

6) Erzähle über die Kirchenstrafen der römisch-katholischen Kirche!

7) Erzähle über die Mißbräuche der katholischen Kirche!

8) Warum war die Verbrennung der Bannbulle eine That, die allgemeines Aufsehen erregte?

9) Wie willst du dich gegen Andersgläubige verhalten?

(Ich will sie nicht verachten, schmähen, verfluchen und verfolgen. Wie Gott die Sünder mit unendlicher Liebe und Geduld trägt, wie Jesus seine Feinde liebte und für sie betete, wie Stephanus für seine Feinde betete, wie der barmherzige Samariter bei seinem Liebeswerke nicht nach dem Glauben des Unglücklichen fragte — so will auch ich mit christlicher Geduld Andersgläubige ertragen.)

10) Stelle Luthers Thaten im Kampfe gegen Rom zusammen!

11) Nenne Lutherstädte und sprich dich über ihre Bedeutung für Luthers Leben aus!

12) Stelle dir bekannte Aussprüche Luthers zusammen!

13) Erkläre das Bild: „Luthers Disputation mit Dr. Eck"!

14) Erkläre das Bild: „Luther verbrennt die Bannbulle"!

15) Gieb die Zahlenreihe aus Luthers Leben an!

---

4. Der Reichstag zu Worms.

Anknüpfung: Luther hat sich vom Papste und der katholischen Kirche losgesagt. Was wird weiter aus ihm werden?

(Ziel: Wir wollen nun hören, wie Luther in der Stadt Worms auch vor Kaiser und Reich standhaft seinen Glauben bekennt.)

I. Vorbereitung.

1. Vor dem Kaiser? Mit wem hat Luther bisher gekämpft? Mit Tetzel, Kajetan, Miltitz, Eck, dem Papste und ihren Anhängern.

Wie kam der Kaiser dazu, sich in den religiösen Kampf einzumischen? Er war vom Papste darum gebeten worden; denn dessen Machtmittel waren erschöpft; seine Gesandten kehrten unverrichteter Sache zurück; sein Bannfluch

wurde mißachtet; die Bannbulle war verbrannt worden; in Wittenberg und den sächsischen Landen rührte sich keine Hand, den Bann zu vollstrecken; ganz Deutschland war erregt, einerseits über Luther, andererseits über den Papst. Da sollte nun der Kaiser helfen, der ein guter Freund des Papstes und der Kirche war.

2. Nach Worms beschied ihn der Kaiser? Was wissen wir schon von Worms? Treue der Bürger gegen den flüchtigen Heinrich IV.; Verleihung besonderer Vorrechte an dieselben. Worms wird durch Friedrich Barbarossa zur freien Reichsstadt erklärt.

3. Welcher Kaiser mag es gewesen sein? Zu Luthers Zeit regierte Maximilian I. Er hatte nach dem Thesenanschlage dem Kurfürsten von Sachsen sagen lassen, er solle den Mönch fleißig bewahren; denn es möchte sich zutragen, daß man seiner bedürfe. „Seine Thesen sind nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen." Daraus folgt, daß er über Luthers Auftreten sehr günstig dachte. Allein Maximilian war im Jahr 1519 gestorben, ohne einen Sohn zu hinterlassen, den die deutschen Fürsten zum Kaiser hätten wählen können. Friedrich der Weise von Sachsen wurde einstweilen zum Reichsverweser ernannt, doch lehnte er aus Uneigennützigkeit und weil es ihm an der nötigen Macht fehlte, das Reich gegen seine äußeren Feinde zu schützen, die Kaiserkrone ab, was für Luthers Sache nicht gut sein konnte. Die Wahl der deutschen Fürsten fiel im Jahre 1520 auf den Enkel Maximilians, den erst zwanzigjährigen König Karl V. von Spanien, dem die deutschen Einrichtungen gänzlich unbekannt waren. Da mußte es von vornherein zweifelhaft erscheinen, ob Luthers Kampf ein gutes Ende finden könne; denn der Kaiser verstand die deutsche Sprache kaum; wenn auch sein Reich so groß war, daß er sich rühmen konnte, in demselben gehe die Sonne nicht unter — es gehörten auch die neuentdeckten Länder Amerikas dazu —, in Deutschland war und blieb er ein Fremder.

4. Vor dem Reiche bekennt Luther seinen Glauben? Wie denkt ihr euch das? Der Kaiser war nicht allein in Worms; die meisten deutschen Fürsten hatten sich um ihn versammelt; denn er hielt dort einen glänzenden Reichstag, um die religiösen Streitigkeiten und auch noch andere Angelegenheiten des Reiches zu ordnen. Er bedurfte dazu des Beistandes der Fürsten. Auf dem Reichstage, vor der glänzenden Fürstenversammlung also sollte Luther seinen Glauben bekennen.

Davon wollen wir nun hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Die Vorladung Luthers. Unter den Gegenständen, über welche auf dem Reichstage zu Worms verhandelt werden sollte, war der religiöse Streit

der wichtigſte. Denn kaum war Karl V. im Jahre 1520 zu Aachen zum deutſchen Kaiſer gekrönt worden, als auch ſofort die päpſtlichen Geſandten den neuen Kaiſer beſtürmten, Luthers Lehren als die eines bereits vom Papſte gebannten Ketzers mit Gewalt auszurotten. Allein Karl, obgleich ſelbſt eifriger Katholik, mochte es doch nicht gleich mit den Deutſchen verderben und beſchloß daher, Luthers Sache auf dem Reichstage in Gemeinſchaft mit den deutſchen Fürſten zu verhandeln. Auf dem Reichstage erſchien auch ein päpſtlicher Geſandter, der Kardinal Aleander. Er ſtellte den verſammelten Reichsſtänden die Gefahr der Kirche vor, die durch Luther drohe, wenn deſſen Ketzerei nicht ſchnell und gründlich ausgerottet werde, und verlangte ein ſtrenges Gericht über Luther. Dieſer aber hatte bereits Freunde unter den Fürſten, welche meinten, es ſei deutſchen Sitten zuwiderlaufend, jemanden ungehört zu verdammen. Beſonders nahm ſein Landesherr, Friedrich der Weiſe, ſich ſeiner an und verlangte, daß Luther doch erſt ſelbſt gehört werden müßte, ehe man ihn verurteile. Der Kaiſer ſtimmte dieſer Meinung zu und verſprach ihm ſicheres Geleit bis Worms und zurück nach Wittenberg, was um ſo nötiger war, als Luther ſich noch immer im Bann befand. Der Reichsherold Kaſpar Sturm, der Luthers Sache perſönlich zugethan war, ritt alſo nach Wittenberg und überbrachte Luther einen kaiſerlichen Vorladungsbrief, durch welchen er aufgefordert wurde, binnen 21 Tagen in Worms zu erſcheinen und ſich wegen der von ihm verfaßten Bücher und Schriften zu verantworten.

2. Der Abſchied von Wittenberg und die Reiſe. Nicht einen Augenblick war Luther im Zweifel, was er thun ſolle. Wohl warnte ihn mancher, indem er ihn an das Schickſal des Johann Huß erinnerte. Luther aber erwiderte: „Iſt auch Huß zu Aſche geworden, ſo iſt doch die Wahrheit nicht verbrannt.“ So machte er ſich am 2. April 1521 auf den Weg. Der Wittenberger Rat ſtellte ihm Wagen und Pferde. Viele Hundert Studenten, Freunde und Verehrer gaben ihm das Geleit. Beim Scheiden ermahnte er ſeine Schüler, an der reinen Lehre des Evangeliums feſtzuhalten. In ſeinem kleinen, hölzernen Rollwägelchen, mit zwei Bauernpferden beſpannt, zwei treue Freunde zur Seite, der Reichsherold auf ſeinem Pferde voraus, ſo fuhr er nach Worms, obwohl von einem Fieber ſo entkräftet, daß er unterwegs faſt liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge, ſo ſehr ſtrömte das Volk von allen Seiten herzu, den Mann zu ſehen, der ein Mann Gottes und des Volkes zugleich war. Er nahm ſeinen Weg über Leipzig, Naumburg, Weimar, Erfurt, Gotha und Eiſenach.

Zu Eiſenach, ſeiner lieben Stadt, ward er ſehr krank. Doch konnte er andern Tages weiter reiſen. In Möhra, ſeiner Eltern Heimat, predigte er unter des Dorfes Linde, denn keine Kirche wollte die Volksmenge faſſen, die ſich herzudrängte, den Wundermann zu ſehen, der ſich ſo kühn wider den Papſt

und alle Welt legte. Allmählich näherte er sich dem schönen Rheine. Man warnte ihn, er gehe zum Scheiterhaufen. Er aber antwortete: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis gen Himmel reichte, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und denselben walten lassen.“

Als er sich nun Worms näherte, warnten ihn schreckende Gerüchte und der Rat treuer Freunde aus der nächsten Umgebung seines Kurfürsten, nicht in die Stadt zu kommen und sich in so große Gefahr zu begeben. Er aber sprach: „Nach Worms bin ich berufen, nach Worms muß ich ziehen. Und wenn soviel Teufel in Worms wären wie Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein kommen.“ Und so zog er nach Worms.

3. Die Ankunft in Worms. Es war am 16. April 1521, vormittags 10 Uhr, als der Wächter auf dem Turme des Domes zu Worms sein Horn erschallen ließ zum Zeichen, daß ein fremder Zug sich dem Thore nähere. Voran ritt der Herold, auf der Brust den kaiserlichen Adler. Im offenen Wagen folgte Luther in seiner Mönchstracht mit seinen Begleitern, umgeben von einer großen Zahl stattlicher Reiter, die sich ihm unterwegs angeschlossen oder die ihm von Worms aus entgegen geritten waren. Und als er einzog, da regte sich die ganze Stadt, als gälte es, die Ankunft eines mächtigen Königs zu feiern. Tausende strömten herzu, den kühnen Augustinermönch zu sehen, der sich dem Kaiser und Reichstag stellen wollte. Jung und alt, vornehm und gering, alle drängten sich an ihn; die Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe; um Wagen und Reiter flutete und wogte eine zahllose Volksmenge. Es war wie eine neue Jugend über das deutsche Volk gekommen. Nicht nur für einen Stand, etwa den ritterlichen oder geistlichen, geschah hier Großes; nein, der Höchste auf dem Kaiserthron und der letzte Bauer, der hinter dem Pfluge ging — ein jeder wußte, daß, was da geschah, ihn mit angehe. Und so begleitete die Volksmenge Luthers Wagen bis zu dessen Absteigequartier. Als er vom Wagen stieg, sprach er: „Gott wird mit mir sein!“

Noch an demselben Tage erhielt er zahlreichen Zuspruch von Grafen und Herren, weltlichen und geistlichen, bis tief in die Nacht hinein. Auch der Landgraf Philipp von Hessen, ein noch junger, heißblütiger Mann von 17 Jahren (er war 1504 geboren), kam, um ihn zu sehen. Beim Abschied reichte er ihm die Hand und sagte: „Habt ihr recht, Herr Doktor, so helfe euch Gott!“

4. Luther zum ersten Mal vor dem Kaiser. Die Anhänger des Papstes aber beredeten den Kaiser, er möge Luther so bald als möglich beiseite thun und umbringen lassen. Sie meinten, einem Ketzer brauche man sein Wort nicht zu halten. Kaiser Karl aber sagte: „Was man zusagt, das soll man halten. Und wenn die Treue aus der ganzen Welt verschwunden wäre, so soll sie doch beim römischen Kaiser noch zu finden sein.“

Am andern Morgen erhielt Luther den Befehl, nachmittags 4 Uhr vor dem versammelten Reichstage zu erscheinen. Zur bestimmten Stunde ward er dann abgeholt. Ehe er ging, suchte er Stärkung und Trost in innigem Gebete. Er betete:

„Allmächtiger, ewiger Gott! Wie ist es nur ein Ding um die Welt, wie sperrt sie den Leuten die Mäuler auf! Wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen! Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, du mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Verlust und Weisheit! Du mußt es thun, du allein; ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herrn zu thun! Hörst du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein. Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre. Und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, die Seele ist dein und gehört dir zu und bleibet auch bei dir ewig. Gott helfe mir! Amen."

Darüber erzählt uns auch folgendes Gedicht:

Luther vor dem Gang in den Reichstag.

Die Glocke tönt, die Fürsten sind versammelt —
Der Augenblick ist da, der es entscheidet,
Ob Menschensatzung triumphieren soll,
Ob Gottes Lehre groß und herrlich siegt.
Vor stolze Fürsten soll ich kühnlich treten;
Getreuer Gott, hör' einmal noch mein Flehn,
Laß mich noch einmal mutig zu dir beten,
Dann will ich fröhlich selbst zum Tode gehn.

Allmächtiger, ich liege hier im Staube,
Allmächtiger, erhöre deinen Knecht!
Von nichts erschüttert steht des Herzens Glaube;
Droht auch Gewalt, ich fühl ihn wahr und echt!
Doch wer vermag's, das Schicksal zu ergründen,
Als du, Allweiser, der das All erschuf?
O, großer Vater, hilf mir überwinden
Und steh mir bei und höre meinen Ruf!
Zu deinem Kämpen hast du mich erkoren,
Dein Wort zu lehren in der ganzen Welt.
Herr Zebaoth, straf mich in deinem Zorne,
Wenn mir der Mut in diesem Streit entfällt!
Und kann ich nicht der Wahrheit Sieg erwerben,
Und widerstehn die Höllenmächte mir:
Laß mich, o Vater, freudig für dich sterben,
Denn Leben, Welt und Tod gehören dir!
Dein ist das Reich und alle Herrlichkeit,
Und Lob und Preis in Ewigkeit! — —

Ich bin gestärkt, und was mir Gott bestimmt,
Sieg oder Tod, auf beides gleich gefaßt.
Doch hör' ich eine Stimm' in meinem Herzen:
„Glück auf, du Streiter Gottes, denn du siegst!"

Dem Schicksal geh ich froh und kühn entgegen,
Und was geschieht, erschrecken kann's mich nicht;
Mich schützet Gott auf allen meinen Wegen,
Und ihm vertrauend, tret' ich vor's Gericht.
Ich bin gesandt, daß ich die Welt verkläre,
Das Dunkel helle mit des Glaubens Licht;
Unwiderruflich ist die neue Lehre,
Denn Wahrheit wandelt ihre Bildung nicht.
Streit' ich für mich? — ich streit' in Gottes Namen,
Und meine Feinde werden einst zu Spott. —
Zum Kampfe hin, zum Kampfe, Amen, Amen!
Denn eine feste Burg ist unser Gott.
Ich gehe mutig fort auf meiner Bahn,
Die Wahrheit siegt, der Engel schwingt die Fahn'!

Theodor Körner.

Dann folgte er heiteren Blickes dem Boten, der ihn durch Gärten und Hinterhäuser führte, um ihn nur durchzubringen; denn auf der Straße war die Menge des Volkes so groß, daß man dort nicht durchzukommen vermochte. Viele Leute waren auf die Dächer gestiegen, um den kühnen Mönch zu sehen; nur mit Mühe konnte man das Volk von dem bischöflichen Palaste abhalten, in dem der Kaiser wohnte und wo die Sitzungen des Reichstages stattfanden. Als er nun nach dem Sitzungssaal hinging, stand in dem Gedränge draußen vor der offenen Thüre des Saales unter vielen andern der berühmteste Ritter und Feldhauptmann damaliger Zeit, Georg von Frundsberg. Dieser klopfte Luther, als derselbe sich neben ihm hindrängte, auf die Schulter und sagte zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen."

Nach zweistündigem Warten ward Luther in den Saal geführt. Hier bot sich ihm ein glänzender Anblick. In der Mitte des Saales thronte der junge Kaiser Karl V. mit seinem Hofstaat; zu beiden Seiten des Thrones, an den Wänden des Saales entlang, saßen, nach ihrem Rang geordnet, über 200 der vornehmsten Herren: 6 Kurfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 40 Reichsgrafen, 30 Bischöfe, 77 Abgeordnete der freien Reichsstädte und noch zahlreiche hohe weltliche und geistliche Herren, in Pracht und Glanz; denn ein jeder wollte dem jungen Kaiser Reichtum und Macht zeigen. (Siehe das Bild Anton von Werners: „Der Reichstag zu Worms.")

Als Luther eintrat, entstand eine allgemeine Bewegung im Saale. Bleich und abgemattet von der Krankheit sowie den Strapazen der langen Reise, machte er anfangs keinen günstigen Eindruck auf die Versammlung, und Kaiser Karl soll zu seinem Nachbar gesagt haben: „Der würde mich nicht bewegen,

daß ich ein Ketzer würde.“ Dann wurde er gefragt, ob er die Bücher, die neben ihm auf einer Bank aufgehäuft waren, geschrieben und ob er widerrufen oder auf seinen Irrlehren verharren wolle. Nachdem die Titel der Bücher verlesen waren, antwortete er, schüchtern durch die große und glänzende Versammlung, mit leiser Stimme und wie erschrocken: die Bücher seien die seinigen; ob er aber alles zugleich verteidigen und widerrufen wolle, sei eine Frage vom Glauben und der Seelen Seligkeit und Gottes Wort, welches der höchste und größte Schatz im Himmel und auf Erden sei. Da müsse er sich hüten, unbedächtig zu reden. Er bitte sich daher von Kaiserlicher Majestät Bedenkzeit aus.

Dieselbe wurde ihm gewährt bis zum nächsten Tage, allerdings mit dem Zusatze, daß er zum Besinnen Zeit genug gehabt habe.

5. Luther zum zweiten Mal vor dem Kaiser. Am Donnerstag, den 18. April, nachdem er die ganze Nacht hindurch in inbrünstigem Gebete Gott um Kraft und Beistand gefleht, hatte sich Luther abermals dem Reichstag zu stellen. Wieder mußte er bis 6 Uhr in dichtem Gedränge warten, ehe er hineingerufen wurde. Nachdem er eingetreten war, wurde er aufgefordert, nach abgelaufener Bedenkzeit endlich Antwort zu geben, ob er seine Bücher alle verteidigen oder ob er widerrufen wolle. Luther antwortete in einer längeren und wohl überlegten Rede, in bescheidenem Tone, doch mit großer christlicher Freudigkeit und Festigkeit.*)

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser! Durchlauchtigste Fürsten, gnädigste und gnädige Herren! Auf den Termin und die Bedenkzeit, so mir des gestrigen Abends gestellt worden ist, erscheine ich gehorsam und bitte durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. kaiserliche Majestät wolle in Gnaden geruhen, diese Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit gnädiglich anzuhören. So ich wegen meiner Unerfahrenheit jemandem seine gebührenden Titel nicht geben oder aber mit einigen Geberden wider die höfliche Sitte handeln sollte, so bitte ich, mir solches gnädiglich zu verzeihen als einem, der nicht an fürstlichen Höfen erzogen, sondern in Mönchswinkeln aufgekommen und erwachsen ist; welcher ich von mir nichts anderes anzeigen kann, denn daß ich bisher mit solcher Einfalt des Gemüts geschrieben und gelehret habe, daß ich auf Erden nichts anderes denn Gottes Ehre und die rechte Unterweisung der Christengläubigen gesucht habe.

Allergnädigster Kaiser, gnädigste und gnädige Kurfürsten, Fürsten und Herren! Auf die zwei Artikel, gestern von Ew. kaiserlichen Majestät und Ew. Gnaden mir vorgelegt, nämlich, ob ich die Büchlein, die in meinem Namen ausgegangen sind, für die meinen bekenne und dieselben zu vertreten beharren wolle oder aber dieselben widerrufen, darauf ich meine bereite und klare Antwort bereits gegeben habe, auf welcher Antwort ich nochmals bestehe und ewiglich bestehen will, nämlich, daß dieselben Bücher mein und daß sie in meinem Namen ausgegangen sind.

Weil ich aber auf den andern Artikel Antwort geben soll, so bitte ich Ew. kaiserliche Majestät und Gnaden unterthänigst, Sie wollen ein fleißiges Aufachten haben, daß meine Bücher nicht alle einerlei Art sind. Denn es sind etliche, in denen ich vom christlichen Glauben und christlicher Sitte so schlicht und einfach geredet habe, daß auch meine Widersacher sie für nutzbar und unschädlich bekennen und sie für würdig halten müssen, von Christenleuten gelesen zu werden. Es erklärt auch die Bulle, wiewohl sie

*) Nach „Schilling, Quellenbuch zur Geschichte der Neuzeit“.

sonst rücksichtslos und grimmig ist, etliche meiner Bücher unschädlich, wiewohl sie auch diese durch ein widernatürlich Urteil verdammet. Wenn ich nun anhöbe, dieselben zu widerrufen, was thäte ich anders, denn daß ich allein unter allen Menschen die Wahrheit verdammte, welche Freunde und Feinde zugleich bekennen?

Die andere Art meiner Bücher ist wider das Papsttum und seine Anhänger gerichtet als wider die, so mit ihren allerbesten Lehren und Exempeln die christliche Welt an Leib und Seele verheeret, verwüstet und verderbet haben. Denn dies vermag niemand weder zu verneinen noch zu verhehlen, weil die Erfahrung und Klage aller Menschen Zeuge sind, daß durch die Gesetze des Papstes und die Lehren der Menschen die Gewissen der Christengläubigen aufs allerjämmerlichste gefangen, beschwert, gemartert und gepeinigt sind und die Güter der deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlungen und erschöpft sind. Wenn ich nun diese Bücher auch widerrufen würde, so würde ich nichts anderes thun, denn diese Tyrannei stärken und ihrem so großen unchristlichen Wesen nicht allein die Fenster, sondern auch die Thür aufthun, wodurch sie weiter und freier toben und schaden würde, denn sie sich bisher je hat unterstehen dürfen. Mein lieber Gott, was für ein großer Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei würde ich dann sein!

Die dritte Art der Bücher ist die, welche ich wider einzelne Personen geschrieben habe, nämlich wider die, so sich unterwunden haben, die römische Tyrannei zu beschützen und den göttlichen Dienst, den ich gelehrt, zu vertilgen. Wider dieselben bekenne ich, heftiger gewesen zu sein, denn dem christlichen Wesen und Stande geziemt; denn ich mache mich nicht zu einem Heiligen; ich disputiere auch nicht von meinem Leben, sondern von der Lehre Christi. Aber auch diese Bücher kann ich nicht widerrufen, darum, daß ich durch meinen Widerruf das tyrannische Regiment nur unterstützen und dadurch das Volk Gottes ungut und unbarmherziglich behandelt würde. Aber weil ich ein Mensch und nicht Gott bin, so mag ich meine Bücher durch keine andere Handhabung erhalten, denn mein Herr Jesus Christus seine Lehre erhalten hat, welcher, als er vor dem Hohenpriester Hannas über seine Lehre gefragt und vom Diener auf den Backen geschlagen war, sagte: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei.“ Weil nun der Herr selbst, der doch gewußt hat, daß er nicht irren konnte, sich dennoch nicht geweigert hat, anzuhören das Zeugnis wider seine Lehre auch von dem allerschnödesten Knecht: wieviel mehr ich, der nichts anderes vermag, denn zu irren, soll begehren und erwarten, daß mir jemand Zeugnisse will geben wider meine Lehre aus den evangelischen und prophetischen Schriften, so will ich widerrufen. So ich in und mit der heiligen Schrift überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrtum zu widerrufen. Dann würde ich der erste sein, der meine Bücher ins Feuer würfe.“

Er hatte seine Rede deutsch und lateinisch gehalten. Nachdem er geendet, hielten die Fürsten eine kurze Besprechung miteinander. Dann machte ihm der kaiserliche Redner, ein hoher Beamter des Erzbischofs von Trier, scharfe Vorwürfe, daß er unbescheiden geredet und die ihm gestellte Frage nicht beantwortet habe. Das Verlangen nach Gegenbeweisen wies er zurück, denn Luthers Ketzereien seien schon durch die Kirche und durch die Konzilien verurteilt. Es werde von ihm eine einfache und runde Antwort begehrt, ob er einen Widerruf thun wolle oder nicht.

Darauf sagte Luther: „Wohl, weil denn Ew. kaiserliche Majestät eine schlichte, einfältige Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich so: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren Gründen überwunden werde — denn ich

glaube weder dem Papſte noch den Konzilien allein, weil es offenbar iſt, daß ſie oft geirrt und ſich ſelbſt widerſprochen haben — und alſo mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen iſt, ſo kann und will ich nichts widerrufen, weil weder ſicher noch geraten iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Gegen acht Uhr abends ward die Sitzung aufgehoben. Es war dunkel geworden; der Saal war von Fackeln erleuchtet. Unter der Zuhörerſchaft erhob ſich Unruhe und Aufregung. Dieſelbe wuchs, als Luther von zweien unter dem höhniſchen Geziſche der Spanier hinausgeführt wurde. Man meinte, er werde gefangen genommen; denn er hatte viele Herzen, nicht nur des Volkes, gewonnen. Sein Kurfürſt war ſtolz auf ihn; der junge, raſche, heißblütige Landgraf Philipp von Heſſen beſuchte ihn noch an demſelben Tage; ſelbſt der katholiſche Herzog Erich von Braunſchweig ſendete ihm einen ſilbernen Krug Einbecker Bieres und ließ ihm ſagen, er möge ſich damit erquicken. Luther ließ ſich den Trunk ſchmecken und ſagte: „Wie Herzog Erich jetzt meiner gedacht hat, alſo gedenke unſer Herr Chriſtus ſeiner in ſeinem letzten Stündlein." Dabei war Luther ganz fröhlich zu Mute. Sobald er in ſeine Herberge kam, reckte er die Hände auf und ſchrie: „Ich bin hindurch!" Auch ſagte er, wenn er tauſend Köpfe hätte, wollte er ſie ſich eher alle abhauen laſſen, denn einen Widerruf thun.

Auf Kaiſer Karl jedoch ſchien Luther wenig Eindruck gemacht zu haben. Nur als Luther die denkwürdigen Worte geſprochen: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" ſoll er geäußert haben: „Der Mönch redet unerſchrocken und mit großem Mut."

6. Die Reichsacht. Am andern Tage kündigte der Kaiſer den verſammelten Fürſten an, weil Martinus auch nicht einen Finger breit von ſeinen Irrtümern weichen wolle, ſei er entſchloſſen, alles anzuwenden, daß dieſes gottloſe Unternehmen keinen weiteren Fortgang habe. Er wolle daher Luther keineswegs mehr hören, ſondern wieder entlaſſen, wie er verſprochen, und ſodann gegen ihn als Ketzer verfahren und ihn mit Bann und Acht verfolgen. Doch wolle er das gegebene Geleit nicht brechen, ſondern ihn zuvor ſicher an ſeinen Ort kommen laſſen.

Ehe jedoch Luther Worms verließ, verſuchte man noch einmal durch gütliche Zuſprache den Streit zu ſchlichten. Doch erklärte Luther nach zweitägigen Verhandlungen dem Erzbiſchof von Trier, welcher dieſelben leitete: „Gnädigſter Herr, ich kann nicht weichen; es gehe mir, wie Gott will. Iſt der Rat oder das Werk aus den Menſchen, ſo wird es untergehen; iſt es aber aus Gott, ſo könnet Ihr's nicht dämpfen."

Darauf erhielt Luther wieder freies Geleit mit dem Befehl, binnen

21 Tagen nach Wittenberg zurückzukehren und unterwegs weder mit Predigen noch mit Schreiben das Volk zu erregen.

In Worms aber ward nach Ablauf dieser Frist die Reichsacht gegen Luther und alle diejenigen ausgesprochen, die ihn schützen würden; seine Schriften aber wurden öffentlich verbrannt. In dem Schriftstück (Wormser Edikt), durch welches die Reichsacht über ihn verhängt wurde, heißt es:

„Niemand soll Luther hausen, hösen, ätzen, tränken, noch ihm mit Worten oder Werken heimlich oder öffentlich keinerlei Hilfe, Anhang, Beistand noch Fürschub beweisen, sondern ihn, wo sie sein mächtig werden, gefänglich annehmen und wohl bewahrt an kaiserliche Majestät schicken. Seine Mitverwandten, Anhänger, Gönner und Nachfolger soll jedermann niederwerfen und fangen und ihre Güter zu handen nehmen und zu eigenem Nutzen behalten. Seine Bücher soll niemand kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben, drucken oder abschreiben und drucken lassen, sondern von aller Menschen Gedächtnis abthun und vertilgen."

So war Luther aus aller kirchlichen und bürgerlichen Gemeinschaft ausgestoßen; sein Leib und Fleisch gehörte, wie es in einer alten Achtformel heißt, den Tieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen in den Wassern.

7. Die Rückkehr. Am 26. April reiste Luther mit seinen Freunden, die ihn nach Worms geleitet hatten, wieder ab. Er fuhr in demselben Rollwagen, in dem er gekommen. Der Reichsherold geleitete ihn eine große Strecke, dann entließ ihn Luther mit einem Schreiben an den Kaiser, in welchem er demselben für das erhaltene freie Geleit dankte und sich erbot, um kaiserlicher Majestät und des Reiches willen gern alles zu thun und zu leiden. Nur das eine müsse er sich vorbehalten, das Wort Gottes frei und ungebunden bekennen zu dürfen.

Am 30. April kam er nach Hersfeld an der Fulda, wo er von dem Abte des Klosters trotz des Bannes mit großen Ehren empfangen und herrlich bewirtet wurde. Auch predigte er daselbst. Dann fuhr Luther weiter gen Eisenach, von wo aus ihm viele zu Fuß entgegen kamen. Auch in Eisenach predigte er trotz des kaiserlichen Verbotes. Ein Teil seiner Begleiter trennte sich sodann von ihm, um geraden Weges nach Hause zurückzukehren. Er selbst aber reiste, nur von zwei Gefährten begleitet, zu seinen Verwandten nach Möhra. Hier übernachtete er und predigte auch daselbst unter einer Linde nahe der Kirche.

Von Möhra aus gedachte er über den Thüringer Wald nach Waltershausen und Gotha zu gehen. Seine Verwandten begleiteten ihn bis zum Schlosse Altenstein. Dort trennten sie sich. Der Wagen bog nach kurzem in einen Waldweg ein, der sich nach dem Rennstieg hinaufzieht. In der Nähe einer Kapelle, die schon damals wüste lag, da, wo jetzt eine klare Quelle bei den Überresten der Lutherbuche sprudelt, brachen plötzlich bewaffnete Krieger

aus dem Walde hervor. Als einer von den Begleitern Luthers sie kommen sah, sprang er aus dem Wagen und machte sich eilig davon. Die bewaffneten Reiter aber überfielen den Wagen, geboten fluchend und drohend Halt und rissen Luther heraus. Fuhrmann und Wagen mit dem andern Begleiter ließen sie weiterziehen. Dann warfen sie Luther einen Reitermantel um, setzten ihn auf ein Pferd und führten ihn im Walde umher, bis das Dunkel der Nacht hereinbrach. Es war fast Mitternacht, als die schwere Zugbrücke auf Schloß Wartburg bei Eisenach niederrasselte und die Burg den vom weiten Wege Ermüdeten in ihre schützenden Mauern aufnahm.

B. Vertiefung.

1. Was gefällt uns an Luther?

a) Sein Gehorsam gegen den Kaiser. Nicht einen Augenblick weigert er sich, dem Befehle des Kaisers nachzukommen: „Nach Worms bin ich berufen, nach Worms muß ich ziehen." So befolgt er selbst, wozu er das Volk immer ermahnt: zum Gehorsam gegen die Obrigkeit; sein Thun stimmt mit seinen Worten überein; er ist also ein leuchtendes Vorbild wahren Gottes- und Menschengehorsams. Wie früher seinen Eltern und Lehrern, so ist er jetzt seinen Herren gehorsam; er erfüllt also das 4. Gebot. In dem pünktlichen Gehorsam gegen den Kaiser erkennt er auch die Wahrheit des Dichterwortes an:

„Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit."

b) Sein Mut in der Stunde der Gefahr. Gewiß hat auch bisher schon ein nicht gewöhnlicher Mut dazu gehört, in Wort und Schrift gegen den Papst und die Mißbräuche des Papsttums aufzutreten. Jetzt aber wird sein Mut auf die schwerste Probe gestellt, indem er das, was er gesagt und gethan, nötigenfalls mit seinem Blute besiegeln muß. Dieser Mut auch in der schwersten Stunde seines Lebens ist nur ein Ausfluß seines Gottesgehorsams, da er dem Bibelworte folgt: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Der Gehorsam gegen Gott aber hat seinen Ursprung im Glauben an ihn, er ist Glaubensgehorsam, wie ihn bis zur höchsten Selbstverleugnung Abraham (Isaaks Opferung) und Christus (im Garten Gethsemane) geübt. In Worms hat Luther Christi Wort befolgt: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst . . ." Matth. 16, 24—26; er ist ein rechter Jünger Christi, der durch Kreuz zur Krone, durch Kampf zum Sieg gegangen ist, der mit dem Apostel sprechen kann: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert" (Röm. 8, 35)? Auf seinem Gange nach Worms hat er Christi Mahnung befolgt: „Fürchtet euch nicht vor denen, die

den Leib töten . . .“ Matth. 10, 28. Von Luthers Reise nach Worms gilt, was Christus von seinen Aposteln spricht, als er sie zum ersten Male, gleichsam nur probeweise, aussendet: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; darum seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. Hütet euch aber vor den Menschen; denn sie werden euch überantworten vor ihre Rathäuser, und werden euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen. Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.“ Matth. 10, 16—20. Mit solchem Mute ausgerüstet, tritt er ohne Zagen und ohne Menschenfurcht ein in den Kampf auch gegen Kaiser und Reich; er weiß: „Ist Huß auch zu Asche geworden, so ist doch die Wahrheit nicht verbrannt“; im Kampfe für die Wahrheit bleibt er trotz aller drohenden Gefahr mutig und unerschrocken: „Und wenn sie gleich ein Feuer anzündeten . . .“ — „Und wenn so viel Teufel in Worms wären . . .“

„Und wenn die Welt voll Teufel wär . . .“ (Ein feste Burg . . . V. 3)

Nicht um sein Leben, nur um seine Lehre ist ihm bange; nicht an sich denkt er, sondern an das Schicksal von Gottes Wort.

c) Sein Gottvertrauen. Gehorsam und Mut sind nur ein Ausfluß seines Gottvertrauens. In Gott sieht er den Stecken und Stab, auf den er sich stützen kann in allen Lebenslagen: „Und ob ich schon wanderte . . .“ Ps. 23, 4; in seiner Hut weiß er sich sicher: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke . . .“ Ps. 46, 26; auf ihn nur schaut er bei all seinem Thun: „Wenn ich nur dich habe . . .“ Ps. 73, 25. 26. So steht er als leuchtendes Beispiel unerschütterlichen Gottvertrauens vor uns, und so steht er auch vor Kaiser und Reich mit seinem mutigen Glaubensbekenntnis: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!“ — „Ich kann nicht weichen, es gehe mir, wie Gott will.“ Und sein Glaube hat ihn nicht betrogen, Gott hat ihm geholfen durch Kampf zum Sieg, so daß er in diesem Siegesbewußtsein später singen kann:

„Das Reich muß uns doch bleiben!“ (Ein feste Burg . . . V. 4.)

d) Sein inniger Gebetsumgang mit Gott. Im Gebet sucht er Stärke und Kraft zu dem schweren Werke. Wie ergreifend klingt sein Gebet, das er spricht, ehe er zum ersten Male vor den Kaiser tritt. Wie ringt er gleich seinem Heilande im Gebet um Kraft aus der Höhe: „Hörst du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben!“ Die ganze Nacht hindurch betet er dann und zeigt uns, wie auch wir in der Stunde der Not uns an Gott wenden sollen. „Rufe mich an in der Not . . .“ Wie er schon

auf der Universität gesagt: „Fleißig gebetet ist halb studiert", so mochte er jetzt denken, wie später Gustav Adolf: „Je mehr Betens, desto mehr Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten." Er befolgt also die Mahnung:

„Mit dem Herrn fang alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang alles an!"

So hat er es an sich erfahren, was es heißt: „Wer beten kann, ist selig dran", und sein jubelnder Siegesruf beim Betreten seiner Herberge (ein Siegesruf insofern, als er im Kampfe mit sich selbst, mit seiner menschlichen Schwachheit Sieger geblieben, indem er standhaft die erkannte Wahrheit verteidigt und sie nicht widerrufen hat): „Ich bin hindurch" (nämlich durch alle Anfechtung, die von Innen und Außen an ihn herantreten konnte; ein „Zurück" gab es jetzt für ihn nicht mehr) sagt uns, daß es wahr ist: „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernsthaft ist"; er sagt uns aber auch, daß das Bibelwort auf Wahrheit beruht: „Ist Gott für mich, wer mag wider mich sein?" Röm. 8, 31. Dieses Siegeswort: „Ich bin hindurch" erinnert uns an des Heilandes Siegeswort am Kreuze: „Es ist vollbracht!"

e) Seine Demut und Bescheidenheit gegen die weltliche Obrigkeit. Obgleich felsenfest von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt, obgleich in seinem Kampfe von dem erhebenden Bewußtsein getragen, daß die Masse des Volkes auf seiner Seite steht, obgleich er nicht seine Ehre, sondern Gottes Ehre sucht, tritt er doch nicht trotzig oder übermütig dem Reichstage entgegen, pocht er doch nicht auf sein gutes Recht, oder wohl gar auf den Beistand des Volkes, sondern in gebührender Ehrfurcht spricht er vor den Höchsten der Christenheit. Darum hat er es auch erfahren dürfen: „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . ." Diese Bescheidenheit ist eine Tugend, die ihn nicht minder ziert wie die andern.

f) Seine Standhaftigkeit vor Kaiser und Reich. Obgleich hart bedrängt und zum Widerrufe aufgefordert, bleibt er doch standhaft bei seinem Glauben und seiner Lehre, denn der Glaube, der Seelen Seligkeit und Gottes Wort ist ihm der höchste Schatz im Himmel und auf Erden. Er kann mit den Aposteln vor dem hohen Rate zu Jerusalem sprechen: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben." Apostelgesch. 4, 20. Und so spricht er denn mit dem frommen Gamaliel: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen . . ." Apostelgeschichte 5, 38. Diese Zuversicht hat ihm Standhaftigkeit verliehen, daß er trotz aller Anfechtungen der Menschen ausharrt und deren Anschläge zunichte macht. Er giebt deshalb kein Versprechen, das er nicht mit gutem und reinem

Gewissen halten kann; sein durch Gottes Wort gebundenes Gewissen will er durch nichts anderes binden lassen. So hat er in Worms vor Kaiser und Reich also die eigentliche Reformationsthat vollbracht, indem er sich unwiderruflich von Papst und Kirche trennt. Daher hat man diese That geehrt durch ein herrliches Denkmal, das großartigste Standbild Luthers, das an derselben Stelle steht, an welcher einst der bischöfliche Palast und somit der Sitzungssaal des Reichstages gestanden. (Vorzeigen einer Abbildung des Luther-Denkmals zu Worms und Beschreibung desselben.)

2. Was ist über Kaiser Karl V. zu urteilen?

a) Was gefällt uns an ihm? Seine Wahrhaftigkeit und Treue. Er hat Luther freies Geleit zugesichert; er hält auch sein gegebenes Wort, trotzdem ihn Luthers Feinde zum Wortbruch verleiten wollen. Sein Ausspruch: „Und wenn die Treue aus der ganzen Welt verschwunden wäre . . .“ ist ein beredtes Zeugnis seiner edlen Gesinnung. „Versprechen und Halten steht fein bei Jungen und Alten.“

„Sprich „ja“ und „nein“ und dreh' und deutle nicht,
Was du berichtest, sage kurz und schlicht,
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
Dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht.“

b) Was gefällt uns nicht an ihm? Sein Vorurteil gegen die neue Lehre: „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde.“ Die Geistes- und Gewissensknechtschaft, in der das deutsche Volk schmachtet, kümmert ihn nicht. Spanier von Geburt, mag nie eine Ahnung deutscher Begeisterung und deutscher Gemütstiefe seine Seele durchweht haben. Vielleicht hat er über den bleichen, durch bittere Seelenkämpfe abgehärmten Mönch zu seinen Füßen ebenso gedacht wie der Kardinal Kajetan, der behauptete, „die deutsche Bestie mit den tiefliegenden Augen und den wunderlichen Spekulationen im Kopfe“ sei ihm unheimlich gewesen. Hätte Kaiser Karl ein Verständnis für die geistige Bewegung, wie sie von Luther ausging, gehabt, und hätte er das Schwert der weltlichen Obrigkeit in den Dienst dieser religiösen Bewegung gestellt, ganz Deutschland würde der Lehre Luthers sich angeschlossen und sich von Rom und dem Papste losgesagt haben. Die Ursachen also, weshalb heute ein Drittel von Deutschlands Bevölkerung sich noch zum katholischen Glauben bekennt, haben wir in Karl V. zu suchen. Mit seinem Wort: „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde“ beginnt der Kampf der deutschen Kaiser gegen den evangelischen Glauben des deutschen Volkes, ein Kampf, der viel Blut gekostet und unsägliches Elend über unser Vaterland gebracht hat.

3. Was ist über die Fürsten zu urteilen?

Wie das ganze deutsche Volk, so spalten sich durch Luthers Lehre auch die deutschen Fürsten in zwei feindliche Kriegslager. Als Luther freundlich

gesinnt kennen wir den Kurfürsten Friedrich den Weisen und den Landgrafen Philipp von Hessen. Herzog Erich von Braunschweig, der Luthers Mut und Unerschrockenheit bewundert, sendet ihm zwar einen Krug mit Bier zur Labung, doch ist er kein Anhänger der evangelischen Lehre. Friedrich der Weise dagegen nimmt sich hilfreich des Bedrängten an. „Wer sich des Armen erbarmet . . .“ Er sowohl als Philipp von Hessen sind Luthers Beschützer und eifrige Förderer der Reformation.

III. Verknüpfung.

1. Inwiefern hat auf dem Reichstage zu Worms Luthers Kampf um den evangelischen Glauben seinen Höhepunkt erreicht?

a) Er hat vor dem höchsten Herrn der Christenheit und vor der glänzendsten Versammlung standhaft seinen Glauben bekannt und vor der höchsten irdischen Macht sich geweigert, auch nur ein Wort von dem zurückzunehmen, was er geschrieben und gelehrt, sofern man ihn nicht durch Beweise aus der heiligen Schrift überzeugen könne. Er stellt also Gottes Wort über aller Menschen Wort, auch über das Wort des Papstes und der Konzilien, und dadurch hat er der Wahrheit zum Siege verholfen.

b) Er hat alle Gegner siegreich überwunden: den Ablaßprediger Tetzel, den Kardinal Kajetan, den Kammerherrn von Miltitz, Dr. Eck, den Papst, indem er dessen Bulle verbrennt, den Kaiser, indem er seinem Gebote sich widersetzt und nur auf Gottes Hilfe baut.

c) Alle Mittel seiner Gegner sind erfolglos geblieben: Macht und Gewalt, List und Verstellung, selbst die schwersten kirchlichen und weltlichen Strafen, Bann und Acht.

d) Er hat zu den alten viele neue Freunde erworben: zu den Wittenberger Studenten, Professoren, Bürgern der Stadt, dem Kurfürsten Friedrich, dem Rat der Stadt Augsburg, Staupitz, Frau Kotta u. s. w. nun auch den Landgrafen von Hessen, die große Masse des Volks, die von weit und breit herzuströmt, den Wundermann zu sehen, viele Grafen und Ritter, selbst des Wohlwollens des Herzogs Erich von Braunschweig und des Georg von Frundsberg darf er sich erfreuen.

e) Er selbst ist im Kampfe um den Glauben im Glauben immer stärker, fester und mutiger geworden. „In Augsburg vor Kajetan war er noch zaghaft und ängstlich, in Altenburg nachgiebig und zum Schweigen bereit, in Leipzig freimütig und unerschrocken, bei der Verbrennung der Bannbulle unerschütterlich und unerbittlich, vor dem Kaiser überzeugungstreu und todesmutig.“

2. Stellt in Überschriften Luthers Lebensgang von der Geburt bis zum Reichstage von Worms zusammen! (Angabe der Jahreszahlen!)

3. Nennt Luthers Feinde und Gegner!

4. Nennt Luthers Freunde und Beschützer!

5. Nennt andere Glaubenshelden, die für ihren Glauben alles, sogar den Tod erlitten haben!

Elias, Johannes der Täufer, Jesus Christus, Stephanus, die Apostel, die Märtyrer, Bonifatius u. s. w.

6. Nennt Männer von unerschrockenem Mut!

Luther, Huß, Bonifatius, David, Elias, Johannes der Täufer, der Prophet Nathan vor David u. s. w.

7. Nennt Männer voll felsenfesten Gottvertrauens!

Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, David, Assaph (Ps. 73, 25. 26), Elias, Johannes, Christus, Bonifatius, Kreuzfahrer u. s. w.

8. Nennt Leute, die sich in der Stunde der Not im Gebete an Gott wandten!

Moses, sobald das Volk Israel murrte; Hanna, als sie um einen Sohn bat; David im Kampfe gegen Goliath; Salomo bei seinem Regierungsantritt; Elias auf dem Berge Karmel, als er gegen die Baalspriester auftritt; Jesus Christus im Garten Gethsemane; Desiderius, der Longobardenkönig, bei der Belagerung Pavias durch Karl den Großen; Otto I. in der Schlacht auf dem Lechfelde; die Kreuzfahrer vor Jerusalem; Kolumbus vor seiner Abfahrt von Palos; Luther.

9. Nennt große Männer von Bescheidenheit und Demut!

Jakob, der da spricht: „Herr, ich bin viel zu geringe . . . .“; Joseph, der da spricht: „Träume auslegen gehöret Gott zu“; Moses, wenn er spricht: „Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe?“; Saul, da er sich bei seiner Wahl unter die Fässer versteckt; Salomo, wenn er betet: „Herr, ich bin noch ein kleiner Knabe und weiß weder meinen Eingang noch Ausgang; Johannes der Täufer, wenn er spricht: „Nach mir aber kommt ein Größerer, dem ich nicht wert bin, seine Schuhriemen zu lösen“; der Hauptmann von Kapernaum, da er zum Heiland spricht: „Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehest“; Christus, da er seinen Jüngern die Füße wusch; Heinrich IV. im Schloßhofe zu Kanossa; Gottfried von Bouillon, als er noch während des Sturmes zum heiligen Grabe pilgert; Rudolf von Habsburg, der nicht nach Rom geht, um sich die Kaiserkrone zu holen; Kolumbus, da er Gott die Ehre des Gelingens giebt.

10. Vergleich zwischen Luther und Christus.

Beide haben sich bezüglich ihrer Lehre vor der höchsten weltlichen Obrigkeit zu verantworten: Christus vor dem Landpfleger Pontius Pilatus und vor Herodes, Luther vor Kaiser Karl V. Beide bekennen unerschrocken die Wahrheit: Christus nennt sich geradezu einen König der Wahrheit, wenn er spricht: „Du sagest es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt

gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll"; und Luther verteidigt immer die Wahrheit auf Grund der heiligen Schrift. Christus besiegelt sein Bekenntnis der Wahrheit mit dem Tode; Luther erntet Acht und Bann dafür. Aber in beiden Fällen erringt die Wahrheit dennoch den Sieg.

11. Vergleich zwischen Luther und den Aposteln.

Auch die Apostel stehen vor dem höchsten geistlichen Gericht, dem hohen Rate zu Jerusalem, um für ihre Lehre zu zeugen. Auch sie bekennen: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Auch sie haben es erfahren, was ihr Herr und Meister früher gesagt: „Man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen." Aber auch von ihrer Lehre gilt das Wort Gamaliels: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen . . ."

12. Luther und Kaiser Karl V.

Während Luther ein begeisterter Kämpfer für die evangelische Wahrheit ist, steht Kaiser Karl im Dienste des Papstes und hindert durch seine Macht den völligen Sieg des Evangeliums. Karl V., zwar deutscher Kaiser, aber doch ein Fremdling auf dem deutschen Throne, durch dessen Seele auch nicht eine Ahnung von deutscher Begeisterung und deutscher Gemütstiefe zieht; Luther dagegen ein echt deutscher Mann, dem die Herzen des Volkes in Liebe und Begeisterung entgegenschlagen. Karl V., im vollen Glanze des mächtigen Kaisertums, ist dennoch der Besiegte, während Luther, der unscheinbare, arme, verachtete Mönch als Sieger die Stadt Worms verläßt.

13. Luther und Frundsberg.

Beide sind unerschrockene Helden, die ihren Mut schon in mancher schweren Stunde bewährt haben. Sie gleichen zwei gewaltigen Eichen, die auf ihren zähen Wurzeln unter Blitz und Donner auch dem stärksten Sturmwinde trotzen. Frundsberg ist ein Kämpfer mit dem Schwert, Luther ein Kämpfer mit der Feder und dem Wort. — Frundsbergs Schutz und Schirm ist die glänzende Ritterrüstung, Luthers Schutz und Schirm allein der Glaube. — Frundsberg sieht im blutigen Kampfgewühl der Schlacht dem Tode ins Antlitz, Luther fürchtet sich selbst vor dem Teufel nicht. — Aber dennoch ist Luther der größere, und willig neigt Frundsberg Haupt und Geist vor dem Stärkeren, der im Kampfe für seinen Glauben siegen oder sterben will.

Eine etwaige weitere Vertiefung dieses Vergleiches geschieht am besten auf Grund folgenden Gedichtes:

1. Schon harret an den Thüren
Des Volkes Menge dicht,
Als sie den Luther führen
Vor Kaiser und Gericht;
Und an der Thüre Pfosten,
Dem Eingang Luthers nah,
Steht fest auf seinem Posten
Der alte Frundsberg da.

2. Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmeswehn
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln stehn,
So stehen kühngestaltig
Die beiden Helden dort,
In Waffen der gewaltig,
Und jener in dem Wort.

3. Den schirmt die Pickelhaube,
Das Panzerhemd aus Erz,
Und jenem stählt der Glaube
Das vielgeprüfte Herz;
In Schlachten schaut der eine
Dem Tod ins Angesicht,
Dem zittern die Gebeine
Auch vor dem Teufel nicht.

4. Der Ritter sieht den Priester
Sich werfen in den Tod,
In seinen Zügen liest er
Der Losung ernst Gebot,
Das siegen oder sterben
Dem fromm Verwegnen heißt,
Und vor dem Himmelserben
Beugt sich des Helden Geist.

5. „Mönchlein," beginnt der Ritter,
„Du gehest einen Gang,
Wie auch im Schlachtgewitter,
In Mord und Sturmesdrang
Ich noch bestanden keinen
Und keinen werd' bestehn;
Bist du mit Gott im Reinen,
Magst auch den Gang du gehn!"

6. So gab der greise Degen
Am heißen Kampfestag
Dem Luther seinen Segen,
Den Hand- und Ritterschlag.
Wohlauf denn, Held! und schwinge
Dein ritterliches Schwert!
Laß sehn, ob sich die Klinge
Als flammende bewährt!

Hagenbach.

14. Verknüpfung von Jahreszahlen.

21. Arminius stirbt durch den Dolch seiner Feinde und Neider.
1521. Der Reichstag zu Worms.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1521 Reichstag zu Worms. Luther verteidigt seine Lehre vor Kaiser un Reich; er widerruft nicht.

Ein neuer Kaiser: Karl V., ein Habsburger, ein Nachkomme Rudolf von Habsburg. In seinem Reiche geht die Sonne nicht unter, denn es gehö dazu Deutschland, Spanien, die Niederlande, Mittelamerika, besonders das u jene Zeit von Ferdinand Kortez eroberte Mexiko.

Georg von Frundsberg, der Feldhauptmann Karls V.

Deutsche Fürsten: Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, Landg Philipp von Hessen, Herzog Erich von Braunschweig.

Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

a) Der Reichstag, zusammengesetzt aus Kurfürsten, Herzögen, Mar grafen, Grafen, Rittern, Erzbischöfen, Bischöfen, städtischen Abgeordneten u päpstlichen Gesandten. Das waren die Reichsstände.

b) Der Reichsherold, ein Mann, der die kaiserlichen Befehle zu üb bringen hat.

c) Die Reichsacht, die höchste bürgerliche Strafe, die über diejenig verhängt wurde, welche den Befehlen des Kaisers zu trotzen wagten. Sie b

Ähnlichkeit mit dem Bannfluche, welcher jedoch nur von der Kirche ausgesprochen wurde. Von der Reichsacht wurde auch Rudolf von Schwaben, der Gegenkönig Heinrichs IV., und Heinrich der Löwe getroffen.

V. Anwendung.

1) Suche nachzuweisen, daß das Volk sich mehr und mehr Luther zuwandte!

2) Nenne Lutherstädte und sprich dich über ihre Bedeutung für Luthers Leben aus!

3) Stelle die Zahlenreihe aus Luthers Leben auf!

4) Nenne dir bekannte Reichstage aus der deutschen Geschichte und erzähle etwas über sie!

5) Nenne Männer, welche von der Reichsacht getroffen wurden, und gieb den Grund ihrer Bestrafung an!

6) Stelle in Überschriften Luthers Thaten gegen Rom zusammen!

7) Stelle dir bekannte Aussprüche Luthers zusammen!

8) Erkläre das Bild: Luther vor dem Reichstage!

9) Erzähle einiges über das Lutherdenkmal in Worms!

10) Wer kann noch andere Lutherdenkmäler nennen!

11) Luther hat in Worms standhaft für seinen Glauben gestritten. Was kannst du für deinen Glauben Gutes thun?

(Unterstützung der Heidenmission und der Sache des Gustav-Adolf-Vereins durch Geldspenden: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an unseres Glaubens Genossen"; Sorge für Waisenhäuser, Rettungshäuser, Kinderbesserungsanstalten u. s. w.)

12) Luther war der irdischen Obrigkeit unterthan. Nennt Beispiele von Empörung und Ungehorsam gegen die irdische Obrigkeit!

13) Warum können wir Luthers Wort: „Ich bin hindurch" ein Siegeswort nennen?

14) Inwiefern bewährt Karl V. die alte deutsche Treue?

15) Nenne Leute, die Gott mehr gehorcht haben als den Menschen!

16) Wie bewährt sich an Luther das Sprichwort: „Wer beten kann, ist selig dran?"

17) Warum können wir Luther zu den Helden der Weltgeschichte zählen?

18) Erzähle etwas aus der Geschichte der Stadt Worms! (Karl d. Gr. 772; Heinrich IV.; 1521.)

5. Luther auf der Wartburg.

Anknüpfung: Wir haben zuletzt gehört, wie Luther im Thüringer Walde von geharnischten Rittern überfallen und nach der Wartburg bei Eisenach geführt wurde.

(Ziel: Wir wollen nun heute hören, wie Luther auf der Wartburg verborgen gehalten wird.)

I. Vorbereitung.

Die Wartburg kennt ihr schon. Woher? (Abbildung zeigen!)

Auch Luther kennt die Wartburg schon. (Woher? Er ist als Lateinschüler in Eisenach gewesen, hat sie hoch oben thronen sehen und ist vielleicht manchmal den steilen Berg hinaufgeklettert.)

Was soll wohl Luther auf der Wartburg? Er ist mit Bann und Acht bestraft worden; jedermann kann ihn töten oder gefangen nehmen, niemand soll ihn beherbigen oder ihm Wohnung und Unterhalt geben. Die Wartburg gehört dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen. Dieser will ihn schützen. Auf der andern Seite mochte er als Reichsfürst es doch nicht ganz mit seinem Kaiser verderben, was sicher geschehen wäre, wenn er den vom Papste gebannten und vom Kaiser geächteten Ketzer öffentlich beschützt hätte. Deshalb will er Luther auf einige Zeit hinter den stillen Mauern der Wartburg verschwinden lassen, und weder Freund noch Feind soll wissen, was aus ihm geworden ist.

Ob Luther mit diesem Plane seines Kurfürsten einverstanden ist? Gern hat er sich wohl nicht verbergen lassen, denn wir wissen, daß er keine Gefahr scheut, wenn es gilt, seinen Glauben und seine Lehre zu verteidigen. Aber er sieht, wie gut es der Kurfürst meint, und so ehrt er dessen Willen, indem er ihn befolgt. Am Abend vor der Abreise von Worms schon läßt ihm der Kurfürst seinen Plan mitteilen, der denn auch im Thüringer Walde ausgeführt wird. Luther ist also sicher nicht erschrocken gewesen, als er von den bewaffneten Reitern überfallen, aus dem Wagen gerissen und in das Dunkel des Waldes geführt wird. Sein Fuhrmann aber und seine beiden Begleiter haben nichts davon gewußt.

Welchen Eindruck das plötzliche Verschwinden Luthers auf das Volk gemacht haben mag? Seine Freunde in Wittenberg erwarten ihn sehnsüchtig aus Worms zurück. Auch die Städte und Orte, die er auf seiner Reise berühren muß, freuen sich, den kühnen Streiter zu sehen. Plötzlich verstummen alle Meldungen über ihn. Nach einigen Tagen kehrt der Fuhrmann mit seinem Rollwagen und den beiden Begleitern zurück. Sie erzählen von dem Überfall im Thüringer Walde und der Entführung Luthers. Weiter wissen sie nichts. Das Volk aber behauptet, daß die Kaiserlichen oder Päpstlichen ihn überfallen und getötet haben. Da mag manches Herz in bitterem

Schmerze gezuckt haben, daß der Kämpfer für die evangelische Glaubenswahrheit ein solches Ende gefunden. Auf der andern Seite aber herrscht Jubel und große Freude, daß man endlich den lästigen Mönch los geworden ist.

Luther aber war nicht tot, er lebte und wirkte auch ferner zur Freude seiner Freunde und zum Ärger seiner Feinde.

Von seinem Leben auf der Wartburg wollen wir nun hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Des Volkes Klage um den Verschwundenen. Reißend schnell verbreitete sich die Kunde von Luthers Gefangennehmung. Freund und Feind wußten nicht, was mit ihm geworden, ob er noch lebe oder ob er tot sei. Selbst der Thorwächter auf Schloß Wartburg dachte nicht anders, als daß irgend ein Übelthäter auf der Straße aufgefangen und in sicheren Gewahrsam gebracht worden sei. Überall nahm man die Kunde von dem Verschwinden Luthers mit Bestürzung und Trauer auf.

Rührend war die Klage, die der große Maler Albrecht Dürer aus Nürnberg, der damals auf einer Reise in den Niederlanden war, in sein Tagebuch schrieb:

„Lebt er noch oder haben sie ihn gemordet — was ich nicht weiß — so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und weil er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebet wider Christus. So wie diesem Mann, der da klarer geschrieben hat, denn niemals einer in 140 Jahren, dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen himmlischen Geist gebest wiederum einem, der deine christliche Kirche allenthalben wieder versammle. O Gott, ist der Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen? Ach Gott, was hätt' er noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O ihr frommen Christenmenschen alle, helft mir fleißig beweinen diesen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende!"

Aber auch Luthers Gegner konnten nicht frohlocken. Jetzt, da man ihn verloren glaubte, sah man erst, wie sehr das Volk ihn verehrte, wie tief seine Lehren schon in die deutsche Nation gedrungen waren. An den Erzbischof von Mainz soll damals geschrieben worden sein: „Den Luther haben wir, wie wir wollten, verloren, aber das Volk ist so aufgebracht, daß wir fürchten, wir werden kaum mit dem Leben davonkommen, wenn wir ihn nicht mit Laternen allenthalben suchen und zurückrufen."

2. Luthers Leben auf der Wartburg. Während das Volk trauerte und klagte, saß Luther indessen wohlgeborgen auf der alten Landgrafenburg. Der Schloßhauptmann derselben, Hans von Berlepsch, und der Herr von Altenstein, Burkhard Hund von Wenkheim, hatten den Auftrag ihres Herrn, des Kurfürsten, vortrefflich ausgeführt. Auch den Insassen der Burg

ſollte er unbekannt bleiben. Er bewohnte daher eine beſondere Stube; zwei Edelknaben mußten ihn bedienen; verließ er die Burg einmal, ſo gab man ihm einen zuverläſſigen, verſchwiegenen Reitersmann mit, der ihm treu zur Seite war und ihn zur Vorſicht mahnte, wenn er in der Herberge ſein Schwert ablegen und über die Bücher laufen wollte. Denn Luther galt den Bewohnern der Burg als ein gefangener Ritter, der den Namen Junker Georg oder Jörg führte. Deshalb trug er ſtets ein Schwert an der Seite, ließ ſich das Kopfhaar und auch den Bart wachſen und war ſo für jedermann unkenntlich. (Vorzeigen des Bildes: Luther als Junker Jörg!)

Nun nahmen ihn die Ritter und Junker mit hinaus in den Wald, über Berg und Thal. Auch auf die Jagd begleitete er ſie einmal, doch fand er kein großes Gefallen daran. Er mußte dabei vielmehr immer des Papſtes und ſeiner Biſchöfe gedenken, die er mit den Jagdhunden verglich, welche das arme Wild, nämlich die unwiſſenden, einfältigen Menſchen, in die Netze des Satans jagen.

Auch erging er ſich oft in den ſchönen Wäldern, welche die Burg einſchließen, Erdbeeren ſuchend. Es war dies ſeiner Geſundheit ſehr zuträglich; denn bis in den Oktober hinein — am 4. Mai war er in der Wartburg eingezogen — hatte er mit körperlichen Beſchwerden zu kämpfen und zwar ſo ſehr, daß er ſchon vorhatte, die Wartburg zu verlaſſen und nach Erfurt zu gehen, um dort ärztlichen Rat zu holen. Da hatte er manche Tage voller Verſtimmung und Schwermut. In ſolchen Stunden glaubte er ſich vom Teufel verfolgt. Durch fleißiges Gebet ſuchte er ihn zu verſcheuchen. Und einmal, ſo erzählt die Sage, als dieſer nicht weichen wollte, warf Luther ſogar das Tintenfaß nach ihm und verjagte ihn ſo für immer.

3. Luthers Arbeit auf der Wartburg. Weder Krankheit noch Bann und Acht konnten ſeinen Mut beugen und ſeine Arbeitskraft lähmen. Außer den vielen Briefen, die er auf der Wartburg ſchrieb, verfaßte er auch einige Schriften, z. B. gegen den Erzbiſchof Albrecht von Mainz, der, da er wieder Geld brauchte, in der Gegend von Halle den Ablaßhandel wieder angefangen hatte. Vor allem aber arbeitete er mit Luſt und Liebe an ſeiner deutſchen Kirchenpoſtille, einer Auslegung der ſonntäglichen Evangelien und Epiſteln, der erſten Predigtſammlung in deutſcher Sprache.

Während er nun in der Einſamkeit der Wartburg über ſein Leben und Wirken nachdachte, kam er auf den Gedanken, daß ſein Werk erſt dann voll gelingen könne, wenn er auch dem ungebildeten Volke die Bibel in die Hand gäbe. Um die heilige Schrift und ihren Inhalt drehte ſich ja ſein Kampf mit dem Papſte, weil der Papſt an Stelle des Bibelwortes ſein eigenes Wort geſetzt hatte. Das Volk, ſo meinte Luther, müſſe noch mehr auf ſeine Seite

treten, wenn es sich selbst von der Wahrheit dessen, was er lehrte, überzeugen könne.

Und so begann er denn auf der Wartburg das schönste und edelste Werk seines Lebens: die Übersetzung der Bibel in die deutsche Sprache. Mit der Übersetzung des neuen Testamentes machte er den Anfang. Er selbst schreibt darüber: „Ich werde hier in meiner Verborgenheit bis Ostern (1522) bleiben. Inzwischen beabsichtige ich, das neue Testament zu verdeutschen. O, daß doch jede Stadt ihren Dolmetscher haben und mit diesem einen Buche sich aller Zungen, Hände, Augen, Ohren und Herzen befassen und beschäftigen möchten! Ich will die Bibel übersetzen, wiewohl ich damit eine Arbeit übernommen habe, die über meine Kräfte geht. Ich sehe nun, was übersetzen heißt, und warum es bis jetzt von keinem unternommen worden ist, der seinen Namen dazu gesetzt hätte. Das alte Testament werde ich aber nicht anrühren können, wenn ihr (in Wittenberg) nicht dabei seid und mithelfet. Es ist ein großes Werk und würdig, daß wir alle daran arbeiten, wie es denn auch zur allgemeinen Wohlfahrt gereichen soll. Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen!“

Und damit er dies recht könne, hat er die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darum gefragt, um die für das Volk passenden Ausdrücke zu finden. Denn es war keine leichte Arbeit, die Bibel aus dem hebräischen und griechischen Urtexte ins Deutsche zu übertragen. Schloß- und Hofwörter könne er nicht brauchen, sagte er. Und so hat er ein echt volkstümliches, herrliches Werk zustande gebracht, welches der Grund- und Schlußstein für seine Reformationsarbeit ward. In zwei Monaten hatte er die Übersetzung des neuen Testamentes vollendet. Nachdem er es nach seiner Rückkehr nach Wittenberg, in Gemeinschaft mit seinem Freunde und Mitarbeiter Philipp Melanchthon, noch einmal durchgesehen, erschien es im September 1522, und obwohl es den für damalige Geldverhältnisse sehr hohen Preis von $1^1/_2$ Gulden kostete, so mußte doch noch in demselben Jahre ein Neudruck veranstaltet werden; denn Tausende griffen begierig danach. Durch nichts wurde das Evangelium mehr verbreitet und bestärkt, als durch die heilige Schrift selbst, die nun alle lesen konnten. Die katholische Kirche erkannte die von hier ausgehende Gefahr gar wohl und erließ sogleich Verbote gegen das Buch. Einer der heftigsten Gegner Luthers schrieb darüber: „In wunderbarem Maße wurde Luthers neues Testament durch die Buchdrucker vervielfältigt, also daß auch Schuster und Weiber und alle mit der deutschen Schrift irgend bekannte Laien dasselbe als Quelle aller Wahrheit aufs gierigste lasen und ihrem Gedächtnis einprägten.“ Die vollständige Bibel erschien erst im Jahre 1534; an ihrer Vollendung beteiligten sich alle Wittenberger Freunde Luthers.

B. Vertiefung.

1. Was ist über Friedrich den Weisen zu urteilen?

Er nimmt sich des Bedrängten hilfreich an, steht ihm bei in seiner Not, hilft ihm, fördert ihn in allen Leibesnöten (5. Gebot) und übt dadurch barmherzige Nächstenliebe. „Wer sich des Armen erbarmet . . . .“ So erweist der Kurfürst seinem Schützling Luther die größten Wohlthaten, von denen das Wort gilt: „Wohlthaten, still und rein gegeben . . .“

Der Schutz, den er Luther angedeihen läßt, muß um so höher angeschlagen werden, als er damit einem Gebote des Kaisers zuwiderhandelt und fürchten muß, den Zorn desselben zu erregen. Doch besinnt er sich nicht lange. Von seiner Hilfe gilt das Wort: „Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe“. Er befolgt die Mahnung des Dichterwortes:

„Greif an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen;
Es kann uns allen Gleiches ja begegnen.“

Luther aber hat auf der Wartburg erfahren: „Freund in der Not . . .“ und auch Sir. 6, 14: „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz; wer den hat, der hat einen großen Schatz.“ Weil Friedrich der Weise so Großes an Luther gethan, so gebührt ihm auch der Dank jedes evangelischen Deutschen. Und wo immer von der Reformation die Rede sein mag, so wird man auch dankbar des Beschützers Luthers gedenken, dessen Werk es vor allem ist, daß die Reformation nicht spurlos unterging, sondern rüstig vorwärts schritt.

2. Was gefällt uns an Luther?

Es wird ihm schwer, sich vor seinen Feinden zu verbergen; denn furchtlos hat er stets den Kampf mit ihnen aufgenommen. Trotzdem gehorcht er dem Willen seines Beschützers, von dem er weiß, daß er es gut mit ihm meint. Diese gehorsame Unterwerfung unter den Willen eines andern gefällt uns an dem Helden Luther gar sehr, denn dieselbe hat Veranlassung gegeben zu dem edelsten Werke seines Lebens, zur Bibelübersetzung, wodurch er der Reformation erst eine feste Grundlage und sichere Stütze gegeben. Wie er Wohlthaten für Leib und Seele empfangen, so ist er selbst auch einer der größten Wohlthäter des deutschen Volkes geworden, der es herausgeführt hat aus aller Seelen- und Gewissensangst zu dem lebendigen Quell, aus dem jeder Christ Leben und volles Genügen schöpfen soll: zu der Bibel. Er hat die Bibel gemacht zu dem, was sie sein soll, zum Gebets-, Trost-, Lese- und Familienbuch des deutschen Volkes; und in gar herrlichen Worten hat er den Wert der Bibel hervorgehoben, wenn er dichtete:

Das Lied von der Bibel.

Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht's gar öd' und traurig aus,
Da kehrt der böse Feind gern ein,
Da mag der liebe Gott nicht sein.

Drum Menschenkind, drum Menschenkind,
Daß nicht der Böse Raum gewinnt,
Gieb deinen letzten Thaler aus
Und kauf' ein Bibelbuch ins Haus!
Schlag's mit dem ersten Lächeln auf,
Hab' all dein Sehnen und Sinnen darauf.
Fang drin die A-b-c-schul' an
Und buchstabier' und lies sodann
Und lies dich immermehr hinein,
Schlag auf darin dein Kämmerlein,
Und lies dich immermehr heraus,
Mach dir ein wahres Bollwerk draus
Und pflanze still hoch oben drauf
Die allerschönsten Sprüchlein auf.
Hell laß sie flattern, mutig wehn,
Als deine Banner laß sie sehn,
Als deinen Schild drück's an dein Herz
Und halt dich dran in Freud und Schmerz.
O du mein liebes Menschenkind,
Hast du noch keins, so kauf's geschwind,
Und ging dein letzter Groschen drauf,
Geh', eile, flieg' und schlag' es auf,
Und lies dich fromm und schlag' es du
Nur mit des Sarges Deckel zu.
Des Lesens und des Lebens Lauf
Beginn' und höre mit ihm auf.

Nur wer so in der Bibel liest und aus ihr lernt, nur wer das Gelesene und Gelernte im Herzen bewegt und im Leben bewährt, nur wer die Bibel, das Buch der Bücher, zum Leitstern seines Glaubens und Lebens macht, nur bei dem wird auch das Bibelwort zur Wahrheit: „Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt . . . .“ 2. Tim. 3, 15—17.

Und Luther kann eine so hohe Meinung von der Bibel haben, denn er hat den Segen des Bibelwortes oft genug an sich erfahren. Auf der Universität zu Erfurt schon fesselt sie ihn so, daß er ihrer Erforschung gern sein ganzes Leben weiht. Im Kloster hat sie ihm die Furcht vor dem streng richtenden Gott genommen, ihn aus Zweifel und Gewissensangst befreit und ihn auf das eine hingewiesen, was notthut zur Seligkeit: auf den Glauben und die sündenvergebende Macht der Gnade Gottes. Im Kampfe gegen Ablaß und Papst ist sie ihm eine siegreiche Waffe, mit der er alle seine Feinde schlägt; sie wird nach und nach, je länger er in ihr studiert, desto fester und sicherer die alleinige Regel und Richtschnur all seines Glaubens und Lebens. Und so hat er uns gezeigt, wie auch wir es mit der Bibel halten sollen, um immer fester zu werden im Glauben und in der Liebe.

3. Was ist über die Klage des Volkes zu sagen?

Für das Volk hat Luther gewirkt, und das Volk ist ihm dankbar für die Wohlthaten, die er ihm erwiesen. Es vergilt seine Liebe durch dankbare

Gegenliebe, die sich ja schon darin äußert, daß man seiner Wohlthäter dankbar gedenkt. Luthers Tod im Jahre 1521 wäre aber auch ein großer Verlust fürs deutsche Volk gewesen, denn das Werk der Reformation war noch nicht so weit gefördert, daß es des Werkführers hätte entbehren können. Man hat Luther wohl den dritten Elias genannt (der zweite: Johannes der Täufer), und mit Recht. So fest, so treu, so für die Ehre Gottes eifernd wie Elias im alten Bunde und Johannes an der Schwelle des neuen, steht Luther am Eingang der Neuzeit. Und wie jene beiden Männer aufragen gleich gewaltigen Helden aus einer Zeit allgemeiner Verderbnis, so auch Luther. Kein Wunder, daß das Volk aufschaut zu ihm als zu einem gottgesandten Führer und auserwählten Rüstzeug.

III. Verknüpfung.

1. Nennt Männer, welche sich vor ihren Feinden verbergen mußten!

David mußte vor Saul fliehen, sich in Klüften und Höhlen, in Wüsten und endlich im Lande der Philister verbergen. Aber wie Luther in Friedrich dem Weisen einen Freund und Beschützer hat, so David in Jonathan, dem hochherzigen Sohne Sauls.

Elias verbirgt sich am Bache Krith, bei der Witwe zu Zarpath und nach dem Gericht über die Baalspriester in der Wüste, um der Rache Ahabs und seiner Gattin Isebel zu entgehen.

Christus muß schon als Kind nach Ägypten fliehen, um dem Könige Herodes zu entgehen. Auch später entweicht er oftmals vor seinen Feinden. (Das kananäische Weib.)

2. Wie Luther auf der Wartburg sich vorbereitet zu neuer Arbeit, so hat Moses in der Stille der Wüsten Midians sich vorbereitet auf seinen schweren Beruf, hat Johannes der Täufer sich in der Einsamkeit der Wüste Kraft und Stärke zu seiner Arbeit geholt, hat Jesus Christus in schwerem Seelenkampfe in der Wüste gleichsam die Prüfung für sein Heilandsamt bestanden. Auch Bonifatius zog sich hinter die stillen Mauern des Klosters zu Fulda zurück, wenn er Ruhe nach rastloser Anstrengung und Kraft zu neuer Arbeit suchte.

3. Nennt Leute, welche anderen Wohlthaten erwiesen haben!

Abraham beschützt seinen Vetter Lot. Joseph sorgt für Ägypten, indem er den Überfluß der sieben fruchtbaren Jahre sammelt für die Zeit der Teurung. Ruth begleitet ihre Schwiegermutter Naemi, um ihr Stab und Stütze im Alter zu sein. Saul kommt den Bewohnern von Jabes in Gilead zu Hilfe, als diese von den Ammonitern hart bedrängt werden. Die Bewohner von Jabes vergelten den Edelmut Sauls, indem sie seinem Leichnam, der an den Mauern einer Philisterstadt aufgehängt war, ein ehrliches Begräbnis

bereiten. Jonathan schützt David gegen die Angriffe seines Vaters Saul. David vergilt an Mephiboseth, dem Sohne Jonathans, was dieser Gutes an ihm gethan. Die Witwe zu Zarpath nimmt den Propheten Elias bei sich auf, trotzdem sie selbst die größte Not leidet. Der barmherzige Samariter erbarmt sich des Unglücklichen. Karl der Große kommt dem Papste zu Hilfe. Die Bürger der Stadt Worms nehmen den hart bedrängten Heinrich IV. in ihren Mauern auf. Frau Cotta, Dr. Staupitz, Friedrich der Weise.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

Luther beginnt auf der Wartburg die Bibelübersetzung, vollendet noch im Jahre 1521 das neue Testament, im Jahre 1534 die ganze Bibel.

V. Anwendung.

1) Worin besteht der Segen von Luthers Bibelübersetzung?

2) Ob die Erfindung der Buchdruckerkunst auch für die Bibelübersetzung von Segen gewesen ist?

3) Gieb an, wozu die Wartburg für Luther geworden ist?

4) Stelle in Überschriften Luthers Erlebnisse aus dem Jahre 1521 zusammen!

5) Nenne Luthers Aufenthaltsorte und gieb ihre Bedeutung für sein Leben an!

---

6. Die ersten religiösen Unruhen.

(Ziel: Wie Luthers Werk durch den blinden Eifer seiner guten Freunde und den Unverstand der armen Bauern sehr gefährdet wird.)

I. Vorbereitung.

Welches Werk Luthers wurde gefährdet? Sein Reformationswerk, denn er wollte ja die Kirche so wieder herstellen, wie sie von den Aposteln gegründet worden war. Er mußte also vor allem die eingerissenen Mißbräuche beseitigen: Ablaßhandel, Heiligendienst, Reliquienverehrung, Ohrenbeichte, Rosenkranzbeten; auch daß das Abendmahl in einerlei Gestalt gereicht wurde, d. h. daß der Geistliche den Abendmahlsgästen nur das Brot, nicht aber den Wein reichte, letzteren vielmehr für sich behielt, war ein Mißbrauch, der gegen die Einsetzung durch den Heiland verstieß. Diese Mißbräuche mußten also beseitigt, das ehrwürdige Bauwerk der christlichen Kirche von Schutt und Trümmern gereinigt werden.

Ob das mit einem Schlage geschehen konnte? Nein, dazu bedurfte es längerer Zeit; denn die bisherigen Einrichtungen hatten sich zu tief einge-

bürgert, als daß sie an einem Tage hätten beseitigt werden können. Was Jahrhunderte hindurch bestanden hat, das läßt sich nicht an einem Tage einreißen. Es muß auch hierbei das Sprichwort befolgt werden: „Kommt Zeit, kommt Rat.“ In ihrem blinden Eifer aber wollen Luthers Freunde mit Gewalt den katholischen Gottesdienst abändern, anstatt die Neuerungen allmählich einzuführen.

Auch die Bauern gefährden das Werk Luthers? Wodurch? Die Bauern waren im Mittelalter der gedrückteste Stand. Vielleicht benutzen sie Luthers Reformationswerk, um sich von ihren Lasten zu befreien. Es entstehen also Unruhen.

Von diesen religiösen Unruhen wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Die Wittenberger Unruhen. a) **Ausbruch derselben.** Während Luther auf der Wartburg saß, seufzte er manchmal heimlich: „Ach, wer doch zu Wittenberg wäre!“ Unruhe und Sehnsucht zogen ihn nach seinem alten Wirkungskreise zurück.

Dort waren während seiner kurzen Abwesenheit mancherlei Veränderungen vorgegangen. Bisher hatte Luther nur in Wort und Schrift gegen die alten Mißbräuche gekämpft, ohne selbst Neuerungen einzuführen. Jetzt fingen seine Freunde an, das kirchliche Leben mit der neuen Lehre in Einklang zu bringen. Zunächst war man darauf bedacht, das Mönchtum abzuschaffen, sowie die Messe und das heilige Abendmahl der Einsetzung Christi gemäß umzuändern. (Wie?) Schon gab es einzelne Mönche, die das Augustinerkloster zu Wittenberg verließen und aus dem geistlichen Stande austraten. Mit großem Eifer wirkte besonders Luthers Kollege, Dr. Karlstadt, ebenfalls Professor der Theologie, für die Neugestaltung des Gottesdienstes. Sein unruhiger Geist war mit einer langsamen Entwickelung der Dinge nicht zufrieden. Er trat als feuriger Prediger auf und sammelte trotz seiner unansehnlichen Erscheinung und seiner schwachen Stimme eine Menge Zuhörer um sich. Nachdem er so einen zahlreichen Anhang gewonnen, brach er eines Tages mit einem Haufen leicht erregter Studenten und neuerungssüchtiger Bürger in die Schloßkirche ein, nahm den messelesenden Priestern die Meßbücher weg und trieb sie zur Kirche hinaus. Die Heiligenbilder wurden von den Wänden gerissen, die überflüssigen Altäre zerstört, die Kruzifixe entfernt und die Beichtstühle zerbrochen und verbrannt. Er verbot den Mönchen, die lateinische Messe zu lesen. An ihrer Stelle führte er das heilige Abendmahl ein und feierte es der Einsetzung durch den Heiland gemäß. Er teilte Brot und Wein an je zwölf Gemeindeglieder aus und reichte es in dieser Form am Neujahrstage 1522 mehr als tausend Menschen. Er verlangte auch, jeder Geistliche solle in den Ehestand treten, und nur Verheiratete sollten

zu geistlichen Stellen berufen werden. Er selbst verlobte sich mit einer ehrbaren Jungfrau und lud zur Hochzeit sogar den Kurfürsten ein. Mönche und Nonnen forderte er auf, die Klöster zu verlassen. Da hielten die Augustiner einen Rat und beschlossen, es solle einem jeden überlassen sein, ob er im Kloster bleiben wolle oder nicht; die Bettelei aber solle abgethan und dafür die Arbeit eingeführt werden. Nun verließen viele Mönche das Kloster.

Noch schlimmer wurde das Treiben, als am 3. Weihnachtsfeiertag 1521 drei Männer aus Zwickau in Sachsen nach Wittenberg kamen. Sie gaben sich für Propheten aus und rühmten sich wunderlicher Dinge: Gott halte mit ihnen vertraute Gespräche; auch könnten sie in die Zukunft schauen. Sie verwarfen die Kindertaufe, verlangten vielmehr eine Wiederholung der Taufe an den Erwachsenen, weshalb man sie auch Wiedertäufer genannt hat. Auch die staatliche Ordnung wollten sie umstürzen, die Gottlosen vertilgen und ein Reich der Heiligen mit völliger Gütergemeinschaft aufrichten. Diesen Schwärmern schloß sich Karlstadt völlig an. So sah Luther seine reine Lehre entstellt, und es drohte ihr eine Gefahr, die weit größer war als alle Hindernisse, welche der Widerstand der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit der Reformation bisher bereitet hatte.

b) **Unterdrückung derselben.** Dem Drängen und Stürmen der Schwärmer gegenüber konnte der weiche und nachgiebige Melanchthon nichts ausrichten. Er bat deshalb, Luther möge doch zurückkehren; denn nur von ihm könne Hilfe und Rettung kommen. Diesen Bitten gab Luther endlich nach. Zwar wollte der Kurfürst von seiner Abreise nichts wissen. Er befahl ihm vielmehr, auf der Wartburg zu bleiben, da er ihn zu Wittenberg nicht schützen könne. Aber Luther ließ sich nicht länger halten. Am 1. März 1522 verließ er die Wartburg, welche ihn zehn Monate lang so treu geschützt hatte. Schon unterwegs, schrieb er dem Kurfürsten einen Brief, aus dem sein felsenfestes Gottvertrauen sprach. Er sagt darin unter anderem: „Ich komme nach Wittenberg in gar viel höherm Schutz denn des Kurfürsten. Ja, ich halte, ich wollte Eure Kurfürstliche Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Denn wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieser Sache soll und kann kein Schwert raten und helfen. Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun.“ *)

Nachdem er in Wittenberg angekommen war, schienen sich die erregten Gemüter alsbald zu beruhigen. Seine Wohnung nahm er wieder im Augustinerkloster, seine Reiterkleidung vertauschte er mit der Mönchskutte. Dann bestieg er die Kanzel und predigte acht Tage lang hintereinander mit gewaltiger Kraft

*) Zur unterrichtlichen Verwertung sei noch empfohlen: „Auf der Rückreise von der Wartburg“ und „Luther im schwarzen Bären zu Jena“. Aus „Albert Richter, Quellenbuch“. 2. Aufl. S. 157 u. f.

und großem Erfolg gegen die Unruhstifter. Er mahnte zu Eintracht und Liebe. Er lobte die Gemeinde, daß sie den rechten Weg der Buße und Gnade erkannt, er tadelte sie, weil es ihr an Liebe und Geduld fehle. „Denn," sagte er, „auf jener Seite sind auch noch Brüder und Schwestern, die zu uns gehören, die müssen noch herzugebracht werden. Mit diesen schwachen Brüdern müssen wir fein freundlich handeln und sie in aller Sanftmut unterweisen und lehren. Darum haben alle die geirrt, die dazu geholfen haben, die Messe abzuthun, weil es ohne alle Ordnung, mit Ärgernis des Nächsten geschehen ist. Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, daß die römische Messe sündlich sei, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand. Ehelich zu werden, Bilder abzuthun, Mönche und Nonnen zu werden oder wieder aus den Klöstern zu gehen, Fleisch essen oder nicht essen am Freitage und was dergleichen Stücke mehr sind, diese Dinge alle sind frei; werden sie aber verboten, so ist es unrecht. Kannst du solche Dinge halten ohne Beschwerung deines Gewissens, so halte sie immerdar, kannst du aber nicht, so laß es anstehen. Niemand darf man an den Haaren davon reißen."

Weiter sagte er: „Die beste Weise, die Bilder umzureißen, ist, wenn man predigt, daß die Bilder nichts sind und daß man Gott keinen Dienst daran thut, wenn man Bilder aufrichtet; wie Paulus zu Athen gethan, der ging in den Tempel und besahe alle ihre Abgötter und Bilder, aber er fuhr nicht zu und zerbrach sie, sondern trat mitten auf den Platz und strafte die Athener um ihren Aberglauben und um den abgöttischen Dienst. Er predigte also wider die Abgötterei, aber er riß kein Bild mit Gewalt hinweg. Du aber willst zufahren und ohne alle Predigt die Altäre einreißen, die Bilder abbrechen und viel Rumor anrichten." Auch unterrichtete er seine Zuhörer über die Abendmahlsfeier und über die Beichte.

Luthers Worte hatten eine gewaltige Wirkung. Seine Freunde wurden gestärkt, die Gemeinde beruhigt und mancher der Stürmer und Schwärmer ernüchtert. Karlstadt aber, der sich nicht bekehren ließ, wurde des Landes verwiesen. Auch mit den Zwickauer Propheten war Luther bald fertig. Sie zogen aus der Stadt und sandten dann einen Brief voll Schmähungen und Verwünschungen an Luther. Auch in anderen Städten half Luther die erregten Gemüter beruhigen. So legte sich in kurzer Zeit der Sturm.

2. Der Bauernkrieg. a) **Ursachen desselben.** aa) Lasten der Bauern. Wir wissen aus der Zeit des Faustrechts, daß der Bauernstand der gedrückteste von allen war. Der Bauer war entweder den Edelleuten oder den Klöstern als Leibeigener unterthan und führte ein gar elendes Leben. Wohnung, Nahrung und Kleidung war sehr schlecht. Dazu mußte er früh und spät arbeiten, aber nicht für sich, sondern für seine Herrschaft. Diese Fronarbeiten

mußte er unentgeltlich verrichten. Erst mußte er das Land seines Gutsherrn oder des Klosters bewirtschaften, ehe er dasjenige bearbeiten konnte, was ihm pachtweise überlassen worden war; Herrendienst ging vor eigenem Dienst.

Zu diesen drückenden Fronarbeiten kamen nicht minder drückende Abgaben an Geld, Getreide, Eiern und Vieh. Sie sollten den Bauern stets daran erinnern, daß er kein freies Eigentum besaß, sondern nur der Knecht eines Höheren war. Besonders spielen die zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Namen abzuliefernden Hühner eine große Rolle. So mußten für den genossenen Schutz Herd-, Rauch- und Vogthühner entrichtet werden. Hatte der Bauer die Erlaubnis, Holz, Laub und Streu im Walde zu sammeln oder sein Vieh darin grasen zu lassen, so mußte er dafür mit Holz-, Laub- und Weidhühnern bezahlen. Für jeden mündig gewordenen Sohn mußten bis zu dessen Verheiratung Bubenhühner gegeben werden. Außerdem gab es Fastnachts-, Hals-, Haupt- und Leibhühner. Ostern mußten die Eier, Pfingsten die Hennen, Michaeli die Garben, am Martinstage (11. Novbr.) die Gänse abgeliefert werden. Dazu kamen die sogenannten Zehnten, wonach der zehnte Teil der Feldfrüchte und aller anderen Erzeugnisse entweder in Geld oder Früchten abgeliefert werden mußte. Wer zehn Scheffel Korn baute, mußte einen Scheffel davon abgeben. Wenn einer zwanzig Rinder auf die Weide trieb, so gehörten zwei davon dem Gutsherrn oder dem Kloster. Doch betrug dieser Zehnte bei manchen Bauern den sechsten, ja sogar den vierten Teil. Starb dann der Bauer, der lebenslang so viel gezinst und gefront hatte, so mußte sein Sohn, an den Haus und Hof fielen, wieder das beste Gewandstück aus der Lade oder das beste Viehstück aus dem Stalle geben. Dasselbe geschah, wenn sich ein Sohn oder eine Tochter verheiratete. So wurden also alle nur möglichen Gelegenheiten gesucht, um dem Bauern eine neue Abgabe aufzulegen. Diesem blieb oft nichts, als die kärglichste Nahrung, so daß er stumpfsinnig wie das Vieh seine Tage dahinlebte. Aber wie selbst das unvernünftige Tier sich bisweilen gegen die Zuchtrute seines Herrn aufbäumt, so auch der gewaltsam unterdrückte Bauer.

Ebenso schwer drückten die harten Fronarbeiten; denn nicht nur mähen mußten die Bauern für den Gutsherrn, sondern auch pflügen und säen, dann das Getreide in die Scheune fahren und ausdreschen. Sie mußten die Wälder ausroden, Wege anlegen, Brücken und Stege bauen, Gräben aufführen, überhaupt alle Arbeiten verrichten, die der Gutsherr verlangte. Ihre Söhne und Töchter mußten ihnen dabei helfen. Alle diese Arbeit aber mußten sie umsonst verrichten, ohne auch nur einen Pfennig dafür zu erhalten. Das waren Fron- oder Herrendienste.

Manche Bauern aber waren dem Gutsherrn mit Leib und Leben unterthan; er konnte ganz nach Willkür mit ihnen verfahren. Er konnte sie mit

Arbeit überbürden, sie schlagen, peitschen, ihnen Gut und Habe nehmen, sie wie ein Stück Vieh verkaufen. Sie durften ihm nicht wehren und ihn nicht verklagen; sie waren völlig rechtlos. So wurden sie also zu Sklaven oder Leibeigenen herabgedrückt.

Das waren die Lasten, unter denen der Bauer zu Luthers Zeit schwer seufzte und von denen er sich zu befreien wünschte.

bb) Luthers Lehre und der Aberglaube des Volkes. Es war ganz natürlich, daß der Bauer sich durch blutige Empörung von diesen Lasten zu befreien strebte. Auch Luthers Lehre wirkte gewaltig auf das Volk. Er verlangte Freiheit für einen jeden Christen in religiösen Dingen, d. h. er sprach dem Papste das Recht ab, durch seine Diener die Christen zur Ausübung des katholischen Gottesdienstes zwingen zu dürfen; ein jeder Christ sollte das Recht haben, in religiösen Dingen das zu thun oder zu lassen, was er vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne. (Siehe sein Auftreten gegen die Bilderstürmer!) Diese Freiheit in religiösen Dingen aber verstanden die Bauern falsch; sie meinten, sie müßten frei sein von der Herrschaft der Gutsherren und Klöster. Diese Sehnsucht der Bauern nach bürgerlicher Freiheit ist begreiflich, und keine Zeit, so meinten sie, sei besser dazu angethan, das Jahrhunderte alte stumme Sehnen nach Befreiung von ihren Lasten zu stillen, als die jetzige, in der ein so gewaltiger Gottesheld wie Luther es wagen durfte, gegen Kaiser und Papst aufzutreten, ohne dafür mit dem Leben büßen zu müssen. So ist also nicht zu verkennen, daß Luthers Auftreten die große Bauernbewegung mit hervorgerufen hat, obgleich dabei nicht übersehen werden darf, daß diese Bewegung auch ohne Luthers Lehre früher oder später doch gekommen wäre, weil der Druck, der auf dem armen Volke lastete, zu groß war.

Dazu kam noch mannigfacher Aberglaube des Volkes. Schon Kurfürst Friedrich der Weise, als er um Weihnachten 1517 mit seinem Hofe abends zur Schloßkirche ging und über dem Schloß am hellen Himmel ein großes, glänzendes Zeichen in Gestalt eines purpurfarbenen Kreuzes stehen sah, soll gesagt haben: „Es wird viel blutiger Streit in Glaubenssachen sich erheben." Auch sonst trugen sich in jenen Jahren wunderbare Dinge zu, welche die ohnehin erregten Gemüter mit abergläubischer Furcht erfüllten. So sollten in verschiedenen Gegenden die Störche vor ihrem Abzuge nach dem Süden blutige Kämpfe ausgefochten und viele ihrer Brüder getötet haben. In anderen Gegenden schienen die Jahreszeiten sich umgekehrt zu haben. Der Winter war dort so warm, daß im Februar die Kirschen blühten und die Knospen der Bäume angeschwollen waren. Wieder anderswo wollte man am hellen Mittag ein großes Getümmel und ein Klirren von Waffen in der Luft gehört haben, als werde eine große Feldschlacht geschlagen. Auch an Sonne und Mond sollten Veränderungen geschehen sein. Der eine behauptete, um die Sonne habe er

drei blutrote Kreise und eine brennende Fackel gesehen; der andere wollte dasselbe am Monde beobachtet haben. Das alles wurde auf ernste Zeiten gedeutet, die da kommen sollten, und eine der alten Weissagungen des Volkes ging wieder von Mund zu Mund:

„Wer 1523 nicht stirbt,
1524 nicht im Wasser verdirbt
Und 1525 nicht wird erschlagen,
Der kann von großen Wundern sagen."

So machte sich der Aberglaube des Volkes schon mit der blutigen Erhebung vertraut, noch ehe dieselbe ausgebrochen war.

b) **Der Bauernaufstand in Schwaben.** aa) Die zwölf Artikel. Zuerst erhoben sich, zu Anfang des Jahres 1525, die Bauern in Schwaben. Sie hatten die Schweizer Bauern zu ihren Nachbarn. Diese aber erfreuten sich bereits seit Jahrhunderten der bürgerlichen Freiheit und waren in ihr wohlhabend und glücklich geworden. Wie diese frei von Zehnten, Frondiensten und Leibeigenschaft waren, so wollten es auch die schwäbischen Bauern sein. Ihre Forderungen hatten sie in zwölf Artikel zusammengefaßt, die sie an die Obrigkeit sandten. Diese Artikel, die sich mit Blitzesschnelle durch ganz Deutschland verbreiteten, begannen mit den Worten:

„Die gründlichen und rechten Hauptartikel aller Bauernschaften und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, von welchen sie sich beschwert glauben. Dem christlichen Leser Friede und Gnade Gottes durch Jesum Christum!

Es sind jetzt viele Widerchristen, die behaupten, das Evangelium allein sei schuld an unserem Aufruhr, und schmähen also das heilige Wort Gottes. Allen diesen gottlosen Schmähungen antworten diese hier geschriebenen Artikel, durch welche die Empörung aller Bauern christlich entschuldigt wird.

Fürs Erste ist das Evangelium nicht eine Ursache der Empörung; denn es ist eine Rede von Christus, dem verheißenen Messias, dessen Wort und Leben nichts als Liebe, Friede, Geduld und Einigkeit lehret, also, daß alle, die an diesen Christus glauben, lieblich, friedlich, geduldig und einig werden. Nicht das Evangelium ist Ursache, sondern der Teufel, dieser schädlichste Feind des Evangeliums, damit das Wort Gottes, das Liebe, Frieden und Einigkeit lehrt, unterdrückt und weggenommen würde.

Zum Andern folgt dann klar und lauter, daß die Bauern, die solches Evangelium zur Lehre und zum Leben begehren, nicht ungehorsam und aufrührerisch genannt werden mögen. Ob aber Gott die Bauern, die nach seinem Wort zu leben ängstlich rufen, erhören will, wer will den Willen Gottes tadeln? Wer will in sein Gericht greifen? Ja, wer will seiner Majestät widerstreben? Hat er die Kinder Israel, als sie zu ihm schrieen, erhört und aus der Hand Pharaos errettet, vermag er nicht auch noch heute die Seinen zu erretten? Ja, er wird sie erretten in aller Kürze. Darum, christlicher Leser, lies die nachfolgenden Artikel mit allem Fleiß und dann erst urteile."

Dann folgten die einzelnen Artikel, deren Hauptinhalt in folgenden Forderungen gipfelte: 1. Jede Gemeinde darf ihren Geistlichen selbst wählen, auch das Recht haben, denselben wieder abzusetzen, falls er sich ungebührlich hält. Der erwählte Pfarrer aber soll das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menschlichen Zusatz. 2. Befreiung von allen Zehnten an die Geistlichen, mit Ausnahme des Kornzehnten. 3. Befreiung von der Leibeigenschaft; denn Christus habe alle Menschen mit seinem kostbaren, unschuldig vergossenen Blute erlöst, den niederen Hirten ebensowohl als den hochge-

borenen Grafen. 4. Das Recht, Wild, Geflügel oder Fische zu fangen, welches Recht bisher nur die großen Herren geübt. 5. Das Recht, aus den großen Waldungen sowohl für die Gemeinden als auch jeden einzelnen Holz nach Bedarf zu angemessenem Preis entnehmen zu dürfen. Diejenigen Waldungen, welche die jetzigen Besitzer nicht gekauft, sondern sich widerrechtlich angeeignet haben, sollen wieder an die Gemeinden zurückfallen. 6. Erleichterung der schweren Frondienste für Klöster, Grafen und Herren. 7. Für dennoch geleistete Dienste eine angemessene Bezahlung. 8. Erleichterung der schweren Abgaben an Geflügel, Eiern u. s. w., die auf jedem Bauerngehöfte ruhten. 9. Ein unparteiisches Gericht und unparteiische Bestrafung. 10. Die widerrechtlich angeeigneten Wiesen und Äcker sollen deren bisherige Besitzer wieder an die Gemeinden zurückgeben. 11. Befreiung vom sogen. „Todfall", wonach beim Tode eines Bauern dessen Erben eine Abgabe an Kloster oder Edelhof entrichten mußten. 12. „Unser Beschluß und endliche Meinung ist: Wenn einer oder mehrere der hier aufgestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären, so wollen wir von ihrer Erfüllung abstehen, sobald man es uns mit Gründen der heiligen Schrift erklärt. Wir aber wollen uns in aller christlichen Lehre üben und wollen Gott den Herrn bitten, der unsere Bitten auch erfüllen kann. Der Friede Christi sei mit uns allen!"

Die Forderungen der Bauern waren also sehr gemäßigt. Sie richteten sich nur gegen altes und neues Unrecht, das die übermütigen Herren sich gegen den gemeinen Mann hatten zu Schulden kommen lassen. Nirgends war von offener Empörung die Rede; ja, was noch mehr wert war, die Forderungen hatten ihre Grundlagen in der heiligen Schrift. Nicht mit Trotz und Bitterkeit fordern die Bauern; es weht vielmehr ein Geist der Milde und Versöhnlichkeit durch das ganze Schriftstück.

bb) Luthers Ermahnung zum Frieden. Die bedrängten Bauern hofften in ihrer Not auf Luther, der sich ja selbst oft genug in Bedrängnis Leibes und der Seele befunden hatte. Als Antwort schrieb er seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben". Er richtete seine Ermahnung sowohl an die Fürsten und Herren als auch an die Bauern. Er wollte Herren und Volk zu gütlicher, friedlicher Übereinkunft bestimmen. Den Regierenden redete er wegen der Gewaltthaten, die sie am Volke verübten, scharf ins Gewissen. Es seien nicht Bauern, sagte er, die sich gegen sie auflehnten, sondern Gott selber sei es, der sich wider sie setze, um ihre Wüterei heimzusuchen und zu strafen. Denn sonderlich den blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen habe man solchen Unrat und Aufruhr zu verdanken, weil sie nicht aufhörten zu toben und zu wüten wider das heilige Evangelium und dazu im weltlichen Regiment nichts thäten, denn schinden und schaben, in Pracht und Hochmut einherzugehen, bis es der gemeine Mann nicht länger tragen könne. Sie sollten ihren steifen Mut herunter lassen und ein wenig von ihrer Unterdrückung und Tyrannei weichen, damit der arme Mann Luft und Raum zum Leben gewinne. Dem Evangelium möchten sie nicht die Schuld beimessen und sagen, es sei die Frucht seiner Lehre, denn er habe allezeit wider den Aufruhr gestritten und zum Gehorsam auch gegen tyrannische Obrigkeit gemahnt. Er bitte darum, seine Warnung zu

hören, den Aufruhr nicht zu verachten, ſich zwar nicht vor den Bauern zu fürchten, wohl aber vor Gott, und um deswillen dem Zorn ein wenig zu weichen und mit den Bauern zuvor gütlich zu handeln, denn mit der Güte verliere man nichts.

Den Bauern aber verwies er ihren Aufruhr als ungöttlich und unevangeliſch. Er ermahnt ſie, nicht darauf zu ſehen, wie mächtig ſie wären, warnt ſie vor Mißbrauch des göttlichen Namens und ſagt, daß der Einwand, die Obrigkeit ſei böſe und ungerecht, keine Rotterei noch Aufruhr entſchuldige. Sie möchten thun und laſſen, was Gott ihnen nicht verwehre, ſollten nur aber den chriſtlichen Namen ſtehen laſſen und nicht zum Schanddeckel ihres ungeduldigen, unfriedlichen und unchriſtlichen Vornehmens machen. Beſtänden ſie auf ihrem Aufruhr, ſo ſeien ſie ärgere Feinde des Evangeliums als Papſt und Kaiſer.

cc) Die Ausbreitung und Unterdrückung des Aufruhrs. Die Bauern aber beſtanden auf ihrem Aufruhr. Es ſammelten ſich bewaffnete Haufen in Schwaben und Franken, die noch gemäßigt verfuhren. Bald bildeten ſich neue Haufen am Odenwald und im Neckarthal; dann ging der Aufſtand den Main hinauf, und links vom Rhein, im Elſaß, der Pfalz und Lothringen, erhob ſich das Volk; bald war das Land zwiſchen dem Wasgau und Böhmer Walde, dem Thüringer Walde und dem Bodenſee im hellen Aufſtande. Viele Haufen, meiſt unter ehemaligen Geiſtlichen oder Führern aus ihrer eigenen Mitte, hatten ſich gebildet. Auch die kleineren Städte waren ihnen zugethan. Anfangs waren ihre Forderungen gemäßigt; aber bald, im Übermut des erſten Sieges, gingen ſie weiter. Sie fielen die Schlöſſer der Adeligen und die reichen Sitze der Geiſtlichen an, verbrannten und zerſtörten ſie und verübten die empörendſten Grauſamkeiten gegen ihre bisherigen Herren; denn wenn der Unterdrückte ſeine Feſſeln zerbricht, dann kann er grauſamer werden als das reißende Tier des Waldes. Den Grafen von Helfenſtein, der zu Weinsberg ſaß, nahmen ſie am Oſterfeſte 1525 gefangen und jagten ihn mit achtzehn ſeiner Genoſſen in die Spieße, während ſie ſeine Gemahlin, eine Verwandte des Kaiſers, auf einem Miſtkarren nach Heilbronn ſchickten. Dann hauſten ſie in den Schlöſſern und Klöſtern Schwabens und Frankens mit Brand und Raub. Sie faßten ſogar den Gedanken, das ganze Reich umzugeſtalten. Einen Kaiſer wollte man an der Spitze laſſen, aber ſonſt Fürſten, Ritter, geiſtliche Herren, Burgen und Klöſter abthun. Es drohte alſo die fürchterlichſte Umwälzung im Reich.

Da ermannten ſich endlich die Fürſten und Städte, ſchickten ein Heer gegen die aufrühreriſchen Bauern und trieben die ſchlecht bewaffneten, zum Kriege nicht geübten Haufen auseinander. Schrecklicher noch als die empörten Bauern wütete jetzt die Rache der Sieger. Tauſende der Empörer wurden unter den grauſamſten Martern hingerichtet, ſo daß Luther in der Erinnerung

daran voll tiefer Bitterkeit ausrief: „Ich habe beides befürchtet: Würden die Bauern Herren, so würde der Teufel Abt werden, würden aber solche Tyrannen Herren, so würde seine Mutter Äbtissin werden.“ Das Los der armen Bauern aber wurde nur noch härter. Hartherzige Edelleute sprachen wohl gar wie einst der König Rehabeam: „Unsere Väter haben euch mit Peitschen gezüchtigt; wir aber wollen euch mit Skorpionen züchtigen.“ So endete der Bauernkrieg in Süddeutschland.

c) **Der Bauernaufruhr in Thüringen.** aa) Thomas Münzer in Mühlhausen. Um dieselbe Zeit wütete auch ein Aufruhr in Thüringen, nur daß er hier mehr von einem einzigen verwegenen Manne ausging und geleitet wurde. Dieser Mann war Thomas Münzer, ein Geistlicher, der sich der Reformation angeschlossen hatte, aber gleich Dr. Karlstadt in die schwärmerisch wilden Ausartungen derselben geraten war. Nach einem abenteuerlichen Wanderleben durch Sachsen, Böhmen, Süddeutschland und die Schweiz setzte er sich in der damals freien Reichsstadt Mühlhausen fest, wo die niederen Bürgerklassen bereits die Macht des Rates gebrochen hatten. Hier begann er nun die Ausführung seiner Pläne. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Pfeifer, einem aus dem Kloster ausgetretenen Geistlichen, suchte er den katholischen Gottesdienst mit Gewalt auszurotten und den lutherischen einzuführen. Da wurden Heiligenbilder von den Wänden gerissen, Altäre zerstört, die katholischen Geistlichen, Mönche und Nonnen verfolgt und endlich vertrieben, die Klöster und Pfarrhäuser geplündert und eine neue Ordnung der Dinge geplant. Denn Münzer beabsichtigte nichts Geringeres, als ein ganz neues Reich, das himmlische Jerusalem auf Erden, wie er es nannte, zu gründen. In diesem Reiche sollten alle Menschen gleich sein und wie die ersten Christen in Jerusalem in völliger Gütergemeinschaft leben. Er machte den Anfang dazu, indem er Korn, Lebensmittel und Kleider an die Armen austeilen ließ; „denn,“ sagte er, „es sei ihm befohlen, zu predigen, daß hinfür kein Kaiser, kein Fürst, kein Papst, keine weltliche und geistliche Obrigkeit mehr sein, sondern ganz abgethan werden sollte. Ein jeder solle des anderen Bruder sein, sein Brot mit eigenen Händen gewinnen und nicht mehr haben als der andere. Alle Zinsen, Zölle, Steuern, Zehnten und andere Abgaben und Dienstleistungen sollen abgethan, und Wälder, Wasser, Brunnen und Weiden allenthalben frei sein.“ Solche Worte waren Zaubertöne für den gemeinen Mann. In Mühlhausen sollte das Reich seinen Anfang nehmen, Mühlhausen selbst sollte die Hauptstadt desselben werden. Er fand unter den Armen und Elenden so großen Anhang, daß die ganze Bürgerschaft einer sonst stolzen Reichsstadt seinen Befehlen Folge leistete. Mit dem Bibelbuche in der Hand pflegte er durch die Straßen der Stadt zu gehen, bereit, einen jeden, der Verlangen danach hatte, sofort daraus zu belehren. Durch seine Reden und Versprechungen wußte er das

Volk an sich zu ziehen. Man übertrug ihm eine Pfarrstelle daselbst; aus der Umgegend strömten die Bauern herbei, um die neuen Offenbarungen zu vernehmen, Männer und Frauen, Alt und Jung. Handwerksgesellen liefen aus den Werkstätten, Bauernknechte vom Pflug, Mägde mit den Sicheln vom Felde weg. Die Schwärmerei ging so weit, daß viele die Kniee vor ihm beugten und riefen: „O du Mann Gottes, vom Himmel zu uns gesendet, sei du uns gnädig und erbarme dich unser.“ Seine Aussprüche galten dem Volke als heilig. Münzer war, nach Luthers Worten, in Mühlhausen König und Kaiser.

bb) Raubzüge der Bauern. Es war kein Wunder, daß durch die aufreizenden Predigten Münzers die Aufregung unter den bedrückten Bauern und die Erbitterung derselben gegen Grafen und Herren mehr und mehr wuchs; denn unter all ihrem Druck träumten sie doch von einer goldenen Zukunft, die durch das Evangelium anbrechen sollte. Deshalb griffen sie zu den Waffen. Mit Dreschflegel und Sense, Hammer und Beil bewaffnet, so zogen sie Ende April 1525, Thomas Münzer an der Spitze, von Mühlhausen aus zum Kriege des Herrn, wie Münzer sagte, um das neue Reich, das himmlische Jerusalem auf Erden, zu gründen. Er selbst umgürtete sich, wie er behauptete, mit dem „Schwerte Gideons“. Bald hatte er größere Massen um sich gesammelt. Die wüsten Scharen zogen nun raubend und plündernd durch das Land; Klöster und Schlösser sanken vor ihnen in Asche. Wo Münzer und seine Haufen nicht raubten und plünderten, da thaten es andere. Bald befand sich ganz Thüringen vom Harz bis zum Thüringer Wald in hellem Aufruhr. Überall loderten die Flammen verbrannter Klöster und Edelhöfe zum Himmel empor. Im Eichsfeld allein, dem nordwestlichen Grenzbezirk Thüringens, wurden 25 Klöster zerstört, die Mönche und Nonnen verjagt oder getötet, die reiche Beute zum größten Teil nach Mühlhausen geschafft. Sobald der aufrührerische Haufe sich einem Dorf oder Edelhof nahte, wurden die Bewohner aufgefordert, sich dem Bunde aller freien Bauern, wie sie es nannten, anzuschließen. Wer sich dem widersetzen wollte, wurde gefangen genommen und mit dem Tode bedroht. Bis nach Eisleben und Mansfeld zogen die wüsten Haufen, sengend und mordend. Das war der Anfang des neuen Reiches, das Münzer gründen wollte.

cc) Luthers Schrift gegen die Bauern. Diesem wüsten Treiben der rohen Haufen konnte Luther nicht ruhig zusehen. Er sah die reine Lehre des Evangeliums entweiht und in den Staub gezogen. „Ehe denn ich mich umsehe,“ sagte er, „fahren sie fort und greifen mit der Faust drein, rauben und toben und thun wie die rasenden Hunde; in Sonderheit ist's der Erzteufel, der zu Mühlhausen regieret.“ Da schrieb er seine scharfe Schrift: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern.“ In ihr sagt er:

„Spricht nicht der Apostel Paulus: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat? Wie wollt ihr vor Gott bestehen, die ihr euch wider eure Obrigkeit, von Gott verordnet, empört? Man soll euch zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund totschlagen muß. Die Obrigkeit aber, welche zaudert, thut schwere Sünde. Darum, liebe Herren, löset und rettet hier; steche, schlage, würge sie, wer da kann. Bleibt ihr darüber tot, dann wohl euch, denn seligeren Tod könnt ihr nimmermehr erlangen. Die aber mengen sich selber unter die Aufrührerischen, die sich derer erbarmen, welcher Gott sich nicht erbarmet, sondern die er gestraft und verderbt haben will. Dann erst, wenn die Bauern völlig wieder unterworfen sind, werden sie Gott danken lernen, wenn sie eine Kuh geben müssen, damit sie die andere im Frieden genießen können. Ihr Herren aber werdet durch den Aufruhr erkennen lernen, was hinter dem Pöbel steckt, der nur durch Gewalt regiert werden kann. Wir wollen bitten für sie, daß sie gehorchen; wo nicht, so gilt's hier nicht viel Erbarmen. Lasset nur die Büchsen unter sie sausen; denn sie machen es sonst tausendmal ärger."

Luthers Feinde waren schnell bereit, ihn nicht nur wegen der von den Bauern verübten Greuel, sondern auch wegen der harten Schrift wider die Bauern anzuklagen. Sie behaupteten, er habe Blutvergießen ohne alle Barmherzigkeit gepredigt. Auch unter seinen Freunden hatten manche Anstoß daran genommen; besonders verdammte sie sein edler Kurfürst Friedrich der Weise. Luther rechtfertigte seine Härte in einer besonderen Schrift. Wenn er geschrieben, man solle ohne alle Barmherzigkeit in die Aufrührerischen stechen, so habe er damit nicht gelehrt, daß man den Gefangenen nicht solle Barmherzigkeit erweisen. Auch wolle er die wütigen Tyrannen nicht gestärkt noch ihr Toben gelobt haben.

dd) Die Schlacht bei Frankenhausen. Der Aufforderung Luthers folgten die Fürsten schnell. Der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Georg von Sachsen, zwei Herzöge von Braunschweig und zwei Grafen von Mansfeld sammelten ihre Kriegsleute, die man damals Landsknechte nannte, zum Zuge gegen die Bauern. Bei Frankenhausen an der Wipper kam es zur Entscheidung am 15. Mai 1525. Hier stand Münzer mit ungefähr 8000 Bauern einem Kriegsheere von 2600 Reitern und 6000 Fußsoldaten gegenüber. Der Kampf der ungeordneten und schlecht bewaffneten Bauernhorden mit den kriegsgeübten fürstlichen Landsknechten mußte ein ungleicher sein. Die Fürsten unterhandelten zuerst mit dem Bauernheere und verlangten die Auslieferung Münzers, was jedoch verweigert wurde. Nun begann der Kampf. Münzer lag mit seinem Haufen auf einer Anhöhe vor der Stadt. Durch eine Predigt suchte er die mutlosen Bauern zum Kampfe anzufeuern. „Gott giebt Hilfe und Sieg, wie er mir solches mündlich zugesagt. Lasset euch nicht erschrecken und greift die Feinde kühnlich an. Fürchtet auch ihr Geschütz nicht, denn ihr werdet sehen, daß ich alle Büchsensteine, die sie gegen uns schießen, mit meinem Ärmel auffangen will," sagte er.

Kaum waren die prahlerischen Worte gesprochen, so zeigte sich ein Regen-

bogen am Himmel, rings um die Sonne. „Ihr sehet," fuhr er fort, „daß Gott auf unserer Seite ist, denn er giebt uns ein Zeichen am Himmel. Sehet den Regenbogen da droben. Er bedeutet, daß Gott uns helfen will; den mörderischen Fürsten aber droht er Gericht und Strafe. Er will nicht, daß ihr Frieden mit den Gottlosen machen sollt. Fechtet unerschrocken und tröstet euch göttlicher Hilfe!"

Und aus tausend Kehlen klang plötzlich die feierliche Melodie: „Komm', heiliger Geist, erfüll' die Herzen deiner Gläubigen." Wie das Brausen eines gewaltigen Stromes stieg der Choral zum Himmel empor. Es war der Schlachtgesang des Bauernheeres; denn in seine Töne mischte sich bereits der Klang der Trompeten und Pfeifen, das Dröhnen der Geschütze, das Knattern der Flinten und der Schlachtruf der fürstlichen Krieger: der Kampf begann.

Immer dichter fielen die Kugeln und wühlten sich in die gedrängten Massen der Empörer hinein. Der ungewohnte Anblick der erschossenen Brüder, das Ächzen und Stöhnen der Verwundeten, das rieselnde Blut der Gefallenen nahm den geängsteten Bauern den letzten Rest von Mut. Als nun die Landsknechte zu Fuß und zu Pferde durch die Wagenburg brachen, welche Münzer zum Schutze seiner Leute rings um das Lager hatte auffahren lassen, als manche von den Fußsoldaten mit ihren 5 Meter langen Piken, andere mit mächtigen, zweihändigen Schlachtschwertern dreinschlugen und die Reiter ihre Pistolen und Büchsen auf die Unglücklichen abfeuerten, da ergriffen diese eiligst die Flucht. Münzer selbst, der sich noch soeben gerühmt, alle Kugeln in dem Ärmel seines Mantels auffangen zu wollen, war bald spurlos verschwunden. Die Bauern wurden vollständig geschlagen, nach Frankenhausen zurückgedrängt und diese Stadt dann von den Fürsten erobert. Das Blutbad, das nun in der Stadt begann, war fürchterlich. Auf den Straßen, in Kirchen und Klöstern, selbst im Innern der Häuser fraß die mordende Waffe. Alles, was den Landsknechten in den Weg kam, wurde niedergehauen. Fünftausend Empörer büßten mit ihrem Leben den kurzen Rausch von Freiheit und Gleichheit. Der Arm der Wipper, der durch die Stadt fließt, rann rot von Bauernblut. Ein großer Teil der Flüchtlinge wurde gefangen genommen. Sogleich wurden Galgen errichtet und noch an demselben Tage 300 Gefangene hingerichtet; viele andere mußten später mit dem Leben ihre Empörung büßen. Auf dem blutgetränkten Boden Frankenhausens aber sank die Hoffnung der Bauern auf Freiheit und Gleichheit für lange Zeit ins Grab.

ee) Das Strafgericht. Schon am folgenden Tage wurde Münzer gefangen genommen. Er hatte sich in Frankenhausen auf dem Boden eines Hauses versteckt und stellte sich todkrank. Vor die Fürsten geführt und gefragt, warum er das arme Volk verführt und in ein solches Blutbad gestürzt habe, antwortete er trotzig: „Ich habe recht gethan, daß ich solches angefangen habe,

um die Fürsten zu strafen, weil sie dem Evangelium so heftig zuwider sind und wider die christliche Freiheit so unbarmherzig handeln. Man muß den Fürsten Zaum und Gebiß anlegen. Sind die Bauern darüber geschlagen, so kann ich nicht dafür. Sie haben es auch nicht anders haben wollen."

Dann legte man ihn auf die Folter,*) ohne ihm ein Geständnis erpressen zu können. Von Frankenhausen aus zogen die verbündeten Fürsten nach dem starken Mühlhausen, um es für seinen Abfall zu strafen. Es mußte eine große Summe Kriegskosten bezahlen und alle Anhänger Münzers und Pfeifers aus seinen Mauern vertreiben. Über die beiden Rädelsführer der Empörung wurde

---

*) Im Anschluß hieran dürften einige Mitteilungen über das Gerichtsverfahren jener Zeit von fesselndem Interesse sein.

Um jene Zeit, bis in das 18. Jahrhundert hinein, legte man den eines Verbrechens Angeklagten auf die Folter, um durch Erregung großer körperlicher Schmerzen vom Angeschuldigten Geständnisse zu erpressen. Die Folterwerkzeuge waren sehr zahlreich. Die einfachsten waren die sogen. Daumenschrauben, Schraubstöcke, durch welche die Daumen so zusammengepreßt wurden, daß das Blut herausspritzte. (Dieses Werkzeug wurde gegen Münzer angewandt.) Andere Mittel waren Peitschenhiebe bei ausgespanntem Körper, Ausrecken des Körpers auf einer Bank oder Leiter, Brennen in der Seite oder an den Nägeln u. s. w. Die Folter war ein furchtbares Mittel, Schuldige und Unschuldige zum Geständnis zu bringen. Zwar sollte das Geständnis nur dann gültig sein, wenn es nicht während der Marter, sondern erst, wenn der Henker mit derselben nachgelassen, gegeben und zwei oder drei Tage nachher vor Gericht wiederholt wurde. Indessen war damit wenig Sicherheit gegen die Erpressung unwahrer Geständnisse geboten, denn die Folter konnte fortgesetzt, gesteigert, ja sogar wiederholt werden, wenn der Gepeinigte das Geständnis, zu dem er während der Folter sich bereit gezeigt, nachmals verweigerte oder zurücknahm. Im blinden Eifer verfolgte man die Verbrecher; der grausame Sinn der Zeit belegte eine unglaubliche Menge Unschuldiger zuerst mit der Folter und dann mit der Todesstrafe.

Und doch war die Rechtspflege vor Luthers Zeit noch viel grausamer; denn Kaiser Karl V. erließ während seiner Regierungszeit ein neues Gesetzbuch, welches die „Peinliche Gerichtsordnung" genannt wurde. Durch diese neue Gerichtsordnung sollte der Grausamkeit und Unmenschlichkeit der bisherigen Rechtspflege wenigstens in etwas gesteuert werden, und dennoch wurden in ihr z. B. folgende Strafen angedroht:**)

„Mit dem Feuer, mit dem Wasser, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gestraft werden." — „Durch seinen ganzen Leib zu vier Stücken zerschnitten und zerhauen und sollen solche Vierteile auf gemeine vier Wegstraßen öffentlich gehangen und gesteckt werden." (Eine Strafe, die z. B. an Wilhelm von Grumbach 1567 vollzogen wurde.) — „Mit dem Rade durch Zerstoßung seiner Glieder vom Leben zum Tode gerichtet und fürder öffentlich darauf gelegt." (Siehe die letzte Strophe von „Die Sonne bringt es an den Tag" von Chamisso.) — „An dem Galgen mit dem Strang oder Ketten vom Leben zum Tode gerichtet." — „Vor der endlichen Tötung öffentlich auf einem Wagen bis zur Richtstatt umgeführt und der Leib mit glühenden Zangen gerissen." — „Öffentlich in Pranger oder Halseisen gestellt, die Zunge abgeschnitten und dazu aus dem Lande verwiesen." — „Öffentlich in Pranger gestellt und darnach die zwei rechten Finger, damit er beim Meineid mißhandelt und gesündigt hat, abgehauen und des Landes verwiesen." — „Beide Ohren abgeschnitten, fürder mit Ruten ausgehauen und des Landes verwiesen." — Um wieviel besser sind doch unsere heutigen Zustände, und wie glücklich dürfen wir uns schätzen, daß wir in einer solchen Zeit leben.

**) Nach Albert Richter, Quellenbuch.

dann auf einem Berge draußen vor der Stadt Gericht gehalten. Beide wurden zum Tode verurteilt, sofort enthauptet und ihr Haupt als abschreckendes Zeichen für alle Empörer auf einen Pfahl gesteckt. So endete Münzers Traum von einem Reiche der Freiheit und Gleichheit auf Erden. Überall wurden nun die Unruhen unterdrückt; aber es war leider viel Blut geflossen. Man rechnet, daß mehr als 100 000 Bauern in Schwaben und Thüringen ihr Leben verloren haben.

3. Der Tod Friedrichs des Weisen. Mitten in diesem wüsten Treiben war der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen am Abend des 5. Mai sanft entschlafen. Er war seinen Leuten immer ein milder Herr gewesen; auch jetzt ermahnte er seinen Bruder, Johann den Beständigen, der sein Nachfolger auf dem Kurfürstenstuhle wurde und als solcher bereits an der Schlacht bei Frankenhausen teilnahm, vorsichtig und nachgiebig zu Werke zu gehn. Vor der Gefahr, daß die Bauern Herren werden möchten, erschrak er nicht; denn sei es nicht Gottes Wille, so werde es doch nicht geschehen. Er hatte in seiner Todesstunde keinen Blutsverwandten um sich, niemanden als seine Diener. Zu diesen sprach er: „Liebe Kindlein, habe ich einen von euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben; wir Fürsten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt.“ Dann empfing er von einem Geistlichen das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt. So starb er. „Er war ein Kind des Friedens,“ sagte sein Arzt, „und friedlich ist er auch verschieden.“ „Unter seinem Schutz und Schirm,“ schreibt Luther, „ging das Evangelium glücklich von statten und nahm allenthalben überhand.“ Bei seiner Bestattung in der Schloßkirche zu Wittenberg hielt Luther die Leichenpredigt. An Herzog Johann, den Nachfolger Friedrichs, schrieb er: „Es siehet sich an, als habe ihn Gott hinweggerückt, daß er solches Übel in der Welt nicht sehe, weil er sein Leben lang ein friedsam, still, ruhig Regiment geführet hat, daß er mit Recht Friedrich geheißen und seinen Namen mit der That bewiesen hat.“ In ihm hatte Luther und sein Werk, die Reformation, seinen ersten Beschützer verloren.

4. Luthers Heirat. Schon im Jahre 1524 hatte Luther die Mönchskutte ausgezogen und einen schwarzen Predigerrock zu tragen angefangen. Damit trat er aus dem Kloster aus und that somit, was er andern Mönchen und Nonnen auch geraten hatte; denn er meinte, daß es eines besonderen Standes, der sich hinter Klostermauern abschlösse, nicht bedürfe. Auch hatte er bisher gegen die von der Kirche verlangte Ehelosigkeit der Geistlichen gepredigt. Er meinte, sie stehe im Gegensatze zu der Lehre der Schrift, in der es heiße: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Was er vielen andern geraten, that er nun selbst, indem er am 13. Juni 1525 in den Ehestand

trat. Er vermählte sich mit Katharina von Bora. Sie stammte aus einem alten adeligen Geschlecht und war schon als Kind einem Kloster übergeben worden, um dort als Nonne erzogen zu werden. 1523 war sie auf Luthers Lehre von der Ungültigkeit der Klostergelübde mit anderen Nonnen aus dem Kloster entwichen, war nach Wittenberg gekommen und hatte seitdem ehrbar mit fremder Unterstützung in einem Wittenberger Bürgerhause gelebt.

Auf den Entschluß, sich zu verheiraten, hatte gewiß auch das Zureden seines Vaters großen Einfluß; denn seit Luther das Mönchtum abgelegt, kam er immer wieder auf diesen Gedanken zurück. War es ihm doch, als sei ihm sein Sohn von neuem geschenkt worden, seit er kein Mönch mehr war. So lud Luther auf den Abend des 15. Juni seine Freunde, unter ihnen den Stadtpfarrer Johannes Bugenhagen, den Professor der Theologie Justus Jonas, sowie den berühmten Maler Lukas Kranach, zu sich in seine Wohnung, um seine Vermählung zu feiern. Luther blieb im Augustinerkloster wohnen, denn alle anderen Mönche hatten dasselbe verlassen. Hier richtete Luthers Käthe ihren Haushalt ein. Die Ehe des Reformators aber ist für viele Tausende Muster und Vorbild geworden, und seinem Heim im alten Klostergebäude entströmte reicher Segen für das ganze deutsche Volk.

Groß dagegen war der Lärm, der bei seinen Feinden über diesen Ehebund entstand. Ein ausgetretener Mönch hatte sich mit einer entlaufenen Nonne vermählt, das war unerhört. Doch kümmerte dieses Gerede Luther wenig.

B. Vertiefung.

1. Was ist über den Bildersturm zu urteilen?

Dr. Karlstadt und die Zwickauer Propheten wollen die neue Art des Gottesdienstes mit Gewalt einführen. Dieses Mittel ist verwerflich; denn es ist dasselbe, was auch der Papst und die Priester der katholischen Kirche bisher angewandt haben. Diese Art der Einführung aber führt zum Gewissenszwang, aus welchem Luther durch die Reformation erst herausführen will. Auch Christus hat das jüdische Volk nicht zur Annahme seiner Lehre gezwungen, sondern er ist umher gezogen, hat gelehrt und gepredigt und gesund gemacht alle, die vom Teufel überwältigt waren. Wort und Beispiel sind also die Mittel, durch welche er wirkte. Deshalb spricht er zu seinen Aposteln: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker . . .“ Und Petrus verbietet er die Anwendung von Gewalt, wenn er spricht: „Stecke dein Schwert in die Scheide . . .“ Gewalt führt oft zum bittersten Unrecht; sie verbittert die Herzen und entfremdet sie der neuen Lehre. Darum hat Luther Recht, wenn er meint, man müsse Geduld und Nachsicht üben mit den Brüdern

und Schwestern, die noch schwach im Glauben sind, um auch sie herzuführen; denn alles, was die Bilderstürmer gewaltsam einführen wollen, ist ja nur äußeres Beiwerk, nicht Kern der Reformation; es gleicht den von der katholischen Kirche verlangten guten Werken. Wie aber die guten Werke allein den Menschen nicht selig machen, so führen umgekehrt Ohrenbeichte, Ehelosigkeit der Geistlichen, Heiligenverehrung, Klosterleben, Fasten am Freitag noch nicht in die Hölle. Wer nach diesen äußeren Werken die Religion eines Menschen beurteilt, wird oft falsch urteilen; denn „Ein Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an". Nicht auf das äußere Thun, sondern auf die Gesinnung des Herzens kommt es bei Gott an; denn „Der Buchstabe tötet, aber der Geist machet lebendig". Dem Buchstabendienst der Pharisäer hält Christus das Wort entgegen: „Gott ist ein Geist . . .", während er den bloßen Lippendienst verurteilt in dem Wort: „Dies Volk nahet sich zu mir . . ." Zu solch äußerer Werkgerechtigkeit aber muß es führen, wenn diejenigen, die den wahren Sinn und Geist des Evangeliums noch nicht erfaßt haben, zur Beobachtung der äußeren Formen des evangelischen Gottesdienstes gewaltsam gezwungen werden. Auf solche Weise wird Scheinchristentum und Heuchelei großgezogen.

Wir mißbilligen also die Handlungen der Bilderstürmer; denn um die Heiligenverehrung auszurotten, bedarf es nicht der Zerstörung der Heiligenbilder; um die Ohrenbeichte zu beseitigen, bedarf es nicht der Zertrümmerung der Beichtstühle; um das Klosterleben abzustellen, bedarf es nicht der Mißhandlung der Mönche und Nonnen. Die Bilderstürmer meinen es sicherlich gut mit der neuen Lehre, aber sie eifern unnötig um ihren Glauben. „Blinder Eifer schadet nur." Durch ihren Glaubenseifer gefährden sie Ordnung und Frieden und tragen Verwirrung in die Gemeinde der Gläubigen; sie gefährden also das Werk der Reformation, sind Feinde derselben und müssen vertrieben werden.

2. Was ist über den Bauernkrieg zu urteilen?

a) Über die Ursachen desselben? Die Ursachen des Bauernkrieges sind zumeist in der harten Bedrückung des Bauernstandes zu suchen. Diese harte Bedrückung müssen wir mißbilligen. Zwar müssen Reiche und Arme untereinander sein, aber auch der Arme ist nach Gottes Ebenbilde geschaffen. Christi Lehre aber, daß wir alle Kinder eines Vaters und somit untereinander Brüder sind, schließt alle Knechtschaft und Sklaverei, alle Leibeigenschaft und Fronarbeit aus. Der Bauer muß im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen, damit Mönche und Edelherren im Müßiggang ihre Tage verbringen können. Vom Müßiggang aber heißt es: „Müßiggang ist des Teufels Ruhebank" — „Müßiggang ist aller Laster Anfang."

„Arbeite gern und glaube fest,
Daß Faulheit ärger ist als Pest;
Denn Müßiggang viel Böses lehrt,
Und Sünd' und Schande häufig mehrt."

Sonst heißt es: „Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert," aber der Bauer erhält keinen Lohn; er muß umsonst arbeiten. Sonst heißt es: „Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht," aber der Bauer spürt nichts von dem Segen der Arbeit, da er für andere arbeitet. Zu all der schweren Fronarbeit kommen oft auch noch die empörendsten körperlichen Mißhandlungen, und gegen diese Grausamkeit und Härte seiner Herren ist der Bauer völlig recht- und wehrlos. Er ist rechtlos, denn kein Gericht würde seine Klagen anhören, da er ja überhaupt nicht als Mensch, sondern nur als Sache, als Eigentum seines Herrn betrachtet wird; er ist wehrlos, weil er unter harter Fronarbeit von Jugend auf nicht gelernt hat, die Waffe zu führen, überhaupt jedes Vergehen gegen seinen Herrn grausam gestraft wird. Diese Grausamkeit und Härte der Tyrannen müssen wir entschieden verurteilen. In letzter Linie sind also die strengen Herren selbst die schuldige Ursache des blutigen Bauernkrieges; denn „Was der Mensch säet, das wird er ernten" — und „Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks, und allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen".

Zwar sagt der Dichter:

„Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit" —

aber der Bauer findet selbst beim Kaiser kein Recht; er muß es sich also selbst suchen. Mit seiner Bedrückung haben wir das tiefste Mitleiden; seine blutige Empörung finden wir begreiflich, wenn wir sie auch nicht gutheißen.

b) Über die Empörung der Bauern? Die Art und Weise, wie die Bauern ihr Recht suchen, müssen wir verurteilen; denn „Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt". Sie empören sich gegen die von Gott geordnete Obrigkeit, plündern, rauben, sengen, brennen, mißhandeln und morden sogar. Das ist der Bürgerkrieg in seiner häßlichsten Gestalt. Von solchen Zeiten gilt des Dichters Wort:

„Nichts Heiliges ist mehr; es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei."

So lassen also die Bauern ihren Leidenschaften freien Lauf; sie bedenken nicht, daß sie nicht nur sich, sondern auch viele Tausende in Not und Elend bringen. Von solchem Thun behauptet der Dichter:

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

Leichtsinnig beginnen sie den Krieg mit all seinen Schrecken; denn bei einiger Überlegung hätten sie sich sagen müssen, daß sie gegen die kampfgeübten Scharen der Fürsten doch nichts auszurichten vermöchten. Auch am Bauernkriege zeigt sich wieder die Wahrheit des Dichterwortes:

„Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg;
Die Herde schlägt er und den Hirten."

Wenn wir also mit den Schwergeplagten auch inniges Mitleid empfinden, so müssen wir uns doch von der Grausamkeit und Roheit der Empörer mit tiefem Abscheu abwenden.

Die Strafe bleibt auch nicht aus. „Die Gerichte Gottes sind gerecht." Es ist nicht nur das Recht, sondern die Pflicht der Fürsten, die gestörte Ordnung wieder herzustellen und die Empörer zu bestrafen. Denn schon die Bibel sagt: „Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung. Die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfangen." Jetzt müssen die Empörer es erfahren: „Böse Früchte trägt die böse Saat" und „Böses Gewerbe bringt bösen Lohn." Sie haben leichtsinnig den Frieden gebrochen; jetzt lernen sie erkennen: „Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt." Und auch das Bibelwort erfüllt sich an ihnen: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten."

Das hat besonders auch Thomas Münzer erfahren müssen. Er ist neben anderen der Hauptverführer des armen Volkes, der in seinem blinden Eifer weder Maß noch Ziel kennt, der ein Reich der Freiheit und Gleichheit aufrichten will, wie es niemals auf Erden bestehen wird und bestehen kann. Statt die erregten Gemüter zu besänftigen, wie es einem Geistlichen und Diener Gottes zukommt, hetzt er, wo er nur kann. Sein blinder Haß gegen Fürsten, Edelleute und Klöster verleitet ihn zu Mord und Diebstahl, zur Sünde gegen das 5. und 7. Gebot. Doch hat er es erfahren müssen: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." Das Strafgericht bei Mühlhausen ist die gerechte Vergeltung für die Not und das Elend, das er durch die Verführung der armen Bauern hervorgerufen hat.

c) Über das Auftreten der Fürsten? Sie handeln nach Recht und Pflicht, wenn sie den blutigen Aufstand mit den Waffen in der Hand niederwerfen. Doch gefällt es uns nicht, daß sie mit derselben Grausamkeit wie die Bauern verfahren. Gerecht sein heißt nicht hart und grausam sein. Sie hätten mit Schonung und Milde verfahren, Gnade und Barmherzigkeit üben und das unwissende Volk über die Sündhaftigkeit seines Thuns belehren sollen, eingedenk des Wortes: „Der Siege göttlichster ist das Vergeben." So aber vergelten sie Böses mit Bösem: sie rächen sich. Die Zustände harter Unterdrückung aber, welche die Hauptursache des Krieges sind, ändern sie nicht:

sie sind hartherzig und eigennützig und verschließen ihr Ohr absichtlich den berechtigten Klagen des geknechteten Volkes.

3. Was ist über Luther zu urteilen?

Sein gewaltiges Auftreten gegen Kaiser und Papst, und besonders seine Lehre rufen auch im unterdrückten Volke die Sehnsucht nach Befreiung von den unerträglichen Lasten hervor. Wie eine neue Zeit war es damals über das deutsche Volk gekommen, und wie ein Frühlingssturm durchbrausten Luthers Worte von der Freiheit eines Christenmenschen die deutschen Lande. Daß diese Worte falsch angewendet wurden, war allerdings nicht seine Schuld, aber seine Gegner hatten doch nicht ganz unrecht, wenn sie ihn und seine Lehre mit verantwortlich machten für die Greuel des Krieges.

Was Luther in dieser schweren Zeit thut, das thut er für sein Werk, nicht für seine Person. Wiederum lernen wir sein felsenfestes Gottvertrauen auf dem Wege von der Wartburg nach Wittenberg, seinen unerschütterlichen Mut auch im stärksten Sturme, seine nie wankende Treue gegen Gott und sein Werk und seine Beharrlichkeit und Ausdauer kennen. Gegen das arme, bedrückte Volk zeigt er herzliches Erbarmen, indem er zum Frieden mahnt und die Fürsten an das harte Joch erinnert, das sie dem Volke auferlegt. Voll unbarmherziger Strenge aber sehen wir ihn gegen das in Waffen stehende Volk, das seiner Ermahnung zum Frieden und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht folgt. Die Schrift: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" und die darin enthaltene Aufforderung an die Fürsten, die Bauern „zu zerschmeißen, zu würgen und zu stechen, heimlich und öffentlich, die Büchsen unter sie sausen zu lassen" zeigt seinen heiligen Zorn über die Sünde des Volkes. So mag Moses geeifert haben gegen sein Volk, als er im heiligen Zorn über seine Abgötterei die Gesetzestafeln am Fuße des Sinai zerbrach. Wohl ist Luthers Sprache hart, aber gerecht; er war ein solches Auftreten sich und seinem Werke schuldig; denn das Volk hatte sich bei seinem Aufruhr auf Luthers Auflehnung gegen Kaiser und Papst berufen. Es vergaß dabei, daß Luthers Waffe nur das Wort gewesen und daß er der weltlichen Obrigkeit stets Gehorsam erwiesen. Durch jene Schrift schied er sein Werk, nämlich die Reformation, von dem ihren, der Revolution und Schwärmerei.

Nicht durch der Waffen Gewalt soll die Reformation ausgebreitet werden, sondern allein dadurch, daß das Volk freiwillig sich zur neuen Lehre bekennt. Lehre und Beispiel sind seine Mittel im Kampfe. „Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand." Eine solche Denkungsart muß uns gefallen. Luther wendet edle Kampfmittel an.

III. Verknüpfung.

1. Stellt in Überschriften Luthers Lebensgang von der Geburt bis zu seiner Heirat zusammen! (Immer unter Angabe der Jahreszahlen!)

2. Nennt diejenigen Personen, durch deren Verhalten dem Werke der Reformation die größte Gefahr droht!

3. Nennt Freunde und Beschützer des Reformationswerkes!

4. Nennt Leute, welche eine neue Lehre mit Gewalt einführen wollen!

Karl der Große, als er in mehr als 30jährigem Kampfe die Sachsen zum Christentume zwingt; Otto der Große, der durch seine Markgrafen mit Feuer und Schwert das Christentum unter den Wenden verbreitet; Heinrich der Löwe, der das Werk Ottos unter Mecklenburgern und Pommern fortsetzt; der deutsche Ritterorden, welcher in langem, blutigem Kampfe die heidnischen Preußen dem Christentum und der deutschen Kultur unterwirft. Dr. Karlstadt; Thomas Münzer und seine Bauernscharen (Muhamed und seine Nachfolger). Sie alle handeln dem Befehle Christi zuwider.

5. Wie Luthers reine Lehre

durch die Bilderstürmer und die aufrührerischen Bauern entweiht und entstellt wird, so wird der Bund, den Moses zwischen Gott und dem Volke Israel vermittelt hat, gebrochen durch die Sünde Arons, indem er den Wünschen des Volkes nach einem sichtbaren Gott entgegenkommt. So verleitet auch Jerobeam, der erste König über Israel, das Volk zum Götzendienst. So ist Christi Lehre und Christi Wahrheit getrübt worden durch die Päpste, die an Stelle seines Wortes zuletzt ihr eigenes Wort gesetzt hatten.

6. Vergleich zwischen den Lasten der Bauern und der harten Bedrückung der Israeliten in Ägypten.

Die Bauern werden mit hohen Steuern und Abgaben, Zehnten und harten Fronarbeiten gedrückt. Je länger die Unterdrückung dauert, desto härter wird sie. Jedes Vergehen gegen ihre Herren wird grausam bestraft. Harte Fronvögte mißhandeln sie oft in grausamer Weise. Nach der Empörung wird ihr Joch noch schwerer. — Auch die Kinder Israel müssen harte Fronarbeiten verrichten, Ziegeln streichen und brennen, Städte erbauen, bei der Herstellung der ägyptischen Baudenkmäler helfen; auch sie werden von den ägyptischen Fronvögten oft schwer gemißhandelt, ihr Joch wird schwerer gemacht, nachdem sie um Befreiung gebeten haben. Wie Münzer sich an die Spitze der Bauern stellt, um sie aus ihrem Elend zu befreien, so Moses und Aron an die Spitze des Volkes Israel. Moses handelt in göttlichem Auftrage, darum gelingt ihm sein Werk; auch tritt er nicht mit den Waffen in der Hand dem Pharao entgegen. Münzer dagegen beginnt sein Werk aus sich selbst, lehnt sich gegen die Obrigkeit auf, begeht Diebstahl und Mord und sucht mit der Gewalt der Waffen

ein Reich der Freiheit und Gleichheit zu gründen. Darum geht er selbst und sein Werk bald unter.

7. Die Sachsen unter Heinrich IV. und die Bauern zur Zeit Luthers.

Wie die Bauern, so sind auch die Sachsen unter Heinrich IV. hart bedrückt. Der Kaiser baut Zwingburgen in ihrem Lande, plagt sie mit harten Fronarbeiten, verwüstet ihre Getreidefelder, führt Frauen und Jungfrauen gefangen fort und hat kein Ohr für ihre Beschwerden. Die Sachsen sind also rechtlos. Da empören sie sich gleich den Bauern, verüben die schändlichsten Grausamkeiten, plündern Kirchen und Altäre, ja sogar die kaiserliche Familiengruft, und müssen für diese Frevelthaten bei Hohenburg an der Unstrut ein ebenso furchtbares Strafgericht über sich ergehen lassen wie die Bauern bei Frankenhausen. Beide erfahren also: „Die Gerichte Gottes sind gerecht."

8. Der Bauernkrieg ist Bürgerkrieg, Empörung, Revolution. Nennt andere Bürgerkriege!

Absalom empört sich gegen seinen Vater David und findet seinen Tod dabei; die Sachsen unter Widukinds Führung brechen immer wieder den Eid der Treue, den sie Karl dem Großen geschworen; Heinrich, der Bruder Ottos des Großen, erhebt sich mehrmals gegen den Kaiser; die geknechteten Sachsen suchen in blutiger Empörung gegen Heinrich IV. Recht und Gerechtigkeit; Rudolf von Schwaben bricht treulos den Eid, den er Heinrich IV. geschworen; Heinrich V. empört sich gleich Absalom gegen den eigenen Vater; Heinrich der Löwe fällt treulos von Friedrich Barbarossa ab; Ottokar von Böhmen greift zum Schwerte gegen Kaiser Rudolf von Habsburg; auch das Faustrecht war ein beständiger Bürgerkrieg des Stärkeren gegen den Schwächeren; am furchtbarsten war endlich der Bauernkrieg.

9. Nennt Beispiele von harter Bedrückung ohne Bürgerkrieg.

Das Volk Israel in Ägypten greift nicht zur Gewalt, sondern findet in Moses einen beredten Fürsprecher und endlichen Helfer; David flieht lieber in die Wüste und in das Land der Philister, als daß er sich gegen Saul empörte; Elias verbirgt sich am Bache Krith, bei der Witwe zu Zarpath, in der Wüste, aber er wiegelt das Volk nicht auf gegen den König Ahab; Jesus verbirgt sich vor seinen Feinden, sagt ihnen die Wahrheit auch ins Gesicht, aber er mahnt das Volk stets zum Gehorsam gegen die Obrigkeit. (Zinsgroschen!)

10. Nennt Beispiele von Grausamkeit gegen die Unterworfenen!

Die Germanen unter Armins Führung schlachten in ihren Wäldern die Römer erbarmungslos hin; Karl der Große läßt rachsüchtig 4500 edle Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten; Heinrich IV. wütet mit Grausamkeit und Härte unter den unglücklichen Sachsen; die Kreuzfahrer schlachten bei der Eroberung Jerusalems 1099 die Muhamedaner zu Tausenden hin;

Friedrich Barbaroſſa iſt hart und grauſam gegen das unterworfene Mailand; das Blutbad bei Frankenhauſen.

11. Vergleich zwiſchen Luther und Moſes.

Luther predigt in heiligem Zorn acht Tage lang gegen die Bilderſtürmer und ruft die irdiſche Obrigkeit zur Wiederherſtellung der Ordnung auf. So eifert Moſes am Fuße des Sinai gegen ſein Volk, als es Abgötterei getrieben. In heiligem Zorne zerbricht er die Geſetzestafeln, zerſtört das goldene Kalb, ſtreut die Aſche auf das Waſſer, giebt es den Iſraeliten zu trinken und durchzieht dann an der Spitze der Leviten mit dem Schwerte in der Hand das Lager, um die Übelthäter zu ſtrafen. So tritt jeder der beiden Männer für ſeine Lehre und ſein Werk ein: Moſes mit gewaltiger That, Luther mit gewaltigem Wort.

IV. Zuſammenfaſſung.

1. Geſchichtliche Ergebniſſe.

1522. Der Bilderſturm in Wittenberg. Dr. Karlſtadt ſucht Luthers Lehre mit Gewalt einzuführen.

1525. a) Der Bauernkrieg aa) in Süddeutſchland: Eroberung von Weinsberg, Niederwerfung desſelben durch den Schwäbiſchen Bund; bb) in Thüringen: Thomas Münzer, Raubzüge der Bauern, Schlacht bei Frankenhauſen.

b) Tod Friedrichs des Weiſen, des erſten Beſchützers Luthers. Johann der Beſtändige kommt zur Regierung.

c) Luthers Heirat mit Katharina von Bora.

2. Kulturgeſchichtliche Ergebniſſe.

a) Der Bauernſtand. Leben, Kleidung, Nahrung, Wohnung desſelben. Seine harten Fronarbeiten, hohen Steuern und Abgaben, Leibeigenſchaft, Rechtloſigkeit.

b) Der Kriegerſtand. Landsknechte oder Reiſige, die geworben wurden, heute dieſem, morgen jenem Fürſten um Sold dienten. Sie waren entweder Fußſoldaten oder Reiter, trugen im Kriege 5 Meter lange Piken, zweihändige Schlachtſchwerter, Piſtolen und Büchſen.

c) Rechtspflege. Verbrecher wurden auf die Folter geſpannt, um ſie zu Geſtändniſſen zu zwingen. Das Gerichtsverfahren war grauſam und unmenſchlich. Karls V. peinliche Gerichtsordnung.

V. Anwendung.

1) Sprich über den Einfluß, den Luthers Lehre und Leben auf die Geſinnung und die Beſtrebungen des Volkes ausübte!

2) Inwiefern bedeutet der Bilderſturm in Wittenberg eine Gefahr für Luthers Lehre?

3) Sprich über Luthers Kampfmittel gegen die Bilderstürmer!

4) Beweise an Karlstadt und Münzer die Wahrheit des Sprichwortes: „Blinder Eifer schadet nur."

5) Sprich über die Ursachen des Bauernkrieges!

6) Vergleiche den heutigen Bauernstand mit demjenigen zu Luthers Zeit!

7) Gegen welche Bibelworte und Gebote sündigen die Bauern durch ihren Aufstand!

8) Wie erweist du der Obrigkeit deine Ehrfurcht?

9) Inwiefern passen auf den Bauernkrieg die Dichterworte:

a) „Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt"?

b) „Nichts Heiliges ist mehr . . ."?

c) „Gefährlich ist's, den Leu zu wecken . . ."?

10) Wenn wir an die Zustände des damaligen Volkslebens denken — haben wir dann Ursache, die sogenannte „alte, gute Zeit" zurückzuwünschen? Warum nicht?

11) Sorgen heute Deutschlands Fürsten ebenso schlecht für ihre Unterthanen wie damals?

(Alters- und Invaliditätsversicherung u. s. w.)

12) Nenne Empörer und sprich über Ursache und Schicksal der Empörung!

13) Wodurch vollendet Luther seinen Bruch mit der katholischen Kirche?

14) Warum heißt Friedrich der Weise mit Recht „Friedrich" (Friedenreich)?

15) In Luthers Geschichte ist das Jahr 1525 ein wichtiges Jahr. Inwiefern?

16) Stelle die Zahlenreihe aus Luthers Geschichte auf!

---

7. Der innere Ausbau der evangelischen Kirche.

(Ziel: Wie Luther der Unwissenheit des Volkes zu steuern und den Gottesdienst zu verbessern sucht und wie die Evangelischen vor Kaiser und Reich standhaft ihren Glauben bekennen.)

I. Vorbereitung.

1. Luther hatte bisher im Kampfe mit der römischen Kirche eine mehr niederreißende Thätigkeit geübt. Was hatte er alles niedergerissen? Die Mißbräuche: Ablaßhandel, Ohrenbeichte, Lehre vom Fegefeuer, Heiligenverehrung und Bilderdienst, Reliquienverehrung. Auch die Stellung des Papstes hatte er angegriffen, die Glaubwürdigkeit der Konzilien in Zweifel gezogen und als alleinige Richtschnur christlichen Glaubens und Lebens die Bibel aufgestellt. Aber nicht nur gegen den Haß seiner Feinde, auch gegen den

blinden Eifer seiner Freunde und den Unverstand des geknechteten Volkes hatte er kämpfen müssen. Von 1517—1525 reicht die Zeit des Kämpfens.

2. Wollte er aber ein rechter Reformator sein, so durfte er nicht nur niederreißen, sondern er mußte wie ein guter Baumeister auch aufbauen; denn das Niederreißen ist nicht so schwer wie das Aufbauen. An die Stelle unerschrockenen Kämpfens trat jetzt die Zeit unermüdlichen Bauens und Schaffens, so daß wir Luthers Leben als aus drei Abschnitten bestehend kennen lernen: a) Die Zeit des Lernens — 1517. b) Die Zeit des Kämpfens — 1525. c) Die Zeit des Bauens — 1546. (Vergleiche damit die drei Abschnitte von Moses Leben!) Er wandte bei seiner aufbauenden Thätigkeit seine Fürsorge nicht nur der Kirche, sondern auch der Schule zu.

Darüber wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Luthers Fürsorge für die Schule. Die große Unwissenheit des Volkes kannte Luther nicht nur aus seiner Jugend, sondern auch aus dem kirchlichen Leben desselben. Es fiel vor den Heiligen nieder, verehrte die Reliquien, glaubte den Lügen der Ablaßhändler und schnurrte die Gebete, ohne sie zu kennen, nach dem Rosenkranz herunter. Eine Folge dieser Unwissenheit war der Aberglaube des Volkes. Ungewöhnliche Vorgänge in der Natur und am Himmel deutete es als Zeichen kommenden Unglücks. Und im Bauernkriege erfuhr er die Roheit und Verdorbenheit des Volkes, die ebenfalls nur eine Folge der Unwissenheit waren.

Nun ordnete Kurfürst Johann der Beständige auf Anraten Luthers in seinen sächsischen Ländern eine allgemeine Kirchenvisitation an. Die nächste Umgebung Wittenbergs besuchte Luther mit seinem Freunde Melanchthon selbst. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ging er und besuchte die Kirchen. Dort hörte er den Predigern zu und prüfte die Kirchgänger. Was er da hörte und sah, mußte ihn tief betrüben; denn die Unwissenheit des Volkes war auch gar zu groß. Auf einem Dorfe kannten die Bauern nicht ein einziges Gebet; in einem anderen weigerten sie sich, das Vaterunser zu lernen.

Aber nicht nur bei dem Landvolk fand er grobe Unwissenheit, sondern auch bei den Geistlichen. Da konnte mancher kaum das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis hersagen. Andere waren berüchtigt wegen ihres schlechten Lebenswandels. Sie hatten sich dem Laster der Trunksucht ergeben oder trieben wohl gar Schenkwirtschaft. In den einfachsten Dingen des Glaubens und der ewigen Seligkeit wußten sie keinen Bescheid zu geben.

Der ſanfte Melanchthon vergoß häufig Thränen über dieſen troſtloſen Zuſtand, und Luther ſchrieb über ſeine damaligen Erfahrungen:

„Es iſt eine klägliche, elende Not, ſo ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Viſitator war. Hilf, lieber Gott, wie manchen Jammer habe ich geſehen, daß der gemeine Mann doch ſo gar nichts weiß von der chriſtlichen Lehre, ſonderlich auf den Dörfern! Und leider viel Pfarrherrn faſt ungeſchickt und untüchtig ſind zu lehren; und ſollen doch alle Chriſten heißen, getauft ſein und der heiligen Sakramente genießen; können weder Vaterunſer, noch den Glauben oder die zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue. Darum bitte ich um Gottes willen euch alle, ſo Pfarrherrn und Prediger ſind, wollet euch eures Amtes von Herzen annehmen, euch erbarmen über euer Volk, das euch befohlen iſt, und uns helfen, den Katechismus in die Leute, ſonderlich in das junge Volk bringen.“*)

Um dieſer großen Unwiſſenheit einigermaßen zu ſteuern, ſchrieb er 1529 den großen und kleinen Katechismus. Der große war für Pfarrherrn und Lehrer, der kleine für Jugend und Volk beſtimmt. In ihnen wollte er einen kurzen Inbegriff der Lehre der heiligen Schrift geben.

Beide Katechismen haben großen Segen geſtiftet; denn nächſt der Bibel hat beſonders der kleine Katechismus in ſeiner kernigen, volkstümlichen Sprache am meiſten zur Befeſtigung der evangeliſchen Lehre und zum Verſtändnis derſelben beigetragen.

Auch noch in anderer Weiſe ſorgte Luther für das Schulweſen. In vielen Dörfern und Städten gab es gar keine Schulen. Da richtete Luther eine beſondere Schrift an ſolche Gemeinden, die hieß: „An die Bürgermeiſter und Ratsherren aller Städte Deutſchlands, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten und halten ſollen.“ In dieſer Schrift ermahnt er, doch der Erziehung der Jugend nicht zu vergeſſen; denn dieſelbe ſei viel wichtiger als manche andere Einrichtung in der Gemeinde. In einer beſonderen Schrift an die Geiſtlichen fordert er ſie auf, die Leute zu ermahnen, ihre Kinder zur Schule zu halten. Und Philipp Melanchthon mußte einen Schulplan ausarbeiten, nach welchem zunächſt durch die Viſitatoren die Pfarrherren, und durch dieſe die Jugend unterrichtet werden ſollten.

So ſehen wir Luthers große Fürſorge für die Volksſchule, deren Vater und Schöpfer er geworden iſt.

2. Luthers Fürſorge für den Gottesdienſt. Wie für die Schule, ſo ſorgte er auch für den Gottesdienſt. Sein Sinnen und Trachten ging dahin, daß das Wort Gottes in den Gemeinden lebendig und lauter gepredigt würde, daß die Zuhörer es ſich aneignen und auf Grund desſelben mit Gebet, Bitte und Dankſagung zu Gott ſich erheben ſollten. Deshalb ſchied er alle unchriſtlichen Zuthaten aus. Die Gemeinde ſchnurrte beim Beginn des Gottesdienſtes das Pater noster und das Ave Maria nicht mehr nach dem

*) Aus der Vorrede zum kleinen Katechismus.

Rosenkranz herunter, sondern betete still ein Vaterunser in deutscher Sprache. Bisher hatte sie meist den lateinischen Meßgesängen der Priester, in denen besonders die Heiligen verehrt wurden und von deren Inhalt sie gar nichts verstand, schweigend und ohne innere Erhebung lauschen müssen. Durch Luther aber brach auch für das kirchliche Leben die Morgenröte einer neuen Zeit an. Die Gemeinde erhielt jetzt das Recht, selber dem Herrn ein Lied in deutscher Sprache zu singen. Demgemäß wurde die deutsche Sprache zur Kirchensprache erhoben; an die Stelle der lateinischen trat die deutsche Messe, und deutscher Choralgesang ertönte zur Ehre und zum Lobe Gottes. Luther war nicht nur darauf bedacht, selber deutsche Kirchenlieder zu dichten, sondern ermunterte auch seine Freunde dazu. So erschien bereits 1524 das erste lutherische Gesangbüchlein mit 8 Liedern, wovon 4 von Luther herrührten. Im Jahre 1545, ein Jahr vor seinem Tode, erschien das letzte von Luthers Hand; es zählte 129 Lieder, darunter 37 von Luther.

Als echter Reformator, der nicht ein ganz neues Haus bauen, sondern das alte nur ausbessern will, benutzte er dabei alles, was er vorfand und was der Erbauung der evangelischen Gemeinde dienen konnte. Er übertrug die schönsten Gesänge der alten lateinischen Kirche in die deutsche Sprache, benutzte alte deutsche Volkslieder, indem er sie durch hinzugedichtete Strophen erweiterte, und verfaßte auf Grund von Psalmen und Bibelstellen Lieder des innigsten Glaubens. So ist er der eigentliche Vater des deutschen evangelischen Kirchenliedes und Kirchengesanges geworden; denn die besten vorgefundenen lateinischen und deutschen Melodieen behielt er ebenfalls bei oder bearbeitete sie, setzte aber auch selbst zu vielen seiner Lieder neue, herrliche Sangweisen, wobei ihm der kurfürstlich-sächsische Kapellmeister, Hans Walther, ein treuer Freund und Mithelfer war. Ein großer Freund der Musik, sorgte er auch für edle Pflege derselben.

Diese Lieder, von denen die meisten um 1524 entstanden, wurden im Fluge überall hin verbreitet und vom Volke auswendig gelernt und gesungen; sie sind für die Sache der Reformation von unberechenbarem Einfluß gewesen. Vielfach geschah es an Orten, die der evangelischen Predigt noch entbehren mußten, daß, wenn ein päpstlich gesinnter Prediger auftrat, das Volk ein Lied Luthers anstimmte, um so den Geistlichen zum Schweigen zu nötigen.

Die deutsche Predigt wurde jetzt der Mittelpunkt des Gottesdienstes, während früher nur an Festtagen gepredigt wurde und zwar in lateinischer Sprache. Auch das heilige Abendmahl, in beiderlei Gestalt gereicht, wurde in deutscher Sprache gehalten. So wuchsen die Evangelischen durch den Gebrauch der deutschen Sprache beim Gottesdienste immer tiefer in das Verständnis von Bibel und Gesangbuch hinein. Luther war also auch der Vater des deutschen Gottesdienstes.

3. Der Reichstag zu Speier. Für die Ausbreitung der Reformation war es von großem Vorteil, daß Kaiser Karl V. seit dem Reichstage zu Worms mit auswärtigen Kriegen so beschäftigt war, daß er sich um die Religionsangelegenheiten Deutschlands nicht bekümmern konnte. Im Jahre 1528 waren jedoch diese Kriege beendet, und nun beschloß der Kaiser, mit aller Entschiedenheit gegen die kirchlichen Neuerungen vorzugehen. Er berief 1529 einen Reichstag nach Speier. Als Hauptgegenstand der Verhandlung wurden die Rüstungen gegen die Türken genannt; denn diese bedrängten das deutsche Reich sehr hart. Aber die katholischen Mitglieder des deutschen Reichstages richteten ihre Aufmerksamkeit viel weniger auf den gemeinsamen Feind Deutschlands und der Christenheit, als auf die Unterdrückung der Reformation. Es gelang ihnen auch, obgleich der Kaiser nicht anwesend war, einen Beschluß durchzusetzen, daß niemand mehr seinem katholischen Glauben untreu werden dürfe, und daß auch da, wo die neue Lehre bereits Eingang gefunden habe, die päpstliche Messe wieder eingeführt und das Evangelium nur nach der Auslegung der katholischen Kirche gepredigt werden solle. Hierdurch war einer weiteren Verbreitung der Reformation Einhalt gethan. Die evangelischen Stände, 19 an der Zahl, an ihrer Spitze der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, konnten diesem Beschlusse nicht zustimmen, legten vielmehr einen feierlichen Protest gegen denselben ein, in dem sie erklärten, daß Christen in jeder Sache, die Gott und der Seelen Seligkeit betreffe, nur dem Herrn aller Herren verpflichtet seien, daß ein jeder für sich selbst vor Gott Rechenschaft geben müsse und auf Beschlüsse anderer sich nicht verlassen dürfe. Wollten sie sich obigem Beschlusse unterwerfen, so müßten sie ihren bisherigen Glauben für irrig erklären, was nichts anderes als eine Verleugnung Christi und seines heiligen Namens sei. Nach diesem Protest hießen die Anhänger Luthers fortan Protestanten, d. h. Christen, die ihr Gewissen verwahren gegen alles, was wider die heilige Schrift ist, also gegen allen Glaubens- und Gewissenszwang sind.

4. Der Reichstag zu Augsburg. a) **Veranlassung.** Der Kaiser, der sich damals in Italien aufhielt, nahm den Protest der Evangelischen sehr ungnädig auf. Die Überbringer desselben wurden unfreundlich empfangen und mit dem Bescheide entlassen, daß ihre Angelegenheit auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 nochmals verhandelt und endgültig entschieden werden sollte. Die Evangelischen durften nach dem, was vorgefallen, in Augsburg nichts Gutes erwarten; dennoch wollten sie nicht fernbleiben, sondern ihren Widersachern getrosten Mutes entgegentreten. Als dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Luther und dessen Freunden geraten wurde, sich nicht persönlich am Reichstage zu beteiligen, um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, brach er fast zornig in die Worte aus: „Da sei der liebe Gott vor, daß ich

aus eurer Mitte ausgeschlossen sein sollte! Ich will auch meinen Herrn Christum bekennen!“ Eine gleiche Gesinnung beseelte alle. Nachdem der Kurfürst in seinen Landen eine öffentliche Fürbitte von allen Kanzeln um einen glücklichen Ausgang des Reichstages angeordnet, brach er anfangs April 1530 nach Augsburg auf, um rechtzeitig zu dem auf den 1. Mai angesetzten Beginn des Reichstages einzutreffen.

b) **Die augsburgische Konfession.** Der Kaiser ließ lange auf sich warten. Inzwischen arbeitete Philipp Melanchthon auf Anraten des Kurfürsten von Sachsen und unter Beihilfe der vornehmsten Gottesgelehrten an dem evangelischen Glaubensbekenntnis, welches bestimmt war, der Reichsversammlung vorgelegt zu werden. Melanchthons Charakter nach war es in einem so milden und versöhnlichen Tone geschrieben, daß jede Verletzung der Katholiken darin sehr fern lag. Er suchte die bei den Protestanten durchgeführte Reformation nur als Beseitigung gewisser Mißbräuche hinzustellen. Luther, dem die Schrift vorgelegt wurde, billigte sie mit den Worten: „Sie gefällt mir fast wohl und weiß ich nichts daran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten.“

Die augsburgische Konfession, in 28 Artikeln abgefaßt, besteht aus zwei Teilen; der erste enthält die 21 hauptsächlichsten Glaubensartikel, während der zweite in 7 Artikeln die Mißbräuche aufführt, welche abgestellt worden sind.

Einige dieser Artikel lauten:

Artikel 4: „Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit von Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, sondern daß wir Vergebung der Sünden bekommen und vor Gericht gerecht werden aus Gnaden um Christi willen, durch den Glauben“ u. s. w.

Artikel 20: „Den Unsern wird mit Unwahrheit aufgelegt, daß sie gute Werke verbieten; denn ihre Schriften von zehn Geboten beweisen, daß sie von rechten christlichen Ständen und Werken guten nützlichen Bericht und Ermahnung gethan haben, davon man vor dieser Zeit wenig gelehret hat, sondern allermeist in allen Predigten auf kindische, unnötige Werke, als Rosenkränze, Heiligendienst, Mönch werden, Wallfahrten, Fasten, Brüderschaften u. s. w. getrieben. — — — Unsere Werke mögen uns nicht mit Gott zu versöhnen und Gnade zu erwerben, sondern solches geschieht allein durch den Glauben, so man glaubet, daß um Christi willen die Sünden vergeben werden, welcher allein der Mittler ist, den Vater zu versöhnen. Wer nun vermeinet, solches durch Werke auszurichten und Gnade zu verdienen, der verachtet Christum und suchet einen eigenen Weg zu Gott, wider das Evangelium . . . .“

Dieses Glaubensbekenntnis wurde dann von sämtlichen evangelischen Ständen im Namen ihrer Völker und Mitbürger unterzeichnet.

c) **Das evangelische Glaubensbekenntnis vor Kaiser und Reich.** Am 15. Juni endlich traf der Kaiser in Augsburg ein, worauf am 20. Juni der Reichstag eröffnet wurde. Der Kaiser verlangte eine einfache Übergabe

der Schriftstücke, aber die Evangelischen wünschten, ihr Bekenntnis in öffentlicher Versammlung vortragen zu dürfen, damit ein jeder wisse, worin eigentlich ihre Abweichung von der alten Kirche bestehe. Erst nach langem Bitten wurde es ihnen erlaubt.

In der Kapelle des bischöflichen Palastes fand am 25. Juni nachmittags 3 Uhr die öffentliche Vorlesung vor versammeltem Reichstage statt. Des beschränkten Raumes wegen mußten auf kaiserlichen Befehl alle, die nicht Fürsten oder Abgeordnete waren, die Kapelle verlassen. Diese stellten sich draußen in dem bischöflichen Hofe auf. Das Glaubensbekenntnis war in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßt. Nachdem der Kaiser auf dem Throne und ihm gegenüber die Kurfürsten, Fürsten und Stände Platz genommen hatten, traten die beiden kursächsischen Räte, Georg Brück und Christian Beyer, in die Mitte der Kapelle, jener das lateinische, dieser das deutsche Exemplar in der Hand haltend. Der Kaiser verlangte, daß die lateinische Abfassung vorgelesen würde; allein der Kurfürst von Sachsen wendete ein: „Da wir in deutschen Landen und unter Deutschen sind, so hoffen wir, Kaiserliche Majestät werde auch die deutsche Sprache erlauben.“ Und so geschah es auch. Zwei Stunden lang dauerte die Vorlesung. Dr. Beyer las so laut, daß nicht nur alle Reichstagsmitglieder, sondern auch die draußen versammelte Volksmenge jedes Wort deutlich vernehmen konnte. Stehend hatten die Evangelischen das Bekenntnis ihres Glaubens angehört.

Der Eindruck, den das schöne Bekenntnis unserer Väter vor Kaiser und Reich machte, war ein verschiedener. Sie selber fühlten sich ungemein gehoben und gestärkt und dankten dem Kaiser für gnädiges und gütiges Gehör. Aber auch ihre Feinde konnten sich des tiefen Eindruckes, den die klare, glaubensgewisse Sprache dieses Bekenntnisses machte, nicht verschließen. Diejenigen unter ihnen, welche die Evangelischen für völlig Ungläubige, für freche Gottesleugner gehalten hatten — und die Zahl derselben war keine geringe — wurden hier eines besseren belehrt. Der Bischof von Augsburg bekannte laut und öffentlich: „Das ist wahr, das ist die lautere Wahrheit, wir können es nicht leugnen!“ Und der Herzog von Bayern, ein entschiedener Gegner der Protestanten, warf dem neben ihm stehenden Dr. Eck einen vorwurfsvollen Blick zu und fragte ihn, ob er sich wohl getraue, die Konfession zu widerlegen? Als ihm derselbe kleinlaut gestehen mußte: „Aus den Kirchenvätern wohl, nicht aber aus der heiligen Schrift“, soll der Herzog erwidert haben: „So merke ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben.“ Welchen Eindruck der Kaiser selbst empfangen, darüber weiß die Geschichte nichts; er war allezeit ein verschlossener Mann, der niemandem einen Blick in sein Inneres gestattete.

In seinen Handlungen dagegen zeigte er sich als Feind der Reformation.

Er ließ durch einige streng katholische Geistliche eine Widerlegung der Konfession ausarbeiten, die ebenfalls in öffentlicher Reichsversammlung vorgelesen wurde. Dagegen wurde die Vorlesung einer von Melanchthon verfaßten Verteidigung (Apologie) der Konfession nicht gestattet. Die Protestanten wurden vielmehr aufgefordert, sich einfach zu unterwerfen. Zwar versuchte der Kaiser noch einmal Vergleichsverhandlungen, bei denen der immer sanfte Melanchthon geneigt war, in einigen Dingen, besonders in der Einrichtung des Gottesdienstes, nachzugeben. Aber Luther schrieb ihm: „Ich höre, daß ihr das wunderliche Werk unternommen habt, den Papst und Luther zu vereinigen; aber der Papst wird nicht wollen und Luther verbittet sich's; seht zu, daß ihr nicht gar frei eure Arbeit wegwerft. Wenn ihr wider beider Willen die Sache zustande bringt, dann will ich bald eurem Beispiel folgen und Christus und den Teufel versöhnen. Seid nur tapfer und haltet euch männlich."

Die Unterhandlungen blieben denn auch ohne Erfolg. Die evangelischen Stände beharrten bei ihrem Protest vom Jahre 1529, während der Kaiser erklärte, wenn sie nicht innerhalb eines halben Jahres freiwillig zur rechtgläubigen Kirche zurückkehrten, so würde man sie mit den Waffen dazu zwingen. „Dir aber," sprach er zum Kurfürsten von Sachsen, „wird man Kurhut und Leben nehmen, und deine Unterthanen werden mit Weib und Kind zu Grunde gehen."

d) **Der schmalkaldische Bund.** Das waren schlimme Aussichten für die Protestanten, aber sie waren nicht gesonnen, der Ausbreitung ihrer Lehre so geduldig zu entsagen. Ihre Fürsten schlossen deshalb im Frühjahr 1531 zu Schmalkalden im Thüringer Walde zu gegenseitiger bewaffneter Verteidigung ein Schutz- und Trutzbündnis. Die Häupter dieses schmalkaldischen Bundes waren Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen. Luther widerriet entschieden jeden Gebrauch irdischer Waffen, denn er sagte, seine Lehre bedürfe des gewaltsamen Schutzes der Menschen nicht, und die wahre Religion solle nicht mit dem Schwert, sondern mit Gebet, Beweisgründen aus Gottes Wort, mit christlicher Geduld und großem Vertrauen auf Gott beschirmt werden. Doch befolgte man diesmal seinen Rat nicht. Indes konnte der Kaiser nicht so rasch zur Ausführung seiner Drohungen schreiten, da die Türken das Reich wieder bedrohten und er im Kampfe gegen dieselben die Hilfe der Protestanten nicht entbehren mochte. So schloß er vorläufig mit ihnen den Religionsfrieden zu Nürnberg 1532, worin festgesetzt wurde, daß bis zum nächsten Konzil (Kirchenversammlung) ein allgemeiner Friede im Reiche sein und keiner den andern des Glaubens wegen beleidigen solle. Durch diesen Religionsfrieden wurde der Reformation für einige Zeit eine friedliche Entwickelung gewährt und dem deutschen Volke ein verderblicher Bürgerkrieg erspart. Kurfürst Johann von Sachsen hatte noch die Freude,

diesen vorläufigen Friedensschluß zu erleben. Kurze Zeit darauf aber wurde er auf der Jagd vom Schlage getroffen und starb schon am folgenden Tage. 1532. Die Leiche wurde nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche daselbst neben der Friedrichs des Weisen beerdigt. Luther selbst hielt ihm unter vielen Thränen die Leichenrede, wobei er seine Frömmigkeit und Güte besonders hervorhob. Auch mit seinem Nachfolger Johann Friedrich lebte Luther in herzlichstem Einverständnis, so daß er der dritte Beschützer Luthers und der Reformation geworden ist.

e) **Luther auf der Feste Koburg.** Während die evangelischen Reichsstände auf dem Reichstag zu Augsburg mutig für ihren Glauben eintraten, war es Luther nicht vergönnt, zum zweitenmal vor Kaiser und Reich zu erscheinen und seine Lehre zu verteidigen. Noch lastete ja des Papstes Bannfluch und des Reiches Acht auf ihm, und es würde wie Trotz ausgesehen haben, wenn er, den der Kaiser in seinem grenzenlosen Hasse als den Urheber alles Übels bezeichnete, es gewagt hätte, ihm unter die Augen zu treten. Indessen mochten die Protestanten doch nichts ohne seinen Rat unternehmen, und damit sie diesen leichter einholen könnten, wies ihm Kurfürst Johann die Feste Koburg als Zufluchtsort an. In wenigen Tagen konnten die Boten von Koburg nach Augsburg und zurückreiten. Wie dereinst auf der Wartburg, so wohnte Luther auch hier im Schlosse seines fürstlichen Beschützers. Seine Gefährten wissen nicht genug seine Beständigkeit und Glaubenszuversicht zu rühmen. Kein Tag verging, an dem er nicht mindestens drei Stunden betete, und manchmal so laut, daß man es draußen hören konnte. Hier sang und betete er sich zum Troste und zur Stärkung täglich „Ein feste Burg ist unser Gott", das er selbst 1526 oder 1527 in Wittenberg, während die Stadt von der verheerenden Pest heimgesucht wurde, gedichtet hatte.

Bald war er auch auf der Feste Koburg rüstig an der Arbeit. Er fuhr fort, die Bibel zu übersetzen, die er im Kreise seiner Wittenberger Freunde 1534 vollendete. Auch stand er in lebhaftem Briefwechsel mit den Seinen in Wittenberg und den Freunden in Augsburg. Besonders hatte er Melanchthon, der durch die Sorgen um das dem Kaiser vorzulegende Bekenntnis, durch die Drohungen der Gegner und durch körperliche Leiden in steigende Angst und Unruhe geriet, immer wieder zu stärken und aufzurichten. Am Schlusse eines solchen Briefes schrieb er: „Fallen wir, so fällt Christus mit, er, der Regierer der Welt. Und immerhin mag er fallen, ich will lieber mit Christo fallen, als mit dem Kaiser stehn!"

Auf der Feste erfuhr Luther auch den Tod seines Vaters, der im festen Glauben an das Evangelium zu Mansfeld verschieden war. Er war tief bewegt von dieser Trauernachricht. Habe er doch alles, was er sei und habe, durch seinen Schöpfer von diesem lieben Vater her erhalten. Seine Mutter verlor

er 1531, nachdem er ihr in ihrer letzten Krankheit noch ein tröstliches Schreiben zugeschickt hatte.

Im Oktober endlich trat Luther in Begleitung seines Kurfürsten die Rückreise nach Wittenberg an.

B. Vertiefung.

1. Was ist über Luthers Fürsorge für Schule und Kirche zu urteilen?

a) Seine Beweggründe sind die edelsten. Er hat Unwissenheit, Aberglauben, Roheit des Volkes kennen gelernt, empfindet lebhaftes Mitleid mit den geistig Verlassenen und nimmt sich in barmherziger Nächstenliebe derselben an. „Wer sich des Armen erbarmet ..." „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht ..." „Selig sind die Barmherzigen ..." Nicht an sich denkt er, nur an das arme Volk; er ist uneigennützig.

b) Die angewandten Mittel sind die besten. Luther will das Volk belehren, durch aufklärende Schriften die Nacht ihrer Unwissenheit erhellen und so allmählich, aber sicher bessere Zustände herbeiführen. Das ist eine friedliche Revolution, die man als Reformation bezeichnet.

c) Der Erfolg entspricht den angewandten Mitteln. Luther ist der Vater der deutschen Volksschule; aus dem Samen, den er gestreut, ist ein stattlicher Baum geworden. Indem er den Gottesdienst in deutscher Sprache einrichtet, pflanzt er erst religiöses Leben in das Volk; denn nun versteht es wenigstens die gottesdienstlichen Handlungen, denen es bisher verständnislos beigewohnt.

Durch diese Fürsorge Luthers für Kirche und Schule bewährt er sich als ein wahrer Lehrer des Volkes und zugleich als ein echt deutscher Mann.

2. Was ist über den Reichstag zu Augsburg zu urteilen?

Die Lutheraner, von den katholischen Fürsten, besonders dem Kaiser, in ihrer Glaubensfreiheit bedroht, bekennen dennoch ihren evangelischen Glauben vor Kaiser und Reich. Unsere Väter zeigen auf dem Reichstage zu Augsburg

a) ihren unerschütterlichen Mut. Obgleich sie wissen, daß sie in der Minderheit sind, wollen sie doch nicht fernbleiben, sondern standhaft ihren Glauben bekennen.

b) ihr felsenfestes Gottvertrauen. „Ein feste Burg ist unser Gott ..." — „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke ..." — „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal ..." — „Wenn ich nur dich habe ..."

c) ihre Standhaftigkeit trotz aller Drohungen. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." — „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?"

d) ihre Sorge für die Erhaltung der evangelischen Lehre. Um ihren Glauben nötigenfalls mit dem Schwerte zu schützen, schließen sie den schmalkaldischen Bund. Sie befinden sich in der Notwehr; und wie ein Volk nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, in der Stunde der Gefahr sein Vaterland zu verteidigen, so ist ihm auch gestattet, seinen Glauben mit dem Schwerte zu schützen.

III. Verknüpfung.

1. Wie sorgt Luther für die Bildung seines Volkes?

a) Er sorgt für gute Schulen, verlangt einen allgemeinen Schulbesuch, eine bestimmte Schulzeit, bestimmte Unterrichtsgegenstände, allgemein verständliche Schulbücher und Anstellung geschickter Lehrer.

b) Er sorgt für deutschen Gottesdienst, indem er die lateinische Sprache, lateinische Predigt u. s. w. durch die deutsche ersetzt. Er schenkt seinem Volke die deutsche Bibel, eine Reihe deutscher Kirchenlieder, den deutschen Katechismus.

2. Nennt Leute, welche in ähnlicher Weise für die Bildung des Volkes gesorgt haben!

Moses sorgt für die Einrichtung des Gottesdienstes bei den Juden, giebt ihnen auf zwei steinernen Tafeln das Gesetz und viele gottesdienstliche Vorschriften. — Samuel zieht umher, gründet Prophetenschulen, lehrt und predigt. — David richtet den Gottesdienst neu ein, pflegt den Kirchengesang durch Einführung besonderer Sängerchöre und giebt seinem Volke ein Gesangbuch, indem er 72 Psalmen dichtet. — Christus, der größte Lehrer der Menschheit, belehrt sein Volk in leicht verständlichen Gleichnissen und Predigten über die wahren Gesinnungen gegen Gott und die Menschen. — Bonifatius lehrt und predigt, baut Klöster, errichtet Bistümer und gründet Schulen. — Karl der Große sorgt für gute Schulen, verbessert den Gottesdienst durch Pflege des Kirchengesanges und Einführung der Predigt in der Muttersprache u. s. w.

3. Nennt Leute, welche auch vor ihren Feinden standhaft ihren Glauben bekennen!

Elias vor Ahab und den Baalspriestern, Christus vor dem hohen Rate, Stephanus, die Apostel, besonders Petrus und Paulus, die Märtyrer der christlichen Kirche, Bonifatius und die Missionare, Huß, Luther.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1527 Luther und Melanchthon unternehmen eine Kirchenvisitation in Sachsen.

1529 Luther veröffentlicht den großen und kleinen Katechismus. Reichstag zu Speier; die Lutheraner erhalten den Namen Protestanten.

1530 Reichstag zu Augsburg; die augsburgische Konfession; Luther auf der Feste Koburg.

1531 Die lutherischen Fürsten schließen den schmalkaldischen Bund.

1532 Der vorläufige Religionsfriede zu Nürnberg; Tod Johanns des Beständigen.

2. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Kirchenvisitationen sind angestellte Erhebungen über das kirchliche Leben des Volkes.

Das Schulwesen und der Gottesdienst zu Luthers Zeit.

Die augsburgische Konfession ist das von Melanchthon ausgearbeitete, von Luther gutgeheißene Glaubensbekenntnis der Lutheraner.

V. Anwendung.

1) Inwiefern zeigt Luther, daß er ein echter Reformator ist?

2) Inwiefern ist Luther der Vater der deutschen Volksschule und der Vater des deutschen Kirchenliedes?

3) In welcher Weise wird heute für Volksbildung gesorgt?

4) Die Stadt Speyer in der deutschen Geschichte!

5) Ob der Name Protestanten ein Ehrenname ist?

6) Die Stadt Augsburg in der deutschen Geschichte!

7) Warum heißt Kurfürst Johann von Sachsen „der Beständige"?

8) Die Feste Koburg und die Wartburg. Ein Vergleich.

9) Der Reichstag zu Augsburg und der Reichstag zu Worms. Ein Vergleich.

10) War der schmalkaldische Bund notwendig?

---

8. Luthers Familienleben und Tod.

(Ziel: Wie Luther im Kreise seiner Familie lebt und in Eisleben stirbt.)

I. Vorbereitung.

Wir haben Luther als den großen Reformator kennen gelernt, der unsere teure evangelische Kirche gegründet hat. Wir haben ihn gesehen in Schule und Kirche, auf Katheder und Kanzel, hinter stillen Klostermauern und auf der Reise, auf seinen Knieen liegend in heißem Gebete, wie er sich demütig beugt unter Gott, und auch hoch aufgerichtet vor Kaiser und Reich, haben die Zeit des Lernens, Kämpfens und Bauens an uns vorüberziehen lassen — nur an einer Stelle haben wir den Gottesmann bisher nicht beachtet, nämlich daheim im stillen Frieden seines Hauses. Auch dort wollen wir ihn jetzt kennen lernen.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Luther im Kreise seiner Familie. a) **Luther als Gatte.** Im Jahre 1525 hatte sich Luther mit Katharina von Bora verheiratet. Diese Ehe war eine sehr glückliche und für beide Eheleute eine Quelle reichsten Segens. In trüben und guten Tagen stand ihm seine Hausfrau treu zur Seite. Sorglich waltete sie zunächst am häuslichen Herde. Sie pflanzte und baute das Gemüse im Garten, braute selbst das Bier für ihren Tisch, hatte in ihrem Garten einen Fischweiher mit Forellen, Karpfen und Hechten. In der Nähe Wittenbergs besaß Luther ein kleines Gut, das Frau Käthe ohne Hilfe ihres Mannes bewirtschaftete. Sie nahm an seinen Gesprächen teil, tröstete und ermunterte ihn in seinen Kämpfen, hatte die größte Angst um ihn, wenn er verreisen wollte, und suchte ihn nicht selten durch Bitten und Thränen von einer Reise zurückzuhalten. Ihrem Manne wie ihren Kindern war sie mit innigster Liebe zugethan, dem Hauswesen stand sie so vortrefflich vor, daß bei dem Tode ihres Mannes ein für die damalige Zeit nicht unbeträchtliches Vermögen vorhanden war. Denn da Luther starb, betrug seine Hinterlassenschaft etwa 8—9000 Gulden, darunter ein Landgütchen, ein großer Garten und zwei Häuser. Dies war vorzugsweise das Verdienst der Frau Käthe.

Wie glücklich Luthers Häuslichkeit war, sehen wir schon aus der Art, wie er seine Käthe anredet oder sie behandelt. Er nennt sie „ein fromm treu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen kann". In seinem Testament bezeugt er „seiner lieben treuen Hausfrauen", daß sie ihn „als ein fromm, treu, eheliches Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten". Er achtete sie, die ihm allezeit „willfährig, gehorsam und gefällig" gewesen, höher als das „Königreich Frankreich oder der Venediger Herrschaft; denn mir ist ein fromm Weib von Gott geschenkt und gegeben". Als er sich einmal dem Tode nahe fühlte, bezeugte er mit feierlichem Ernste: „Sie hat mir gedient, nicht nur wie eine Ehefrau, sondern auch wie eine Magd." In seinen Briefen nennt er sie bald seinen „Weinstock und seine Rebe", ein andermal scherzweise die „heilige, sorgfältige Frau Katharina Lutherin". Seine Briefe adressierte er an seine „freundliche, herzliche Hausfrau", an seinen „freundlichen lieben Herrn Katharina Lutherin" oder „der tiefgelehrten Frau, meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg".

Es war ihr an Luthers Seite keine leichte Aufgabe zugefallen; denn es verging selten eine Woche, in der das Haus keine Gäste beherbergte. Aus aller Herren Ländern kamen sie nach Wittenberg, Gelehrte und Studenten, um den Mann von Angesicht zu sehen, der so Großes vollbracht. Außerdem sah er täglich seine Freunde und manche Studierende bei sich. Und für alle wollte

doch geſorgt ſein. Da galt es für Frau Käthe, Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben.

b) **Luther als Vater.** Seine Ehe wurde durch ſechs Kinder beglückt: drei Söhne und drei Töchter. Mit zärtlicher Liebe umfaßte Luther ſie alle. Er war ihnen ein ſtrenger, aber auch liebevoller Vater. So ſehr er die allzugroße Strenge tadelte, die er ſelbſt von ſeinen Eltern erfahren, ebenſo mißbilligte er die Schwäche, welche den Eigenwillen und die Sünde in den Kindern aufkommen läßt. Er meinte, man müſſe immer ſo ſtrafen, daß der Apfel bei der Rute ſei. In der Mitte ſeiner Kinder war ihm am wohlſten; er ſcherzte und war heiter und fröhlich mit ihnen; denn der ernſte, gewaltige Mann beſaß ein echt kindliches Gemüt. Für ſeine Kinder dichtete er das Lied: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“ Auch auf ſeinen Reiſen gedachte er ſeiner Kinder in herzlichſter Liebe. Von Koburg aus ſchrieb er an ſein damals vierjähriges Hänschen:

„Gnade und Friede in Chriſto, mein liebes Söhnchen! Ich ſehe gern, daß du wohl lerneſt und fleißig beteſt. Thue alſo, mein Söhnchen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, will ich dir einen ſchönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübſchen, luſtigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und leſen ſchöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirſchen, Spillinge und Pflaumen auf, ſingen, ſpringen und ſind fröhlich, haben auch ſchöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und ſilbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten iſt, was die Kinder wären? Da ſprach er: Es ſind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm ſind.

Da ſprach ich: Lieber Mann, ich hab' auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther; dürfte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch ſo ſchöne Äpfel und Birnen eſſen möchte, und ſolche feine Pferdlein reiten und mit dieſen Kindern ſpielen? Da ſprach der Mann: Wenn er betet, lernet und fromm iſt, ſo ſoll er in den Garten kommen, Lippus und Joſt (Melanchthons und Jonas Söhne) auch, und wenn ſie alle zuſammen kommen, ſo werden ſie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenſpiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüſten ſchießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wieſe im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine ſilberne Armbrüſte; aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht gegeſſen hatten, darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und ſprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen ſchreiben, daß er ja fleißig bete, wohl lerne und fromm ſei, auf daß er auch in dieſen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene,*) die muß er mitbringen, Da ſprach der Mann: Es ſoll ja ſein, gehe hin und ſchreibe ihm alſo. Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getroſt und ſage es Lippus und Joſten auch, daß ſie auch lernen und beten, ſo werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiermit ſei dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lene und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530. Dein lieber Vater Martinus Luther.“

Trotz ſeiner Zärtlichkeit hielt er doch ſeine Kinder in ſtrenger Zucht. Denſelben Hans ließ er einmal, als dieſer zwölf Jahre alt war, eines Vergehens wegen drei Tage lang nicht vor ſich und nahm ihn erſt wieder in Gnaden an,

*) Die „Muhme Lene“ war die Tochter der dritten Schweſter Luthers und wurde im Lutherhauſe erzogen. Sie war 1530 kaum den Kinderjahren entwachſen.

als er schriftlich Abbitte gethan hatte. Als die Mutter und Dr. Jonas für den Knaben baten, sprach Luther: „Ich wollte lieber einen toten, denn einen ungezogenen Sohn haben."

Er ließ seine Kinder beten, singen und den Katechismus hersagen. War er abwesend, so hatte er in seinen Briefen für jedes einzelne einen Gruß. Auch kehrte er nie heim, ohne seinen Kindern etwas mitzubringen.

Mit ganz besonderer Liebe war er seinem Lenchen zugethan, gerade als ob er ahnte, daß sie ihm schon frühzeitig genommen werden sollte. Ihr Tod im Alter von 13 Jahren war die tiefste Wunde, die ihm in seinem Ehestande geschlagen wurde. Darüber erzählt uns folgendes Gedicht:

Dr. Luther bei dem Tode seines Lenchens.

Als Luthers Lenchen krank zum Tode lag,
Da saß er an des Kindes Bett und sprach:
„Ich habe sie sehr lieb; doch ist's dein Wille,
Nimm, Herr, mein Kind, ich will dir halten stille!"
Und eine Thräne trocknet er geschwind
Und spricht zu seinem Töchterchen: „Mein Kind,
Mein liebes Lenchen, in des Himmels Höh'n
Wohnt auch ein Vater, willst du zu ihm geh'n?
Du bleibst wohl gern bei mir und ziehst auch gern
Zu jenem Vater, unser aller Herrn?"
Und Lenchen drauf: „Ja, Vater, wie Gott will!"
Der Doktor Luther aber weinte still
Und sprach: „Der Geist ist willig, aber ach!
Du liebes, liebes Kind, das Fleisch ist schwach!"
Und schwieg und fuhr dann fort: „Mein Gott, vergieb,
Ich hatte wohl mein Kind zu lieb, zu lieb!"
Und wie er wieder nach dem Lenchen schaut,
Da lag es tot als bleiche Himmelsbraut.
Die Mutter aber stand, ein Schwert im Herzen,
Und weinte überlaut; da sprach mit Schmerzen
Der Luther: „Liebes Weib, o halte stille
Doch unserm Herrgott, gnädig ist sein Wille!
Bedenke nur, wohin dein Kind gekommen; —
Der Heiland hat es in sein Reich genommen;
Es ward erfüllt, was du im Traum geschaut:
Die Engel holten sich die Himmelsbraut."
Und als nun in dem Sarg sein Lenchen lag,
Da sah er's lange an und sprach:
„Du liebes Kind, wie wohl ist dir geschehn,
Bald ruft der Herr, dann wirst du auferstehn
Zur ew'gen Seligkeit, zur Himmelswonne
Und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne.
Im Geiste bin ich fröhlich; doch das Herz
Ist trauervoll, das Scheiden macht ihm Schmerz.
Es ist doch wunderbar, es fest zu wissen,
Daß sie in Frieden ruht, und trauern müssen."

Und als das Volk kam, um mit ihm zu klagen
Und Lenchen nach der Ruheſtatt zu tragen,
Rief er gefaßt: „Laßt euer Trauern ſein,
Zum Himmel ſchickt' ich eine Heil'ge ein.
Ich gab ſie ihm, wie er ſie mir gegeben;
Wer alſo ſtirbt, der hat das ew'ge Leben."

Julius Sturm.

c) **Luther als Wohlthäter.** Trotz geringer Einnahmen war Luther freigebig wie ſelten ein Reicher. Ein Mann des größten Gottvertrauens, hat er ſich nie um zeitliche Güter Sorge gemacht; ſein Herz hing nicht am Irdiſchen. Freilich ſchützte er, während er überall die Not ſeiner Nächſten zu lindern befliſſen war, ſeine eigene Familie zu wenig vor einer ſorgenvollen Zukunft. Als ihn einer ſeiner Freunde mahnte, zum Beſten ſeiner Familie doch ein kleines Vermögen zu ſammeln, gab er zur Antwort: „Das werde ich nicht thun; denn ſonſt verlaſſen ſie ſich nicht auf Gott und ihre Hände, ſondern auf ihr Geld."

Notleidenden gab Luther, ſo lange er noch etwas hatte, ja man kann ſagen, auch dann noch, wenn er nichts mehr hatte. Einſt kam ein Mann, der ſich in Geldnot befand, auf Luthers Studierzimmer und bat um eine Unterſtützung. Luther hatte gerade kein Geld, doch beſann er ſich, holte das Patengeld ſeines jüngſtgeborenen Kindes und gab es dem Bittenden. Als ſeine Käthe ſich ſpäter über dieſe unbedachte Großmut ihres Mannes etwas ungehalten zeigte, meinte er: „Laß es gut ſein! Gott iſt reich, er wird anderes beſcheren."

Einſt kam ein um ſeines Glaubens willen Vertriebener. Luther hatte nur noch einen ſchönen Joachimsthaler, den er ſorgſam aufbewahrte. Aber nach kurzem Bedenken fuhr er in den Beutel und ſprach: „Joachim, heraus, der Herr Chriſtus iſt da."

Einſt kam ein armer Student zu ihm, der Wittenberg verlaſſen wollte, und bat, da es ihm an Reiſegeld fehlte, um eine Unterſtützung. Luther war ohne Geld und ſeine Frau desgleichen. Deshalb war er in großer Verlegenheit. Da fiel ſein Blick auf einen vergoldeten Becher, den er vor kurzer Zeit vom Kurfürſten geſchenkt erhalten hatte. Er lief hinzu, erfaßte das Kleinod und reichte es dem Studenten. Dieſer war darüber beſtürzt; auch Frau Katharina ſchien ſehr überraſcht. Als Luther das bemerkte, drückte er mit Kraft den Becher zuſammen und ſagte: „Ich brauche keinen ſilbernen Becher. Da, nimm ihn, trage ihn zum Goldſchmiede, und was er dir dafür giebt, das behalte!"

Ein andermal verſetzte er die ſilbernen Hochzeitsbecher ſeiner Frau. Einem guten Freunde konnte er einmal nicht 8 Gulden borgen. Traurig ſchrieb er ihm: „Drei ſilberne Becherlein ſind gegen 50 Gulden verpfändet, das vierte iſt wieder verkauft, das Jahr hat 100 Gulden Schulden gebracht." Sein Wahlſpruch war: „Geben iſt ſeliger, denn nehmen."

d) **Luther als Tischgenosse.** Alles, was er hatte, genoß er mit seinen Freunden, die er gern an seinem Tische sah. Er pflegte zu sagen: „Man soll den Gästen einen guten Trunk geben, daß sie fröhlich werden. Denn die Schrift sagt: Das Brot stärkt des Menschen Herz, der Wein aber macht ihn fröhlich.“ Und in solchen Stunden spendete er neben der leiblichen Gabe gern die Schätze seines Geistes; denn unter seinen Freunden ging ihm das Herz voll und ganz auf. Ernst und Scherz sprudelte von seinen Lippen; launige Erzählungen, lehrreiche Geschichten, Fabeln und sinnreiche Sprüche wechselten miteinander ab. Dazwischen wieder ein tiefernstes Wort, eine Schriftauslegung, kirchliche und politische Streitfragen — das war die Unterhaltung, die ihm das Mahl würzte. Manche dieser Tischgespräche sind von seinen Freunden niedergeschrieben worden und so auf uns gekommen; z. B.:

„Iß, was gar ist; trink, was klar ist; sprich, was wahr ist.“

„Weißt du was, so schweig'; ist dir wohl, so bleib; hast du was, so halt'; Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald.“

„Schweig, leid, meid und vertrag; deine Not niemand klag; an Gott nicht verzag; seine Hilfe kommt alle Tag.“

„Eine Lüge ist wie ein Schneeball; je länger man ihn wälzet, je größer wird er.“

„Gott ist geduldig, langmütig und barmherzig, daß er so schweigen kann und den ärgsten Buben so lange zusehen und sie ungestraft lassen hingehen. Ich könnt's nicht thun.“

„Niemand kann ausrechnen, was Gott allein braucht, die Sperlinge zu ernähren; die kosten ihm in einem Jahre allein mehr, als der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man an das andere! Doch versteht Gott alle Handwerke: in seiner Schneiderei macht er dem Hirsche einen Rock, der hundert Jahre hält; als ein Schuster giebt er ihm Schuhe an die Beine, und bei der lieben Sonne ist er ein Koch.“

„Die Welt kann nichts weniger vertragen denn gute Tage; sie kann gute Tage und Wohlfahrt nicht brauchen, sie hat zu schwache Beine dazu. Gehet's wohl, so überhebt sie sich und wird stolz, daß niemand mit ihr auskommen kann. Gehet's aber übel, so verzagt sie, will aus der Haut fahren und sich nicht trösten lassen, wird ungeduldig, lästert, schnurret und murret wider Gott. Allein Christus kann es beides ertragen, und seine Christen durch seine Hilfe.“

e) **Luther als Freund der Musik.** War in Luthers Hause das Mittagsmahl mit sinnreichen Reden gewürzt, so liebte er es, sich den Abend mit seinen Freunden und den Kindern durch Musik und Gesang zu verschönen. Einer unserer neueren Dichter hat gesagt:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder;
Böse Menschen haben keine Lieder.“

Wer am Abend an Luthers Hause vorüberging, der konnte es deutlich und mit andächtiger Freude hören, daß darinnen gute Menschen wohnten. Die Musik galt Luther als ein hehres, heiliges Geschenk des allgütigen Gottes. Er selbst spielte die Laute und die Flöte und begleitete durch solches Spiel den Gesang seiner Kinder. Wenn er selbst seine Stimme erhob, so konnte er „so lustig und fröhlich sein, daß er des Singens schier nicht satt werden konnte“. Er konnte nicht Worte genug finden, seine Musika zu preisen.

„Musika," pflegte er zu sagen, „ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquicket und erfrischet wird; sie verjaget den Geist der Traurigkeit, wie man am König Saul siehet. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine und geschickte Leute." — „Man muß Musik in den Schulen treiben. Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an." — „Ich bin nicht der Meinung, daß durchs Evangelium alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat."

2. Die weitere Ausbreitung der Reformation. Luther hatte die Freude, sein Werk schnell ausgebreitet zu sehen. Adelige und Städte schlossen sich ihm an und beriefen lutherische Prediger. In einzelnen Landesteilen, so im Kurfürstentum Sachsen und in der Landgrafschaft Hessen, überwog die Zahl seiner Anhänger bei weitem die der Katholiken. Unter den Städten gingen mit der Einführung der Reformation besonders Magdeburg, Frankfurt am Main, Nürnberg, Ulm, Straßburg, Breslau und Bremen, in Sachsen und Thüringen Zwickau, Altenburg, Gotha und Eisenach voran (in Gotha wurde sie schon 1524 durch Friedrich Mykonius, Luthers Freund und Mitarbeiter, eingeführt). Im Dome zu Königsberg verkündete am Weihnachtstage 1523 der dortige Bischof selbst die große Freude, daß der Heiland seinem Volke von neuem geboren sei. Das erste Gebiet aber, welches in seiner Gesamtheit die evangelische Lehre annahm, war Preußen, das Land des deutschen Ritterordens. Der Hochmeister des Ordens, Albrecht von Brandenburg, ein Vetter des Kurfürsten von Brandenburg, hatte mit Luther in brieflichem und mündlichem Verkehr gestanden und sich mit der evangelischen Lehre vertraut gemacht. Er trat nun zur lutherischen Lehre über, verwandelte das Ordensland in ein weltliches Herzogtum, nannte sich Herzog von Preußen, sagte sich von Kaiser und Reich los und stellte sich unter Polens Schutz 1525. Das Land, das durch deutsche Hände angebaut worden, in dem deutscher Fleiß die Wälder gelichtet und die Wildnis in lachende Fluren verwandelt, dessen Burgen, Städte und Dörfer von deutschen Einwanderern erbaut worden, behielt jedoch sein eigenes Recht; es zahlte keine Abgaben an Polen, stellte keine Soldaten zu Polens Kriegen, die deutsche Sprache blieb Landessprache. Königsberg wurde bald Universität. Ähnliches geschah bald in den heutigen russischen Ostseeprovinzen Livland und Kurland. Im Jahre 1534 wurde im Herzogtum Württemberg die Reformation eingeführt. Der erbittertste Feind Luthers, Herzog Georg von Sachsen, starb nach kurzem Krankenlager 1538 ebenfalls. Da seine beiden der evangelischen Sache feindlich gesinnten Söhne schon vor ihm gestorben waren, so fiel das Herzogtum an seinen Bruder Heinrich, der schon seit Jahren in seinem Gebiete die Reformation eingeführt hatte. Nun wurde im ganzen Herzogtum Sachsen Luthers Lehre durchgeführt. Als Herzog Heinrich in Leipzig sich huldigen ließ, berief er Luther dorthin, und

dieſer predigte auch auf der Pleißenburg und in der Nikolaikirche. Der ganze Gottesdienſt wurde in deutſcher Sprache gehalten, die Gebete in deutſcher Sprache verrichtet und vor und nach der Predigt Lieder Luthers geſungen. Der Zudrang des Volkes war ſo ungeheuer, daß von außen Leitern angelegt wurden, damit man durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben zuhören könne. Auch im Kurfürſtentum Brandenburg wurde 1539 die Reformation durch Kurfürſt Joachim II. eingeführt. Beſonders freudig begrüßte Luther den Sieg der Reformation in der Stadt Halle, die bis dahin ein Lieblingsſitz ſeines Todfeindes, des Erzbiſchofs Albrecht von Mainz, geweſen war. Im Jahre 1541 wurde Luthers Freund, Dr. Juſtus Jonas, dorthin als erſter evangeliſcher Prediger berufen. Auch das Gebiet des Herzogs Heinrich von Braunſchweig fiel der Reformation zu, nachdem der Fürſt durch den Landgrafen von Heſſen und den Kurfürſten von Sachſen vertrieben worden war. Ein anderer Freund Luthers, Bugenhagen, trug die Reformation nach Braunſchweig, Hamburg, Lübeck, Pommern, ja nach Dänemark. Selbſt der Erzbiſchof von Köln beſchloß die Einführung der neuen Lehre in ſeinem Kurfürſtentum. Faſt in allen Reichsſtädten hatte die reformatoriſche Partei ein entſchiedenes Übergewicht, und von den größeren weltlichen Fürſten war außer dem Kaiſer eigentlich nur noch der Herzog von Bayern eine feſte Stütze des Papſttums. Daher war die Hoffnung nicht unberechtigt, daß die große Mehrheit der deutſchen Nation ſich noch zur neuen Lehre bekennen werde. Wo dieſe Eingang fand, wurden die teilweiſe bereits verlaſſenen Klöſter aufgelöſt, die Mönche und Nonnen der Welt zurückgegeben, das Kloſtervermögen teils zur Verbeſſerung der Pfarrſtellen und zur Gründung von Schulen, Hoſpitälern u. dergl. benutzt, teils fiel es den Fürſten und Edelleuten anheim.

3. Luthers Tod und Begräbnis. a) **Reiſe nach Eisleben.** Unter vielen Kämpfen und Drangſalen war Luther zweiundſechzig Jahre geworden. Häufige Krankheitsfälle hatten ſeine Geſundheit untergraben, ſo daß er zuweilen, von Unmut und Lebensüberdruß übermannt, ſagte: „Ich bin der Welt ſatt und die Welt meiner; wir ſind alſo leicht zu ſcheiden.“ Obgleich arbeitsmüde und lebensſatt, unternahm er es trotzdem, einen Streit zwiſchen den Grafen von Mansfeld zu ſchlichten. Dieſe ſtritten ſich wegen Benutzung einiger Bergwerke und anderer Einkünfte. Endlich einigten ſie ſich dahin, Luther als Schiedsrichter anzurufen. Dieſer kümmerte ſich nicht gern um ſolche Händel der Welt, die mit dem Evangelium nichts zu thun hatten, aber da es ſich um die Grafen von Mansfeld handelte, in deren Gebiet er geboren war, kam er mit Freuden der Aufforderung nach, denn er ſagte: „Ich werde mich mit Freuden in den Sarg legen, wenn ich es noch erlebe, daß ſich meine lieben Landesherren wieder vertragen und einmütigen Herzens geworden ſind.“ Schon im Oktober 1545 reiſte Luther mit Melanchthon und Jonas dorthin, aber

ohne etwas auszurichten. Auch eine zweite Fahrt, zu Weihnachten bei grimmer Winterkälte unternommen, blieb erfolglos. Da fuhr er im Januar 1546 zum drittenmale nach Eisleben, von seinen drei Söhnen und einigen Freunden begleitet. Dabei verhehlte er sich nicht, daß er sich auf der anstrengenden Reise leicht den Tod holen könne. In seiner letzten Predigt meinte er zu seiner Gemeinde, wenn sie höre, daß er krank geworden sei, solle sie für ihn nicht um längeres Leben, sondern um ein gnädiges letztes Stündlein bitten.

In Halle wohnte er bei seinem Freunde Dr. Jonas, der daselbst Superintendent war. Da die Saale infolge eingetretenen Tauwetters gewaltig angeschwollen war, mußte er drei Tage liegen bleiben. Am vierten endlich gelang es ihm, über die noch immer zum reißenden Strom angeschwollene Saale zu setzen. Als mitten auf dem Wasser der Sturm das kleine Fahrzeug umzuwerfen drohte, sprach er zu dem ihn begleitenden Freunde: „Lieber Dr. Jonas, wäre es dem Teufel nicht ein fein Wohlgefallen, wenn ich, Dr. Martinus, mit drei Söhnen und Euch im Wasser ersöffe?“ Als er auf das Mansfelder Gebiet kam, wurde er mit großen Ehren empfangen; 113 Personen zu Pferde holten ihn ein. Bei seiner Ankunft in Eisleben wurde er von einer heftigen Ohnmacht befallen, die er einer starken Erkältung, die er sich unterwegs zugezogen, zuschrieb. Er erholte sich aber bald wieder und konnte seinen Geschäften nachgehen. Es gelang ihm, den Frieden zwischen den Streitenden wieder herzustellen, so daß sie sich in Güte einigten. Voll Freude über den guten Erfolg seiner Bemühungen, konnte er am 14. Februar nach Wittenberg berichten: „Gott hat große Gnade hier gezeigt, denn die Herren haben fast alles verglichen; — ich werde noch in dieser Woche heimkehren.“ Und am 16. Februar äußerte er zu seinen Tischgenossen: „Ich will mich nun nach Wittenberg machen und da in einen Sarg legen und meinen Leib den Würmern zu essen geben.“

b) **Luthers Tod.** Gott aber hatte es anders beschlossen. Schon am 17. Februar fühlte er sich unwohl. Zwar nahm er noch an der gemeinschaftlichen Mahlzeit teil, aber gegen Abend klagte er über Druck auf der Brust. Fröhlich hatte er noch mit seinen Freunden zu Abend gegessen, dabei jedoch viel vom Tode und vom ewigen Leben geredet. Dann war er frühzeitig, wie er gewohnt, zu Bett gegangen mit den Worten: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott!“ Bis gegen ein Uhr nachts schlief er sanft. Als er da erwachte, sprach er: „O Herr Gott, Dr. Jonas, mir wird so wehe und bange, ich werde nun wohl in Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben.“ Da trösteten ihn seine Freunde und gaben ihm einen Löffel Arznei. Aber weder diese noch das Auflegen warmer Tücher brachte ihm Erleichterung. Seine Kräfte nahmen vielmehr schnell ab. Inzwischen hatten sich außer Jonas auch seine Söhne, zwei Ärzte,

mehrere Freunde, sowie Graf Albrecht von Mansfeld nebst seiner Gemahlin eingefunden. Nach einer Weile betete er mit großer Inbrunst: „O mein himmlischer Vater, ewiger, barmherziger Gott! Ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum geoffenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, den ich liebe und den ich ehre für meinen lieben Heiland und Erlöser, welchen die Gottlosen verfolgen, schänden und schelten. Ich bitte dich, nimm meine Seele zu dir! O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich ewig bei dir bleiben werde und aus deinen Händen mich niemand reißen kann." Und weiter sprach er: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." — „Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet." Und als er abermals einen Löffel Arznei genommen hatte, betete er dreimal hastig nacheinander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott!" Dann wurde er still und lag mit geschlossenen Augen ruhig da. Man rüttelte und rieb ihn und rief laut seinen Namen, es erfolgte keine Antwort. Als aber Dr. Jonas mit lauter Stimme rief: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigt, beständig sterben?" antwortete er laut und deutlich: „Ja!" — Dann wandte er sich auf die rechte Seite, und nachdem er noch einmal tief Atem geholt hatte, entschlummerte er sanft, ohne Todeskampf, zwischen zwei und drei Uhr morgens am 18. Februar 1546.

c) **Rückkehr nach Wittenberg.** Eine tiefe Trauer verbreitete sich überall, wohin die Kunde von dem Hinscheiden des großen Mannes drang. Kaum graute der Morgen, da war schon das Sterbehaus und der Platz vor demselben mit Jammernden erfüllt. Den ganzen Tag ging es ab und zu: viele Hunderte, Hohe und Niedrige, strömten herbei, den teueren Gottesmann noch einmal zu sehen. Man hatte die Leiche in einen zinnernen Sarg gelegt und in der Andreaskirche zu Eisleben ausgestellt, wo Jonas eine herrliche Gedächtnispredigt hielt über das Wort 1. Thess. 4, 13—18: „Wir wollen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen . . ." Die Nacht über blieb die Leiche in der Kirche stehen und wurde von 10 Bürgern bewacht. Am folgenden Tage, nach einem abermaligen Gottesdienste, wurde sie auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen nach Wittenberg gebracht, wohin die Grafen von Mansfeld mit 45 Reitern sie begleiteten. In allen Orten, durch welche der Zug kam, wurden die Glocken geläutet; Männer und Frauen, Greise und Kinder kamen laut schluchzend demselben entgegen und schlossen sich ihm an. In Halle war der Zudrang des Volkes so groß, daß man alle Augenblicke halten mußte und erst in zwei Stunden die Hauptkirche erreichte, wo —

so erzählt ein Augenzeuge — das Lied „Aus tiefer Not . . .“ mehr ausgeweint als ausgesungen wurde.

Am 22. Februar erreichte man Wittenberg. Vor dem Elsterthore hatten sich die Professoren der Universität, die Studenten, der Stadtrat, die Geistlichen, die Lehrer mit den Schulkindern und eine unabsehbare Menschenmenge versammelt. 65 Reiter, die Abgeordneten des Kurfürsten an der Spitze, eröffneten den Zug durch die Stadt nach der Schloßkirche. Unmittelbar hinter dem Sarge gingen des Verstorbenen Frau und Kinder und seine übrigen Verwandten, dann folgten Universität, Rat und Bürgerschaft von Wittenberg.

d) **Das Begräbnis.** In der Schloßkirche angelangt, setzte man den Sarg der Kanzel gegenüber nieder. Nach dem Absingen einiger Begräbnislieder hielt Bugenhagen, der Stadtpfarrer von Wittenberg, vor etlichen tausend Menschen die Leichenpredigt, oft unterbrochen durch die eigene Rührung und noch öfter übertönt von dem Weinen und Schluchzen der Anwesenden. Er sagte darin, daß sie allerdings große Ursache hätten, herzlich zu trauern, daß sie aber gleichwohl in ihrer Betrübnis erkennen sollten Gottes Güte und Barmherzigkeit, daß er diesen Mann erweckt, und sich freuen sollten, daß er nun erlangt habe, wonach er so oft herzlich begehret.

Darauf hielt der tief erschütterte Melanchthon, als Vertreter der Universität, eine lateinische Rede, in der er die großen Verdienste Luthers um die evangelische Kirche gebührend hervorhob.*) Dann wurde der Sarg in der Nähe der Kanzel, von der so oft sein Wort mahnend, warnend, strafend in die Herzen der Hörer gedrungen war, in die Gruft hinab gesenkt. Ein Stein mit der einfachen Inschrift: „Hier ruht der Leichnam Martin Luthers, Doktors der heiligen Gottesgelahrtheit, der den 18. Februar in seiner Vaterstadt Eisleben in dem Alter von 62 Jahren, 3 Monaten, 10 Tagen gestorben ist,“ bezeichnet des Reformators Ruhestätte.

Nicht nur seine Wittenberger Gemeinde, sondern die ganze evangelische Kirche beklagte Luthers Tod als einen schweren Verlust. Wie ein heimgegangener Prophet wurde er von den Seinen beweint.

B. Vertiefung.

1. Was gefällt uns am Familienleben Luthers?

a) Seine innige Liebe zu Weib und Kind. Unter der Bergeslast von Arbeit, die auf seinen Schultern liegt, vergißt er doch nicht, ein liebender Gatte und sorgender Vater zu sein.

---

*) Zur unterrichtlichen Verwertung noch empfohlen: „Aus Melanchthons Trauerrede am Sarge Luthers.“ Aus „Albert Richter, Quellenbuch.“ 2. Aufl. S 166.

b) Die ungeheuchelte Frömmigkeit, die das ganze Familienleben durchweht. „Laß Gott in allen Dingen dein den Anfang und das Ende sein.“ — „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“

c) Seine väterliche Strenge gegen seine Kinder. „Man muß sie strafen, daß der Apfel bei der Rute liegt.“ „Ich wollte lieber einen toten, denn einen ungeratenen Sohn.“ Bei solcher Erziehung haben die Kinder es erfahren dürfen: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.“

d) Seine demütige Ergebung in Gottes Willen. Als ihm sein heißgeliebtes Lenchen stirbt, da murrt er nicht wieder Gott, sondern wie Hiob denkt er: „Der Herr hat's gegeben . . .“, oder wie Christus spricht er: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“

e) Seine unbegrenzte Wohlthätigkeit. Er hilft jedem Bittenden, so lange er selbst noch etwas hat. Mit der größten Selbstlosigkeit verschenkt er selbst Gegenstände, die für ihn besonderen Wert besitzen mußten. An irdische Schätze hängt er sein Herz nicht; sein Sinnen ist nur darauf gerichtet: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes . . .“ Wie er selbst in seiner Jugend leibliche Wohlthaten empfangen durch Frau Cotta, so erbarmt er sich jetzt der Notdurft anderer.

f) Seine Gastfreundlichkeit, wobei er nicht nur die Hand, sondern auch sein Herz öffnet. „Seid gastfrei untereinander ohne Murren.“ Ein köstlicher Segen dieser reichlich geübten Gastfreundschaft sind seine Tischreden.

g) Seine Liebe zur Musik und zu allem, was das Leben verschönt und angenehm macht. „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.“

2. Was lehrt uns Luthers Sterbestunde?

a) Seine Friedfertigkeit. Obgleich von öfterem Kranksein entkräftet, folgt er doch freudig dem Rufe der Grafen von Mansfeld, um die entzweiten zu versöhnen und Frieden zu stiften. „Siehe, wie fein und lieblich ist es . . .“ — „Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“

b) Seine Dienstbereitschaft. Er läßt sich nicht lange bitten; trotz winterlicher Witterung fährt er dreimal nach Eisleben, obgleich er sich der Gefahr bewußt ist, der er seinen kranken Körper aussetzt. Das ist die größte selbstverleugnende Nächstenliebe im Dienste Gottes.

c) Seinen innigen Gebetsumgang mit Gott. Im Gebet sucht er Trost und Stärke. „Wer beten kann, ist selig dran.“ — „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ Aber doch ergiebt er sich demütig und geduldig in Gottes Willen.

d) Seine unwandelbare Treue gegen Gott und sein Werk bis den Tod. Keinen Augenblick vergißt er seines Vaters im Himmel: „Vater, deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Und noch im Angesichte des To

bekennt er sich fest und bestimmt zu der Lehre, die er gepredigt, und zu dem Werk, das er ausgerichtet: „Sei getreu bis in den Tod . . .“ — „Solcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ — „Das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen.“

e) Des Volkes Liebe und Verehrung. Wie ein heimgegangener Vater wird er beweint und beklagt. Diese Thränen des Volkes an seinem Sarge sind ein Denkmal, schöner und bezeichnender als von Erz und Stein. So beklagt wird nur ein Mann, der für seines Volkes Wohl alles geopfert, selbst das Leben, und der es durch solches Thun bezeugt hat, daß er die Brüder wahrhaft liebt. „Liebe erzeugt Gegenliebe.“ — „Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen.“ Jene Thränen, die an seinem Sarge geflossen, sind aber auch der innigste Dank der Zeitgenossen Luthers, köstlicher als Gold und Edelsteine.

Wir aber und alle Glieder der evangelischen Kirche, die an seinem Leben sich erbauen und seines Werkes sich freuen, können dem großen Manne unsern Dank am besten abtragen, wenn wir uns sein Leben als leuchtendes Vorbild dienen lassen und an seinem Werke bauen helfen jeder nach der Kraft, die Gott ihm gegeben.

III. Verknüpfung.

1. Nennt Beispiele von ungeheuchelter Frömmigkeit innerhalb der Familie!

Dieser Geist der Frömmigkeit herrscht in Abrahams Hause, denn Isaak wird erzogen in der Furcht Gottes. — Hiob bringt nach jedem fröhlichen Tage für jedes seiner Kinder ein besonderes Opfer, weil er meint, es könne sich eines an seinem Gott versündigt haben. — Josua spricht zum Volke Israel: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ — David läßt seinen Sohn Salomo durch den Propheten Nathan erziehen. — In Jesu Elternhause herrscht dieselbe Frömmigkeit: Beschneidung, Darstellung, der 12jährige Jesus.

2. Luther war streng gegen seine Kinder. Nennt Leute, welche nicht streng gegen ihre Kinder waren! In Jakobs Hause ist die Liebe des Vaters zu seinen Söhnen ungleich verteilt; Joseph wird bevorzugt. — Eli wußte, wie seine Söhne sich schändlich hielten, aber er hat nicht einmal sauer dazu gesehen.

3. Nennt Leute von demütiger Ergebung in Gottes Willen!

Abraham, da er nach Gottes Willen seinen Sohn opfert. — Hiob, da er spricht: „Der Herr hat's gegeben . . .“ — Eli, da er spricht: „Es ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt.“ — David in den Verfolgungen durch Saul, bei der Empörung Absaloms und zur Zeit der Pest, da er spricht: „Siehe, ich habe gesündigt, was aber haben diese Schafe gethan? Laß deine Hand wider mich und nicht wider mein Volk sein.“ — Christus, da er

spricht: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ — Bonifatius, da er seine Brust willig dem Mordstahle der Friesen beut.

4. Nennt edle Wohlthäter der Menschheit!

Abraham beschützt seinen Vetter Lot. — Joseph sorgt für Ägypten. — Jonathan erweist sich als Wohlthäter gegen David, und dieser gegen Mephiboseth, den Sohn Jonathans. — Die Witwe zu Zarpath nimmt sich des Propheten Elias an. — Der barmherzige Samariter erbarmt sich des Unglücklichen. — Die Bürger der Stadt Worms nehmen den hart bedrängten Heinrich IV. in ihren Mauern auf. — Frau Cotta, Dr. Staupitz, Friedrich der Weise, Johann der Beständige nehmen sich Luthers an.

5. Nennt Leute von innigem Gebetsumgang mit Gott!

Moses, Hanna, David, Salomo, Elias, Christus, Otto I. auf dem Lechfelde, die Kreuzfahrer, Luther.

6. Nennt Leute von unwandelbarer Treue gegen Gott!

Abraham, Joseph, Samuel, David, Elias, Daniel, Johannes der Täufer, Christus, Bonifatius.

7. Nennt Männer, deren Tod vom Volke tief betrauert wird!

Jakob, um den ganz Ägypten trauert; desgl. Joseph. — Moses, dessen Grabstätte kein Mensch erfuhr. — Christus, da die Frauen weinten. — Karl der Große, Heinrich I., Friedrich Barbarossa.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1546, 18. Februar: Luther stirbt zu Eisleben und wird in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben.

V. Anwendung.

1) Inwiefern kann Luthers Familienleben jeder deutschen Familie als Vorbild dienen?

2) Inwiefern bewährt Luther seinen Wahlspruch: „Geben ist seliger denn Nehmen“?

3) Wende auf Luthers Familienleben das Dichterwort an:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder!“

4) Luthers Sterbestunde — ein Vorbild für unseren eigenen Tod!

5) Inwiefern lebt Luther auch heute noch? (Durch sein Werk und seine Schriften.)

Anhang: Luthers Charakterbild.

(Zusammenfassung der bisher gewonnenen Ergebnisse.)

Nun Luther gestorben und begraben ist, wollen auch wir noch einmal zurückblicken auf sein Leben und all die herrlichen Eigenschaften uns vergegenwärtigen, die wir an ihm gefunden.

Schon in seiner Jugend, in der **Zeit des Lernens**, zeigt er, daß er einst ein rechter Mann werden würde. Er ist seinen Eltern gehorsam in allen Dingen, folgt aber dennoch der Stimme Gottes in seiner Brust, die ihn in das Kloster treibt. In der Schule und auf der Universität zeigt er trotz bitterer Armut eisernen Fleiß, Lernbegierde, Klugheit und ist dadurch seinen Mitschülern weit voraus. Aber über aller menschlichen Klugheit vergißt er doch seines Gottes nicht und zeigt ein Herz voll ungeheuchelter Frömmigkeit, Wahrheitsliebe und Liebe zu den Elenden und Verlassenen des Volkes. Die harte Zucht im Elternhause hat ihm Pflichtgefühl und Gewissen geschärft, und so erfüllt er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit sein Klostergelübde, kämpft mit Beharrlichkeit und Ausdauer um seinen Seelenfrieden, wendet sich voll heiligen Zornes von den Greueln und Lastern des „heiligen Roms" und bleibt trotz aller Gelehrsamkeit bei seiner Doktorprüfung demütig und bescheiden, um dann desto gewissenhafter seinem Eide auf die Bibel zu leben.

So tritt er als ein rechter Mann ein in die **Zeit des Kämpfens**. Anfangs zwar noch zaghaft und zum Nachgeben bereit, erstarkt er durch die Hartnäckigkeit und den Trotz seiner Feinde mehr und mehr, kämpft furchtlos und unerschrocken für die einmal erkannte Wahrheit, ist, gestützt auf felsenfestes Gottvertrauen, sich selbst und seinem Gott getreu bis in den Tod, neigt sich in barmherziger Bruderliebe zu den geistig Verlassenen, ist unerschütterlich und unerbittlich den päpstlichen Gesandten gegenüber, überzeugungstreu und todesmutig vor Kaiser und Reich, geduldig und gelassen in seiner Zufluchtsstätte auf der Wartburg, aber auch voll heiligen Glaubenseifers gegen die Bilderstürmer und unbarmherziger Strenge gegen das zur Zeit des Bauernkrieges in Waffen stehende Volk.

In der **Zeit des Bauens** ist er unablässig bemüht für sein Werk. Wie er in seiner eigenen Familie voll inniger Liebe, Herzlichkeit und Zärtlichkeit waltet, so sorgt er gewissenhaft bis zum Tode auch für die große Familie, die er durch seine Wirksamkeit geschaffen, für die evangelische Kirche. Er bringt die heilige Schrift wieder zu Ehren, bricht auf Grund derselben die Gewaltherrschaft der katholischen Kirche mit ihren furchtbaren Strafen, Mißbräuchen und Irrlehren, ordnet den Gottesdienst in deutscher Sprache, sorgt für gute Schulen, giebt dem Volke Bibel, Gesangbuch und Katechismus in die Hand und führt es dadurch aus der Nacht des Unglaubens und der Wüste des Aberglaubens zum hellen Lichte evangelischer Wahrheit. So ist er nicht nur der Gründer einer neuen Kirche, sondern auch der größte Deutsche geworden, „ein starker Geist, ein wahrer Prophet und Prediger unseres Vaterlandes" (Herder), und unermeßlich fast ist der Segen, der von seinem Hause und Geiste ausgegangen ist.

Anmerkung für den Lehrer: Luthers Verdienst faßt der katholische Döllinger in die Worte zusammen: „Er ist der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen. — Sinn und Geist der Deutschen war in seiner Hand wie die Leier in der Hand eines Künstlers. Hatte er seinem Volke doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied — und alles, was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, das nahm sich matt und kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit. Sie stammelten, er redete; nur er war es, der wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat, und selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der deutschen Nation, können nicht anders: sie müssen reden mit seinen Worten, müssen denken mit seinen Gedanken."

B. Der schmalkaldische Krieg.

(Ziel: Der erste deutsche Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken.)

I. Vorbereitung.

Als die Kunde von Luthers Tode sich verbreitete, schrieb einer seiner Freunde nach Wittenberg: „Großer Helden Tod pflegt das Vorzeichen trauriger Dinge zu sein; was sollen wir hoffen, nachdem solch ein Held von uns genommen ist?“ Und wirklich schien es, als sei mit dem Tode Luthers auch für sein Werk der baldige Untergang gekommen. Denn kaum hatte sich die Gruft über der Leiche des Reformators geschlossen, so begann Kaiser Karl V. die Drohung, die er auf dem Reichstage zu Augsburg ausgesprochen, daß er die Evangelischen durch Waffengewalt wieder zur katholischen Kirche zwingen werde, auch auszuführen. Von diesem ersten Religionskriege, nach dem schmalkaldischen Bunde der „schmalkaldische“ genannt, wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Ursache des Krieges. Infolge mehrerer Kriege, die Karl V. gegen den König von Frankreich führte, und auch infolge des Krieges gegen die Türken, die seine österreichischen Länder bedrohten, hatte er keine Zeit, den religiösen Streit in Deutschland beizulegen. Im Jahre 1544 waren aber diese Kriege beendet, und nun wandte er alle seine Aufmerksamkeit den inneren Angelegenheiten Deutschlands wieder zu. Doch glaubte er noch immer auf gütlichem Wege sein Ziel, Einigung der streitenden Parteien, erreichen zu können. Er hoffte, ein Konzil würde die streitigen Punkte beseitigen, umsomehr, da auch Luther sich immer auf ein solches berufen und sich demselben zu unterwerfen gelobt hatte. Deshalb drängte er den Papst, ein solches anzuordnen. Dieser zögerte lange, und als er endlich ein Jahr vor Luthers Tode, 1545, eine allgemeine Kirchenversammlung berief, trat sie in Trient im südlichen Tirol, an der italienischen Grenze, zusammen. Der Kaiser verlangte von den protestantischen Fürsten Beteiligung an derselben. Auf einem solchen allgemeinen Konzil waren aber nicht nur die Deutschen, sondern alle Völker vertreten, die den Papst in Rom als geistliches Oberhaupt anerkannten, also Franzosen, Spanier, Italiener u. s. w. Die Katholiken mußten demnach in erdrückender Mehrheit vorhanden sein, so daß die Protestanten ihnen gegenüber nichts auszurichten vermocht hätten. Dazu kam, daß der Papst, der die Protestanten als Ketzer betrachtete, den Vorsitz auf dieser Versammlung führ

Die deutschen Protestanten meinten nun, eine rein deutsche Angelegenheit, wie es die Reformation bis jetzt war, gehöre nicht vor ein allgemeines, sondern vor ein deutsches Konzil, auf dem die evangelischen Geistlichen dieselben Rechte wie die andern genössen. Daher weigerten sie sich, an der Versammlung teilzunehmen. Als der Kaiser auch dieses Mittel, von dem er sich am meisten versprochen, fehlschlagen sah, griff er zur Gewalt. Er bezeichnete die Weigerung der Protestanten als Ungehorsam, welcher mit Waffengewalt bestraft werden müsse. Deshalb schloß er ein Bündnis mit dem Papste und versprach diesem, die Widerspenstigen in Deutschland mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückzubringen, wegegen dieser ihn durch 12 000 Mann Fußvolk, 500 leichte Reiter und ansehnliche Geldsummen zu unterstützen sich verpflichtete. Auch sicherte er im voraus jedem vollkommenen Ablaß zu, der sich an der Unterdrückung der Ketzer beteiligen würde. Aber auch der schmalkaldische Bund war gerüstet, und so kam es schon im Sommer 1546, wenige Monate nach Luthers Tode, zum ersten Religionskriege.

2. Der Krieg in Süddeutschland. Mit großer Schnelligkeit sammelten die Glieder des schmalkaldischen Bundes ein stattliches Heer von über 40 000 Mann und zogen damit gegen den Kaiser. Da ächtete dieser die beiden Häupter des Bundes, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, als eidbrüchige Empörer, „die ihm Krone und Scepter nehmen und am Ende alles unter ihre Tyrannei bringen wollten.“ Diese Reichsacht würde jedoch den Protestanten wenig geschadet haben, wenn nur alle evangelischen Fürsten fest und treu zur Sache ihres Glaubens gestanden hätten. Das war leider nicht der Fall, vielmehr blieben die meisten derselben, z. B. der Kurfürst von der Pfalz, der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, Herzog Moritz von Sachsen (der Nachfolger jenes Herzogs Heinrich, der nach Herzog Georgs Tode die Reformation im Herzogtum Sachsen eingeführt hatte), die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, dem Kriege fern. Der Markgraf von Brandenburg und Herzog Moritz von Sachsen hielten es sogar heimlich mit dem Kaiser. So standen auf Seite des schmalkaldischen Bundes außer den beiden Häuptern desselben fast nur noch die großen süddeutschen Reichsstädte Augsburg, Ulm, Straßburg, Frankfurt, Nördlingen, Reutlingen, Heilbronn u. a.

Trotzdem wäre der Kaiser leicht zu besiegen gewesen, denn er hatte erst einen kleinen Teil seiner Macht beisammen; noch fehlten die Bundesgenossen aus Italien und den Niederlanden. Ein rascher Angriff der Verbündeten hätte ihnen sicher leichten Sieg gebracht. Allein die Häupter des Bundes waren in ihrem Wesen zu verschieden, als daß sie kräftig und einmütig hätten handeln können. Kurfürst Johann Friedrich war treu in seinem Glauben und

fest entschlossen, Gut und Blut für denselben zu opfern; allein er war langsam, bedächtig, und scheute sich noch immer ängstlich, kaiserliche Majestät zu verletzen. Der Landgraf Philipp dagegen war rasch, feurig und ehrgeizig, voll kühner Unternehmungslust; aber mit seiner Macht allein konnte er den Angriff nicht wagen. So ließen die Verbündeten dem Kaiser Zeit, sein Heer zu verstärken und bei Ingolstadt ein festes Lager zu beziehen. Sie begnügten sich, ihm eine Schrift zuzusenden, worin sie erklärten, sie wüßten sich keines Ungehorsams schuldig, weshalb er sie mit Krieg überziehen wolle; seine Absicht sei nur, die Lehre des Evangeliums und die Freiheit des deutschen Reiches zu unterdrücken. So thaten die Verbündeten nichts, als daß sie müßig vor Ingolstadt lagen und planlos zwischen Nördlingen und Ulm hin und her zogen, bis der Herbst kam und der Kaiser sich so gestärkt fühlte, daß er den Kampf mit ihnen im offenen Felde aufnehmen konnte. Da nötigte ein unerwartetes Ereignis den Kurfürsten von Sachsen zur schnellen Heimkehr in sein Land.

Denn der gefährlichste Feind erstand den Protestanten in ihrer eigenen Mitte. Der junge Herzog **Moritz von Sachsen**, ein ehrgeiziger, kluger Fürst, hatte sich schon lange mit seinem Vetter, dem Kurfürsten von Sachsen, entzweit, war dem schmalkaldischen Bunde nicht beigetreten, hatte unter dem Kaiser gegen Türken und Franzosen ruhmvoll gefochten und war auch jetzt in heimlichem Einverständnis mit dem Kaiser, der ihm, dem evangelischen Fürsten und Schwiegersohn des Landgrafen von Hessen, Aussicht auf das Kurfürstentum Sachsen gemacht hatte. Während Johann Friedrich im Süden an der Donau weilte, fiel Herzog Moritz plötzlich in Kursachsen ein und besetzte im Namen des Kaisers fast das ganze Land. Das konnte er um so leichter, als ihm sein Vetter während seiner Abwesenheit in ahnungslosem Vertrauen die Verwaltung der Kurlande übertragen hatte. Eilig kehrte der Kurfürst aus dem Süden zurück. Nach seinem Abzuge löste sich das Heer des schmalkaldischen Bundes völlig auf, indem der Landgraf und die übrigen Führer nach Hause zogen, um für das Frühjahr neue Rüstungen zu machen, und dem Kaiser stand jetzt ganz Süddeutschland offen. Die erschrockenen Städte öffneten ihm die Thore und erkauften durch große Summen des Kaisers Gnade. So zahlte ihm Augsburg z. B. 150 000 Goldgulden, Ulm 100 000. Ebenso ging es in Straßburg und Frankfurt. Außerdem mußten die Städte all ihr Geschütz ausliefern und spanische Besatzung in ihre Mauern nehmen. Der Herzog von Württemberg warf sich dem Kaiser zu Füßen; mit Thränen in den Augen bat der Kurfürst von der Pfalz um Verzeihung, obgleich er am Kriege gar keinen Anteil genommen. Ganz Süddeutschland gehorchte bedingungslos wieder dem Kaiser.

3. Der Krieg in Sachsen. a) **Veranlassung.** Während der Kaiser mit der Niederwerfung Süddeutschlands beschäftigt war, hatte Johann Friedrich

die Truppen seines Vetters Moritz mit leichter Mühe geschlagen und sein Land zurückgewonnen, ja, er hatte das Land seines Gegners sogar teilweise, bis auf Leipzig und Dresden, besetzt und diesen zur Flucht nach Böhmen genötigt. Überall begrüßte ihn die protestantische Bevölkerung mit Jubel. In seiner Bedrängnis bat Moritz den Kaiser um Hilfe. Dieser zögerte auch nicht lange, denn er fürchtete, wenn der Kurfürst Zeit behielte, sich wieder gehörig zu verstärken, so dürfte der Kampf auch in Sachsen ebenso schwierig als im Süden sein. Darum eilte er, ohne seinem Heere die so nötige Winterruhe zu gestatten, durch Franken nach Böhmen und von da mit seinem Bruder Ferdinand und dem Herzog Moritz nach Sachsen. Sein Heer bestand meist aus Spaniern und Italienern. Über Plauen und Altenburg rückte er, ohne Widerstand zu finden, bis zur Elbe vor, dann zog er am linken Ufer stromabwärts. Darüber kam der Frühling 1547 heran.

b) **Die Schlacht bei Mühlberg.** Der Kurfürst war über das plötzliche Auftauchen des kaiserlichen Heeres sehr bestürzt, da er dasselbe noch weit weg wähnte. Doch fühlte er sich sicher, da der breite Elbstrom zwischen beiden Heeren floß und die einzige Brücke, welche bei Meißen über den Strom führte, auf Befehl des Kurfürsten abgebrochen worden war. Er suchte sobald als möglich mit seinen ungenügenden Streitkräften — es waren nur etwa 9000 Mann, die er den 27 000 des Kaisers entgegenzustellen hatte — seine Hauptstadt Wittenberg zu erreichen; sie war eine gute Festung, und er hoffte, dort nicht nur seine Truppen sammeln, sondern sich auch so lange verteidigen zu können, bis seine Bundesgenossen ihm zu Hilfe eilen würden. Der Kaiser dagegen wünschte lebhaft eine Schlacht, um so den Krieg rasch zu beendigen. Als er nun selbst gegen Abend des 23. April nachdenklich am Ufer der Elbe hinritt, brachte ihm der Herzog von Alba, einer seiner spanischen Anführer, einen Bauern, der ihm eine Furt durch den Fluß zu zeigen versprach, an der ein Reiter ohne Gefahr das jenseitige Ufer zu erreichen vermochte. Die Sachsen hatten ihm zwei Pferde genommen; aus Rache wollte er sie verraten. Herzog Moritz versprach ihm dafür 100 Goldstücke und zwei andere Pferde.

So brach der Morgen des 24. April an. Über dem Flusse lag dichter Nebel. Schon in der Morgendämmerung schwammen spanische Reiter, den Degen zwischen den Zähnen, über den Strom und holten von drüben Kähne, um auch das Fußvolk überzusetzen. Der Bauer führte des Kaisers Pferd am Zügel hindurch, und die andern Anführer folgten. Es war gerade Sonntag und Johann Friedrich nach seiner frommen Weise in der Kirche zu Mühlberg, als er die Kunde erhielt, daß der Kaiser schon diesseits der Elbe stand. Ruhig hörte er erst die Predigt zu Ende, aber nach dem Gottesdienste behielt er kaum Zeit, seinen Wagen zu besteigen und die nötigen Befehle zu geben. Das Geschütz war schon nach Wittenberg voraus, das Fußvolk folgte ihm, und auch

die Reiterei, die einen Augenblick Miene gemacht hatte, den Übergang des kaiserlichen Heeres zu hindern, schloß sich an, denn der Kurfürst wünschte keine Schlacht. Allein es war zu spät. Mit großem Ungestüm warf sich die kaiserliche Reiterei auf die zurückziehenden Sachsen; vor ihrem Anprall stoben des Kurfürsten Reiter und Fußknechte auseinander, und der ganze Rückzug der Sachsen artete bald in wilde Flucht aus. Der Kurfürst, so schweren Leibes, daß er kaum zu Pferde steigen konnte, floh mit, ward jedoch von den leichten ungarischen Reitern eingeholt und von einem derselben durch einen Hieb quer über die linke Backe verwundet. Das Blut strömte über Gesicht und Panzerhemd. Nach tapferer Gegenwehr gab er sich endlich gefangen.

Inmitten des Schlachtfeldes hielt hoch zu Roß der Kaiser als Sieger; vor ihn wurde der mit Blut bedeckte Kurfürst geführt. Er stieg vom Pferde, wollte sich vor dem Kaiser auf die Kniee lassen und ihm zugleich nach deutscher Sitte die Hand reichen. Aber Karl wendete sich finster zur Seite. Als ihn der Kurfürst mit „Großmächtigster, Allergnädigster Kaiser" anredete, unterbrach er ihn scharf: „So, bin ich nun euer gnädigster Kaiser? So habt ihr mich lange nicht geheißen!" Der Kurfürst erwiderte: „Ich bin eurer kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um fürstlichen Gewahrsam." „Wohl, ihr sollt gehalten werden, wie ihr es verdient," antwortete dieser und ließ ihn gefangen in das Lager führen.

c) **Folgen der Schlacht.** Nun zog der Kaiser vor Wittenberg. Er gedachte, mit aller Strenge gegen Johann Friedrich vorzugehen. Sein Zorn wuchs, als des Kurfürsten Gemahlin mit männlicher Entschlossenheit die Hauptstadt verteidigte. Um sie zu schrecken, drohte er, des Kurfürsten Haupt in die Stadt zu senden, wenn ihm nicht sofort die Thore geöffnet würden. Wohl erschrak die Kurfürstin samt ihren Söhnen, aber sie glaubte nicht an die Ausführung der Drohung und zögerte. Da ließ der Kaiser wirklich durch ein Kriegsgericht das Todesurteil über Johann Friedrich aussprechen. Das war allerdings eine Verletzung der Reichsrechte, nach denen über einen Fürsten nur auf einem Fürstentage ein solches Urteil gesprochen werden konnte. Der Kurfürst saß mit seinem Leidensgefährten, dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, in seinem Zelte gerade beim Schachspiel, als ihm das Todesurteil angekündigt wurde. Ruhig und gefaßt hörte er dasselbe an und erwiderte: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen an mir handeln werde; ist es aber gänzlich also bei kaiserlicher Majestät beschlossen, so möge man es mir fest zu wissen thun, damit ich wegen meiner Gemahlin und meiner Kinder das Nötige bestellen möge." Dann wandte er sich wieder dem unterbrochenen Spiele zu und sagte zu seinem Gefährten: „Nun lasset uns fortspielen, Herr Herzog!" Er war jetzt im Dulden ebenso groß und ehrfurchtgebietend, wie vorher im Handeln langsam und unentschlossen. So bewies er in der Ge-

fangenschaft die Seelenruhe, die ein gutes Gewissen und festes Gottvertrauen gewähren.

Später änderte jedoch der Kaiser seinen harten Sinn und führte das Urteil nicht aus. Unter harten Bedingungen erhielt der Kurfürst das Leben, mußte jedoch sein Land und seine Kurwürde an Herzog Moritz abtreten. Er selbst sollte Gefangener bleiben, so lange es dem Kaiser gefallen würde; den nötigen Unterhalt aber für ihn und seine Familie sollte der neue Kurfürst Moritz beschaffen. Dieser bestimmte dazu die Einkünfte der Ämter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena, welche später nebst einigen Gebietserweiterungen auf die Nachkommen Johann Friedrichs vererbten, die sich dann wieder in mehrere herzoglich sächsische Linien teilten. So wechselten damals die beiden sächsischen Linien Würde und Besitz. Die jüngere, die albertinische, erhielt die Kurwürde und die dazu gehörigen Länder, die ältere dagegen, die ernestinische, erhielt Thüringen.

Nach Abschluß des Vertrages mußte auch Wittenberg seine Thore öffnen. Der Kaiser selbst begab sich in die Stadt und besah sie. Er störte den evangelischen Gottesdienst nicht und besuchte auch das Grab Luthers. Als ihm einer aus seinem Gefolge riet, Luthers Gebeine auszugraben und als die eines Ketzers verbrennen zu lassen, erwiderte er: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe mit den Lebenden Krieg und nicht mit den Toten!“

Des Kaisers Truppen unterwarfen nun schnell ganz Norddeutschland; nur Magdeburg widerstand noch. Der Landgraf Philipp von Hessen, jetzt ganz entmutigt, ließ über seine Unterwerfung unterhandeln, und da ihm sein Schwiegersohn Moritz von Sachsen und Kurfürst Joachim II. von Brandenburg versicherten, der Kaiser wolle ihm weder das Leben, noch seine Länder und Freiheit nehmen, wenn er sich freiwillig unterwürfe, so kam er ins kaiserliche Lager nach Halle, warf sich in glänzender Versammlung dem Kaiser zu Füßen und erbat dessen Gnade. Er wurde jedoch, dem kaiserlichen Versprechen zuwider, gefangen genommen und mußte, gleich seinem Verbündeten Johann Friedrich, dem kaiserlichen Hoflager als Gefangener folgen. So war der schmalkaldische Bund vollständig zersprengt, und in Norddeutschland widersetzte sich nur noch die Festung Magdeburg den Befehlen des Kaisers. Bald wurde sie ein Zufluchtsort aller, die um der protestantischen Lehre willen bedrängt waren. Daher ächtete sie der Kaiser und übertrug Moritz von Sachsen die Ausführung dieser Reichsacht.

4. Der Krieg zwischen dem Kaiser und Moritz von Sachsen. a) **Veranlassung.** Nun stand der Kaiser auf der Höhe seiner Macht, und die deutschen Fürsten waren vollständig gedemütigt.

ſchien ſein Ziel, die Aufrichtung einer unumſchränkten Herrſchermacht, erreicht zu haben. Das mußten nicht nur die proteſtantiſchen, ſondern auch die katholiſchen Reichsfürſten bald empfinden. Mit Mißtrauen und Beſorgnis ſahen ſie daher die wachſende Kaiſergewalt, denn was Karl V. dem deutſchen Reiche brachte, das war eine ſpaniſche Fremdherrſchaft, die das Land mit entſetzlich verwilderten Truppen anfüllte, deutſchem Recht und deutſcher Sitte Hohn ſprach, vor allem unter des Kaiſers eigenen Augen, beſonders in Süddeutſchland, die Reformation niedertrat. Man ſchien Deutſchland in eine ſpaniſche Provinz umwandeln zu wollen. Die ſchweren Strafen, womit jede Übertretung der katholiſchen gottesdienſtlichen Gebräuche belegt wurde, machten böſes Blut. Die Verſtimmung erreichte den höchſten Grad, als Kurfürſt Moritz, der verhaßte Verräter der proteſtantiſchen Sache und ihrer Führer, im Namen des Kaiſers die Vollziehung der Reichsacht wider Magdeburg übernahm und die Stadt, wo das lautere Wort des Evangeliums allein noch eine Freiſtätte gefunden, zu belagern begann. In Sachſen herrſchte darüber große Aufregung. Da gingen dem jungen Kurfürſten — er war damals 30 Jahre alt — endlich die Augen auf über ſeine Stellung zum Kaiſer. Er hatte dem Kaiſer ſehr große Dienſte geleiſtet, aber dennoch blieben ſeine wiederholten Bitten um Befreiung ſeines noch immer gefangen gehaltenen Schwiegervaters Philipp von Heſſen ohne Erfolg. Da faßte er den Entſchluß, den Kaiſer mit Gewalt zur Freigebung ſeiner Gefangenen zu zwingen. Vielleicht mochte ihm auch ſein Gewiſſen heftige Vorwürfe darüber machen, daß er an ſeinem Vetter Johann Friedrich und ſeinen Glaubensgenoſſen zum Verräter geworden war. So kam es zwiſchen beiden Männern zum Kampfe.

b) **Der Zug gegen den Kaiſer.** Ebenſo klug und ſchlau als der Kaiſer, der von ihm eine ſehr hohe Meinung beſaß, fühlte ſich der junge, kraftvolle Moritz berufen, vor allem den evangeliſchen Glauben zu ſchützen. Er verband ſich mit mehreren proteſtantiſchen Fürſten Norddeutſchlands — beſonders mit dem wilden, raubluſtigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der im ſchmalkaldiſchen Kriege auf des Kaiſers Seite gegen die Proteſtanten gekämpft hatte — was um ſo leichter war, als der Kaiſer in Süddeutſchland gerade damals ſtreng gegen den Proteſtantismus vorging; ja ſogar ein geheimes Bündnis mit dem Könige von Frankreich wurde abgeſchloſſen, um von ihm Geld zum Kriege zu bekommen. Freilich wollte dieſer nicht umſonſt helfen. Moritz und die mit ihm verbündeten Fürſten mußten daher ihre Einwilligung geben, daß die deutſchen Städte Metz, Toul und Verdun unter franzöſiſche Herrſchaft kamen. (Dieſe Zuſtimmung deutſcher Reichsfürſten iſt vom nationalen Standpunkte aus tief zu beklagen.) Die Vollſtreckung der Reichsacht an Magdeburg gab Moritz Gelegenheit, ohne daß der Kaiſer Verdacht ſchöpfte, ein bedeutendes Heer um dieſe Stadt zu ſammeln.

Als alle Vorkehrungen mit bewundernswerter Vorsicht getroffen waren, schloß Moritz plötzlich Frieden mit der Stadt Magdeburg und brach mit seinem Heere nach Süddeutschland auf. Im Fluge durcheilte er Deutschland, und so ungedeckt fand er Tirol, daß er den gichtkranken Kaiser in Innsbruck beinahe gefangen hätte. Daß sich Karl keine Liebe in Deutschland zu erwerben gewußt hatte, mußte er jetzt schwer büßen; denn keiner von den Fürsten, selbst nicht von den katholischen, rührte sich zu seiner Hilfe. Er behielt nur so viel Zeit, bei nächtlicher Weile, im schrecklichsten Regenwetter, in einer Sänfte über die schneebedeckten Alpen zu flüchten, indem Diener mit Fackeln die engen Gebirgswege erleuchten mußten. Auch der gefangene Kurfürst Johann Friedrich war dabei. Wie peinlich mußte es für den Kaiser sein, daß dieser, dem er vor fünf Jahren sein Kurfürstentum genommen und es Moritz gegeben hatte, nun Augenzeuge war, wie er vor eben diesem Moritz in finsterer Regennacht durch die rauhen Tiroler Berge flüchtete. Bald darauf erhielt Johann Friedrich die Freiheit. Der Kaiser, von allen Seiten in die Enge getrieben, krank und ohne Heer, mußte nachgeben. Er beauftragte seinen Bruder Ferdinand, der den Deutschen günstiger gesinnt war als der Kaiser, mit den deutschen Gegnern zu unterhandeln und den Frieden mit denselben wieder herzustellen. Nach Abschluß einer Waffenruhe trat Ferdinand mit den meisten deutschen Fürsten zu einem Fürstentage zu Passau zusammen, und es kam hier der Vertrag zu Passau 1552 zustande, nach welchem der gefangene Landgraf Philipp seine Freiheit erhielt und den Bekennern der Augsburger Konfession unbedingte Religionsfreiheit gewährt wurde. Alle, die noch vom schmalkaldischen Kriege her mit der Reichsacht belegt waren, wurden davon befreit; zugleich sollte ein noch zu berufender Reichstag die Herstellung völliger Einigkeit in Glaubenssachen herbeiführen.

Unter den Freudenthränen und dem Jubel des Volkes kehrten die gefangenen Fürsten in ihre Heimat zurück. Zwei Jahre später, 1554, starb der vielgeprüfte Kurfürst Johann Friedrich, der sein Gottvertrauen auch in Not und Gefangenschaft standhaft bewährt hatte.

5. Der Religionsfriede zu Augsburg. Durch schwere Erfahrungen waren sowohl die Katholiken als die Protestanten zu der Überzeugung gekommen, daß der Friede im Reiche nur durch gegenseitige Anerkennung der Glaubensfreiheit zu sichern sei. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 kam nach langen Verhandlungen ein Religionsfriede zustande, in dem die Protestanten völlige Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den Katholiken erhielten und im Besitz aller bisher eingezogenen geistlichen Güter blieben. Weder Protestanten noch Katholiken sollten einander zum Übertritt zu verleiten versuchen, ein jeder sollte vielmehr frei seinem Glauben folgen. Doch stand es jedem Landesherrn frei, zu bestimmen, zu welcher Religion seine Unterthanen

sich bekennen sollten. Wer sich einem solchen Zwange nicht fügen wollte, durfte auswandern. Das war also für die Evangelischen eine sehr geschmälerte Religionsfreiheit; sie kam eigentlich nur den Fürsten zugute. Zugleich wurde bestimmt, daß kein geistlicher Fürst, also kein Bischof oder Erzbischof bei seinem Übertritt zur evangelischen Kirche sein Land in ein weltliches Fürstentum verwandeln dürfe, wie es 1525 mit dem Ordenslande Preußen geschehen war. Diese Bestimmung, deren Annahme von den Protestanten verweigert wurde, nannte man den geistlichen Vorbehalt.

Dieser Religionsfriede hat unserem Vaterlande die lang entbehrte Ruhe zurückgegeben. Der Mann aber, der ihn durch die Gewalt der Waffen herbeigeführt, Kurfürst Moritz von Sachsen, erlebte ihn nicht mehr. In einem Kriegszuge gegen den raublustigen Markgrafen Albrecht, seinen früheren Verbündeten, wurde er 1553 bei Sieversshausen, einem Dorfe zwischen Hannover und Braunschweig, tödlich verwundet und starb nach zwei Tagen in der Blüte männlicher Kraft, allgemein betrauert von der evangelischen Partei, die in ihm ihren bedeutendsten Vorkämpfer verlor. So sühnte er durch einen frühen Tod den ehemaligen Verrat seiner Glaubensgenossen.

Aber auch Kaiser Karl genoß die Früchte des Religionsfriedens nicht. Er hatte alles versucht, um die Reformation in Deutschland zu unterdrücken, aber es war ihm nicht gelungen. Darüber verstimmt und ermüdet durch körperliche Leiden, sehnte er sich nach Ruhe. Er legte deshalb 1556 die Krone nieder, übergab die Herrschaft des deutschen Reiches seinem Bruder Ferdinand und zog sich in die Stille des spanischen Klosters St. Just zurück, wo er einsam noch zwei Jahre lebte, mit Andachtsübungen, Gartenbau, Anfertigung von Uhren und anderen künstlichen Werken beschäftigt. Vergebens versuchte er dort einmal, zwei Uhren in völlig gleichen Gang und Schlag zu bringen, so daß er ernst und bitter sprach: „Ich vermag nicht einmal zwei Uhren in gleichen Gang zu bringen, und doch vermaß ich mich einst, so viele tausend Menschen zu einem einzigen Glauben zu bringen.“ Und um sich, so erzählt die Volkssage, schon vor seinem Tode mit dem Sterben vertraut zu machen, legte er sich einst in einen Sarg und ließ bei lebendigem Leibe sein Leichenbegängnis halten. Tief erschüttert durch die feierlichen Totengesänge, die am Traueraltar in der Kirche für sein Seelenheil angestimmt wurden, starb er wenige Wochen darnach 1558.

B. Vertiefung.

1. Was ist über die Glieder des schmalkaldischen Bundes zu urteilen?

a) Was gefällt uns an ihnen? Nachdem sie auf den Reichstagen zu Speier und Augsburg mit den Waffen des Geistes die heilige Sache ihres

Glaubens verteidigt, kämpfen sie jetzt mit dem Schwerte für evangelische Freiheit. Dieser Kampf ist nichts weiter als Notwehr, ein Kampf um die höchsten Güter, Glauben und Gewissensfreiheit, und darum eine edle Pflicht. „Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Der Kampf ist notwendig, denn der Kaiser will die Evangelischen mit Gewalt zum katholischen Glauben zwingen, und vor dieser Notwendigkeit müssen alle anderen Bedenken schwinden. Zwar warnt Christus vor der rohen Gewalt, wenn er spricht: „Stecke dein Schwert in die Scheide . . ."; zwar hat Luther immer zum Frieden gemahnt, eingedenk der Wahrheit: „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg . . ." und auch der anderen: „Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt," aber die evangelische Lehre würde vollständig ausgerottet worden sein, hätten ihre Anhänger sie nicht mit dem Schwerte verteidigt, dadurch des Dichters Mahnung befolgend: „Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen." Und so mögen die protestantischen Fürsten in den Kampf gezogen sein mit dem Vorsatz: „Wir wollen bauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen," und mit dem Troste: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein"?

Aber ist ihr Kampf gegen den Kaiser nicht Empörung? Sie lehnen sich gegen des Reiches Oberhaupt auf, aber nicht frevelhaft, aus selbstsüchtigen Beweggründen, sondern aus Notwehr, ihr Herz und ihren Gottesdienst frei zu halten von allem, was nach ihrem Glauben eine Lüge ist. Ein Kampf für die höchsten Güter des Glaubens aber ist immer ein erlaubter.

So zeigt uns der schmalkaldische Krieg unserer Väter Standhaftigkeit im Glauben, ihren Mut in der Stunde der Gefahr, ihre Frömmigkeit und ihr Gottvertrauen auch in schwerer Zeit. Und als dennoch das Unglück über sie hereinbricht, besonders über den unglücklichen Johann Friedrich, da zeigt sich seine christliche Geduld im Leiden und sein festes Gottvertrauen im schönsten Lichte. Ruhig und gefaßt vernimmt er des Kaisers Todesurteil, denn er besitzt ein gutes Gewissen — „Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen" — und gläubige Ergebung in Gottes Willen — „Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer". Und wie er den Kampf begonnen hat, eingedenk des Wortes Petri: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", so ist sein Gottvertrauen auch im Unglück seine beste Stütze. „Und ob ich schon wanderte . . ." — „Wenn ich nur dich habe . . ." — „Vertrau auf Gott . . ."

Dabei ist er in allen seinen Unternehmungen getragen von der Liebe des Volkes. Jubelnd empfangen ihn die Protestanten in Sachsen nach der Vertreibung des Herzogs Moritz, jubelnd begrüßen ihn seine Unterthanen bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, und wenn auch das Mitleid mit seinem Unglück die Liebe seines Volkes gestärkt hat — „Das Unglück spricht gewaltig

zu den Herzen" —, so hat er sich doch am meisten durch seine väterliche Regierung die Liebe des Volkes erworben. „Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen."

b) Was gefällt uns nicht an ihnen? Zunächst ihre Uneinigkeit. Was auch sonst die Menschen entzweien mag, in Sachen des Glaubens sollten alle Glieder eines und desselben Glaubens zu dessen Verteidigung zusammenstehen; denn „Eintracht macht stark". Sobald dem Glauben Gefahr droht, sollten alle Genossen desselben des Dichters Mahnung beherzigen: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr." Die Niederlage des schmalkaldischen Bundes und die Erfolge des Kaisers beweisen, daß Uneinigkeit immer verderbliche Folgen nach sich zieht.

Dann ihre Unentschlossenheit. Bei entschlossener Kriegführung würden sie sicher den Kaiser geschlagen und dadurch der evangelischen Sache einen großen Dienst erwiesen haben. Die Scheu des Kurfürsten vor Verletzung kaiserlicher Majestät ist also in diesem Falle wenig angebracht. „Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten."

Dann ihr Mangel an Ausdauer. Sofort nach des Kurfürsten Abzuge öffnen die großen, wohlbefestigten Reichsstädte dem Kaiser ihre Thore, kehrt der Landgraf von Hessen in sein Land zurück. Hätten sie, mit den Waffen in der Hand dem Kaiser gegenüberstehend, die Niederlage des Herzogs-Moritz und die Rückkehr Johann Friedrichs abgewartet, so würde ihnen noch immer ein Sieg über den Kaiser sicher gewesen sein, da ihr Heer stärker war als das des Kaisers. „Nur durch Ausdauer gelangt man zum Ziel." — „Wer ausharret, wird gekrönt."

2. Was ist über Kaiser Karl V. zu urteilen?

a) Schon das Ziel seiner Bestrebungen gefällt uns nicht. Er will ganz Deutschland in Sachen des Glaubens einigen, d. h. die Protestanten wieder unter die Oberhoheit des Papstes stellen. Spanier von Geburt, hat er Luthers Lehre nie begriffen, so daß er ein gutes Werk zu thun glaubt, wenn er dieselbe ausrottet. Nun kann ein Kaiser wohl in weltlichen Dingen von seinen Unterthanen Gehorsam beanspruchen, nicht aber in Sachen des Glaubens; da ist ein Christ nur seinem Gott Rechenschaft schuldig, denn: „Ein Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an." Und die Unterthanen werden sich nur dann wahrhaft wohl fühlen, wenn der Fürst in Sachen des Glaubens völlige Freiheit gewährt.

b) Auch die Beweggründe seines Handelns gefallen uns nicht. Es ist vor allem die Herrschsucht; er will nicht nur die Protestanten, sondern auch die katholischen Fürsten unter seine Kaisergewalt zwingen. Indem er die streitenden Religionsparteien einigt, will er dadurch auch dem Papste seine

Macht zeigen und sich diesen unterthänig machen. Er strebt also nach Herstellung einer Kaisergewalt, wie sie Karl und Otto der Große besessen. Also nicht das Wohl seiner Unterhanen liegt ihm am Herzen, sondern seine Herrschermacht; ihn treibt die Selbstsucht zum Handeln, daher ist er ein ungeliebter Herrscher, für den sich in der Stunde der Not keine Hand rührt.

c) Die angewandten Mittel gefallen uns nicht. Er braucht Gewalt, scheut selbst den blutigen Krieg nicht; sein Grundsatz scheint zu sein: „Gewalt geht vor Recht." — Selbst Grausamkeit und Härte verschmäht er nicht, sein Ziel zu erreichen. Er läßt den Kurfürsten Johann Friedrich, der doch nur sein Land und seinen Glauben verteidigt, zum Tode verurteilen und führt ihn dann fünf Jahre in der Gefangenschaft umher. — Er ist auch wortbrüchig. Dem Landgrafen von Hessen hat er Freiheit und Leben versprochen, wenn er sich unterwürfe. Er mißbraucht jedoch das Vertrauen des Landgrafen, bricht sein Wort, nimmt den Landgrafen gefangen und giebt ihn nur gezwungen wieder frei. „Versprechen und Halten steht fein bei Jungen und Alten." Seit dem Reichstage zu Worms, da er das schöne Wort gesprochen: „Und wenn die Treue aus der ganzen Welt geschwunden wäre . . ." hat sich also seine Treue und Wahrhaftigkeit in Untreue und Lüge verkehrt.

d) Bei solchen Mitteln sind auch die Erfolge seiner Regierung wenig befriedigend. Er will Frankreich demütigen und muß erkennen, daß dessen Macht immer höher steigt. Er will die Türken niederwerfen und sieht doch ihre Macht eher wachsen als abnehmen. Die Kirchentrennung endlich, die er mehr als dreißig Jahre hindurch durch alle Mittel zu verhindern gesucht, ist unheilbar geworden und durch den Augsburger Religionsfrieden förmlich anerkannt. Alle seine großen Pläne sind gescheitert — da geht er in die Stille des Klosters St. Just. Welch ein Gegensatz zwischen ihm und seinem Gegner Luther! Dieser tritt aus der stillen Klosterzelle hinaus in ein vielbewegtes Leben, auf einen Kampfplatz ohnegleichen, während der mächtige Kaiser aus den Stürmen der Welt sich in die Klostereinsamkeit flüchtet, so daß alle, die sehen und hören wollen, aus seinem Schicksal erkennen können, wie vergänglich irdische Macht und Herrlichkeit ist. Die schärfsten Gegensätze sehen wir besonders in den Jahren 1547 und 1552. Dort zieht er als Sieger triumphierend von einer deutschen Stadt zur andern, hier sucht er als armer Flüchtling in stürmischer, finsterer Wetternacht seinen Weg über Felsen und Abgründe. — Dort ist er umgeben von einem mächtigen Heere, hier steht er einsam und verlassen, nur von wenigen Dienern geleitet. — Dort demütigt er die vornehmsten deutschen Fürsten und zwingt sie zu seinen Füßen in den Staub, hier fürchtet er ängstlich die Gefangennahme durch seinen ehemaligen Bundesgenossen. — Dort glaubt er hochmütig und selbstbewußt die „Lutherei" ausrotten und zur Rückkehr zur katholischen Kirche zwingen zu können, hier willigt

er mutlos und grausam enttäuscht in den Passauer Vertrag. — Dort steht er auf der Höhe seiner Macht, hier zeigt er sich uns in aller seiner Ohnmacht.

Diese Gegensätze treten auch in folgendem Gedichte wirksam hervor:

Der Pilgrim von St. Just.

1. Nacht ist's, und Stürme sausen für und für,
   Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!
2. Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
   Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt.
3. Bereitet mir, was euer Haus vermag,
   Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
4. Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
   Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
5. Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
   Mit mancher Krone ward's bediademt.
6. Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
   Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
7. Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
   Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

A. v. Platen.

3. Was ist über Moritz von Sachsen zu urteilen?

a) Im Jahre 1547. Da gefällt er uns gar nicht. Er, ein evangelischer Fürst, der Bundesgenosse des Kaisers, der den Protestantismus ausrotten will: das ist Verrat an der heiligsten Sache, am Glauben — „Fluchwürdig ist vor allem der Verräter." Statt sich seiner bedrängten Glaubensgenossen anzunehmen — „Lasset uns Gutes thun an jedermann . . ." — hilft er dem Feinde seines protestantischen Volkes: das ist die Untreue gegen sein Volk. Heimlich schließt er ein Bündnis mit dem Kaiser, während er öffentlich an Stelle des abwesenden Kurfürsten Johann Friedrich die Verwaltung der Kurlande übernimmt: das ist Heuchelei und Lüge. Den Kurfürsten, seinen Vetter, der ihn erzogen und ihm sicher unendlich viel Wohlthaten erwiesen hat, verrät er: Das ist der schwärzeste Undank — „Undank ist der Welt Lohn." Auch an seinem Schwiegervater, dem Landgrafen von Hessen, wird er zum Verräter: das ist Lieblosigkeit. Er überfällt mitten im Frieden die Kurlande und nimmt sie für sich in Besitz: das ist Raub. Und alle diese häßlichen Eigenschaften entspringen seiner Habsucht und seinem Ehrgeiz. Er will sein Land vergrößern, darum wird er die treueste und mächtigste Stütze des Kaisers. Er will Kürfürst werden, weil er ehrgeizig ist und im Kreise der deutschen Fürsten eine wichtige Rolle spielen möchte.

b) Im Jahre 1552. Da gefällt er uns. Er ist ein Freund des evangelischen Glaubens und ein Feind seiner Gegner. Da kämpft er für

seinen Glauben, ist Schutz und Schirm desselben, befreit seine Glaubensgenossen, ist aufopferungsvoll bis zum Tode und verschafft ihnen endlich im Augsburger Religionsfrieden völlige Religionsfreiheit.

So zeigen ihn die beiden Jahre 1547 und 1552 in schroffem Gegensatze: „Dort des Kaisers Bundesgenosse, hier sein Gegner. — Dort der Verräter Johann Friedrichs, hier dessen Befreier. — Dort der Bedrücker des evangelischen Glaubens, hier sein Retter. — Dort selbstsüchtig, hier aufopferungsvoll. — In beiden Fällen rasch im Handeln, mutig, glücklich im Erfolg, aber auch reich an Verstellungskünsten, nicht offen, treulos."

4. Was ist über den Augsburger Religionsfrieden zu urteilen?

Er verschafft Deutschland wenigstens vorläufig Ruhe, aber er ist gleichsam nur ein Waffenstillstand, denn durch die Bestimmung, daß der Landesherr die Religion seines Landes zu bestimmen habe, sehen sich die Andersgläubigen den mannigfachsten Bedrückungen ausgesetzt, da die einfache Auswanderung aus der Heimat doch nicht so leicht ist. So liegt also die Gefahr nahe, daß der Friede nur der Ausgangspunkt neuer Verwickelungen ist.

III. Verknüpfung.

1. Das Jahr 1547 und 1552.

a) Die evangelische Bevölkerung Deutschlands: Dort niedergeschlagen, ängstlich, mutlos und verzagt, denn es droht ihr die höchste Gefahr; hier wieder begeistert für die Sache des Glaubens, vertrauend auf die eigene Kraft und Gottes Beistand. — Dort die evangelischen Fürsten gefangen; hier wieder befreit. — Dort die Besten des Volkes um ihres Glaubens willen vertrieben; hier die Gebannten, darunter viele evangelische Geistliche, in die Heimat zurückkehrend. — Dort die deutschen Städte von verwilderten spanischen Truppen besetzt; hier die fremdländische Besatzung vertrieben. — Dort Glaubensfreiheit und evangelischer Gottesdienst hart bedroht; hier Religionsfreiheit zugesichert. — Dort Uneinigkeit unter den evangelischen Ständen; hier Eintracht und Friede. — Dort Untreue und Verrat; hier Treue und thatkräftige Hilfe.

b) Der Kaiser: Dort siegreich, von Stadt zu Stadt ziehend; hier ein Flüchtling auf rauhem Gebirgspfad. — Dort im Bunde mit den mächtigsten deutschen Fürsten, an der Spitze eines großen Heeres; hier einsam und verlassen, nur von wenigen Dienern umgeben. — Dort die vornehmsten deutschen Fürsten vor ihm in den Staub sich beugend, hier keine Hand sich rührend, dem Bedrängten beizustehen. — Dort hochmütig und selbstbewußt, indem er dem Papste die Ausrottung der Ketzerei gelobt; hier entmutigt und getäuscht in den Passauer Vertrag willigend. — Dort auf der Höhe seiner Macht stehend; hier in aller seiner Ohnmacht.

c) Moritz von Sachsen: Dort des Kaisers Bundesgenosse, hier sein Gegner. — Dort der Verräter Johann Friedrichs, hier dessen Befreier. — Dort der Bedrücker des evangelischen Glaubens, hier sein Retter. — Dort selbstsüchtig, hier aufopferungsvoll. — Dort von seinem Volke gehaßt und verabscheut, hier geliebt und bewundert. — Dort ein Räuber fremden Gutes, hier ein Schirmherr der Kirche. — Dort nur ein Werkzeug des Kaisers, hier das führende Haupt der Protestanten.

2. Der Stand der protestantischen Sache 1529, 1530, 1547, 1552, 1555.

a) **1529**: Auf dem Reichstag zu Speier wird bestimmt, daß niemand mehr seinem katholischen Glauben untreu werden darf, daß die Messe wieder eingeführt und das Evangelium nur nach der Auslegung der katholischen Kirche gepredigt werden soll.

b) **1530**: Übergabe der augsburgischen Konfession, trotzdem aber des Kaisers Drohung, die Protestanten mit Waffengewalt zur Rückkehr in die katholische Kirche zu zwingen.

c) **1547**: Ausführung dieser Drohung, Niederwerfung der evangelischen Fürsten und Städte mit Hilfe treuloser Evangelischer, Wiedereinführung des Katholizismus besonders in Süddeutschland, Mutlosigkeit und Verzagtheit der Protestanten, dem Werke Luthers droht die höchste Gefahr, nur Magdeburg trotzt dem Kaiser.

d) **1552**: Die evangelischen Fürsten siegen, der Kaiser wird gedemütigt, den Protestanten wird zu Passau Religionsfreiheit und Befreiung von der Acht zugesichert.

e) **1555**: Die Protestanten erhalten zu Augsburg Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den Katholiken. Doch wird diese Freiheit eingeschränkt durch die Bestimmung der Religion durch den Landesfürsten und den geistlichen Vorbehalt, eine Quelle neuen Unfriedens.

3. Das Ende Luthers und das Kaiser Karls V.

Luther nach harter Lebensarbeit und unaufhörlichen Kämpfen ist dennoch unermüdlich bis zum Tode; Karl, von dem Scheitern all seiner Pläne entmutigt und getäuscht, sehnt sich nach Ruhe und Stille. — Luther schlichtet noch kurz vor seinem Tode den Streit der Grafen von Mansfeld; Karl ist es nicht gelungen, den Streit zwischen Katholiken und Protestanten beizulegen. — Luther stirbt, nachdem er sein Werk in fröhlichem Wachstum und Gedeihen gesehen; Karl, nachdem alle seine großen Entwürfe gescheitert sind. — Luther, der soviel angefeindete ehemalige Mönch, stirbt wie ein Held und wird betrauert und beweint wie ein Vater; der fast allmächtige Karl, dem eine halbe Welt gehörte, stirbt einsam hinter stillen Klostermauern, von niemandem beklagt. — Luthers Werk ist fort und fort gewachsen; des Kaisers Weltreich aber ist längst zertrümmert.

4. Die Stadt Augsburg in der deutschen Geschichte.

(Von den Römern erbaut; 955, 1518, 1530, 1555.)

5. Verknüpfung von Jahreszahlen.

a) 755. Bonifatius wird von den Friesen erschlagen.
955. Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde.
1455. Der sächsische Prinzenraub; die erste gedruckte lateinische Bibel Gutenbergs erscheint.
1555. Der Religionsfriede zu Augsburg.

b) 1056. Heinrich IV. kommt zur Regierung.
1256. Das Interregnum, die kaiserlose Zeit, beginnt.
1556. Karl V. legt seine Krone nieder, Ferdinand I. wird deutscher Kaiser.

c) 1152. Friedrich I. Barbarossa kommt zur Regierung.
1552. Der Vertrag zu Passau.

d) 1147. Der zweite Kreuzzug.
1547. Der schmalkaldische Krieg, Schlacht bei Mühlberg.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1545 Das Konzil zu Trient tritt zusammen, ohne von den Protestanten besucht zu werden.

1546—47 Der schmalkaldische Krieg; Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen werden gefangen genommen und fünf Jahre gefangen gehalten.

1552 Moritz von Sachsen bedrängt den Kaiser; Vertrag zu Passau: den Protestanten wird Religionsfreiheit zugesichert.

1553 Moritz von Sachsen fällt in der Schlacht bei Sievershausen.

1554 Kurfürst Johann Friedrich stirbt.

1555 Der Religionsfriede zu Augsburg.

1556 Karl V. legt die deutsche Kaiserkrone nieder; Ferdinand I. wird deutscher Kaiser.

1558 Karl V. stirbt im spanischen Kloster St. Just.

2. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Ein Konzil oder eine Kirchenversammlung ist eine Versammlung von hohen Geistlichen, welche über religiöse Gegenstände, besonders Glaubenslehre, Gestaltung der Kirche und des kirchlichen Lebens zu beraten hatte. (Clermont 1095, Konstanz 1415, Trient 1545.)

Die Reichsacht wurde nicht nur über einzelne Personen, wie z. B. Luther, Kurfürst Johann Friedrich, Landgraf Philipp, Heinrich den Löwen u. s. w., sondern auch über Städte ausgesprochen, welche den Befehlen des Kaisers trotzten. Die Ausführung der Acht wurde dann einem oder mehreren Reichsfürsten übertragen, welche die Stadt belagerten, eroberten, einen Teil der Stadtmauer niederrissen und ein hohes Sühnegeld forderten.

3. Geographische Ergebnisse.

Metz, Toul und Verdun, die Reichsstädte an der deutschen Westgrenze, fallen damals an Frankreich. Heute gehört nur Metz wieder zum deutschen Reiche.

Die sächsischen Länder zerfallen in zwei Herrschaften, in die ernestinischen und albertinischen Lande. Die ernestinischen umfassen heute das Großherzogtum Sachsen-Weimar, die Herzogtümer Koburg-Gotha, Meiningen und Altenburg; die albertinischen umfassen das Königreich Sachsen.

V. Anwendung.

1) Gieb in Überschriften den Verlauf des schmalkaldischen Krieges und seine Folgen!

2) Nenne Förderer unseres evangelischen Glaubens und Gegner desselben!

3) Nenne deutsche Fürsten im Zeitalter der Reformation!

4) Vergleiche das Jahr 1547 mit 1552!

5) Inwiefern ist Kurfürst Johann Friedrich ein christlicher Dulder?

6) Inwiefern bewährt sich an den Gliedern des schmalkaldischen Bundes die Wahrheit des Dichterwortes: „Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten?

7) Die Evangelischen waren uneinig und wurden deshalb geschlagen. Nenne Beispiele von gewaltigen Siegen der deutschen Einigkeit!

8) Weise die Gegensätze in dem Charakter des Kurfürsten Moritz nach!

9) Welche Bedeutung hat der Religionsfriede von Augsburg?

10) Welche geschichtlichen Erinnerungen erweckt dir der Name der Stadt Augsburg?

11) Was erzählen dem geschichtskundigen Wanderer die stillen Klostermauern von St. Just?

12) Suche an Karl V. und Luther die Wahrheit des Bibelwortes zu beweisen: „Gott stürzt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen"!

13) Welche Bedeutung hat die stille Klosterzelle in Luthers und Karls V. Leben?

14) Inwiefern ist Magdeburg ein Hort der evangelischen Sache?

15) Stelle in Überschriften den Gang der Reformationsgeschichte zusammen!

16) Welches sind die wichtigsten Jahre der Reformationsgeschichte (1517, 1521, 1530, 1547, 1555) und warum?

17) Nenne Reformationsstätten und sprich dich über ihre Bedeutung für die Reformation aus!

Zusammenstellung der aus Abschnitt VIII gewonnenen Ergebnisse.

I. Geschichtliche Ergebnisse.

A. Der Reformator Luther.

Zeit des Lernens.

1483, 10. November. Luther zu Eisleben geboren.
1501. Luther bezieht die Universität Erfurt.
1505. Luther geht ins Augustinerkloster zu Erfurt.
1508. Luther wird als Professor an die sächsische Landesuniversität Wittenberg berufen.
1510. Luthers Reise nach Rom.
1512. Luther wird Doktor der heiligen Schrift.

Zeit des Kämpfens.

1517, 31. Oktober. Luther schlägt die 95 Sätze gegen den Ablaß an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg.
1518. Luthers Unterredung mit Kardinal Kajetan in Augsburg.
1519. Unterredung mit Miltitz in Altenburg.
Luthers Disputation mit Dr. Eck in Leipzig.
1520, 10. Dezember. Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle.
1521. Luther verteidigt seine Lehre vor Kaiser und Reich in Worms, findet Zuflucht auf der Wartburg und beginnt die Bibelübersetzung.
1522. Die Bilderstürmer werden aus Wittenberg vertrieben.
1525. Der Bauernkrieg in Schwaben, Franken und Thüringen. Thomas Münzer wird mit den Bauern bei Frankenhausen geschlagen und hingerichtet.
Luther verheiratet sich mit Katharina von Bora.
Friedrich der Weise, der erste Beschützer Luthers, stirbt.
Albrecht von Brandenburg, der Hochmeister des deutschen Ritterordens, verwandelt das Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum.

Zeit des Bauens.

1529. Luther schreibt den großen und kleinen Katechismus.
Die Anhänger Luthers erhalten auf dem Reichstage zu Speyer den Namen Protestanten.
1530. Die Protestanten überreichen auf dem Reichstage zu Augsburg die augsburgische Konfession. — Luther findet Zuflucht auf der Feste Koburg.
1531. Die evangelischen Fürsten schließen den schmalkaldischen Bund.
1532. Auf dem Reichstage zu Nürnberg wird ein vorläufiger Religionsfriede geschlossen. — Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen, der zweite Beschützer Luthers, stirbt.
1534. Die Bibelübersetzung wird vollendet.
1546, 18. Februar. Luther stirbt zu Eisleben.

1546—47. Der schmalkaldische Krieg. Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547.
1552. Der Vertrag zu Passau.
1555. Der Religionsfriede zu Augsburg.

B. Deutsche Fürsten im Zeitalter der Reformation.

Kaiser Karl V., 1520—1556, stirbt 1558 zu St. Just.
Friedrich der Weise —1525
Johann der Beständige 1525—1532
Johann Friedrich 1532—1554
} Kurfürsten von Sachsen, die drei Beschützer Luthers.
Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen.
Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen.
Moritz von Sachsen, erst Herzog, dann Kurfürst, fällt 1553.
Erich, Herzog von Braunschweig.

Joachim II., Kurfürst von Brandenburg.
Albrecht von Brandenburg, Hochmeister des deutschen Ritterordens, Herzog von Preußen.
Albrecht, Erzbischof von Mainz.

C. **Luthers Freunde und Mitarbeiter.**

Philipp Melanchthon, Professor an der Universität Wittenberg, geb. 1497 zu Bretten in der Pfalz, stirbt 1560 zu Wittenberg.
Friedrich der Weise,
Johann der Beständige,
Johann Friedrich,
} Kurfürsten von Sachsen.
Johannes Bugenhagen, Pfarrer in Wittenberg.
Justus Jonas, später Superintendent in Halle.
Friedrich Mykonius, Superintendent in Gotha.
Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen.
Lukas Kranach, Maler.
Dr. Karlstadt, Professor in Wittenberg, später Gegner Luthers.
Dr. Johann von Staupitz, nur Freund, nicht Mitarbeiter.

D. **Luthers Gegner.**

Karl V., deutscher Kaiser; Papst Leo X.; Albrecht, Erzbischof von Mainz; Kardinal Kajetan; Kammerherr von Miltitz; Herzog Georg der Bärtige von Sachsen; Dr. Eck, Professor in Ingolstadt; Tetzel; Thomas Münzer.

E. **Religiöse Kämpfe im Zeitalter der Reformation.**

1. Der Bauernkrieg 1525.
   a) In Süddeutschland: Eroberung von Weinsberg, Niederwerfung desselben durch den schwäbischen Bund.
   b) In Thüringen: Thomas Münzer, Schlacht bei Frankenhausen.
2. Der schmalkaldische Krieg 1546—47.
   a) In Süddeutschland: Unthätigkeit des schmalkaldischen Bundes, Belagerung Ingolstadts.
   b) In Sachsen: Einfall des Herzogs Moritz von Sachsen in Kursachsen, Schlacht bei Mühlberg. Gefangennahme des Kurfürsten Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen. Moritz wird Kurfürst.
3. Der Krieg zwischen Moritz und dem Kaiser 1552. Vertrag zu Passau.

F. **Allmähliche Ausbreitung der Reformation.**

1524. Einführung derselben in Gotha und anderen thüringischen Städten, ebenso in den großen Reichsstädten Magdeburg, Frankfurt am Main, Nürnberg, Ulm, Straßburg u. s. w.
1525. Einführung im alten Ordenslande Preußen, später im Kurfürstentum Sachsen und der Landgrafschaft Hessen.
1534. Einführung im Herzogtum Württemberg.
1538. Im Herzogtum Sachsen, nach Georgs des Bärtigen Tode.
1539. Durch Kurfürst Joachim II. in Brandenburg.
1541. In Halle, wohin Justus Jonas berufen wurde.
Später im Herzogtum Braunschweig, in Hamburg, Lübeck, Pommern, ja in Dänemark.

II. Geographische Ergebnisse.

A. **Lutherstätten.**

Eisleben, sein Geburts- und Sterbeort; Mansfeld, wo er seine Jugend verlebte; Magdeburg, Eisenach, Erfurt, wo er die Schulen besuchte;

Wittenberg, wo er gewirkt, gekämpft, gesäet und gepflanzet hat; Augsburg, Altenburg, Leipzig, Worms, wo er mit seinen Gegnern gekämpft und seine Lehre standhaft verteidigt hat; Wartburg und Feste Koburg, seine Zufluchtsstätten in der Gefahr; Möhra, die Heimat seiner Eltern.

Deutsche Staaten im Zeitalter der Reformation.

Sachsen, Brandenburg, Pfalz (Kurfürstentümer); Sachsen, Pommern, Preußen, Bayern, Württemberg, Braunschweig (Herzogtümer); Hessen (Landgrafschaft); Augsburg, Nürnberg, Ulm, Frankfurt am Main, Straßburg u. s. w. (Reichsstädte).

III. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Kirchenwesen.

1. Die wichtigsten Unterschiede der katholischen und evangelischen Kirche.

a) Die Heiligenverehrung. Nach evangelischer Lehre gebührt Gott allein Anbetung. Es giebt nur einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, Christus; jede andere Vermittelung durch Maria und die Heiligen ist wirkungslos, eine Zurücksetzung des Heilandes, ja Götzendienst und somit eine Übertretung des ersten Gebotes. — Nach katholischer Lehre gebührt auch nur Gott Anbetung, aber die Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder und Reliquien ist heilsam und angenehm vor Gott, denn sie sind, wie die Priester im Judentume, die Mittler und Fürbitter der Menschen bei Gott.

b) Die Lehre von den Sakramenten. Die evangelische Kirche kennt nur zwei Sakramente, Taufe und Abendmahl. Sie allein haben ihre Begründung in der Bibel, alle übrigen sind, da sie Bestimmungen späterer Zeit, Menschenwerk. — Die katholische Kirche hat sieben Sakramente: Taufe, Abendmahl, Buße, Firmelung, Ehe, Priesterweihe und letzte Ölung.

c) Die Lehre von der Buße. Nach evangelischer Lehre ist die Buße herzliche Reue über die Sünde, aufrichtige Sinnesänderung und herzliches Verlangen nach Gottes Gnade. — Nach katholischer Lehre aber umfaßt die Buße nicht nur aufrichtige Reue, sondern auch das Bekenntnis jeder einzelnen Sünde namentlich an den Priester in der Ohrenbeichte, sowie Genugthuung durch öffentliche Bußübung. Die auf Erden nicht gebüßten und gebeichteten Sünden müssen im Fegefeuer, dessen Qual durch Seelenmessen abgekürzt werden kann, abgebüßt werden. Von den öffentlichen Bußübungen kann der Papst als Verwalter des Gnadenschatzes durch Ablaß befreien.

d) Die Lehre von den guten Werken (Rechtfertigung). Nach evangelischer Lehre kann sich kein Mensch durch eigenes Verdienst die ewige Seligkeit erwerben, sondern Gott schenkt sie uns aus freier Gnade, wenn wir glauben. Nur der Glaube also, d. h. die völlige Hingabe des inneren Menschen an Gott und Christus, den Erlöser der Menschheit, hat beseligende Kraft, nicht die guten Werke, die nur eine äußere Bethätigung des wahrhaften Glaubens sind. Der Mensch wird also gerecht vor Gott allein durch den Glauben. — Nach katholischer Lehre kann sich der Mensch durch gute Werke die ewige Seligkeit verdienen. Durch seine guten Werke kann er gleichsam einen Zwang auf Gottes Gnade ausüben. So giebt es Heilige, die mehr gute Werke verrichtet haben, als zu ihrer Seligkeit nötig sind. Diese überzähligen guten Werke bilden den Gnadenschatz, den der Papst verwaltet und daraus er den Ablaß spendet.

e) Die Lehre von der Quelle religiöser Erkenntnis. Nach evangelischer Lehre ist die heilige Schrift allein die Quelle und Richtschnur unseres Glaubens und Lebens. Das Lesen derselben ist nicht nur jedem Christen gestattet, sondern sogar zur Pflicht gemacht. — Nach katholischer Lehre sind

nicht nur die Bibel, sondern auch die kirchlichen Überlieferungen, die Lehren der Kirchenväter, die Beschlüsse der Kirchenversammlungen und die Aussprüche und Verordnungen des Papstes, auch wenn sie nicht mit den Lehren der Bibel übereinstimmen, die Quelle religiöser Erkenntnis. Das Lesen der Bibel ist den Laien nur in solchen Übersetzungen gestattet, die vom Bischof genau bezeichnet sind.

f) Die Lehre vom heiligen Abendmahl. In der evangelischen Kirche wird das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht, d. h. der Laie erhält Brot und Wein, auch wird ihm Vergebung der Sünde ohne vorherige Ohrenbeichte zugesichert. — In der katholischen Kirche wird das Abendmahl nur unter einerlei Gestalt gereicht, d. h. der Laie empfängt nur das Brot, während der Priester den Kelch für sich behält und für alle Abendmahlsgäste den Wein genießt.

g) Der Gottesdienst. In der evangelischen Kirche trat an die Stelle der lateinischen Messe der deutsche Gottesdienst mit Predigt, Gebet und Gesang. Das farbige Meßgewand des Priesters wurde durch einen schwarzen Chorrock verdrängt, eine Menge gottesdienstlicher Gebräuche abgeschafft, die Zahl der Feiertage beschränkt und der toten Werkgerechtigkeit, die in Gelübden, Fasten, Wallfahrten, Opfern und Almosen, Verehrung von Reliquien und Heiligenbildern, Prozessionen und dergl. bestand, das lebendige Wort Gottes durch Verbreitung der heiligen Schrift unter dem Volke entgegengesetzt. Ebenso wurde das Abbeten des Rosenkranzes als der heiligen Schrift zuwiderlaufend verworfen.

h) Die Kirchenverfassung. Die katholische Kirche ist nach ihrer Lehre die alleinseligmachende und daher unfehlbar. Ihr Oberhaupt ist der Papst, der Stellvertreter Christi, der Statthalter Gottes auf Erden. Ihm zur Seite stehen als oberste Ratgeber die Kardinäle, dann als Kirchenfürsten die Erzbischöfe und Bischöfe, als Kirchendiener die Priester. Alle diese bilden einen besonderen Stand im Gegensatz zu den Laien, leben im Cölibat und erkennen als obersten Herrn nur den Papst an. Die katholische Kirche ist also eine Priesterkirche, eine Kirche der Autorität, eine sichtbare Anstalt aller derer, welche ihrer Lehre sich unterwerfen und an ihren Sakramenten teilnehmen, also aller Namenchristen. — Die evangelische Kirche hat kein sichtbares Oberhaupt, sondern nur Christus. Da alle Christen gleiche Berechtigung zum Priesteramt haben, so bilden die Geistlichen keinen besonderen Stand und können daher auch in der Ehe leben. Die evangelische Kirche ist also eine Gemeindekirche, die im allgemeinen Priestertum wurzelt, eine Kirche der Freiheit, keine sichtbare Anstalt, sondern die unsichtbare Gemeinschaft aller derer, welche eins sind im Glauben an Christum und sein Evangelium. Die Geistlichen werden vom Staate und von den Gemeinden gewählt und angestellt, nicht von den kirchlichen Oberen eingesetzt. Zur Aufsicht werden Superintendenten und Generalsuperintendenten bestellt. Während die katholische Kirche die Herrscherin über den Staat sein will, ist die evangelische Kirche nur seine Dienerin. Daher ging durch die Reformation die weltliche Macht der katholischen Kirchenfürsten an den Staat über, so daß die Geistlichen gleich allen übrigen Staatsbürgern Unterthanen oder Beamte der Staatsregierung sind.

2. Mißbräuche und Irrlehren der katholischen Kirche.

a) Der Marien- und Heiligendienst.
b) Die Reliquienverehrung.
c) Das Rosenkranzbeten.
d) Der Ablaßhandel.

e) Die Ohrenbeichte.
f) Die Lehre vom Fegefeuer.
g) Die Kelchentziehung beim heiligen Abendmahl.
h) Das Verbot der Priesterehe (Cölibat).
i) Die Lehre von den sieben Sakramenten.

B. **Schulwesen.**

1. Stadtschulen. Unterrichtsgegenstände: Lesen, Schreiben, Einmaleins, Singen, die Anfangsgründe im Latein, besonders aber die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, der Psalter, lateinische Gebete und Gesänge für den Chordienst in der Kirche und auf der Straße. Überaus harte Zucht, schlechte Schulhäuser, ungeschickte und harte Lehrer. Schulbücher gab es nicht.
2. Lateinschulen (Magdeburg, Eisenach). Unterrichtsgegenstand nur Latein. Aus meist abgeschriebenen Büchern wurden erst einzelne Worte, dann Sätze, zuletzt zusammenhängende Stücke gelernt, auch wohl schon kleine lateinische Reden gehalten oder Disputationen veranstaltet. Der Lebensunterhalt wurde durch Chorsingen in der Kirche und Kurrendesingen auf der Straße erworben. — Außer diesen Lateinschulen gab es sogen. fahrende Schüler, die von Ort zu Ort, von Schule zu Schule zogen, durch Betteln und Stehlen ihren Unterhalt erwarben und so in wüstem, zügellosem Leben oft das 40. Jahr erreichten, ohne etwas zu lernen.
3. Hochschulen oder Universitäten (Erfurt, Wittenberg). Die Schüler heißen Studenten, studieren Theologie oder Gottesgelehrtheit, Philosophie oder Weltweisheit, Medizin oder Arzneikunde, Jura oder Rechtsgelehrsamkeit. Disputationen, Universitätsbibliotheken u. s. w.
4. Fortschritt durch die Reformation: Luther ist der Vater der allgemeinen Volksschule, indem er allgemeinen Schulbesuch, bessere Schulhäuser, geschicktere Lehrer fordert, die Unterrichtsfächer bestimmt und das erste und bedeutendste Schulbuch, den Katechismus, schreibt.

C. **Klosterwesen.**

1. Klostertracht: dunkle Kutte mit Kapuze, Strick um den Leib, vielfach barfuß, kahl geschorenes Haupt (Tonsur).
2. Klostergelübde: Armut, Gehorsam, Keuschheit.
3. Klostererziehung: Eintritt ins Kloster, Ansprache des Priors, Einkleidung, Ablegung des Klostergelübdes, Probejahr, Priesterweihe.
4. Klosterdienste: Verrichtung der niedrigsten Dienste, wie Scheuern der Zellen, Betteln mit dem Bettelsack auf der Schulter; pünktlicher Besuch der sieben täglichen Betstunden oder Horen (Mitternacht, erstes Hahnenkrähen, sechs, neun, zwölf, drei Uhr, abends), Fasten, Kasteiungen, Bußübungen, Messelesen, daneben Studium der heiligen Schrift.
5. Verfall des Klosterlebens: Die Mönche gaben sich dem Müßiggange hin, bedrückten das Volk durch harte Frondienste und zahlreiche Abgaben, vernachlässigten das Studium, verspotteten das heilige Abendmahl, ergaben sich mancherlei Lastern. Die Klöster waren Höhlen des Lasters geworden.

Durch die Reformation wurden sehr viele Klöster aufgehoben, die Mönche und Nonnen traten in die Welt zurück, ihre Güter wurden vielfach zur Gründung von Schulen verwendet.

IX. Das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges.

A. Der dreißigjährige Krieg.

1. Der böhmisch-pfälzische Krieg.

(Ziel: Ein neuer Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken.)

I. Vorbereitung.

Wir haben schon einen Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken kennen gelernt: den schmalkaldischen Krieg. Ursache desselben: die Protestanten wollten sich in Sachen des Glaubens dem Willen des Kaisers nicht unterwerfen. Endlicher Abschluß desselben: Religionsfriede zu Augsburg. Trotzdem kam es aber bald zu neuen Feindseligkeiten, die zu einem verderblichen Kriege führten, der Deutschland dreißig Jahre lang verheert hat. Darüber wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Vorgeschichte des Krieges. Seit dem Religionsfrieden zu Augsburg 1555 hatte die protestantische Lehre in Deutschland immer neue Anhänger gewonnen. Rheinische und süddeutsche Bistümer waren zur Reformation übergetreten. Selbst in Österreich hatte unter dem milden Regiment Kaiser Ferdinands I. (1556—64) und Maximilians II. (1564—76) die evangelische Lehre Eingang gefunden. Allein ein dauernder Zustand der Ruhe war durch den Augsburger Religionsfrieden nicht herbeigeführt, da durch denselben keine von beiden Parteien wirklich befriedigt wurde. Die Katholiken, an ihrer Spitze das mächtige Kaiserhaus und viele andere deutsche Fürsten,

ſahen mit Schmerz, was ſie verloren hatten, und beſaßen zuviel Macht, als daß ſie ſich nicht hätten verſucht fühlen ſollen, das Verlorene wieder zu erringen und den Proteſtantismus ganz zu unterdrücken. Die Proteſtanten aber fühlten ſich durch den „geiſtlichen Vorbehalt“ des Augsburger Religionsfriedens in der freien Ausübung ihrer Religion noch immer beſchränkt. So kam es, daß im Jahre 1608 beide Religionsparteien in Deutſchland eine bedrohliche und feindſelige Haltung einnahmen. Zwei junge katholiſche Fürſten, Herzog Ferdinand von Steiermark, ein Vetter des Kaiſers, und Herzog Maximilian von Bayern, brannten vor Begierde, der alten Kirche wieder zum Siege zu verhelfen und die lutheriſche Ketzerei niederzuwerfen. Ferdinand, in ſeinem damals ganz proteſtantiſchen Herzogtum ſchon im Alter von 17 Jahren (1595) zur Regierung gelangt, hielt ſeine Kirche für die allein ſeligmachende. Er war ein ſo kirchlich frommer Mann, daß er einmal eins ſeiner edelſten Pferde zu Tode hetzte, um nicht zu ſpät zur Meſſe zu kommen. Er lebte der Überzeugung, daß es für einen katholiſchen Fürſten weder einen herrlicheren Ruhm noch einen größeren Vorteil geben könne, als die rückſichtsloſeſte Vernichtung der Ketzer. Er äußerte z. B., lieber wolle er Land und Leute verlieren, lieber, den Bettelſtab in der einen, Weib und Kind an der andern Hand, ins Elend wandern, ſein Brot von Thür zu Thür betteln, ja lieber den ſchmählichſten Tod leiden, als die Schmach länger anſehen, die der katholiſchen Kirche durch die Proteſtanten zugefügt werde. Er fühlte ſich als Landesherr verpflichtet, ſeine Unterthanen durch alle Mittel, ſelbſt durch Gewalt, zur katholiſchen Kirche zurückzuführen. So zog er denn mit bewaffneten Scharen umher, ſchloß die Kirchen, verbrannte die lutheriſchen Bücher und Bibeln und führte überall den katholiſchen Gottesdienſt wieder ein. „Beſſer eine Wüſte, als ein Land voll Ketzer“ war ſein Wort. Fünf Jahre lang währte der Vernichtungskrieg; über 40 000 Bibeln wurden weggenommen und verbrannt, die evangeliſchen Kirchen niedergeriſſen, mit Kanonen zuſammengeſchoſſen oder mit Pulver geſprengt, Pfarrer und Lehrer verjagt oder aufgeknüpft. Wer ſich nicht unterwerfen wollte, durfte auswandern, wie es der Augsburger Religionsfrieden vorſchrieb. Die wohlhabendſten Bewohner verließen daher ihre Heimat, und ſo kam es, daß in wenigen Jahren keine evangeliſche Predigt mehr in ſeinen Ländern gehört wurde. — Vorſichtiger verfuhr Maximilian von Bayern in ſeinem faſt ganz katholiſchen Lande. Allein auch er fand bald Gelegenheit, ſeinem Haß gegen die Proteſtanten Ausdruck zu geben. In der freien Reichsſtadt Donauwörth hatte das einzige noch katholiſch gebliebene Kloſter einen feierlichen Umzug — eine Prozeſſion — ausgeführt. Dabei waren die Katholiken von der proteſtantiſchen Bevölkerung auf der Straße verhöhnt und in ihrer Andacht geſtört worden. Dafür belegte der Kaiſer die Stadt mit der Reichsacht — was heißt das? — und übertrug die Ausführung derſelben dem jungen

Bayernherzog. Dieser eroberte die Stadt, behielt sie als Ersatz seiner Kriegskosten für sich und führte den katholischen Gottesdienst wieder ein.

Diese Vergewaltigung einer evangelischen freien Reichsstadt führte die protestantischen Fürsten, besonders Süddeutschlands, sowie fünfzehn freie Reichsstädte, darunter Straßburg, Ulm, Nürnberg, zum Abschluß eines Schutzbündnisses, der Union 1608, an deren Spitze der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz stand. Dieses Bündnis, das sich auf Frankreichs Beistand stützte, war notwendig, weil die Klagen der Evangelischen über Verletzung des Religionsfriedens bei dem damaligen schwachen, gleichgültigen Kaiser Rudolf II. keine Abhilfe fanden. Dagegen bildete Maximilian von Bayern mit den süddeutschen katholischen Fürsten, besonders den Bischöfen von Würzburg, Regensburg, Augsburg, Passau, Salzburg und den drei Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier die katholische Liga 1609, welche auf Österreichs und somit des Kaisers Hilfe rechnete. So standen sich also, wie einst zu den Zeiten des schmalkaldischen Bundes, die beiden Religionsparteien wieder drohend gegenüber, und es bedurfte nur eines geringen Anlasses, die unter der Asche glimmenden Funken zu einem großen Brande zu entfachen.

2. Äußere Veranlassung. Dieser Anlaß wurde zunächst in Böhmen gegeben. Kaiser Rudolf II. war ein so schwacher Fürst, daß ihm sein Bruder Matthias die Herrschaft über Österreich, Mähren und Ungarn entrissen hatte. Um nun die meist protestantischen Böhmen, denen Rudolf sehr gewogen war und deren Hauptstadt Prag er zu seiner Residenz erkoren hatte, noch einige Zeit in der Treue zu erhalten, gab er ihnen 1609 den sogen. Majestätsbrief, in dem er ihnen freie Religionsübung zusicherte. Ihre Geistlichen sollten unabhängig von den Bischöfen sein. Wo protestantische Kirchen vorhanden waren, da sollten sie den Evangelischen zur freien Benutzung bleiben; neue aber zu bauen, sollte nur den königlichen Städten und dem Ritterstande erlaubt sein. Als Rudolf II. 1612 starb, wurde sein Bruder Matthias nicht nur Kaiser, sondern auch König von Böhmen. Er überließ jedoch, da er alt und schwächlich und oft von Krankheit heimgesucht war, die Regierung fast ganz seinem Neffen, dem Herzog Ferdinand von Steiermark, jenem erbitterten Gegner des Protestantismus. Und da Matthias kinderlos war, so bestimmte er Ferdinand auch zu seinem Nachfolger, und seine Unterthanen mußten demselben schon zu Lebzeiten des Kaisers den Eid der Treue schwören. Von diesem Fürsten hatten die Protestanten Böhmens nichts Gutes zu erwarten. Sie weigerten sich daher, ihn zu wählen. Durch Ferdinands Versprechungen aber, daß er die ihnen durch den Majestätsbrief verbürgten Rechte achten wolle, ließen sie sich zur Huldigung bewegen 1617. Nun ging der Kaiser mit Ferdinand in gleicher Absicht nach Ungarn. Während seiner Abwesenheit sollte Böhmen durch 10 Statthalter

regiert werden. Bald darauf begannen die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten.

Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofs von Prag erbauten in dem Städtchen Klostergrab (unweit Teplitz) eine neue Kirche, ebenso die des Abtes von Braunau in Braunau selbst (an der schlesischen Grenze). Die erste wurde auf Befehl des Erzbischofs von Prag und unter Zustimmung des Kaisers einfach niedergerissen, die letztere geschlossen. Diesen Gewaltakt begründeten die Katholiken damit, daß nach dem Majestätsbriefe wohl die evangelischen Stände, also freie Städte, Grafen, Ritter u. s. w. neue Kirchen errichten dürften, nicht aber die Unterthanen katholischer Stände. Die Protestanten sahen jedoch darin eine Verletzung des Majestätsbriefes. Es entstand eine große Entrüstung im ganzen Lande; in Prag trat ein Protestantentag zusammen, der eine Beschwerde an die Statthalter des Kaisers sandte, von diesen aber abgewiesen wurde. Da wandten sie sich mit ihrer Beschwerde über die Verletzung des Majestätsbriefes an den Kaiser selbst, erhielten aber von diesem eine harte, ungnädige Antwort. Zugleich verbot er eine Wiederholung des Protestantentages und drohte, die Urheber dieser Vorgänge vor Gericht zu ziehen. Diese Antwort verursachte große Aufregung und Erbitterung. Man nahm allgemein an, sie sei gar nicht in Wien, sondern in Prag von den Statthaltern verfaßt und dem Kaiser nur zur Unterschrift vorgelegt worden; aber diese Behauptung war irrig. Der Haß der Böhmen richtete sich besonders gegen die beiden Statthalter Martinitz und Slawata. Von dem ersten erzählte sich das Volk, er habe seine evangelischen Unterthanen mit Hunden in die katholischen Kirchen hetzen lassen, und auch Slawata sollte die härtesten Mittel angewandt haben, die seinigen zum katholischen Glauben zu zwingen. Der Haß gegen beide brach am 23. Mai 1618 in offene Gewaltthat aus. An diesem Tage erschienen die Abgeordneten der protestantischen Böhmen unter Anführung des Grafen Matthias von Thurn bewaffnet im Prager Schlosse, drangen in den Saal der Statthalter, setzten diese heftig zur Rede und warfen sie, als sie widersprachen, samt ihrem Geheimschreiber Fabricius zum Fenster hinaus in den 16 Meter tiefen Schloßgraben. Allein der Tod, der ihnen zugedacht war, traf sie nicht, da sie auf einen Kehrichthaufen fielen und sich unbeschädigt wieder erhoben. Diese Gewaltthat der Böhmen an den Stellvertretern des Kaisers war wie ein Funke, der in ein volles Pulverfaß fällt; sie brachte den unheilvollsten Krieg, der jemals in Deutschland gewütet, zum Ausbruch.

3. Abfall der Böhmen und Wahl eines neuen Königs.

Um der Strafe für diese rasche That zu entgehen, vertrieben die Protestanten des Kaisers Statthalter, setzten eine eigene Regierung von 30 Edelleuten ein, nahmen die Beamten in Eid und Pflicht und rüsteten ein Kriegsheer unter

Thurns Oberbefehl aus. Dabei rechneten sie darauf, daß auch die Evangelischen Österreichs ihrem Beispiele folgen und mit ihnen ein Bündnis schließen würden. So waren sie der Macht des Kaisers weit überlegen. Dieser geriet in die größte Bestürzung, als er von dem Aufstand der Böhmen hörte. Alt und kränklich, war er zur Milde und Nachgiebigkeit gern geneigt, wurde jedoch von Ferdinand daran gehindert. Ehe eine Entscheidung erfolgt war, starb Matthias 1619, und nun erhielten die Böhmen den gefürchteten Ferdinand als ihren Herrn. An eine Aussöhnung war jetzt nicht mehr zu denken; der Krieg mußte entscheiden.

Das Glück neigte sich anfangs auf die Seite der Böhmen. Von dem Grafen Ernst von Mansfeld, einem tapferen Heerführer, der die katholische Religion verlassen und sich den Böhmen angeschlossen hatte, unterstützt, schlug Thurn die kaiserlichen Truppen zurück und stand binnen kurzer Zeit vor den Thoren Wiens. Ferdinand geriet in die größte Bedrängnis; denn auch die Protestanten Österreichs, seine Not benutzend, verlangten dieselben Rechte, wie sie den Böhmen im Majestätsbriefe zugesichert waren. Allein er blieb unerschütterlich fest. Die Unentschlossenheit Thurns ließ ihm Zeit zum Widerstand und zur Rüstung, so daß dieser unverrichteter Sache abziehen mußte. Bald darauf wurde Ferdinand II. (1619—1637) in Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser gewählt. Noch während der Krönungsfestlichkeiten aber traf die Nachricht ein, daß Böhmen, Mähren und Schlesien von ihm abgefallen seien und ihn als den „Erbfeind des evangelischen Glaubens“ für abgesetzt erklärt hätten. Die Böhmen wählten nun den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, nach seines Vaters Tode das Haupt der Union, zu ihrem Könige. Sie hofften dadurch nicht nur den Beistand der Union, sondern auch die Hilfe des Königs von England, mit dessen Tochter Friedrich V. verheiratet war, zu gewinnen. Es war ein gefährliches Kleinod, die böhmische Königskrone, das wußte Friedrich V. wohl. Lange schwankte er daher, ob er sie annehmen solle. Umsonst warnten die deutschen Kurfürsten, die Könige von England und Frankreich, ja Friedrichs eigene Mutter. Die Stimme seiner stolzen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Königs Jakob I. von England, gab schließlich den Ausschlag. Sie sah mehr auf den Glanz und die hohen Ehren der Königskrone, als auf die mit der Annahme derselben verbundenen Gefahren, wenn sie sprach: „Ich will lieber an der königlichen Tafel Brot essen, als an dem kurfürstlichen Tische schwelgen.“ So nahm der erst 23jährige Friedrich die verhängnisvolle Krone an und eilte zur Krönung und Huldigung nach Prag. Mit Thränen in den Augen sah seine Mutter dem Zuge nach und rief voll böser Ahnung kommenden Unheils: „Jetzt geht die Pfalz nach Böhmen.“ Mit verschwenderischer Pracht wurde die Krönung gefeiert, und Fest folgte auf Fest. Allein Friedrich verstand es nicht, sich die Liebe des

Volkes zu erwerben, verletzte es vielmehr fort und fort durch seinen hochfahrenden Stolz. Auch gelang es ihm nicht, der großen Verwirrung in Böhmen Herr zu werden.

4. Die Schlacht auf dem weißen Berge. Kaiser Ferdinand setzte alles daran, seine verlorenen Erbländer wiederzugewinnen. Schon auf seiner Rückreise von Frankfurt schloß er mit seinem Jugendfreunde, dem Herzog Maximilian von Bayern, ein enges Bündnis, durch welches ihm auch die Hilfe der Liga zugesichert wurde. Ein gleiches Bündnis wurde mit dem Könige von Spanien, einem nahen Verwandten Ferdinands, geschlossen, durch welches Bündnis nicht nur ein spanisches Heer zum Einfall in die Pfalz, sondern auch das zur Kriegführung so nötige Geld gewonnen wurde. Schnell rückte nun das Heer des Kaisers, verstärkt durch die Truppen der Liga, unter der Führung Maximilians und seines streng katholischen Feldherrn Tilly in Böhmen ein. Friedrich V. hatte seine Zeit nicht so gut benutzt. Sorglos überließ er sich in rauschenden Festen und Lustbarkeiten dem Genuß seiner Königswürde. Auch versäumte er es, die protestantischen Kriegskräfte rechtzeitig zu sammeln. Und so kam es, daß die Union mit der Liga kleinmütig einen Vertrag schloß und den Böhmenkönig sich selbst überließ. Die von England erwarteten Hilfstruppen trafen erst sehr spät und in geringer Zahl ein; Brandenburg, dessen Kurfürst Georg Wilhelm ein Schwager des Böhmenkönigs war, that gar nichts zu dessen Unterstützung, aus Furcht vor dem Kaiser; und der evangelische Kurfürst von Sachsen stellte sich offen auf die Seite des Kaisers.

Ohne Widerstand zu leisten, zog sich Friedrichs Heer bis unter die Mauern von Prag zurück. Hier, auf dem weißen Berge, kam es am 8. November 1620 zur Entscheidungsschlacht. Obzwar beide Heere an Zahl sich gleich waren, so war der Ausgang des Kampfes doch vorauszusehen; denn während für den Kaiser pünktlich bezahlte, gut genährte und kampfeslustige Soldaten stritten, bestand das böhmische Heer aus Söldnern, welche durch vielfache Entbehrungen mißgestimmt und durch große Anstrengungen ermüdet waren. An einem Sonntage, um die Mittagszeit, entbrannte der Kampf. Friedrich V. war tags vorher nach Prag geeilt, um für die Nacht der Ruhe besser pflegen zu können. Während er an reichbesetzter Mittagstafel es sich wohl sein ließ, wurden seine Truppen in weniger als einer Stunde geschlagen. Ein einziger entschlossener Angriff brachte ihre Schanzen auf dem weißen Berge in den Besitz der Feinde. Die Böhmen suchten ihr Heil in wilder Flucht. Kaum war der König zu Pferde gestiegen und vor dem Thore Prags angelangt, als ihm zu seinem Entsetzen die flüchtigen Teile seines zersprengten Heeres entgegen eilten. Noch war er Zeuge, wie sich einige Befehlshaber den flüchtenden Truppen in den Weg warfen und sie aufzuhalten suchten, aber vergebens. Niemand hörte sie, alles drängte in wilder Hast über die Moldau-

brücke der Altstadt zu. Vorbereitungen zur Verteidigung derselben hatte man nicht getroffen; das Heer war vernichtet, die Bürgerschaft kleinmütig und verzagt, Rettung nur noch in der Flucht. Noch in derselben Nacht verließ Friedrich mit Gemahlin und Kind Prag, von vielen Offizieren und Beamten begleitet. Nach wenigen Stunden schon drangen die kaiserlichen Soldaten ein, da niemand den Mut zur Verteidigung hatte. So entschied eine einzige blutige Stunde das Schicksal Böhmens und stürzte den Thron Friedrichs V., den seine Feinde, da er nur einen Winter hindurch König gewesen war, spottweise den „Winterkönig“ nannten. Dieser selbst eilte in unaufhaltsamer Flucht nach Schlesien, Küstrin, Berlin und von da nach den Niederlanden. Von der Reichsacht getroffen, irrte er, ein länderloser Fürst, von den Seinen verlassen, von den Katholiken in Spottliedern verhöhnt, von der Gnade seines Schwiegervaters lebend, von Land zu Land, um endlich auf fremder Erde zu sterben (in Mainz 1632). Obgleich nur einen Winter lang König, hatte sein Regiment doch lange genug gedauert, sich die Liebe des Volkes zu verscherzen.

5. Des Kaisers Strafgericht über Böhmen. Wenige Monate genügten, Böhmen, Mähren und Schlesien dem Kaiser aufs neue zu unterwerfen. Ängstlich harrten die Böhmen der Strafe, die der Kaiser über sie verhängen würde. Dieser zögerte, und die am Aufstande Beteiligten waren schon sicher geworden. Da plötzlich begannen die Verhaftungen im Frühjahre 1621. Mit eigener Hand zerschnitt Ferdinand den Majestätsbrief; 27 der vornehmsten protestantischen Edelleute wurden auf dem Marktplatze zu Prag hingerichtet; Hunderte büßten ihre Schuld mit dem Verlust ihres Vermögens, denn sie wurden ihrer Güter beraubt; das Rauben, Plündern und Mißhandeln wollte kein Ende nehmen. Die eingezogenen Güter wurden meist den wieder zurückgekehrten Mönchen verliehen; die lutherischen Geistlichen mußten das Land verlassen; in den evangelischen Kirchen wurde wieder katholischer Gottesdienst gehalten; die Universität in Prag und die Schulen wurden den Mönchen übergeben; der gewaltige Druck nötigte über 30 000 Familien, ihr Vaterland zu verlassen und sich in den protestantischen Nachbarländern eine Heimat zu suchen. Böhmens alter Wohlstand, sein Glaube war zu Boden geschlagen; über das Land kam die Ruhe eines Kirchhofs. In fast verschwenderischer Weise belohnte der Kaiser seine hohen Offiziere mit den eingezogenen Gütern und mit Geld.

6. Der Krieg in der Pfalz. Bald nach diesem Strafgerichte über die Böhmen löste sich die Union unter dem Hohne der Völker kläglich auf, nachdem sie ihrem Namen so wenig Ehre gemacht hatte. Während nun der Kaiser auf Mittel sann, der katholischen Kirche allenthalben die Herrschaft wieder zu verschaffen, wagten drei Männer für die Sache des geächteten Kur-

fürsten und für den bedrohten Protestantismus ins Feld zu ziehen. Es waren Graf Ernst von Mansfeld, Herzog Christian von Braunschweig und Markgraf Georg Friedrich von Baden. Der Schauplatz des Krieges war meist die Pfalz, aus Rheinpfalz und Oberpfalz bestehend.

In die Pfalz rückten nach Friedrichs V. Ächtung die Truppen der Liga unter Tilly und spanische Hilfstruppen des Kaisers ein. Tilly, Niederländer von Geburt, zeigte großen Eifer für die Wiederherstellung der Gewalt der katholischen Kirche. Er hatte den Auftrag, seinem begehrlichen Herrn Maximilian die Kurpfalz zu erobern. Sein gefährlichster Gegner war Graf Ernst von Mansfeld, der, zur großen Beschämung der Union, allein der Macht des Kaisers trotzte. Aus einer katholischen Soldatenfamilie stammend, hatte er erst gegen die Protestanten, dann, nach seinem Übertritt zu ihrer Religion, für sie gekämpft. Sein Feldherrntalent und seine wilde Tapferkeit verschafften ihm hohen Kriegsruhm, und deswegen liefen ihm die Söldner, die unter seinen Fahnen die weiteste Freiheit genossen, in großen Scharen zu. Es gab damals in Deutschland viel Volk, das sich vom Kriege ernährte, und als die Kunde erscholl, daß der Mansfelder ein Heer werbe, da eilten müßige Waffenknechte, verwahrloste Adlige, verlaufene Studenten, verarmte Kaufleute, verdorbene Bauernsöhne in Menge herbei, so daß er in kurzer Zeit ein Heer von 20 000 Mann beisammen hatte. Zwar erhielt er Geld aus England und den Niederlanden, aber den größten Teil seiner Kriegsbedürfnisse lieferten ihm Raub und Plünderung und Brandschatzung in den Ländern, die er durchzog. Sie mußten Brot, Fleisch, Wein, Bier und alle Lebensmittel für die Soldaten, Futter für die Pferde und alles, was er für den Krieg brauchte, aufbringen. So mußte „der Krieg den Krieg ernähren".

Ebenso nahm sich Markgraf Georg Friedrich von Baden der Sache des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz an. Er hatte, um durch den Krieg gegen den Kaiser sein Land nicht zu gefährden, die Regierung desselben seinem Sohne überlassen. Im Bunde mit dem Grafen von Mansfeld gewann er ein siegreiches Treffen gegen Tilly. Bald aber vereinigten sich beide Feldherrn, trennten sich, und nun wurde Georg Friedrich 1622 bei Wimpfen am Neckar von Tilly geschlagen, ja er wäre selbst in die Hände der Feinde gefallen, hätten nicht, wie die Sage erzählt, 400 Pforzheimer Bürger durch ihren Heldentod seinen Rückzug erkämpft.

Der dritte Feldherr, der für Friedrich V. das Schwert zog, war Christian von Braunschweig. Dieser wilde, zügellose Jüngling, ein Bruder des regierenden Fürsten von Braunschweig und Verweser des ehemals katholischen Bistums Halberstadt, fühlte sich am wohlsten im wilden Kriegsgetümmel. Ein rauher Kriegsmann, der sich „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" nannte, trat er als Kämpfer für die ihm nahe verwandte unglückliche Böhmen-

königin Elisabeth auf, deren Handschuh er in ritterlicher Weise an seinem Reiterhelm trug. Er hatte gelobt, nicht eher zu ruhen, bis die von ihm verehrte Frau ihre verlorene Krone wieder gewonnen. Nachdem er mit seinem zuchtlosen Heere Westfalen durchzogen und hier die Klöster und katholischen Kirchen geplündert, trug er die zerstörende Kriegsfackel bis an den Main, erlitt jedoch bei Höchst in der Nähe von Frankfurt, noch ehe er sich mit Mansfeld vereinigt hatte, durch Tilly eine empfindliche Niederlage 1622. Da entließ Friedrich V. auf den Rat seines Schwiegervaters Jakob I. die beiden Söldnerführer, und diese zogen nach den Niederlanden. Damit war die Pfalz für ihn verloren, die nun von Tilly und seinen Scharen durchzogen und gebrandschatzt wurde, wobei auch Heidelberg und Mannheim erstürmt und durch Raub und Mord hart mitgenommen wurden.

Zu Anfang des Jahres 1623 berief der Kaiser einen Fürstentag nach Regensburg. Auf demselben wurde Friedrich V. als Empörer gegen Kaiser und Reich abgesetzt, und die Pfalz sollte aufhören, ein Kurfürstentum zu sein. Die Kurwürde erhielt der treue Freund und Helfer des Kaisers, Maximilian von Bayern, als Lohn. Gleichzeitig fiel die Oberpfalz an Bayern, während der Kaiser die Rheinpfalz vorläufig für sich behielt. Überall aber beeilte sich der Kaiser, seine Siege zur Wiederherstellung der katholischen Kirche zu benutzen. Durchdrungen von der Überzeugung, daß die Welt nur durch den römischen Glauben zur Seligkeit gelangen könne, schauderte er nicht vor dem Gedanken, über Leichenhügeln die Einheit der Kirche zurückzuführen. So schien der Krieg zu Ende.

B. Vertiefung.

1. Was ist über die Kaiser zu urteilen?

a) Rudolf II. Obgleich ein sehr schwacher Regent, unter dessen Regierung des Reiches Ansehn nach Außen hin sehr gelitten hat, hält er doch die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens, achtet die Religionsfreiheit der Protestanten, zwingt sie nicht zum katholischen Glauben, wendet also keine rohe Gewalt an, giebt vielmehr im Majestätsbriefe die ausdrückliche Versicherung freier Religionsübung: er ist tolerant. „Was du nicht willst, das man dir thu, das füg' auch keinem andern zu." — „Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen." — Alle seine Unterthanen sind ihm gleich lieb und wert: er ist gerecht, verhilft jedem zu seinem Rechte, wie ein unparteiischer Landesherr thun muß.

b) Matthias. Er kennt auch die Bestimmungen des Religionsfriedens und des Majestätsbriefes, aber er beachtet sie nicht, ist also ungerecht gegen die Protestanten. Eine derartige Ungerechtigkeit ruft immer Erbitterung hervor.

inem Regierungsantritte hatte er gelobt, die Bestimmungen des Majestäts- zu halten; er ist also wortbrüchig. „Versprechen und Halten steht ei Jungen und Alten." — „Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht; Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht." Gegen die berechtigten Klagen Unterthanen ist er taub, ja er giebt sogar eine harte Antwort, ist also erzig und lieblos.

) Ferdinand II. Auch er ist ungerecht, wortbrüchig. Seine häß- Eigenschaft aber ist die Unduldsamkeit gegen die Protestanten. Er kein Mittel, dem katholischen Glauben zum Siege zu helfen, selbst Gewalt lutigen Krieg nicht. „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer." Und t er mit seinen Soldaten durch das evangelische Steiermark, als ob es die schlimmsten Verbrecher einzufangen. Er ist hart und grausam, idlos und unbarmherzig, bringt Not und Elend über sein eigenes Kein Wunder, daß er von seinen Unterthanen gehaßt ist. „Wer Haß ird Haß ernten." Er bedenkt nicht, daß die festeste Stütze eines Fürsten- s die Liebe des Volkes ist; denn „Nicht Roß, nicht Reisige . . ." muß er es erfahren, daß die Böhmen von ihm abfallen. „Böse Früchte ie böse Saat." Nach dem Aufstande der Böhmen ist er rachsüchtig, em Strafgericht unmenschlich und grausam. „Blinder Eifer schadet nur."

. Was ist über die Böhmen zu urteilen?

) Was gefällt uns an ihnen? Ihre treue Anhänglichkeit an angelischen Glauben. „Sei getreu bis in den Tod . . ." Ihr un- tterlicher Glaubensmut auch in der Stunde der Gefahr. „Fürchte cht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott; ich stärke dich, fe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." Opferwilligkeit für den Glauben; sie ziehen bereitwillig das Schwert n, obgleich sie wissen, welch furchtbar wütend Schrecknis der Krieg ist.

) Was gefällt uns nicht an ihnen? Sie werden hart und grausam t; ihr Recht wird ihnen vorenthalten. Da suchen sie sich selber ihr durch Gewalt. „Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt." erhalten ist Auflehnung, Empörung, Revolution: „Jedermann sei an der Obrigkeit . . ." Der häßlichste und verderblichste Krieg ist der rkrieg, das verwerflichste Mittel im Kampfe rohe Gewalt. Die sie an, als sie die beiden Statthalter zum Fenster hinausstürzen. „Wenn Völker selbst befrein, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn." — „Siehe, nes Feuer, welch einen Wald zündet es an!"

Was ist über die Union zu urteilen?

ie evangelischen Fürsten schließen ein Bündnis, um ihren bedrohten t zu schützen. Das gefällt uns. „Eintracht macht stark." — „Einig-

keit, ein festes Band, hält zusammen Leut' und Land." — „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr." Aber als es nun gilt, die Macht zu gebrauchen, die in der Einigkeit liegt, da schließt die Union kleinmütig Frieden und läßt den Böhmenkönig im Stich. Das ist Verrat an der heiligen Sache des Glaubens, oder doch wenigstens Gleichgültigkeit. „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an unseres Glaubens Genossen." Besonders gefällt uns das Verhalten der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen nicht. Beide sind lau in ihrem Glauben; der eine hält es offen mit dem Kaiser, den anderen zwingt die Furcht vor dem Kaiser zur Unthätigkeit; bei beiden ist die Selbstsucht größer als die Liebe zu den Glaubensgenossen.

4. Was ist über Friedrich V. zu urteilen?

Alles, was wir von ihm hören, will uns nicht recht gefallen. Er ist ehrgeizig und nimmt die Böhmenkrone an, obgleich er weiß, daß sie der thatkräftige Ferdinand ohne Kampf und Blutvergießen sich nicht entreißen lassen wird. Er ist hochmütig gegen die Böhmen: „Hochmut kommt vor dem Falle." — „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . ." Dadurch verscherzt er die Liebe und das Vertrauen des Volkes. Er ist genußsüchtig, indem er seine Königswürde nur zur Veranstaltung rauschender Festlichkeiten benutzt. Er ist nachlässig, indem er die nötigen Kriegsvorbereitungen nicht rechtzeitig trifft. Er ist selbstsüchtig, weichlich, wenn er sein Heer verläßt und nach Prag eilt, um eine Nacht besser schlafen zu können. Er ist leichtsinnig, wenn er über den Genüssen der Tafel die Gefahr seines Heeres vergißt. Er ist mutlos und feige, wenn er nach einer einzigen Schlacht Krone und Land im Stiche läßt.

Aber doch können wir uns des Mitleids mit diesem Manne nicht erwehren, wenn wir ihn hilflos und verlassen von Land zu Land eilen und auf fremder Erde sterben sehen. „Es sind ja Gott sehr leichte Sachen . . ." (Wer nur den lieben Gott . . . V. 6.)

5. Was ist über die Heerführer der Protestanten zu urteilen?

Sie sind hilfsbereit, denn sie nehmen sich des verlassenen Böhmenkönigs und der bedrängten Glaubensgenossen an. „Wer sich des Armen erbarmet . . ." — „Lasset uns Gutes thun an jedermann . . ." — „Freund in der Not, Freund im Tod, Freund hinterm Rücken, das sind drei starke Brücken." In ihrer Hilfe sind sie selbstlos und opferfreudig, im Kampfe tapfer und unerschrocken, grimmige Feinde des Kaisers und der Katholiken.

Dagegen gefällt uns nicht die Art und Weise der Kriegführung. Raub, Mord, Plünderung bezeichnen den Weg ihrer Scharen. Da muß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden; Freundes- wie Feindesland wird gleich verwüstet. Dadurch werden Roheit, Hartherzigkeit und alle bösen Leiden-

)aften im Menſchenherzen wachgerufen. Dann heißt es mit Recht vom Kriege: Es ſchont der Krieg auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege."

„Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei."

III. Verknüpfung.

1. Der böhmiſch-pfälziſche und der ſchmalkaldiſche Krieg.

a) Urſache: in beiden der vom deutſchen Kaiſer ausgeübte Druck auf die Glaubensfreiheit der Proteſtanten; dort Karl V., hier Ferdinand II.; dort der hmalkaldiſche Bund, hier die Union; dort Kurfürſt Johann Friedrich von achſen und Landgraf Philipp von Heſſen, hier Friedrich V., König von öhmen und Kurfürſt von der Pfalz; dort ein Verräter: Moritz von Sachſen, er zwei abtrünnige Fürſten: die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen; ort nach langer Unthätigkeit des ſchmalkaldiſchen Bundes Zerfall desſelben, er Unthätigkeit der Union.

b) Verlauf: beide Kriege werden durch eine einzige Schlacht entſchieden, ort die Niederlage bei Mühlberg, hier die Niederlage am weißen Berge; dort e Gefangennahme des Kurfürſten von Sachſen, hier die übereilte Flucht des öhmenkönigs; dort der Anführer der evangeliſchen Truppen im Gotteshauſe, er an wohlbeſetzter Tafel; dort Einnahme von Wittenberg, hier von Prag; ort der Kurfürſt von Sachſen in fünfjähriger Gefangenſchaft, begleitet von der ebe ſeines Volkes, hier der Böhmenkönig von Land zu Land flüchtend, ohne h die Liebe des Volkes erworben zu haben; dort der Kurfürſt, bei ſeiner eimkehr mit Jubel empfangen, ſtirbt er in der Mitte ſeines Volkes, hier der önig, vom Haß ſeiner eigenen Glaubensbrüder verfolgt, ſtirbt er auf fremder rde; dort erſteht dem bedrängten Glauben ein Rächer und Retter, Moritz n Sachſen, hier drei Helfer, ohne doch Retter zu ſein.

c) Folgen. Dort Verluſt des Kurfürſtentums Sachſen, hier des Königchs Böhmens; dort wie hier verſuchte Unterdrückung des evangeliſchen Glaubens; rt führt dieſe Unterdrückung nach der Empörung des Herzogs Moritz von achſen zum Vertrag von Paſſau und endlich zum Religionsfrieden von Augsrg, hier zur faſt völligen Ausrottung des Proteſtantismus in Böhmen; dort ußt Karl V. nach kurzem Siegesrauſch eilig flüchten, hier ſteigt Ferdinand II. f den Gipfel ſeiner Macht.

2. Karl V. und Ferdinand II.

Beide ſind erbitterte Feinde der evangeliſchen Lehre von Jugend auf; ide ſcheuen vor keinem Mittel zurück, ſie wieder auszurotten; beide kommen

schon sehr früh zur Herrschaft; beide werfen durch eine einzige Schlacht ihre Gegner zu Boden; beide steigen durch diesen Sieg zum Gipfel ihrer Macht empor; beide benutzen ihren Sieg zur möglichsten Ausrottung des Protestantismus; gegen beide erscheinen auf dem Kampfplatze Rächer und Retter der geschlagenen Fürsten. — Karl V. wird von diesem Retter, Moritz von Sachsen, in die Enge getrieben und willigt in den Passauer Vertrag; Ferdinand II. besiegt durch seine Truppen auch die neuen Feinde und vergrößert sein Land durch die Pfalz. Karl V. legt endlich, des Kampfes müde, seine Krone nieder; Ferdinand II. setzt bis zu seinem 1537 erfolgten Tode den Kampf fort.

3. König Ottokar von Böhmen und Friedrich V.

Beide sind Böhmenkönige; beide empören sich gegen ihren Kaiser: Ottokar gegen Rudolf von Habsburg, Friedrich V. gegen Ferdinand II.; beide werden in einer einzigen Schlacht geschlagen: Ottokar auf dem Marchfelde 1278, Friedrich V. auf dem weißen Berge 1620; für beide hat diese Schlacht schlimme Folgen: Ottokar fällt, Friedrich muß flüchten; beider Länder werden vom Kaiser in Besitz genommen.

4. Kämpfer für den Glauben.

Die Apostel, die Märtyrer, Bonifatius, Karl der Große, Otto I., die Kreuzfahrer, der deutsche Ritterorden, Luther und seine Mitarbeiter, die Glieder des schmalkaldischen Bundes, die Böhmen.

5. Empörungen unterdrückter Völker und Männer, Bürgerkriege.

Die Kinder Israel in Ägypten; der Abfall der zehn Stämme Israels unter Rehabeam; der 30jährige Religionskrieg der Sachsen gegen Karl den Großen; Heinrichs des Löwen Empörung gegen Friedrich Barbarossa; Ottokars von Böhmen Empörung gegen Rudolf von Habsburg; der schmalkaldische Krieg; der böhmische Krieg.

6. Grausamkeit und Härte der Fürsten.

Pharao in Ägypten, Rehabeam in Juda, Herodes durch den bethlehemitischen Kindermord, Karl der Große durch das Blutgericht von Verden, Heinrich IV. durch die grausame Unterdrückung der Sachsen, Friedrich Barbarossa durch die blutige Zerstörung Mailands, Karl V. durch sein Verhalten gegen Johann Friedrich von Sachsen, Ferdinand II. durch das Strafgericht über die Böhmen.

7. Die Reichsacht.

Friedrich V.; Graf Ernst von Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig; die Reichsstadt Donauwörth; Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen im schmalkaldischen Kriege; Magdeburg, der Hort und Schutz der Evangelischen nach dem schmalkaldischen Kriege; Luther nach dem Reichstage von Worms; die Stadt Mühlhausen im Bauernkriege 1525; Ottokar von Böhmen; Heinrich der Löwe.

8. **Verknüpfung von Zahlen.**

a) 919. Heinrich I. kommt zur Regierung.
1519. Luthers Unterredung mit Eck; Ferdinand Kortez erobert Mexiko; die erste Erdumsegelung Magelhaens.
1619. Ferdinand II. kommt zur Regierung.

b) 1508. Luther kommt als Professor nach Wittenberg.
1608. Die Union wird geschlossen.

c) 1518. Luthers Unterredung mit Kajetan in Augsburg.
1618. Ausbruch des 30jährigen Krieges.

d) 1520. Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle.
1620. Friedrich V. wird auf dem weißen Berge bei Prag geschlagen.

e) 21. Armin stirbt durch den Dolch seiner Feinde und Neider.
1521. Luther auf dem Reichstage zu Worms.
1621. Ferdinands II. Strafgericht über die Böhmen.

f) 1522. Die Bilderstürmer in Wittenberg.
1622. Georg Friedrich von Baden bei Wimpfen und Christian von Braunschweig bei Höchst am Main von Tilly geschlagen.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1608 Die evangelischen Fürsten Süddeutschlands schließen die Union.

1609 Die katholischen Fürsten Süddeutschlands schließen die Liga. Kaiser dolf II. sichert den Böhmen im Majestätsbriefe freie Religionsübung zu.

1612—1619 Matthias.

1619—1637 Ferdinand II.

1620 Friedrich V. wird von Tilly auf dem weißen Berge bei Prag chlagen.

1621 Des Kaisers Strafgericht über die Böhmen.

1622 Die Kämpfe in der Pfalz.

1623 Auf dem Fürstentage zu Regensburg wird Friedrich V. abgesetzt und aximilian von Bayern erhält Kurwürde und Oberpfalz.

Führer: a) Maximilian von Bayern, Tilly. b) Graf Matthias von Thurn, nst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden.

Geographische Ergebnisse.

Seit 1623 ist Bayern ein Kurfürstentum und die Oberpfalz mit ihm vereinigt.

V. Anwendung.

1) Name und Zweck der Union! Glieder derselben!
2) Name und Zweck der Liga! Glieder derselben!
3) Sprich dich aus über die Bedeutung des Majestätsbriefes!
4) Bedeutung der Schlacht auf dem weißen Berge!
5) Charakteristik Friedrichs V.

6) Wende folgende Sätze an: „Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an.“ — „Böse Früchte trägt die böse Saat.“ — „Eintracht macht stark.“ — „Hochmut kommt vor dem Falle.“

7) Stelle die dir bekannten Religionskriege nach Ursache, Verlauf, Folgen zusammen!

8) Nenne dir bekannte Bündnisse zum Schutze des Glaubens!

9) Erzähle etwas aus der Geschichte der Stadt Regensburg! (Von den Römern gegründet, Bonifatius, Barbarossa beginnt dort seinen Kreuzzug, Fürstentag 1623.)

10) Nenne deutsche Fürsten und Feldherrn zur Zeit des böhmischen Krieges!

---

2. Der niedersächsisch-dänische Krieg.

(Ziel: Wie der Krieg, der bisher fast nur in Süddeutschland gewütet hat, nun in Norddeutschland fortgesetzt wird.)

I. Vorbereitung.

Mit dem Fürstentage zu Regensburg und der Absetzung Friedrichs V. schien der Krieg beendet. Allein Kaiser Ferdinand, durch die ersten Siege ermutigt, trat jetzt rücksichtsloser denn je gegen die Protestanten auf. Durch die Übertragung der Kurwürde an Bayern war das Übergewicht der Katholiken im Reiche gesichert, denn nun standen fünf katholische Kurfürsten (Köln, Mainz, Trier, Bayern, Böhmen) gegen zwei evangelische (Sachsen und Brandenburg). Überhaupt trat das Bestreben des Kaisers und der Katholiken, die katholische Kirche wieder zur Alleinherrscherin zu machen, zu deutlich hervor, als daß sich die Protestanten nicht bald kräftiger als bisher hätten erheben sollen. Und so kam es zur Fortsetzung des unheilvollen Krieges, von der wir nun hören wollen.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Christian IV. von Dänemark. Die beiden Söldnerführer Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig kehrten bald aus den Niederlanden zurück und verheerten Westfalen und Ostfriesland, konnten jedoch gegen Tilly, der inzwischen mit dem Heere der Liga ebenfalls nach Westfalen vorrückte, nichts ausrichten. Immer gefahrvoller gestaltete sich also die Lage für die norddeutschen Protestanten, und vielleicht hätte der Kaiser bald ganz Deutschland zu seinen Füßen gesehen — denn die Kurfürsten von

enburg und Sachsen rührten sich noch immer nicht — selbst nicht fremde
n den deutschen Protestanten zu Hilfe gekommen. In Frankreich, Eng-
und Dänemark verfolgte man mit Besorgnis die wachsende Macht des
s und die Unterdrückung der evangelischen Lehre. Der von Tilly zunächst
ste niedersächsische Kreis (umfaßte das Land zwischen Weser und Elbe,
h vom Harz, dazu noch Holstein und Mecklenburg, im Gegensatz zum
chsischen Kreise, dem Brandenburg und Sachsen angehörten) erwählte zu
Kriegsobersten den König Christian IV. von Dänemark, der, ob-
ein fremder Fürst, doch als Herzog von Holstein zum deutschen Reiche
e. Er war der Oheim der unglücklichen Böhmenkönigin Elisabeth, der
hlin Friedrichs V. Sein Glaubenseifer für die evangelische Lehre und die
ung auf Ländererwerb im nördlichen Deutschland führten ihn ins Feld.
urde von England, Holland und Frankreich mit Geld unterstützt, denn
h letzteres die Protestanten im eigenen Lande unterdrückte und blutig
gte, so kam es doch den deutschen zu Hilfe, um die Macht des Kaisers
chen. Damit begann ein neuer Abschnitt des furchtbaren Krieges, den
als den niedersächsisch-dänischen bezeichnet.

2. Wallenstein. Bisher hatte der Kaiser seine Kriege mit Hilfe der
und Maximilians von Bayern geführt. Er fühlte sich schon lange be-
daß er alle seine Erfolge dem Bayernherzog und seinem Feldherrn Tilly
danken hatte; denn Maximilian ließ sich seine Hilfeleistungen teuer be-
. So beschloß er denn, ein eigenes Heer aufzustellen. Doch fehlten ihm
littel dazu. Da erbot sich ein Mann, dem Kaiser ein Heer zu werben,
daß es diesen etwas kosten solle. Es war Albrecht von Wallenstein,
hmischer Edelmann, der, von protestantischen Eltern erzogen, später zur
schen Kirche übergetreten war. Er hatte weite Reisen durch England,
d, Frankreich und Italien unternommen und war dann, vom Ehrgeiz
en, in die Dienste des Kaisers getreten, wo er sich in mehreren Schlachten,
am weißen Berge bei Prag, in hervorragender Weise auszeichnete. Teils
Erbschaft, teils durch eine doppelte Heirat war er sehr reich geworden.
erdinand II. 1621 das Strafgericht über die Böhmen hielt, kaufte Wallen-
auf einmal 60 Güter in Böhmen und Mähren, deren Besitzer vertrieben
waren. Außerdem erhielt er vom Kaiser außer einem wertvollen
besitz noch den Titel eines Herzogs von Friedland, so daß er einer
ächsten Herren des Landes war, dessen Reichtum durch ungeheure Vermeh-
ng der Güter von Jahr zu Jahr wuchs. Er trat jetzt vor den Kaiser
r Erklärung, er wolle ein Heer auf eigene Kosten aufbringen und unter-
wenn man ihm den unbeschränkten Oberbefehl über dasselbe gäbe und
ßt durch eroberte Länder entschädigen würde. Es wird erzählt, daß,
n ihm 20 000 Mann zugesichert wollte, er gesagt habe, diese [illegible]

nicht ernähren, wohl aber 50 000. Nach dem Vorbilde des Grafen von Mansfeld wollte auch der „Friedländer" den Krieg durch den Krieg sich ernähren lassen. Raub, Plünderung, Brandschatzung der durchzogenen Länder mußten den Sold für die Soldaten liefern. Nach einigem Bedenken ging Ferdinand auf den Vorschlag Wallensteins ein. Allenthalben wurde nun die Werbetrommel gerührt. Wallensteins glänzender Kriegsruhm und die Versprechungen großer Beute lockten Scharen tüchtiger Streiter unter seine Fahnen; denn in einem Kriege, in dem Raub und Plünderung ungescheut geübt ward, fand der Soldat oft große Reichtümer, während der Bürger und Bauer hungerte und seines Lebens und Eigentums nicht sicher war, daher wollte der gemeine Mann lieber fechten und Beute machen, als durch mühsame Arbeit sein Brot verdienen. So kam es, daß er in kurzer Zeit ein großes Heer beisammen hatte. Er verstand es, Einheit in diese aus allen Ländern bunt zusammengewürfelten Massen zu bringen. Im Dienste äußerst streng, bei Vergehen gleich die Todesstrafe verhängend, war er doch nachsichtig bei Raub und Plünderung, so daß er von seinen Soldaten beinahe vergöttert wurde.

3. Wallenstein und Ernst von Mansfeld. Mit seinem neugeworbenen Heere brach Wallenstein noch im Herbst 1625 nach Norddeutschland auf, bezog seine Winterquartiere in den reichen Gegenden um Halberstadt und Magdeburg und griff im Frühjahr 1626 den Grafen von Mansfeld bei Dessau an. Dieser erlitt eine schwere Niederlage, die ihm alles Geschütz und einen großen Teil seines Kriegsvolks raubte. Von Wallenstein verfolgt, zog der unermüdliche Kriegsheld mit dem Reste seines Heeres auf höchst beschwerlichen Märschen durch Brandenburg, Schlesien und Mähren nach Ungarn, um sich mit dem Fürsten dieses Landes zu verbünden und die Schrecken des Krieges in des Kaisers Erbländer Österreich, Steiermark u. s. w. zu tragen. Wallenstein folgte ihm mit seinem Heere bis tief nach Ungarn. Der wankelmütige Fürst dieses Landes aber verhandelte bereits über einen Frieden mit dem Kaiser, und da dem Mansfelder durch Wallenstein der Rückzug abgeschnitten war, so sah er sich genötigt, seine Soldaten zu entlassen, die sich nun nach allen Gegenden zerstreuten, Geschütz und Heergerät zu verkaufen und mit wenigen Begleitern den Rückweg zu suchen. Er wollte durch Bosnien nach Venedig und von da zu Schiff nach England. Ehe er jedoch Venedig erreichte, wurde er in einem bosnischen Dorfe, jedenfalls infolge allzugroßer Anstrengung, von einem heftigen Fieber befallen. Als ihm der Arzt sagte, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, ließ er sich seine Kriegsrüstung anlegen, gürtete den Degen um und erwartete, auf zwei seiner Begleiter gestützt, stehend den Tod, ein echter Held und Soldat. So verschied dieser rastlose Mann, der eine Haupttriebfeder des Krieges gewesen war, wild und trotzig, wie er gelebt, in seinem 46. Lebensjahre. Wenige Monate vorher war auch sein Freund Christian von Braun-

schweig, der tolle Bischof, wie er selbst sich nannte, nach rasch verstürmter Jugend im 27. Lebensjahre ins Grab gestiegen. So hatte die evangelische Sache zwei ihrer tapfersten Heerführer verloren.

4. Der Krieg gegen Christian IV. Während Wallenstein durch den Mansfelder vom norddeutschen Kriegsschauplatze abgezogen wurde, stand Tilly in Hessen und Christian IV. an der Weser. Anfangs mußte Tilly vor dem Dänenkönige zurückweichen. Schon glaubte dieser, über das Eichsfeld nach Thüringen und Franken vordringen zu können, als Tilly einen zurückgelassenen Wallensteinischen Heerhaufen an sich zog und gegen ihn vorbrach. Christian IV. wollte nun über den Harz in ein festes Lager bei Wolfenbüttel zurückweichen, wurde aber am nordwestlichen Ende dieses Gebirges, da, wo die Hohl- und Waldwege desselben zur Ebene hinabführen, bei Lutter am Barenberge 1626 von jenem ereilt und nach heldenmütigem Kampfe, bei dem er selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft entging, vollständig geschlagen. Tilly drang nun bis an die untere Elbe vor. Im folgenden Jahre, 1627, kam Wallenstein mit verstärkter Heeresmacht aus Ungarn zurück, zog durch Schlesien und die Lausitz, brandschatzte Brandenburg, dessen Neutralität er gar nicht beachtete, und eroberte Mecklenburg, indem er die beiden Herzöge dieses Landes, die sich dem Dänenkönige angeschlossen hatten, verjagte. Nun verband er sich mit Tilly, und die kaiserlichen Scharen überschwemmten Holstein, Schleswig und Jütland und jagten den Dänenkönig auf seine Inseln. Dieser mußte froh sein, daß ihm im Frieden von Lübeck 1629 alle seine Länder zurückgegeben wurden, und über des Kaisers Großmut erstaunt, soll er selbst ausgerufen haben: „Mein lieber Gott, der Kaiser giebt mir mehr, als ich begehrt.“ Er mußte nur versprechen, sich nicht wieder in deutsche Angelegenheiten zu mischen, auch die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg, die er selbst erst zum Kriege aufgereizt, nicht zu unterstützen. Und so geschah es. Der siegreiche Feldherr Wallenstein aber erhielt von seinem dankbaren Kaiser das Herzogtum Mecklenburg als Ersatz für die Summen, die er aus seinem Vermögen für den Krieg aufgewendet hatte.

5. Wallenstein vor Stralsund. So war nun der stolze Mann Herzog von Mecklenburg und ein Fürst des deutschen Reiches. Allein im Einverständnis mit dem Kaiser verfolgte er noch weit ehrgeizigere Pläne. Er wollte sein Herzogtum durch Pommern vergrößern und so ein dem Kaiser völlig ergebenes Land an den Küsten der Ostsee schaffen. Schon nannte er sich „Admiral des baltischen Meeres“, denn auch die Bildung einer Flotte für den Kaiser lag in seinem Plane. Um diesen ausführen zu können, mußte er in den Besitz einer festen Seestadt zu gelangen suchen. Dazu schien ihm die feste Hansastadt Stralsund der geeignetste Ort. Schon im Jahre 1628, noch vor

dem Frieden zu Lübeck, wollte er es zwingen, kaiserliche Besatzung in seine Mauern aufzunehmen. Dessen weigerte sich die Bürgerschaft standhaft. Da rückte Wallenstein mit seinem furchtbaren Heere, das inzwischen auf 100000 Mann angewachsen war und auf Kosten Pommerns und Brandenburgs gelebt hatte, vor die Stadt und schwur, „sie zu erobern und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre“. Aber alle Stürme scheiterten an der festen Lage der Stadt und an dem Heldenmute der Bürgerschaft, die geschworen hatte, Gut und Blut hinzugeben für die Erhaltung der Religion und der alten Rechte und Freiheiten. Von der Seeseite her durch die Schiffe der Hansa, durch Dänemark und Schweden unterstützt, erhielt es immer neue Lebensmittel, Kriegsvorräte und Soldaten, während Wallenstein keine Schiffe besaß, den Hafen Stralsunds einzuschließen. Zum erstenmal scheiterte Wallensteins Glück, und zum erstenmal erlebte sein Stolz eine empfindliche Kränkung. Nachdem er zehn Wochen vor den Mauern gelegen und mehr denn 12000 Soldaten eingebüßt hatte, mußte er die Belagerung aufheben, und brandschatzend zog er von neuem durch Pommern und Brandenburg.

6. Das Restitutionsedikt. Nach der Niederwerfung Christians IV. war bald in ganz Deutschland kein Widerstand mehr gegen den Kaiser zu finden, und dieser hatte es jetzt zum zweitenmal in seiner Hand, dem langjährigen Kriege ein Ende zu machen und den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen. Deutschland lag erschöpft, blutend, verödet und nach Erholung seufzend. In allen Ständen war der Wunsch nach Frieden mächtig. Hätte jetzt der Kaiser die Hand zur Versöhnung geboten, so wäre seine Macht in Deutschland größer gewesen als je. Aber sein Sieg sollte zugleich ein Sieg der katholischen Kirche über die evangelische sein. Daher wurden die Unterdrückungen der „Ketzer“ in Böhmen und Österreich immer schlimmer. Ebenso ging es in anderen deutschen Gebieten. Besonders drängten Maximilian von Bayern und die Glieder der Liga den Kaiser, einen vernichtenden Schlag gegen die Protestanten zu führen. Und so erließ er im Jahre 1629 ein Gesetz, nach welchem alle seit dem Passauer Vertrage seitens der evangelischen Kirche eingezogenen geistlichen Gebiete, also Erzbistümer, Bistümer, Klöster u. s. w. wieder an die katholische Kirche herausgegeben werden sollten. Das waren in Norddeutschland allein zwei Erzbistümer (Magdeburg und Bremen), zwölf Bistümer (darunter Verden, Hildesheim, Havelberg, Brandenburg, Halberstadt, Minden) und eine fast unübersehliche Anzahl von Klöstern. Alle diese geistlichen Gebiete wären wieder mit katholischen Bischöfen besetzt worden, und da diesen nach dem sogen. „geistlichen Vorbehalt“ des Augsburger Religionsfriedens als Landesherren das Recht zustand, den Glauben ihrer Unterthanen zu bestimmen, so wäre eine Unterdrückung des Protestantismus sicher ge-

n. Es war fast kein einziger evangelischer Fürst, der nicht durch diese mmung des Kaisers um einen Teil seines Länderbesitzes gekommen wäre. s Gesetz, gewöhnlich Restitutionsedikt genannt, das dem ganzen Re- tionswerk Luthers die Axt an die Wurzel legte, rief im protestantischen chland Schrecken und Bestürzung hervor. Jetzt sahen die Protestanten aß der Untergang ihrer Religion vom Kaiser und von der Liga beschlossen nd daß der Untergang der deutschen Freiheit ihr bald nachfolgen werde. t Wallenstein mißbilligte diesen Schritt des Kaisers. Allein die Beschwerden ürsten und Städte blieben unbeachtet. Wo die Katholiken die Oberhand , wurde das Gesetz streng durchgeführt und von den geistlichen Gütern genommen. Kein evangelischer Fürst hatte Kraft und Mut genug, aber- für seinen Glauben das Schwert zu ziehen. Kaiser Ferdinand II. stand er Höhe seiner Macht, einer Macht, welche selbst Karl V. nach dem schmal- chen Kriege vergeblich erstrebt hatte. Nur die Stadt Magdeburg wagte ie einst den Befehlen Karls V., so jetzt denjenigen Ferdinands II. zu trotzen.

Überall fing man nun an, die Protestanten mit Gewalt zur katholischen zu zwingen. So geschah es auch in Glogau in Schlesien. Man rf dort zu diesem Zwecke eine Beichtformel, welche soviel Anklang fand, uch manche Fürsten in Süd- und Westdeutschland sich dieselbe mitteilen , um ihre Landeskinder selig zu wissen. Sie heißt:

„Großglogauische Beichte, so die abgefallenen Lutheraner thun n. 1629.

Ich armer, elender Sünder bekenne euch Priestern, daß ich so viele Jahre der nuten, gottlosen Lutherschen Lehre beigewohnt und in solchem Irrtume gelebt auch in ihrem greulichen Sakrament nichts anderes empfangen als gebacken Brot in Trünklein Wein aus einem Faß. Solch greulichem Irrtum und verdamm- Lehre widersage und widerspreche ich nun und nimmermehr in alle Ewigkeit bei- nen, so wahr mir Gott helfe und alle Heiligen!

Artikel, so sie halten sollen: 1. Wir glauben, wie die katholische Kirche be- es sei in der Schrift gegründet oder nicht. — 2. Wir glauben an der Heiligen te und Anrufung. — 3. Wir glauben, daß ein Fegefeuer ist. — 4. Wir glauben sieben Sakramente. — 5. Wir glauben an die heilige Jungfrau Maria. — r schwören zu Gott, daß die lutherische Lehre falsch und verdammlich sei, und 's die Zeit unseres Lebens thun, auch unsere Kinder davon abhalten. — 7. Wir en, daß wir den Kelch des Herrn die Zeit unseres Lebens nicht gebrauchen wollen. Wir schwören, daß wir in die katholische Lehre aus gutem Willen und ohne getreten sind, dazu uns Gott Vater, Sohn und heiliger Geist helfe. Amen!"

7. Wallensteins Absetzung. Trotzdem nach dem Frieden mit nark kein Feind des Kaisers mehr vorhanden war, blieb Wallenstein mit Heere dennoch in Norddeutschland stehn und sog dasselbe auf das un- ste aus. Seine geworbenen Haufen verübten die schrecklichsten Greuel- Besonders schwer lag seine Hand auf Brandenburg, das doch niemals iisers Feind gewesen war. Das Land mußte die große Menge fremder

königin Elisabeth auf, deren Handschuh er in ritterlicher Weise an seinem Reiterhelm trug. Er hatte gelobt, nicht eher zu ruhen, bis die von ihm verehrte Frau ihre verlorene Krone wieder gewonnen. Nachdem er mit seinem zuchtlosen Heere Westfalen durchzogen und hier die Klöster und katholischen Kirchen geplündert, trug er die zerstörende Kriegsfackel bis an den Main, erlitt jedoch bei Höchst in der Nähe von Frankfurt, noch ehe er sich mit Mansfeld vereinigt hatte, durch Tilly eine empfindliche Niederlage 1622. Da entließ Friedrich V. auf den Rat seines Schwiegervaters Jakob I. die beiden Söldnerführer, und diese zogen nach den Niederlanden. Damit war die Pfalz für ihn verloren, die nun von Tilly und seinen Scharen durchzogen und gebrandschatzt wurde, wobei auch Heidelberg und Mannheim erstürmt und durch Raub und Mord hart mitgenommen wurden.

Zu Anfang des Jahres 1623 berief der Kaiser einen Fürstentag nach Regensburg. Auf demselben wurde Friedrich V. als Empörer gegen Kaiser und Reich abgesetzt, und die Pfalz sollte aufhören, ein Kurfürstentum zu sein. Die Kurwürde erhielt der treue Freund und Helfer des Kaisers, Maximilian von Bayern, als Lohn. Gleichzeitig fiel die Oberpfalz an Bayern, während der Kaiser die Rheinpfalz vorläufig für sich behielt. Überall aber beeilte sich der Kaiser, seine Siege zur Wiederherstellung der katholischen Kirche zu benutzen. Durchdrungen von der Überzeugung, daß die Welt nur durch den römischen Glauben zur Seligkeit gelangen könne, schauderte er nicht vor dem Gedanken, über Leichenhügeln die Einheit der Kirche zurückzuführen. So schien der Krieg zu Ende.

B. Vertiefung.

1. Was ist über die Kaiser zu urteilen?

a) Rudolf II. Obgleich ein sehr schwacher Regent, unter dessen Regierung des Reiches Ansehn nach Außen hin sehr gelitten hat, hält er doch die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens, achtet die Religionsfreiheit der Protestanten, zwingt sie nicht zum katholischen Glauben, wendet also keine rohe Gewalt an, giebt vielmehr im Majestätsbriefe die ausdrückliche Versicherung freier Religionsübung: er ist tolerant. „Was du nicht willst, das man dir thu, das füg' auch keinem andern zu." — „Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen." — Alle seine Unterthanen sind ihm gleich lieb und wert: er ist gerecht, verhilft jedem zu seinem Rechte, wie ein unparteiischer Landesherr thun muß.

b) Matthias. Er kennt auch die Bestimmungen des Religionsfriedens und des Majestätsbriefes, aber er beachtet sie nicht, ist also ungerecht gegen die Protestanten. Eine derartige Ungerechtigkeit ruft immer Erbitterung hervor.

Bei seinem Regierungsantritte hatte er gelobt, die Bestimmungen des Majestätsbriefes zu halten; er ist also wortbrüchig. „Versprechen und Halten steht fein bei Jungen und Alten." — „Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht; dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht." Gegen die berechtigten Klagen seiner Unterthanen ist er taub, ja er giebt sogar eine harte Antwort, ist also hartherzig und lieblos.

c) Ferdinand II. Auch er ist ungerecht, wortbrüchig. Seine häßlichste Eigenschaft aber ist die Unduldsamkeit gegen die Protestanten. Er scheut kein Mittel, dem katholischen Glauben zum Siege zu helfen, selbst Gewalt und blutigen Krieg nicht. „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer." Und so zieht er mit seinen Soldaten durch das evangelische Steiermark, als ob es gelte, die schlimmsten Verbrecher einzufangen. Er ist hart und grausam, mitleidlos und unbarmherzig, bringt Not und Elend über sein eigenes Land. Kein Wunder, daß er von seinen Unterthanen gehaßt ist. „Wer Haß säet, wird Haß ernten." Er bedenkt nicht, daß die festeste Stütze eines Fürstenthrones die Liebe des Volkes ist; denn „Nicht Roß, nicht Reisige . . ." Und so muß er es erfahren, daß die Böhmen von ihm abfallen. „Böse Früchte trägt die böse Saat." Nach dem Aufstande der Böhmen ist er rachsüchtig, in seinem Strafgericht unmenschlich und grausam. „Blinder Eifer schadet nur."

2. Was ist über die Böhmen zu urteilen?

a) Was gefällt uns an ihnen? Ihre treue Anhänglichkeit an den evangelischen Glauben. „Sei getreu bis in den Tod . . ." Ihr unerschütterlicher Glaubensmut auch in der Stunde der Gefahr. „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott; ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." Ihre Opferwilligkeit für den Glauben; sie ziehen bereitwillig das Schwert für ihn, obgleich sie wissen, welch furchtbar wütend Schrecknis der Krieg ist.

b) Was gefällt uns nicht an ihnen? Sie werden hart und grausam bedrückt; ihr Recht wird ihnen vorenthalten. Da suchen sie sich selber ihr Recht durch Gewalt. „Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt." Ihr Verhalten ist Auflehnung, Empörung, Revolution: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit . . ." Der häßlichste und verderblichste Krieg ist der Bürgerkrieg, das verwerflichste Mittel im Kampfe rohe Gewalt. Die wenden sie an, als sie die beiden Statthalter zum Fenster hinausstürzen. „Wenn sich die Völker selbst befrein, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn." — „Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an!"

3. Was ist über die Union zu urteilen?

Die evangelischen Fürsten schließen ein Bündnis, um ihren bedrohten Glauben zu schützen. Das gefällt uns. „Eintracht macht stark." — „Einig-

2. Was ist über die Bürger von Stralsund zu urteilen?

Alles, was wir von ihnen hören, gefällt uns. Sie bleiben standhaft in ihrem Glauben: „Sei getreu bis in den Tod . . .", kämpfen für Recht und Freiheit auch gegen den Kaiser: „Was du ererbt . . .", sind ohne Menschenfurcht: „Wir wollen trauen . . .", zeigen unerschütterliches Gottvertrauen: „Wer Gott vertraut . . .", und kämpfen mit Mut, Tapferkeit und Ausdauer: „Dem Mutigen hilft Gott" — „Wer ausharret, wird gekrönt." Der Lohn ihrer Standhaftigkeit ist die endliche Befreiung.

3. Was ist über Wallenstein zu urteilen?

Er ist ein großer Feldherr, der vor nichts zurückschreckt, keine Gefahr scheut, nun aber auch glaubt, alles müsse sich ihm beugen. In seinem Kriegsglück ist er übermütig und vermessen, das bezeugt sein Schwur vor Stralsund: „Übermut thut niemals gut", daher muß er erfahren, was Bürgerkraft zu leisten vermag. Er ist stolz und hochmütig, denn er behandelt selbst die Fürsten des Reiches mit Geringschätzung, darum muß er in Regensburg erfahren: „Hochmut kommt vor dem Falle" — „Wer hoch steigt, fällt tief." Er ist ehrgeizig, denn er trachtet nach dem Besitz eines Reichslandes und dem Titel eines Reichsfürsten. Er ist prachtliebend, prunksüchtig, das bezeugt sein Hofstaat in Prag; hart und grausam, das bezeugt die Art seiner Kriegführung, denn er ist der hervorragendste jener Bandenführer, die den Krieg sich durch den Krieg ernähren ließen. Aber doch gefällt uns der ruhige Stolz, mit dem er sich nach seiner Absetzung auf seine Güter zurückzieht. Er trägt das, was ihm angethan worden ist, mit Hoheit und Würde.

4. Was ist über Ferdinand II. zu urteilen?

Durch Wallenstein zum Gipfel der Macht emporgehoben, ist er maßlos in seinen Plänen. Er will alles Land an den Gestaden der Ostsee für sich haben, will sich eine Flotte gründen, jedenfalls um den Krieg auch auf die dänischen Inseln und nach Schweden hinübertragen zu können und so die Ostsee zu einem deutschen Binnenmeere zu machen. Eroberungssucht also ist es, die ihn treibt. Nach den deutschen Fürsten fragte er nicht mehr viel, da lernen wir seine Herrschsucht kennen. Indem er den Wallensteinischen Soldaten ungestraft Raub und Plünderung gestattet, zeigt er seine Grausamkeit und Härte. Nach dem Frieden von Lübeck hat er es in der Hand, den Krieg zu beenden, aber er setzt ihn fort aus Unversöhnlichkeit, Haß und Rache gegen die Protestanten. „So nun deinen Feind hungert . . ." Er denkt also nicht an das Wohl seiner Unterthanen, sondern nur an seinen eigenen Vorteil, ist voller Selbstsucht und Eigennutz. Er ist ein ungerechter Herrscher, der Recht und Freiheit mit Füßen tritt, indem er Partei nimmt für eine religiöse Gemeinschaft gegen die andere, während einem rechten

schaften im Menschenherzen wachgerufen. Dann heißt es mit Recht vom Kriege: „Es schont der Krieg auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege."

„Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei."

III. Verknüpfung.

1. Der böhmisch-pfälzische und der schmalkaldische Krieg.

a) Ursache: in beiden der vom deutschen Kaiser ausgeübte Druck auf die Glaubensfreiheit der Protestanten; dort Karl V., hier Ferdinand II.; dort der schmalkaldische Bund, hier die Union; dort Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, hier Friedrich V., König von Böhmen und Kurfürst von der Pfalz; dort ein Verräter: Moritz von Sachsen, hier zwei abtrünnige Fürsten: die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen; dort nach langer Unthätigkeit des schmalkaldischen Bundes Zerfall desselben, hier Unthätigkeit der Union.

b) Verlauf: beide Kriege werden durch eine einzige Schlacht entschieden, dort die Niederlage bei Mühlberg, hier die Niederlage am weißen Berge; dort die Gefangennahme des Kurfürsten von Sachsen, hier die übereilte Flucht des Böhmenkönigs; dort der Anführer der evangelischen Truppen im Gotteshause, hier an wohlbesetzter Tafel; dort Einnahme von Wittenberg, hier von Prag; dort der Kurfürst von Sachsen in fünfjähriger Gefangenschaft, begleitet von der Liebe seines Volkes, hier der Böhmenkönig von Land zu Land flüchtend, ohne sich die Liebe des Volkes erworben zu haben; dort der Kurfürst, bei seiner Heimkehr mit Jubel empfangen, stirbt er in der Mitte seines Volkes, hier der König, vom Haß seiner eigenen Glaubensbrüder verfolgt, stirbt er auf fremder Erde; dort ersteht dem bedrängten Glauben ein Rächer und Retter, Moritz von Sachsen, hier drei Helfer, ohne doch Retter zu sein.

c) Folgen. Dort Verlust des Kurfürstentums Sachsen, hier des Königreichs Böhmens; dort wie hier versuchte Unterdrückung des evangelischen Glaubens; dort führt diese Unterdrückung nach der Empörung des Herzogs Moritz von Sachsen zum Vertrag von Passau und endlich zum Religionsfrieden von Augsburg, hier zur fast völligen Ausrottung des Protestantismus in Böhmen; dort muß Karl V. nach kurzem Siegesrausch eilig flüchten, hier steigt Ferdinand II. auf den Gipfel seiner Macht.

2. Karl V. und Ferdinand II.

Beide sind erbitterte Feinde der evangelischen Lehre von Jugend auf; beide scheuen vor keinem Mittel zurück, sie wieder auszurotten; beide kommen

schon sehr früh zur Herrschaft; beide werfen durch eine einzige Schlacht ihre Gegner zu Boden; beide steigen durch diesen Sieg zum Gipfel ihrer Macht empor; beide benutzen ihren Sieg zur möglichsten Ausrottung des Protestantismus; gegen beide erscheinen auf dem Kampfplatze Rächer und Retter der geschlagenen Fürsten. — Karl V. wird von diesem Retter, Moritz von Sachsen, in die Enge getrieben und willigt in den Passauer Vertrag; Ferdinand II. besiegt durch seine Truppen auch die neuen Feinde und vergrößert sein Land durch die Pfalz. Karl V. legt endlich, des Kampfes müde, seine Krone nieder; Ferdinand II. setzt bis zu seinem 1537 erfolgten Tode den Kampf fort.

3. König Ottokar von Böhmen und Friedrich V.

Beide sind Böhmenkönige; beide empören sich gegen ihren Kaiser: Ottokar gegen Rudolf von Habsburg, Friedrich V. gegen Ferdinand II.; beide werden in einer einzigen Schlacht geschlagen: Ottokar auf dem Marchfelde 1278, Friedrich V. auf dem weißen Berge 1620; für beide hat diese Schlacht schlimme Folgen: Ottokar fällt, Friedrich muß flüchten; beider Länder werden vom Kaiser in Besitz genommen.

4. Kämpfer für den Glauben.

Die Apostel, die Märtyrer, Bonifatius, Karl der Große, Otto I., die Kreuzfahrer, der deutsche Ritterorden, Luther und seine Mitarbeiter, die Glieder des schmalkaldischen Bundes, die Böhmen.

5. Empörungen unterdrückter Völker und Männer, Bürgerkriege.

Die Kinder Israel in Ägypten; der Abfall der zehn Stämme Israels unter Rehabeam; der 30jährige Religionskrieg der Sachsen gegen Karl den Großen; Heinrichs des Löwen Empörung gegen Friedrich Barbarossa; Ottokars von Böhmen Empörung gegen Rudolf von Habsburg; der schmalkaldische Krieg; der böhmische Krieg.

6. Grausamkeit und Härte der Fürsten.

Pharao in Ägypten, Rehabeam in Juda, Herodes durch den bethlehemitischen Kindermord, Karl der Große durch das Blutgericht von Verden, Heinrich IV. durch die grausame Unterdrückung der Sachsen, Friedrich Barbarossa durch die blutige Zerstörung Mailands, Karl V. durch sein Verhalten gegen Johann Friedrich von Sachsen, Ferdinand II. durch das Strafgericht über die Böhmen.

7. Die Reichsacht.

Friedrich V.; Graf Ernst von Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig; die Reichsstadt Donauwörth; Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen im schmalkaldischen Kriege; Magdeburg, der Hort und Schutz der Evangelischen nach dem schmalkaldischen Kriege; Luther nach dem Reichstage von Worms; die Stadt Mühlhausen im Bauernkriege 1525; Ottokar von Böhmen; Heinrich der Löwe.

8. Verknüpfung von Zahlen.

a) 919. Heinrich I. kommt zur Regierung.
1519. Luthers Unterredung mit Eck; Ferdinand Kortez erobert Mexiko; die erste Erdumsegelung Magelhaens.
1619. Ferdinand II. kommt zur Regierung.

b) 1508. Luther kommt als Professor nach Wittenberg.
1608. Die Union wird geschlossen.

c) 1518. Luthers Unterredung mit Kajetan in Augsburg.
1618. Ausbruch des 30jährigen Krieges.

d) 1520. Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle.
1620. Friedrich V. wird auf dem weißen Berge bei Prag geschlagen.

e) 21. Armin stirbt durch den Dolch seiner Feinde und Neider.
1521. Luther auf dem Reichstage zu Worms.
1621. Ferdinands II. Strafgericht über die Böhmen.

f) 1522. Die Bilderstürmer in Wittenberg.
1622. Georg Friedrich von Baden bei Wimpfen und Christian von Braunschweig bei Höchst am Main von Tilly geschlagen.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1608 Die evangelischen Fürsten Süddeutschlands schließen die Union.

1609 Die katholischen Fürsten Süddeutschlands schließen die Liga. Kaiser Rudolf II. sichert den Böhmen im Majestätsbriefe freie Religionsübung zu.

1612—1619 Matthias.

1619—1637 Ferdinand II.

1620 Friedrich V. wird von Tilly auf dem weißen Berge bei Prag geschlagen.

1621 Des Kaisers Strafgericht über die Böhmen.

1622 Die Kämpfe in der Pfalz.

1623 Auf dem Fürstentage zu Regensburg wird Friedrich V. abgesetzt und Maximilian von Bayern erhält Kurwürde und Oberpfalz.

Führer: a) Maximilian von Bayern, Tilly. b) Graf Matthias von Thurn, Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden.

Geographische Ergebnisse.

Seit 1623 ist Bayern ein Kurfürstentum und die Oberpfalz mit ihm vereinigt.

V. Anwendung.

1) Name und Zweck der Union! Glieder derselben!
2) Name und Zweck der Liga! Glieder derselben!
3) Sprich dich aus über die Bedeutung des Majestätsbriefes!
4) Bedeutung der Schlacht auf dem weißen Berge!
5) Charakteristik Friedrichs V.

6) Wende folgende Sätze an: „Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an.“ — „Böse Früchte trägt die böse Saat.“ — „Eintracht macht ſtark.“ — „Hochmut kommt vor dem Falle.“

7) Stelle die dir bekannten Religionskriege nach Urſache, Verlauf, Folgen zuſammen!

8) Nenne dir bekannte Bündniſſe zum Schutze des Glaubens!

9) Erzähle etwas aus der Geſchichte der Stadt Regensburg! (Von den Römern gegründet, Bonifatius, Barbaroſſa beginnt dort ſeinen Kreuzzug, Fürſtentag 1623.)

10) Nenne deutſche Fürſten und Feldherrn zur Zeit des böhmiſchen Krieges!

---

2. Der niederſächſiſch-däniſche Krieg.

(Ziel: Wie der Krieg, der bisher faſt nur in Süddeutſchland gewütet hat, nun in Norddeutſchland fortgeſetzt wird.)

I. Vorbereitung.

Mit dem Fürſtentage zu Regensburg und der Abſetzung Friedrichs V. ſchien der Krieg beendet. Allein Kaiſer Ferdinand, durch die erſten Siege ermutigt, trat jetzt rückſichtsloſer denn je gegen die Proteſtanten auf. Durch die Übertragung der Kurwürde an Bayern war das Übergewicht der Katholiken im Reiche geſichert, denn nun ſtanden fünf katholiſche Kurfürſten (Köln, Mainz, Trier, Bayern, Böhmen) gegen zwei evangeliſche (Sachſen und Brandenburg). Überhaupt trat das Beſtreben des Kaiſers und der Katholiken, die katholiſche Kirche wieder zur Alleinherrſcherin zu machen, zu deutlich hervor, als daß ſich die Proteſtanten nicht bald kräftiger als bisher hätten erheben ſollen. Und ſo kam es zur Fortſetzung des unheilvollen Krieges, von der wir nun hören wollen.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Chriſtian IV. von Dänemark. Die beiden Söldnerführer Ernſt von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig kehrten bald aus den Niederlanden zurück und verheerten Weſtfalen und Oſtfriesland, konnten jedoch gegen Tilly, der inzwiſchen mit dem Heere der Liga ebenfalls nach Weſtfalen vorrückte, nichts ausrichten. Immer gefahrvoller geſtaltete ſich alſo die Lage für die norddeutſchen Proteſtanten, und vielleicht hätte der Kaiſer bald ganz Deutſchland zu ſeinen Füßen geſehen — denn die Kurfürſten von

ndenburg und Sachsen rührten sich noch immer nicht — wären nicht fremde sten den deutschen Protestanten zu Hilfe gekommen. In Frankreich, Eng- und Dänemark verfolgte man mit Besorgnis die wachsende Macht des sers und die Unterdrückung der evangelischen Lehre. Der von Tilly zunächst ohte niedersächsische Kreis (ungefähr das Land zwischen Weser und Elbe, lich vom Harz, dazu noch Holstein und Mecklenburg, im Gegensatz zum sächsischen Kreise, dem Brandenburg und Sachsen angehörten) erwählte zu m Kriegsobersten den König Christian IV. von Dänemark, der, ob- h ein fremder Fürst, doch als Herzog von Holstein zum deutschen Reiche rte. Er war der Oheim der unglücklichen Böhmenkönigin Elisabeth, der tahlin Friedrichs V. Sein Glaubenseifer für die evangelische Lehre und die nung auf Ländererwerb im nördlichen Deutschland führten ihn ins Feld. wurde von England, Holland und Frankreich mit Geld unterstützt, denn eich letzteres die Protestanten im eigenen Lande unterdrückte und blutig lgte, so kam es doch den deutschen zu Hilfe, um die Macht des Kaisers rechen. Damit begann ein neuer Abschnitt des furchtbaren Krieges, den als den niedersächsisch-dänischen bezeichnet.

2. Wallenstein. Bisher hatte der Kaiser seine Kriege mit Hilfe der und Maximilians von Bayern geführt. Er fühlte sich schon lange be- t, daß er alle seine Erfolge dem Bayernherzog und seinem Feldherrn Tilly erdanken hatte; denn Maximilian ließ sich seine Hilfeleistungen teuer be- n. So beschloß er denn, ein eigenes Heer aufzustellen. Doch fehlten ihm Mittel dazu. Da erbot sich ein Mann, dem Kaiser ein Heer zu werben, daß es diesen etwas kosten solle. Es war Albrecht von Wallenstein, böhmischer Edelmann, der, von protestantischen Eltern erzogen, später zur lischen Kirche übergetreten war. Er hatte weite Reisen durch England, and, Frankreich und Italien unternommen und war dann, vom Ehrgeiz eben, in die Dienste des Kaisers getreten, wo er sich in mehreren Schlachten, zt am weißen Berge bei Prag, in hervorragender Weise auszeichnete. Teils h Erbschaft, teils durch eine doppelte Heirat war er sehr reich geworden. Ferdinand II. 1621 das Strafgericht über die Böhmen hielt, kaufte Wallen- auf einmal 60 Güter in Böhmen und Mähren, deren Besitzer vertrieben en waren. Außerdem erhielt er vom Kaiser außer einem wertvollen erbesitz noch den Titel eines Herzogs von Friedland, so daß er einer reichsten Herren des Landes war, dessen Reichtum durch sorgsame Bewirt- tung der Güter von Jahr zu Jahr wuchs. Er trat jetzt vor den Kaiser der Erklärung, er wolle ein Heer auf eigene Kosten aufbringen und unter- n, wenn man ihm den unbeschränkten Oberbefehl über dasselbe geben und einst durch eroberte Länder entschädigen würde. Es wird erzählt, daß, nan ihm 20 000 Mann zugestehen wollte, er gesagt habe, diese könne er

6) Wende folgende Sätze an: „Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an." — „Böse Früchte trägt die böse Saat." — „Eintracht macht stark." — „Hochmut kommt vor dem Falle."

7) Stelle die dir bekannten Religionskriege nach Ursache, Verlauf, Folgen zusammen!

8) Nenne dir bekannte Bündnisse zum Schutze des Glaubens!

9) Erzähle etwas aus der Geschichte der Stadt Regensburg! (Von den Römern gegründet, Bonifatius, Barbarossa beginnt dort seinen Kreuzzug, Fürstentag 1623.)

10) Nenne deutsche Fürsten und Feldherrn zur Zeit des böhmischen Krieges!

---

2. Der niedersächsisch-dänische Krieg.

(Ziel: Wie der Krieg, der bisher fast nur in Süddeutschland gewütet hat, nun in Norddeutschland fortgesetzt wird.)

I. Vorbereitung.

Mit dem Fürstentage zu Regensburg und der Absetzung Friedrichs V. schien der Krieg beendet. Allein Kaiser Ferdinand, durch die ersten Siege ermutigt, trat jetzt rücksichtsloser denn je gegen die Protestanten auf. Durch die Übertragung der Kurwürde an Bayern war das Übergewicht der Katholiken im Reiche gesichert, denn nun standen fünf katholische Kurfürsten (Köln, Mainz, Trier, Bayern, Böhmen) gegen zwei evangelische (Sachsen und Brandenburg). Überhaupt trat das Bestreben des Kaisers und der Katholiken, die katholische Kirche wieder zur Alleinherrscherin zu machen, zu deutlich hervor, als daß sich die Protestanten nicht bald kräftiger als bisher hätten erheben sollen. Und so kam es zur Fortsetzung des unheilvollen Krieges, von der wir nun hören wollen.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Christian IV. von Dänemark. Die beiden Söldnerführer Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig kehrten bald aus den Niederlanden zurück und verheerten Westfalen und Ostfriesland, konnten jedoch gegen Tilly, der inzwischen mit dem Heere der Liga ebenfalls nach Westfalen vorrückte, nichts ausrichten. Immer gefahrvoller gestaltete sich also die Lage für die norddeutschen Protestanten, und vielleicht hätte der Kaiser bald ganz Deutschland zu seinen Füßen gesehen — denn die Kurfürsten von

Brandenburg und Sachsen rührten sich noch immer nicht — wären nicht fremde Fürsten den deutschen Protestanten zu Hilfe gekommen. In Frankreich, England und Dänemark verfolgte man mit Besorgnis die wachsende Macht des Kaisers und die Unterdrückung der evangelischen Lehre. Der von Tilly zunächst bedrohte niedersächsische Kreis (ungefähr das Land zwischen Weser und Elbe, nördlich vom Harz, dazu noch Holstein und Mecklenburg, im Gegensatz zum obersächsischen Kreise, dem Brandenburg und Sachsen angehörten) erwählte zu seinem Kriegsobersten den König Christian IV. von Dänemark, der, obgleich ein fremder Fürst, doch als Herzog von Holstein zum deutschen Reiche gehörte. Er war der Oheim der unglücklichen Böhmenkönigin Elisabeth, der Gemahlin Friedrichs V. Sein Glaubenseifer für die evangelische Lehre und die Hoffnung auf Ländererwerb im nördlichen Deutschland führten ihn ins Feld. Er wurde von England, Holland und Frankreich mit Geld unterstützt, denn obgleich letzteres die Protestanten im eigenen Lande unterdrückte und blutig verfolgte, so kam es doch den deutschen zu Hilfe, um die Macht des Kaisers zu brechen. Damit begann ein neuer Abschnitt des furchtbaren Krieges, den man als den niedersächsisch-dänischen bezeichnet.

2. Wallenstein. Bisher hatte der Kaiser seine Kriege mit Hilfe der Liga und Maximilians von Bayern geführt. Er fühlte sich schon lange bedrückt, daß er alle seine Erfolge dem Bayernherzog und seinem Feldherrn Tilly zu verdanken hatte; denn Maximilian ließ sich seine Hilfeleistungen teuer bezahlen. So beschloß er denn, ein eigenes Heer aufzustellen. Doch fehlten ihm die Mittel dazu. Da erbot sich ein Mann, dem Kaiser ein Heer zu werben, ohne daß es diesen etwas kosten solle. Es war Albrecht von Wallenstein, ein böhmischer Edelmann, der, von protestantischen Eltern erzogen, später zur katholischen Kirche übergetreten war. Er hatte weite Reisen durch England, Holland, Frankreich und Italien unternommen und war dann, vom Ehrgeiz getrieben, in die Dienste des Kaisers getreten, wo er sich in mehreren Schlachten, zuletzt am weißen Berge bei Prag, in hervorragender Weise auszeichnete. Teils durch Erbschaft, teils durch eine doppelte Heirat war er sehr reich geworden. Als Ferdinand II. 1621 das Strafgericht über die Böhmen hielt, kaufte Wallenstein auf einmal 60 Güter in Böhmen und Mähren, deren Besitzer vertrieben worden waren. Außerdem erhielt er vom Kaiser außer einem wertvollen Länderbesitz noch den Titel eines Herzogs von Friedland, so daß er einer der reichsten Herren des Landes war, dessen Reichtum durch sorgsame Bewirtschaftung der Güter von Jahr zu Jahr wuchs. Er trat jetzt vor den Kaiser mit der Erklärung, er wolle ein Heer auf eigene Kosten aufbringen und unterhalten, wenn man ihm den unbeschränkten Oberbefehl über dasselbe geben und ihn einst durch eroberte Länder entschädigen würde. Es wird erzählt, daß, als man ihm 20 000 Mann zugestehen wollte, er gesagt habe, diese könne er

nicht ernähren, wohl aber 50 000. Nach dem Vorbilde des Grafen von Mansfeld wollte auch der „Friedländer" den Krieg durch den Krieg sich ernähren lassen. Raub, Plünderung, Brandschatzung der durchzogenen Länder mußten den Sold für die Soldaten liefern. Nach einigem Bedenken ging Ferdinand auf den Vorschlag Wallensteins ein. Allenthalben wurde nun die Werbetrommel gerührt. Wallensteins glänzender Kriegsruhm und die Versprechungen großer Beute lockten Scharen tüchtiger Streiter unter seine Fahnen; denn in einem Kriege, in dem Raub und Plünderung ungescheut geübt ward, fand der Soldat oft große Reichtümer, während der Bürger und Bauer hungerte und seines Lebens und Eigentums nicht sicher war, daher wollte der gemeine Mann lieber fechten und Beute machen, als durch mühsame Arbeit sein Brot verdienen. So kam es, daß er in kurzer Zeit ein großes Heer beisammen hatte. Er verstand es, Einheit in diese aus allen Ländern bunt zusammengewürfelten Massen zu bringen. Im Dienste äußerst streng, bei Vergehen gleich die Todesstrafe verhängend, war er doch nachsichtig bei Raub und Plünderung, so daß er von seinen Soldaten beinahe vergöttert wurde.

3. Wallenstein und Ernst von Mansfeld. Mit seinem neugeworbenen Heere brach Wallenstein noch im Herbst 1625 nach Norddeutschland auf, bezog seine Winterquartiere in den reichen Gegenden um Halberstadt und Magdeburg und griff im Frühjahr 1626 den Grafen von Mansfeld bei Dessau an. Dieser erlitt eine schwere Niederlage, die ihm alles Geschütz und einen großen Teil seines Kriegsvolks raubte. Von Wallenstein verfolgt, zog der unermüdliche Kriegsheld mit dem Reste seines Heeres auf höchst beschwerlichen Märschen durch Brandenburg, Schlesien und Mähren nach Ungarn, um sich mit dem Fürsten dieses Landes zu verbünden und die Schrecken des Krieges in des Kaisers Erbländer Österreich, Steiermark u. s. w. zu tragen. Wallenstein folgte ihm mit seinem Heere bis tief nach Ungarn. Der wankelmütige Fürst dieses Landes aber verhandelte bereits über einen Frieden mit dem Kaiser, und da dem Mansfelder durch Wallenstein der Rückzug abgeschnitten war, so sah er sich genötigt, seine Soldaten zu entlassen, die sich nun nach allen Gegenden zerstreuten, Geschütz und Heergerät zu verkaufen und mit wenigen Begleitern den Rückweg zu suchen. Er wollte durch Bosnien nach Venedig und von da zu Schiff nach England. Ehe er jedoch Venedig erreichte, wurde er in einem bosnischen Dorfe, jedenfalls infolge allzugroßer Anstrengung, von einem heftigen Fieber befallen. Als ihm der Arzt sagte, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, ließ er sich seine Kriegsrüstung anlegen, gürtete den Degen um und erwartete, auf zwei seiner Begleiter gestützt, stehend den Tod, ein echter Held und Soldat. So verschied dieser rastlose Mann, der eine Haupttriebfeder des Krieges gewesen war, wild und trotzig, wie er gelebt, in seinem 46. Lebensjahre. Wenige Monate vorher war auch sein Freund Christian von Braun-

schweig, der tolle Bischof, wie er selbst sich nannte, nach rasch verstürmter Jugend im 27. Lebensjahre ins Grab gestiegen. So hatte die evangelische Sache zwei ihrer tapfersten Heerführer verloren.

4. Der Krieg gegen Christian IV. Während Wallenstein durch den Mansfelder vom norddeutschen Kriegsschauplatze abgezogen wurde, stand Tilly in Hessen und Christian IV. an der Weser. Anfangs mußte Tilly vor dem Dänenkönige zurückweichen. Schon glaubte dieser, über das Eichsfeld nach Thüringen und Franken vordringen zu können, als Tilly einen zurückgelassenen Wallensteinischen Heerhaufen an sich zog und gegen ihn vorbrach. Christian IV. wollte nun über den Harz in ein festes Lager bei Wolfenbüttel zurückweichen, wurde aber am nordwestlichen Ende dieses Gebirges, da, wo die Hohl- und Waldwege desselben zur Ebene hinabführen, bei Lutter am Barenberge 1626 von jenem ereilt und nach heldenmütigem Kampfe, bei dem er selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft entging, vollständig geschlagen. Tilly drang nun bis an die untere Elbe vor. Im folgenden Jahre, 1627, kam Wallenstein mit verstärkter Heeresmacht aus Ungarn zurück, zog durch Schlesien und die Lausitz, brandschatzte Brandenburg, dessen Neutralität er gar nicht beachtete, und eroberte Mecklenburg, indem er die beiden Herzöge dieses Landes, die sich dem Dänenkönige angeschlossen hatten, verjagte. Nun verband er sich mit Tilly, und die kaiserlichen Scharen überschwemmten Holstein, Schleswig und Jütland und jagten den Dänenkönig auf seine Inseln. Dieser mußte froh sein, daß ihm im Frieden von Lübeck 1629 alle seine Länder zurückgegeben wurden, und über des Kaisers Großmut erstaunt, soll er selbst ausgerufen haben: „Mein lieber Gott, der Kaiser giebt mir mehr, als ich begehrt." Er mußte nur versprechen, sich nicht wieder in deutsche Angelegenheiten zu mischen, auch die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg, die er selbst erst zum Kriege aufgereizt, nicht zu unterstützen. Und so geschah es. Der siegreiche Feldherr Wallenstein aber erhielt von seinem dankbaren Kaiser das Herzogtum Mecklenburg als Ersatz für die Summen, die er aus seinem Vermögen für den Krieg aufgewendet hatte.

5. Wallenstein vor Stralsund. So war nun der stolze Mann Herzog von Mecklenburg und ein Fürst des deutschen Reiches. Allein im Einverständnis mit dem Kaiser verfolgte er noch weit ehrgeizigere Pläne. Er wollte sein Herzogtum durch Pommern vergrößern und so ein dem Kaiser völlig ergebenes Land an den Küsten der Ostsee schaffen. Schon nannte er sich „Admiral des baltischen Meeres", denn auch die Bildung einer Flotte für den Kaiser lag in seinem Plane. Um diesen ausführen zu können, mußte er in den Besitz einer festen Seestadt zu gelangen suchen. Dazu schien ihm die feste Hansastadt Stralsund der geeignetste Ort. Schon im Jahre 1628, noch vor

dem Frieden zu Lübeck, wollte er es zwingen, kaiserliche Besatzung in seine Mauern aufzunehmen. Dessen weigerte sich die Bürgerschaft standhaft. Da rückte Wallenstein mit seinem furchtbaren Heere, das inzwischen auf 100000 Mann angewachsen war und auf Kosten Pommerns und Brandenburgs gelebt hatte, vor die Stadt und schwur, „sie zu erobern und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre“. Aber alle Stürme scheiterten an der festen Lage der Stadt und an dem Heldenmute der Bürgerschaft, die geschworen hatte, Gut und Blut hinzugeben für die Erhaltung der Religion und der alten Rechte und Freiheiten. Von der Seeseite her durch die Schiffe der Hansa, durch Dänemark und Schweden unterstützt, erhielt es immer neue Lebensmittel, Kriegsvorräte und Soldaten, während Wallenstein keine Schiffe besaß, den Hafen Stralsunds einzuschließen. Zum erstenmal scheiterte Wallensteins Glück, und zum erstenmal erlebte sein Stolz eine empfindliche Kränkung. Nachdem er zehn Wochen vor den Mauern gelegen und mehr denn 12000 Soldaten eingebüßt hatte, mußte er die Belagerung aufheben, und brandschatzend zog er von neuem durch Pommern und Brandenburg.

6. Das Restitutionsedikt. Nach der Niederwerfung Christians IV. war bald in ganz Deutschland kein Widerstand mehr gegen den Kaiser zu finden, und dieser hatte es jetzt zum zweitenmal in seiner Hand, dem langjährigen Kriege ein Ende zu machen und den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen. Deutschland lag erschöpft, blutend, verödet und nach Erholung seufzend. In allen Ständen war der Wunsch nach Frieden mächtig. Hätte jetzt der Kaiser die Hand zur Versöhnung geboten, so wäre seine Macht in Deutschland größer gewesen als je. Aber sein Sieg sollte zugleich ein Sieg der katholischen Kirche über die evangelische sein. Daher wurden die Unterdrückungen der „Ketzer“ in Böhmen und Österreich immer schlimmer. Ebenso ging es in anderen deutschen Gebieten. Besonders drängten Maximilian von Bayern und die Glieder der Liga den Kaiser, einen vernichtenden Schlag gegen die Protestanten zu führen. Und so erließ er im Jahre 1629 ein Gesetz, nach welchem alle seit dem Passauer Vertrage seitens der evangelischen Kirche eingezogenen geistlichen Gebiete, also Erzbistümer, Bistümer, Klöster u. s. w. wieder an die katholische Kirche herausgegeben werden sollten. Das waren in Norddeutschland allein zwei Erzbistümer (Magdeburg und Bremen), zwölf Bistümer (darunter Verden, Hildesheim, Havelberg, Brandenburg, Halberstadt, Minden) und eine fast unübersehliche Anzahl von Klöstern. Alle diese geistlichen Gebiete wären wieder mit katholischen Bischöfen besetzt worden, und da diesen nach dem sogen. „geistlichen Vorbehalt“ des Augsburger Religionsfriedens als Landesherren das Recht zustand, den Glauben ihrer Unterthanen zu bestimmen, so wäre eine Unterdrückung des Protestantismus sicher ge-

wesen. Es war fast kein einziger evangelischer Fürst, der nicht durch diese Bestimmung des Kaisers um einen Teil seines Länderbesitzes gekommen wäre. Dieses Gesetz, gewöhnlich Restitutionsedikt genannt, das dem ganzen Reformationswerk Luthers die Axt an die Wurzel legte, rief im protestantischen Deutschland Schrecken und Bestürzung hervor. Jetzt sahen die Protestanten ein, daß der Untergang ihrer Religion vom Kaiser und von der Liga beschlossen sei, und daß der Untergang der deutschen Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Selbst Wallenstein mißbilligte diesen Schritt des Kaisers. Allein die Beschwerden der Fürsten und Städte blieben unbeachtet. Wo die Katholiken die Oberhand hatten, wurde das Gesetz streng durchgeführt und von den geistlichen Gütern Besitz genommen. Kein evangelischer Fürst hatte Kraft und Mut genug, abermals für seinen Glauben das Schwert zu ziehen. Kaiser Ferdinand II. stand auf der Höhe seiner Macht, einer Macht, welche selbst Karl V. nach dem schmalkaldischen Kriege vergeblich erstrebt hatte. Nur die Stadt Magdeburg wagte es, wie einst den Befehlen Karls V., so jetzt denjenigen Ferdinands II. zu trotzen.

Überall fing man nun an, die Protestanten mit Gewalt zur katholischen Kirche zu zwingen. So geschah es auch in Glogau in Schlesien. Man entwarf dort zu diesem Zwecke eine Beichtformel, welche soviel Anklang fand, daß auch manche Fürsten in Süd- und Westdeutschland sich dieselbe mitteilen ließen, um ihre Landeskinder selig zu wissen. Sie heißt:

„Großglogauische Beichte, so die abgefallenen Lutheraner thun sollen. 1629.

Ich armer, elender Sünder bekenne euch Priestern, daß ich so viele Jahre der verdammten, gottlosen Lutherschen Lehre beigewohnt und in solchem Irrtume gelebt habe, auch in ihrem greulichen Sakrament nichts anderes empfangen als gebacken Brot und ein Trünklein Wein aus einem Faß. Solch greulichem Irrtum und verdammlicher Lehre widersage und widerspreche ich nun und nimmermehr in alle Ewigkeit beizuwohnen, so wahr mir Gott helfe und alle Heiligen!

Artikel, so sie halten sollen: 1. Wir glauben, wie die katholische Kirche befiehlt, es sei in der Schrift gegründet oder nicht. — 2. Wir glauben an der Heiligen Fürbitte und Anrufung. — 3. Wir glauben, daß ein Fegefeuer ist. — 4. Wir glauben an die sieben Sakramente. — 5. Wir glauben an die heilige Jungfrau Maria. — 6. Wir schwören zu Gott, daß die lutherische Lehre falsch und verdammlich sei, und wollen's die Zeit unseres Lebens thun, auch unsere Kinder davon abhalten. — 7. Wir schwören, daß wir den Kelch des Herrn die Zeit unseres Lebens nicht gebrauchen wollen. — 8. Wir schwören, daß wir in die katholische Lehre aus gutem Willen und ohne Zwang getreten sind, dazu uns Gott Vater, Sohn und heiliger Geist helfe. Amen!"

7. Wallensteins Absetzung. Trotzdem nach dem Frieden mit Dänemark kein Feind des Kaisers mehr vorhanden war, blieb Wallenstein mit seinem Heere dennoch in Norddeutschland stehn und sog dasselbe auf das unerhörteste aus. Seine geworbenen Haufen verübten die schrecklichsten Greuelthaten. Besonders schwer lag seine Hand auf Brandenburg, das doch niemals des Kaisers Feind gewesen war. Das Land mußte die große Menge fremder

Krieger nicht nur beköstigen, sondern auch besolden, und dabei erpreßten Beschl-haber und Soldaten nebenher noch so viel sie konnten. Den Bauern wurden Kleider, Stiefel, Geld weggenommen, und wenn sie sich weigerten, schlug man sie tot. Allenthalben begegnete man niedergebrannten, ausgeplünderten oder verlassenen Dörfern; auch in den Städten standen bereits viele Häuser leer. Der Schaden des ganzen Landes an bloßen Abgaben wurde auf 20 Millionen Gulden, der von Pommern auf 10 Millionen berechnet. Aber nicht nur die evangelischen, auch die katholischen Fürsten fühlten die wachsende Macht des Kaisers und fürchteten für ihre Unabhängigkeit. An ihrer Spitze stand Maximilian von Bayern, dem der Kaiser seine ersten Siege verdankte. Besonders war ihnen Wallenstein verhaßt, der dem Kaiser diese Macht gegeben und ihn die Liga entbehrlich gemacht hatte. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1630 wurden von allen Seiten die bittersten Klagen über die furchtbare Länderverwüstung und die barbarische Kriegsweise des Herzogs von Friedland laut. Besonders Maximilian forderte mit allem Nachdruck die Absetzung Wallensteins; denn er wußte wohl, daß mit diesem Manne des Kaisers Heere ihre größte Stärke verloren und daß ganze Heere den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen konnten. Der Kaiser weigerte sich anfangs, dem Manne, dem er all seine Macht und Größe verdankte, mit Undank zu lohnen. Allein er mochte durch die versammelten Kurfürsten seinen Sohn gern zum Nachfolger gewählt sehen, und um die Fürsten günstig zu stimmen, gab er ihren dringenden Bitten nach und ließ Wallenstein, wenn auch mit schwerem Herzen, fallen. Gleichzeitig nahm er ihm das Herzogtum Mecklenburg und damit die Stellung eines Reichsfürsten. Stolz und kalt empfing dieser die Botschaft seiner Absetzung, indem er den Gesandten antwortete: „Der Kaiser ist verraten; ich bedaure ihn, aber ich vergebe ihm. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen." Er ging auf seine Güter nach Böhmen und Mähren und lebte dort in fürstlicher Pracht. Der beste Teil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienst; viele folgten ihm auf seine Güter, denn allgemein war das Murren der Armee über die Absetzung ihres Feldherrn. Seine Söldner kehrten teils plündernd und raubend in die Heimat zurück, teils stießen sie zum Heere der Liga, dessen alleiniger Oberanführer jetzt wieder Tilly war.

Wallenstein wußte, daß er einer so unumschränkten Macht, wie er sie besessen, nicht für immer beraubt sei, sondern daß noch einmal eine Zeit kommen werde, in der ihm noch höhere Ehren bevorstünden. Wie ein König lebte er in der Verbannung. Die im Kriege erpreßten Millionen wandte er dazu an, einen glänzenden Hofstaat um sich zu versammeln, prächtiger, als selbst der Kaiser. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Ähnliche Paläste wurden auf seinen zahlreichen Gütern erbaut. Die vornehmsten Edelleute wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen; sechzig Pagen warteten ihm auf; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten

bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräte und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Mehr als 300 der edelsten Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen, zwölf Wachen beständig die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, lachte er niemals. Er war von großer Statur und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, rötlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Übermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten.

So wartete er der Zeit, da ihn sein Kaiser wieder an die Spitze des Heeres stellen werde.

B. Vertiefung.

1. Was ist über die Heerführer der Protestanten zu urteilen?

Christian IV., Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig — sie ziehen das Schwert für den bedrängten Glauben, stehen den bedrängten Glaubensgenossen bei. Das gefällt uns. Sie zeigen dadurch einen brennenden Eifer für das heiligste Gut, schützen Religionsfreiheit und Recht und suchen das von den Vätern Überkommene festzuhalten. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Sie wollen also lieber Gut und Blut opfern, als ihren Glauben lassen. Menschenfurcht kennen sie nicht; auch des Kaisers Macht und grausame Härte kann sie nicht schrecken. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ — „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“ Christian IV. steht besonders auch der Stadt Stralsund bei. Das ist edel. „Greif an mit Gott, dem Nächsten muß man helfen.“ An Ernst von Mansfeld bewundern wir auch seinen Heldentod.

Dagegen gefällt uns nicht die Art der Kriegführung. (Siehe „böhmischer Krieg“.) Dadurch wird das Land an den Rand des Verderbens geführt. Von Christian IV. gefällt uns sein voreiliger Friedensschluß nicht. Durch denselben läßt er seine Glaubensgenossen treulos im Stich, sagt sich von den Herzögen von Mecklenburg, die er erst zum Kriege gegen den Kaiser gereizt, los und denkt nur an sich. Das ist Verrat gegen seine Verbündeten, Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit, denn er hat vorher das Versprechen gegeben, ohne Zustimmung der Verbündeten keinen Frieden zu schließen, Selbstsucht und Eigennutz, wie wir es auch nicht verschweigen dürfen, daß er nicht aus Glaubenseifer allein das Schwert gezogen, sondern auch aus Eroberungssucht, aus Gier nach Ländererwerb.

2. Was ist über die Bürger von Stralsund zu urteilen?

Alles, was wir von ihnen hören, gefällt uns. Sie bleiben standhaft in ihrem Glauben: „Sei getreu bis in den Tod . . .", kämpfen für Recht und Freiheit auch gegen den Kaiser: „Was du ererbt . . .", sind ohne Menschenfurcht: „Wir wollen trauen . . .", zeigen unerschütterliches Gottvertrauen: „Wer Gott vertraut . . .", und kämpfen mit Mut, Tapferkeit und Ausdauer: „Dem Mutigen hilft Gott" — „Wer ausharret, wird gekrönt." Der Lohn ihrer Standhaftigkeit ist die endliche Befreiung.

3. Was ist über Wallenstein zu urteilen?

Er ist ein großer Feldherr, der vor nichts zurückschreckt, keine Gefahr scheut, nun aber auch glaubt, alles müsse sich ihm beugen. In seinem Kriegsglück ist er übermütig und vermessen, das bezeugt sein Schwur vor Stralsund: „Übermut thut niemals gut", daher muß er erfahren, was Bürgerkraft zu leisten vermag. Er ist stolz und hochmütig, denn er behandelt selbst die Fürsten des Reiches mit Geringschätzung, darum muß er in Regensburg erfahren: „Hochmut kommt vor dem Falle" — „Wer hoch steigt, fällt tief." Er ist ehrgeizig, denn er trachtet nach dem Besitz eines Reichslandes und dem Titel eines Reichsfürsten. Er ist prachtliebend, prunksüchtig, das bezeugt sein Hofstaat in Prag; hart und grausam, das bezeugt die Art seiner Kriegführung, denn er ist der hervorragendste jener Bandenführer, die den Krieg sich durch den Krieg ernähren ließen. Aber doch gefällt uns der ruhige Stolz, mit dem er sich nach seiner Absetzung auf seine Güter zurückzieht. Er trägt das, was ihm angethan worden ist, mit Hoheit und Würde.

4. Was ist über Ferdinand II. zu urteilen?

Durch Wallenstein zum Gipfel der Macht emporgehoben, ist er maßlos in seinen Plänen. Er will alles Land an den Gestaden der Ostsee für sich haben, will sich eine Flotte gründen, jedenfalls um den Krieg auch auf die dänischen Inseln und nach Schweden hinübertragen zu können und so die Ostsee zu einem deutschen Binnenmeere zu machen. Eroberungssucht also ist es, die ihn treibt. Nach den deutschen Fürsten fragte er nicht mehr viel, da lernen wir seine Herrschsucht kennen. Indem er den Wallensteinischen Soldaten ungestraft Raub und Plünderung gestattet, zeigt er seine Grausamkeit und Härte. Nach dem Frieden von Lübeck hat er es in der Hand, den Krieg zu beenden, aber er setzt ihn fort aus Unversöhnlichkeit, Haß und Rache gegen die Protestanten. „So nun deinen Feind hungert . . ." Er denkt also nicht an das Wohl seiner Unterthanen, sondern nur an seinen eigenen Vorteil, ist voller Selbstsucht und Eigennutz. Er ist ein ungerechter Herrscher, der Recht und Freiheit mit Füßen tritt, indem er Partei nimmt für eine religiöse Gemeinschaft gegen die andere, während einem rechten

Herrscher das Wohl aller Unterthanen gleichmäßig am Herzen liegen muß. Diese Ungerechtigkeit entspringt aus seinem blinden Glaubenseifer für die katholische Lehre. „Blinder Eifer schadet nur."

Gegen Wallenstein zeigt er sich undankbar: „Undank ist der Welt Lohn." Dieser Undank entspringt ebenfalls aus Selbstsucht und Eigennutz.

III. Verknüpfung.

1. Der niedersächsisch-dänische und der schmalkaldische Krieg.

Beide sind Religionskriege zwischen Katholiken und Protestanten; in beiden steht der Kaiser auf der Seite der Katholiken; in beiden werden die Protestanten geschlagen; dort werden die Führer gefangen genommen und fünf Jahre gefangen gehalten, hier sterben sie teils an den Strapazen des Krieges, teils werden sie verjagt; in beiden finden wir evangelische gegen die Sache ihrer Glaubensgenossen gleichgültige Fürsten; dort Moritz von Sachsen, hier die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg; in beiden lernen wir eine Stadt kennen, die den Befehlen des Kaisers trotzt, dort Magdeburg, hier Stralsund; nach beiden steht der Kaiser auf dem Gipfel seiner Macht; nach beiden benutzt der Kaiser seine Macht zur gewaltsamen Unterdrückung der Evangelischen; nach beiden fürchten auch die katholischen Fürsten für ihre Selbständigkeit und suchen des Kaisers Macht zu brechen. Der schmalkaldische Krieg endet im Vertrag von Passau, der für die Evangelischen günstig ausfällt, der niedersächsisch-dänische in dem für die Sache des Protestantismus sehr ungünstigen Restitutionsedikt. Dort ersteht den Protestanten ein Retter in Moritz von Sachsen, hier hat kein evangelischer Fürst den Mut zur Rettung seiner Glaubensgenossen.

2. Wallenstein und Ernst von Mansfeld.

Beide sind gewaltige Bandenführer; beiden lassen den Krieg durch den Krieg sich ernähren; beide sind geborene Kriegshelden; beide durchziehen Deutschland von einem Ende zum andern, es verwüstend und brandschatzend; beide wechseln in ihren jüngeren Jahren die von den Vätern ererbte Religion: Wallenstein, der Protestant, wird Katholik; Ernst von Mansfeld, der Katholik, wird Protestant. — Wallenstein des Kaisers Freund, der Mansfelder sein Feind; Wallenstein eifriger Katholik, der Mansfelder Protestant; Wallenstein stets vom Glück begünstigt, der Mansfelder meist vom Unglück verfolgt; Wallenstein vom Kaiser mit Ehren und Schätzen überhäuft, der Mansfelder auf fremder Erde sterbend, ein ruheloser, heimatloser Flüchtling.

3. Christian IV. von Dänemark und Moritz von Sachsen.

Beide sind den Evangelischen Retter in der Not, beide sind aber auch Verräter der evangelischen Sache: Christian anfangs ein Helfer, im Frieden

zu Lübeck ein Verräter; Moritz anfangs ein Verräter, dann aber ein Rächer und Retter. Beide schließen einen für ihr Land günstigen Frieden: Christian zu Lübeck, im Besitz all seiner Länder bleibend, Moritz die Kurwürde erhaltend.

4. Der niedersächsisch-dänische Krieg und der Sachsenkrieg Karls des Großen.

Beide sind Religionskriege; beide werden ungefähr in derselben Gegend ausgefochten; in beiden ist die Ursache gleich, nämlich die Absicht des Kaisers, seine Religion zur herrschenden zu machen; in beiden zeigt sich des Kaisers Grausamkeit und Härte, dort besonders im Blutgericht zu Verden, hier besonders im Restitutionsedikt; in beiden haben wir wortbrüchige Führer, dort den Sachsenherzog Widukind, hier den Dänenkönig Christian IV.; in beiden siegt der Kaiser; in beiden werden große Strecken deutschen Landes furchtbar verwüstet; beide werden nicht aus Religionseifer allein, sondern auch aus Eroberungssucht geführt.

6. Städte, die den Befehlen des Kaisers getrotzt.

Stralsund weigert sich, kaiserliche Besatzung aufzunehmen, wird deshalb von Wallenstein belagert. — Magdeburg, der Hort und Schirm der Protestanten nach dem schmalkaldischen Kriege, wird in die Reichsacht gethan und trotzt dem Vollstrecker derselben, Moritz von Sachsen. — Mailand, das Haupt des lombardischen Städtebundes, trotzt zwei Jahre lang der Belagerung durch Friedrich Barbarossa.

7. Verknüpfung von Jahreszahlen.

a) 928. Heinrich I. erobert Brennabor, die Hauptstadt der Wenden.
1628. Wallenstein belagert vergeblich die Hansastadt Stralsund.

b) 1529. Luther schreibt den großen und kleinen Katechismus. Reichstag zu Speyer: Protestanten.
1629. Kaiser Ferdinand II. erläßt das Restitutionsedikt; Friede zu Lübeck.

c) 1530. Reichstag zu Ausburg; die Augsburger Konfession.
1630. Wallenstein wird auf dem Kurfürstentag zu Regensburg abgesetzt.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1625—29. Der niedersächsisch-dänische Krieg.

1626 Ernst von Mansfeld wird von Wallenstein bei Dessau geschlagen, geht nach Ungarn, stirbt auf dem Wege nach Venedig.

Tilly schlägt den Dänenkönig Christian IV. bei Lutter am Barenberge.

1627 Wallenstein und Tilly besetzen Mecklenburg, Holstein, Schleswig und jagen den Dänenkönig auf seine Inseln.

1628 Wallenstein belagert zehn Wochen lang vergeblich die Hansastadt Stralsund.

1629 Christian IV. erhält im Frieden zu Lübeck alle seine Länder zurück. Der Kaiser erläßt das Restitutionsedikt, wonach alle von den Evangelischen seit dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Gebiete wieder herausgegeben werden sollen.

1630 Wallenstein wird auf dem Reichstage zu Regensburg seines Amtes entsetzt.

Feldherrn: a) Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Christian von Dänemark. — b) Wallenstein. Tilly.

2. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Heerwesen: Die Kriegsheere des 30jährigen Krieges sind Söldnerheere, die sich durch Raub, Plünderung, Brandschatzung unterhalten. Ihre Führer heißen „Bandenführer".

V. Anwendung.

1) Gieb in Überschriften den bisherigen Verlauf des Krieges an!

2) Stelle die Zahlenreihe desselben auf!

3) Nenne deutsche Fürsten während des großen Krieges!

4) Nenne die Feldherren und sage etwas über ihren Charakter!

5) Stelle die Schlachten zusammen und gieb die Folgen einer jeden an!

6) Gieb die möglichen Folgen des Restitutionsediktes an!

7) Warum war das Jahr 1629 für die Protestanten das schwerste des ganzen Krieges?

8) Vergleiche das Jahr 1547 mit 1629!

9) Woher mochte es kommen, daß die Evangelischen immer unterlagen?

10) Wer muß die Wahrheit des Wortes erfahren: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten"? (Wallenstein vor Stralsund.)

11) Wende folgende Sätze an: „Ein Mann, ein Wort." — „Hochmut kommt vor dem Falle." — „Undank ist der Welt Lohn." — „Wer ausharret, wird gekrönt."

12) Stelle dir bekannte Ereignisse aus der Geschichte Regenburgs zusammen!

---

3. Gustav Adolf.

(Ziel: Wie ein fremder evangelischer König den bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland zu Hilfe kommt.)

I. Vorbereitung.

Die Evangelischen waren vollständig geschlagen, ihre Heerführer teils gestorben, teils durch Versprechungen zur Unthätigkeit verpflichtet. Kein deutscher

Fürſt wagte gegen den deutſchen Kaiſer aufzutreten. Den Evangeliſchen drohte völlige Ausrottung ihres Glaubens, wenn nicht auswärtige Fürſten ihnen beiſtanden. Das Reſtitutionsedikt wäre jedenfalls nur der Anfang geweſen, dem bald die völlige Ausrottung der Proteſtanten gefolgt wäre. Da, als die Not am größten war, erſchien dem bedrängten evangeliſchen Glauben ein Rächer und Retter. Es war der edle Schwedenkönig Guſtav Adolf. Er war der einzige evangeliſche Fürſt, der Hilfe bringen konnte und wollte; denn der König von England war nicht einmal ſeinem Schwiegerſohne Friedrich V. zur Hilfe geeilt. Guſtav Adolf hatte auch die Stralſunder in ihrem Verteidigungskampfe gegen Wallenſtein bereits unterſtützt. Wie er nun ſelbſt auf deutſchem Boden erſchien, ein Rächer und Retter des bedrängten evangeliſchen Glaubens, davon wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Veranlaſſung zum Kampfe. Guſtav Adolf, geb. 1594, ſtand in der Blüte des Mannesalters, als er zur Rettung Deutſchlands herbeizog. Ein gewaltiger Feldherr voll Mut und Unerſchrockenheit, war er vor allem ein *chriſtlicher Held*, denn was ihn beſonders in die Fremde hinaustrieb, das war die *Begeiſterung für die reine evangeliſche Lehre*, der er im wahren Glauben ergeben war und die er vor dem drohenden Untergange bewahren wollte. Mit tiefer Bekümmernis ſah er, wie die proteſtantiſche Kirche durch das ſiegreiche Vordringen des katholiſchen Kaiſers und durch die Schwäche der evangeliſchen Fürſten immer ärger gefährdet war, und er fühlte ſich durch Gott berufen, dieſelbe zu ſchützen. Wiederholt ſchon hatte er den Proteſtanten die Hand zum Bunde geboten, jetzt zog er voll Gottvertrauen aus, das große Werk der Rettung allein zu beginnen. Auf ſeines Kanzlers *Oxenſtierna* vorſichtige Bedenken entgegnete er: „Es iſt eines Königs Pflicht, dem großen Beherrſcher der Könige ohne Murren zu gehorchen.“

Freilich war Guſtav Adolf nicht nur ein Ritter, der für den Glauben kämpfte, er war auch ein König, der an den Schutz und Vorteil ſeines Landes dachte. Dazu kam, daß er vom Kaiſer Ferdinand und ſeinem Feldherrn Wallenſtein ſchwer beleidigt worden war. Der König von Polen, ein Schwager des Kaiſers, beſtritt ſeinem Vetter Guſtav Adolf die ſchwediſche Krone und machte ſelbſt Anſprüche auf ſie. In dem über dieſen Streit ausbrechenden Kriege zwiſchen Polen und Schweden ſtellte ſich der Kaiſer auf Polens Seite und verweigerte Guſtav Adolf beharrlich den Titel eines Königs von Schweden, ja Wallenſtein ſandte von Pommern und Brandenburg aus dem Polenkönig gar 10 000 Mann Hilfstruppen, um Weſtpreußen, das damals zu Polen

gehörte, gegen die Schweden zu verteidigen. Als sich Gustav Adolf über diese Feindseligkeit gegen Wallenstein beklagte, ließ dieser ihm antworten: „Der Kaiser habe der Soldaten zu viel; er müsse seinen guten Freunden damit aushelfen.“ Auch hatte es den Schwedenkönig tief gekränkt, daß seine Verwandten, die Herzöge von Mecklenburg, aus ihrem Lande verjagt worden waren und trotz aller Bitten und Vorstellungen an den Kaiser nicht wieder in ihre Rechte eingesetzt wurden. Durch die große Machtentfaltung des mit Polen verbündeten Kaisers fühlte sich Gustav Adolf in seinem eigenen Lande bedroht. Fast alle Länder um die Ostsee standen unter Schwedens Herrschaft. Nur das Herzogtum Preußen, das ehemalige Ordensland, das seit 1618 zu Brandenburg gehörte, und Pommern fehlten in diesem Kranze. Letzteres Land mußte nach dem Tode des jetzt regierenden alten, kinderlosen Herzogs an Brandenburg fallen. Der schwache Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg (1619—1640) würde schwerlich imstande gewesen sein, es dem Schwedenkönig wieder zu entreißen, wenn es dieser einmal in Besitz hatte. Von hier aus hätte er alles Land südlich von der Ostsee erobern und so die Ostsee zu einem schwedischen Meere machen können. Setzte sich aber der Kaiser an den Küsten der Ostsee fest, so war es mit Schwedens Herrschaft auf diesem Meere vorbei. Deshalb mußte Gustav Adolf ihm zuvorzukommen suchen. Er nahm daher die flehentlichen Bitten der noch immer von den Kaiserlichen bedrängten Stadt Stralsund an, schloß mit Polen einen Waffenstillstand auf sechs Jahre und erklärte dem Kaiser den Krieg.

2. Gustav Adolfs Landung in Pommern. Im Sommer 1630, kurz vor Wallensteins Absetzung, brach Gustav Adolf nach Deutschland auf. Nachdem er im schwedischen Reichstage eine rührende Abschiedsrede gehalten, sein erst vierjähriges Töchterchen Christine im Falle seines Todes zur Nachfolgerin bestimmt und die Angelegenheiten Schwedens aufs beste geordnet hatte, fuhr er mit einem kleinen, aber tapferen Heere über die Ostsee nach Deutschland hinüber. Am 24. Juni 1630 landete er mit 15 000 Mann auf der Insel Usedom. Er war der erste, der ans Land trat. Im Angesichte seines Heeres kniete er nieder auf Deutschlands Erde, Gott für die glückliche Überfahrt zu danken und seinen weiteren Beistand zu erflehen. Thränen der Rührung füllten die Augen der Krieger bei diesem erhabenen Anblick. Der König aber sprach: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, desto mehr Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten!“ Sein Heer, obgleich gering an Zahl, bestand doch aus kriegsgeübten Truppen, voll strenger, frommer Zucht, voll edler Einfachheit und glühender Kampfbegierde. Ganz verschieden von dem wüsten Treiben im kaiserlichen Heere herrschte im schwedischen Lager die strengste Manneszucht. Alle Ausschweifungen wurden aufs schärfste bestraft, am strengsten Gotteslästerung, Raub, Zweikampf und Spiel.

In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man im schwedischen Lager, das Zelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Jeden Tag, morgens und abends, versammelte sich jedes Regiment um seinen Feldprediger und hielt unter freiem Himmel seine Andacht. Gustav Adolf leuchtete hierin mit seinem wahrhaft frommen Beispiele voran; im größten Glücke blieb er noch Mensch und Christ, in der innigsten Andacht noch Held und König. Eine ungekünstelte, lebendige Gottesfurcht erhöhte seinen Mut und erfüllte sein edles Herz. Raub und Plünderung waren streng verboten; der schwedische Soldat bezahlte alles, was er brauchte, und von fremdem Eigentum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt. Mit Begeisterung begrüßte daher das Volk die Schweden und ihren edlen, hochsinnigen König überall als Retter und Befreier. Nachdem der alte Herzog Pommerns, das von den kaiserlichen Truppen grauenhaft verheert und mißhandelt worden war, mit den Schweden ein Bündnis geschlossen und ihnen die Thore Stettins geöffnet hatte, besetzte Gustav Adolf mit Blitzesschnelle ganz Pommern samt der Insel Rügen, vertrieb die kaiserlichen Truppen und nötigte dem Kaiser Achtung und Furcht ab. Anfangs hatte der Kaiser, durch seine Erfolge übermütig gemacht, des Schwedenkönigs gespottet. „Da haben wir halt wieder a neues Feindl bekommen", soll er lachend ausgerufen haben. Tilly freilich, welcher des Schwedenkönigs Kriegstüchtigkeit besser zu schätzen wußte, sagte: „Majestät, kein Feindl, sondern einen rechten Feind!" Die Höflinge jedoch meinten, der nordische „Schneekönig" werde auf deutschem Boden an den Strahlen der kaiserlichen Sonne bald zusammenschmelzen. Nach diesen ersten Waffenerfolgen traten viele Pommern in Gustav Adolfs Dienste, so daß sein Heer bald auf 30 000 Mann anwuchs und er nun seinen Siegeszug ungestört fortsetzen konnte.

3. Hindernisse des Rettungswerkes. War Gustav Adolf auch vom Volke als Retter und Befreier begrüßt worden, so sah er sich doch in seiner Hoffnung, daß die evangelischen Fürsten sich ihm sogleich kräftig anschließen würden, bitter getäuscht. Diese betrachteten ihn vielmehr voll Mißtrauen als einen Fremdling. Nur zwei der kleineren, der Landgraf von Hessen-Kassel und der Herzog von Sachsen-Weimar sowie die Stadt Magdeburg schlossen sich ihm an, während die größeren, besonders die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, zögerten, weil sie die Herrschaft eines fremden Eroberers, wofür sie den König hielten, ebenso sehr fürchteten, als die des Kaisers. Sie schlossen vielmehr untereinander einen Bund zu Leipzig, um sich sowohl gegen den Kaiser als gegen den Schwedenkönig verteidigen zu können. Diese Neutralität, von beiden Fürsten schon während des ganzen Krieges beobachtet, gereichte dem Lande nur zum Schaden, denn sie verdarben es dadurch mit beiden Parteien. Der Kaiser verlangte, daß sie als Reichs-

fürsten es mit ihm gegen den fremden König halten sollten; er befahl seinen Feldherren, die Glieder des Leipziger Bundes zu strafen. Gustav Adolf aber beklagte sich laut über die Lauigkeit der Fürsten gegen ihren Glauben. Ihm mußte zunächst daran liegen, freien, ungehinderten Durchzug durch Brandenburg zu erhalten. Der Kurfürst Georg Wilhelm, sein Schwager, verweigerte ihm denselben, weil er bei Gustav Adolf Absichten auf Pommern und Preußen fürchtete. Nun hätte sich dieser mit seinem krieg- und sieggewohnten Heere den Durchzug erzwingen können, hätte er nicht fürchten müssen, daß dann der Kurfürst aus Feindschaft gegen ihn den kaiserlichen Truppen die brandenburgischen Festungen geöffnet und ihn so von Pommern und seiner Heimat abgeschnitten hätte. Umsonst erinnerte er den Kurfürsten, der einen Gesandten zu ihm geschickt hatte, an die Gefahr, die durch seine Weigerung dem evangelischen Glauben drohe, umsonst mahnte er ihn an das Beispiel des Herzogs von Pommern. „Das sage ich euch klar voraus: ich will von keiner Neutralität etwas hören. Der Kurfürst muß mein Freund oder Feind sein; er muß sich kalt oder warm erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Will der Kürfürst es mit Gott halten, wohl, so trete er zu mir; will er es aber mit dem Teufel halten, so muß er fürwahr mit mir fechten. Ein drittes giebt es nicht; des seid gewiß!“ Nachdem er dann die Stadt Frankfurt a. d. Oder, die durch eine tapfere kaiserliche Besatzung heldenmütig verteidigt wurde, erobert und die kaiserlichen Truppen aus dem größten Teil Brandenburgs vertrieben hatte, zwang er den Kurfürsten, der sich noch immer weigerte, ihm die Festungen Spandau und Küstrin einzuräumen. Aber erst nachdem er mit fliegenden Fahnen vor Berlin erschien und dieses zusammenzuschießen drohte, willigte Georg Wilhelm in das erzwungene Bündnis. Auf seinem Weitermarsche nach Westen, der von den Kaiserlichen hart bedrängten Stadt Magdeburg Hilfe zu bringen, mußte er durch kursächsisches Gebiet ziehen. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen verweigerte ihm ebenfalls den Durchzug, und während der Verhandlungen kam plötzlich die Kunde, daß Magdeburg, der Hort und Schirm der Evangelischen, von den Kaiserlichen erobert worden sei.

4. Die Zerstörung Magdeburgs. Wie einst Magdeburg den Befehlen Karls V. getrotzt, so trotzte es jetzt dem Restitutionsedikt Ferdinands II. Als ehemals katholische Stadt, die jedoch schon seit langem unter der Herrschaft evangelischer Fürsten gestanden, sollte es wieder einen katholischen Erzbischof erhalten, und zwar hatte der Kaiser seinen Sohn Leopold zu dieser Würde ausersehen. Dem widersetzten sich die Magdeburger. Auch weigerten sie sich, kaiserliche Besatzung in ihren Mauern aufzunehmen. Sie schlossen ein Bündnis mit Gustav Adolf und sahen der Rache des Kaisers ruhig entgegen. Endlich erschien der finstere, grausame Tilly, der seit Wallensteins Absetzung alleiniger Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen war, unter den Mauern der Stadt,

um durch ihre Belagerung und Eroberung ein warnendes Beispiel aufzustellen und alle Stände des Reichs von ähnlichen Widersetzlichkeiten gegen den Kaiser abzuschrecken. In Gemeinschaft mit dem General Pappenheim schloß er am 30. März 1631 die Stadt eng ein, und ihr Untergang war unvermeidlich, wenn Gustav Adolf nicht zur Rettung herbeieilte. Er versprach, in drei Wochen Hilfe zu bringen, und sandte einstweilen einen seiner tüchtigsten Offiziere, den Obersten Dietrich von Falkenberg, die Verteidigung zu leiten. Dieser schlich sich in Fischerkleidung durch die Belagerer hindurch und übernahm den Oberbefehl. In kurzer Zeit waren durch Tilly alle Außenwerke erobert. Bald mußten, da es an hinlänglichen Truppen zur Verteidigung fehlte und die Festungswerke sehr weitläufig waren, auch zwei Vorstädte dem Feinde preisgegeben werden, der sie sogleich in Asche legte. Da die Verteidiger an Zahl sehr gering waren, so wurden die Bürger bewaffnet. Unter dem mutigen Falkenberg widerstanden sie tapfer allen Angriffen und wiesen alle Aufforderungen zur Übergabe zurück, obgleich Tilly mit 40 000 Mann vor den Mauern lag und eine Schanze nach der andern verloren ging. Sehnsüchtig harrte die Besatzung der baldigen Befreiung durch Gustav Adolf. Da wurde auf Pappenheims Rat in aller Stille ein letzter Sturm vorbereitet und den entmenschten Soldaten eine dreitägige schonungslose Plünderung des reichen „Ketzernestes" versprochen. Nach einer heftigen Beschießung am Morgen des 19. Mai schwiegen plötzlich die Kanonen, die kaiserlichen Truppen verließen ihr Lager, Tilly hob die Belagerung auf. Totenstille herrschte draußen vor den Thoren; die Magdeburger waren der festen Überzeugung, daß Gustav Adolf und somit ihre Rettung nahe sei. Als auch die Nacht ruhig verlief, verließ der größte Teil der Bürger und Soldaten die Wachtposten auf den Wällen, um endlich einmal nach wochenlangen Beschwerden des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein teurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen.

Tilly war nur bis hinter die nächsten Hügel zurückgezogen. Am 20. Mai jedoch, in frühster Morgenstunde, kehrte er zurück und begann den Sturm, der an vier Orten zugleich geschehen sollte. Pappenheim erhielt den Befehl, die Verschanzungen der Neustadt, die schwächsten der ganzen Festung, zu nehmen. Es wurde ihm nicht schwer, als der erste den Wall zu ersteigen. Falkenberg, aufgeschreckt durch das heftige Musketenfeuer, eilt von einem bedrohten Punkte zum andern, aber umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechtes strecken ihn die feindlichen Kugeln zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Läuten der Sturmglocken macht endlich die erwachenden Bürger auf die drohende Gefahr aufmerksam. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr und stürzen in blinder Hast dem Feinde entgegen. Allein jeder Widerstand ist vergebens, der Kommandant getötet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, den Feind zurückzutreiben, zuletzt kein Pulver mehr, das Feuer son-

zuſetzen. Alle Thore, Schanzen und Wälle ſind noch vor Mittag erobert, die Stadt iſt in der Gewalt des Feindes. Bald dringt durch die geöffneten Thore von allen Seiten kaiſerliches Fußvolk herein, beſetzt alle Hauptſtraßen und ſcheucht durch das aufgepflanzte Geſchütz die Bewohner in ihre Häuſer, dort ihr Schickſal zu erwarten.

Nicht lange ließ man ſie darüber im Zweifel. Tilly überließ die Stadt, wie er verſprochen, der Wut ſeiner entmenſchten Horden. Wie wilde Tiere ſtürzten ſie hinein und begannen ein entſetzliches Blutbad. Nicht das unſchuldige Kind an der Mutterbruſt, nicht das hilfloſe Alter am Stabe, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schönheit ward verſchont. Frauen wurden in den Armen ihrer Männer, Kinder zu den Füßen ihrer Väter gemißhandelt. Keine noch ſo verborgene, keine noch ſo geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforſchenden Habſucht ſichern. In einer Kirche fand man 53 enthauptete Frauen und Mädchen. Die roheſten unter den Kriegern machten ſich ein Vergnügen daraus, Kinder in die Flammen zu werfen und Säuglinge an der Bruſt ihrer Mütter zu ſpießen. Einige Offiziere der Liga, von dieſem grauenvollen Anblicke empört, baten Tilly, dem Blutbade doch Einhalt zu thun. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war ſeine Antwort; „ich werde dann ſehen, was ich thun werde; der Soldat muß für ſeine Arbeit und Gefahr etwas haben.“ In ununterbrochener Wut dauerten dieſe Greuel fort, bis in der Verwirrung auch noch Feuer ausbrach und Rauch und Flammen dem Würgen Grenzen ſetzten. Ein Sturmwind erhob ſich, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch ſtürzende Trümmer, durch das ſtrömende Blut. Die unerträgliche Glut zwang endlich ſelbſt die Würger, ſich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag die volkreiche Stadt, eine der ſchönſten Deutſchlands, in Aſche. Nur der ehrwürdige Dom, das Liebfrauenkloſter und einige elende Fiſcherhütten an der Elbe blieben verſchont. Ein ungeheurer Schutt- und Trümmerhaufen bezeichnete die Stelle, an der Magdeburg geſtanden. Mehr als 6000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gaſſen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Toten hatte das Feuer verzehrt; die Zahl der Getöteten belief ſich auf über 30 000, ſo daß ungefähr nur 5000 mit dem Leben davonkamen. Der erſt nach einigen Tagen — nach Reinigen der Hauptſtraßen von Schutt und Leichen — einziehende Sieger fand Lebende, die unter einem Haufen Toter hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerreißendem Geſchrei ihre Eltern ſuchten, im Dome gegen 1000 Menſchen, die drei Tage und zwei Nächte in beſtändiger Todesfurcht und ohne Nahrung daſelbſt zugebracht hatten. In demſelben Dome wurde dann von den Siegern ein feierlicher Dankgottesdienſt gehalten, und

Tilly konnte seinem Kaiser berichten, daß seit Jerusalems Zerstörung (im Jahre 70) kein solcher Sieg wieder erfochten worden sei.*)

5. Die Schlacht bei Breitenfeld. Die Kunde von Magdeburgs grauenvollem Schicksal verbreitete Frohlocken durch das katholische, Furcht und Entsetzen durch das ganze protestantische Deutschland. Am niederschmetterndsten wirkte sie auf Gustav Adolf, der der unglücklichen Stadt keine Rettung hatte bringen können. Er gelobte feierlich, das Schicksal derselben an Tilly zu rächen und wenn er ihn bis an das Ende der Welt verfolgen solle. Der Kurfürst von Brandenburg, nach dem Falle Magdeburgs etwas willfähriger als früher, versprach 90 000 Mark monatliche Hilfsgelder. Gustav Adolf eroberte nun alles Land zwischen Oder und Elbe, während Tilly den Landgrafen von Hessen (Urenkel des Landgrafen Philipp) und den Herzog von Weimar (Urenkel des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen) für ihren Anschluß an Schweden zu züchtigen suchte, aber wenig ausrichten konnte; denn seit dem Blutbade von Magdeburg floh ihn das Glück. Dann brach er in Kursachsen ein, um Johann Georg, das Haupt des Leipziger Bundes, für seinen Abfall vom Kaiser zu strafen. Schon hatte er Merseburg, Zeitz, Naumburg, Weißenfels erobert und geplündert, und jetzt rückten seine schrecklichen Scharen auf Leipzig los. Das Schicksal Magdeburgs stand dem Kurfürsten vor Augen; denn ob auch seit beinahe 80 Jahren die Kurfürsten von Sachsen es immer mit dem Hause Österreich gehalten hatten, so würde sich doch Tilly durch diesen Umstand nicht zur Schonung bestimmen lassen. In dieser Not flehte er den Schwedenkönig, dessen Bündnis er früher so beharrlich zurückgewiesen, an, er möge kommen, ihn zu retten. Uneingedenk der früheren Weigerung des Kurfürsten, war dieser sogleich bereit zu helfen. Er zog nach Sachsen, und das sächsische Heer, 20 000 Mann stark, stieß zu ihm. Der Kurfürst wünschte nun nichts sehnlicher, als eine Schlacht, um sein Land von den Räuberhorden Tillys zu befreien. Allein Gustav zauderte. Es war das erste Mal, daß er dem berühmten, im Schlachtenhandwerk ergrauten Sieger Tilly persönlich gegenüber stand. Er wußte, daß von dieser ersten Hauptschlacht zwischen ihm und dem nie besiegten Gegner alles abhing; wenn er sie verlor, so mußte er mit Schimpf und Schande nach Schweden zurückkehren.

Aber er wagte den Kampf. Beide Heere waren von ungefähr gleicher Stärke, etwa 35 000 Mann. Bei Breitenfeld, einem Dorfe nördlich von Leipzig, kam es am 7. September 1631 zur Schlacht. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, beide bis dahin unüberwunden, sollten jetzt ihre letzte

*) An dieser Stelle sei noch zur unterrichtlichen Verwertung empfohlen: „Schicksale des Stadtschreibers Frisius bei der Zerstörung Magdeburgs." Aus „Albert Richter, Quellenbuch". 2. Aufl. S. 183.

Probe bestehen; einer von beiden mußte seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde lassen. Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Mit großem Ungestüm warfen sich die Kaiserlichen zuerst auf die Sachsen und trieben sie in die Flucht; es waren neugeworbene, des Krieges noch unerfahrene Haufen. Dann wurden die Schweden von zwei Seiten angegriffen, auf der einen durch die Reiter unter Pappenheim, dem tapfersten Reiteranführer seiner Zeit, auf der andern durch das Fußvolk unter Tilly selbst. Den von Pappenheim angegriffenen Flügel der Schweden kommandierte Gustav Adolf. Seine Truppen standen wie die Mauern; nichts konnte sie erschüttern. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug ihn der König zurück. Er entfloh mit großem Verlust und überließ das Schlachtfeld dem Sieger. Dieser wandte sich nun gegen Tilly selbst. Seine Reiter zersprengten die dichtgeschlossenen Reihen der Kaiserlichen, nahmen ihnen die von den Sachsen erbeuteten Kanonen wieder weg, erstürmten die Hügel, auf denen Tillys Geschütze aufgefahren waren und richteten ihr verderbliches Feuer gegen des Feindes gedrängte Haufen. Da ergriff Verwirrung das nie überwundene Heer. Ein schneller Rückzug allein konnte es vor völligem Untergang schützen. Als der Abend sich auf Leipzigs Fluren senkte, waren die Schweden die Herren des Schlachtfeldes. 7000 Kaiserliche waren tot, 5000 verwundet oder gefangen. Ihre ganze Artillerie, über hundert Fahnen und Standarten, das ganze Lager war erbeutet. Auf seiner eiligen Flucht hatte Tilly nicht mehr als 600, Pappenheim nur 1400 Mann zusammen. So schnell war dieses furchtbare Heer, das noch kürzlich ganz Deutschland in Schrecken gesetzt, vernichtet. Tilly selbst war verwundet; nur wie durch ein Wunder war er Tod und Gefangenschaft entgangen. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm, dem Sieger in 36 Schlachten, der Schmerz, an einem einzigen Tage den Ruhm eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Der Fluch des Magdeburger Blutgerichts schien ihn zu verfolgen bis an das Ende seiner Tage. Mitten unter Toten und Verwundeten aber warf Gustav Adolf sich auf seine Kniee und gab seiner ersten feurigen Siegesfreude Ausdruck in einem heißen Dankgebet gegen Gott.

6. Gustav Adolfs Siegeszug durch Deutschland. Die Schlacht bei Breitenfeld brachte eine wichtige Wendung in dem Auftreten Gustav Adolfs. Er hatte sich mit dem größten Heerführer seiner Zeit gemessen; er hatte den Mut seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europas, versucht und war Sieger geblieben. Mit seinem Scharfblicke erkannte er schnell, wie günstig der Augenblick für ihn war. So vorsichtig und langsam er auch bisher vorwärts gegangen war, so rasch drang er jetzt ins Feindesland hinein. Da ihm jetzt ganz Deutschland offen stand, wandte er sich durch

Thüringen und Franken nach dem Main und Rhein, während der junge Bernhard von Weimar mit Glück Tillys Scharen durch Westfalen weiter verfolgte und das sächsische Heer in Böhmen einrückte, die kaiserlichen Haufen überall zurückschlug und die Hauptstadt Prag besetzte. Auf diese Weise wurde der Krieg nicht mehr in den protestantischen Ländern geführt, sondern in die Gebiete der katholischen Fürsten vom Bunde der Liga und in des Kaisers eigene Provinzen getragen. Mit einem Schlage war des Kaisers drohende Übermacht und der Zauber, welcher daran haftete, gebrochen; die meisten protestantischen Fürsten und besonders viele freie Reichsstädte schlossen sich daher freudig dem Ritter ihres Glaubens, Gustav Adolf, an. In ununterbrochenem Siegeszuge eilte er nach dem Rhein. Noch vor Beginn des Winters hatte er ganz Franken und den größten Teil der Pfalz erobert, zog triumphierend in der freien Stadt Frankfurt ein und vertrieb den Erzbischof von Mainz, in welcher Stadt er auch seine Winterquartiere aufschlug. Überall, wohin er kam, wurde er von der protestantischen Bevölkerung als Retter begrüßt, und wie im Sturme hatte er die Herzen des Volkes für sich gewonnen. Er war aber auch ein außerordentlicher Mann. Schon sein Äußeres, der hohe Wuchs, die breite Stirn, die Adlernase, die großen, sprechenden Augen hatten etwas Ehrfurcht Gebietendes; und dem kräftigen Körper entsprach der noch kräftigere, kühne Geist. Wie furchtbar auch sein Ernst in entscheidenden Augenblicken war, so herzgewinnend war seine Freundlichkeit im gewöhnlichen Umgange. Und wie sein Mut in der Gefahr Ehrfurcht und Bewunderung erweckte, so erzeugte sein freundliches, mildes Wesen und seine aufrichtige Frömmigkeit herzliche Zuneigung und Liebe.

Im Frühling 1632 brach Gustav Adolf von Mainz wieder auf, vertrieb Tilly aus Franken und zog in Nürnberg ein, von dessen protestantischer Bevölkerung er mit Jubel empfangen und reich beschenkt ward. Von da rückte er an die Donau, um den Krieg nach dem bisher verschont gebliebenen Bayern zu tragen und sich mit Tilly, der nahe bei der Mündung des Lech eine feste Stellung genommen, abermals zu messen. Dieser Fluß bildete damals die Grenze Bayerns. Tilly wollte Gustav Adolf den Übergang wehren, wurde jedoch aus seinem stark befestigten Lager am rechten Lechufer nach tapferer Gegenwehr zurückgedrängt. Bei der Erstürmung einer Schanze wurde er durch eine feindliche Kanonenkugel so gefährlich am Knie verwundet, daß er, nach der Festung Ingolstadt gebracht, nach 14 Tagen in einem Alter von 73 Jahren starb. Sterbend noch mit kriegerischen Gedanken beschäftigt, mahnte er, ein treuer Diener seines Kaisers und Herzogs: „Wahret mir Regensburg wohl, sonst stehen Kurhut und Kaiserkrone auf dem Spiel!“ Er war ein Held, dessen ganze Seele der Krieg füllte. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Liga einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten

ihrer Verteidiger und Maximilian von Bayern den treueſten ſeiner Diener. So hatte ihn die Strafe für Magdeburgs grauenvolles Geſchick ereilt.

Guſtav Adolf zog nun lechaufwärts, beſetzte die freie Stadt Augsburg, wo er ſich huldigen ließ, den lutheriſchen Gottesdienſt wieder herſtellte und den Proteſtanten das Regiment der Stadt zurückgab, und rückte von dort zur Belagerung Ingolſtadts, deſſen ſtarke Feſtungswerke jedoch ſeinem erſten Sturm trotzten. Während nun Maximilian von Bayern, dem Rate Tillys folgend, die Reichsſtadt Regensburg durch einen kühnen Angriff in ſeinen Beſitz brachte und perſönlich die Verteidigung derſelben übernahm, wandte ſich Guſtav Adolf von der Donau wieder nach Süden. Das ganze Bayernland lag ihm offen; nichts konnte ſeinen Waffen widerſtehen. Im Mai ſchon hielt er in der von allen Verteidigern entblößten Hauptſtadt München einen glänzenden Einzug. Man hatte ihm geraten, das Schickſal Magdeburgs an der Reſidenz ſeines Zerſtörers zu rächen. Allein ſein edles Herz hatte für die Rache keinen Raum, und er befleckte ſeine Heldenlaufbahn nicht durch Thaten niedrigſter Grauſamkeit. Eine Geldbuße und die Entführung von 140 verborgen gehaltenen Kanonen war die einzige Strafe, die er den zitternden Bayern auferlegte. So hatte ihn ein nie unterbrochenes Glück bis in das Herz Bayerns begleitet; es gab kein feindliches Heer mehr, das ihm hindernd in den Weg hätte treten können; er war entſchloſſen und gerüſtet, die Schrecken des Krieges in des Kaiſers eigene Erbländer, in das Innerſte von Öſterreich zu wälzen; Kurhut und Kaiſerkrone ſtanden wirklich auf dem Spiel.

7. Wallenſteins Wiederkehr. Es war noch gar nicht ſo lange her, als man in Wien geſpottet hatte, die nordiſche Schneemajeſtät werde, wie einſt der Prager Winterkönig, ſchnell vor der kaiſerlichen Glücksſonne zerſchmelzen. Jetzt war Kaiſer Ferdinand in höchſter Bedrängnis; der Feind ſtand an der Schwelle ſeiner Länder, die Sachſen hatten bereits ganz Böhmen beſetzt, und er beſaß kein Heer und keinen Feldherrn, den er dem ſiegreichen Schwedenkönig hätte entgegenſtellen können. In dieſer höchſten Not wandte er ſich an den vor kaum zwei Jahren ſo ſchnöde mit Undank belohnten Wallenſtein; denn er war in ganz Europa der einzige Mann, der es mit Guſtav Adolf und ſeinem nie beſiegten Heere aufnehmen konnte. Dieſer hatte mit innerer Schadenfreude den fortwährenden Niederlagen der kaiſerlichen Truppen zugeſehen, wußte er doch ganz genau, daß die tiefe Demütigung des Kaiſers ſeine eigene Größe herbeiführen werde. Schon kurz nach der in ihren Folgen ſo verderblichen Niederlage Tillys bei Breitenfeld hatte der Kaiſer einige ſeiner vertrauteſten Räte an ihn abgeſandt, die ihn auffordern ſollten, ein neues Heer zu ſchaffen und zum zweitenmal der Retter Öſterreichs und des Kaiſers zu werden. Grollend wies der gekränkte Heerführer dieſen Antrag zurück, indem er behauptete, an Gicht zu leiden und der Ruhe dringend zu bedürfen. Als

aber des Kaisers Not aufs höchste gestiegen war, da ließ sich der stolze Mann auf wiederholtes Bitten des Kaisers herbei, innerhalb drei Monaten ein neues Heer ins Feld zu stellen. Nun sandte er seine Werber aus, und wie ein Kriegsgott ging sein Name durch die Welt. Sein hoher Kriegsruhm, der reiche Sold, den er versprach, das Elend der Zeit und die Hoffnung auf Reichtum und Beute lockten ganze Scharen kriegslustiger Streiter von allen Nationen unter seine Fahnen. Viele von denen, die früher bereits unter ihm gefochten, stellten sich wieder ein; die meisten der ehemaligen Offiziere übernahmen freudig wieder ihre Regimenter; kein Unterschied des Standes oder der Religion hatte Geltung in seinem Heere, und so kam es, daß auch Protestanten ihm ebenso willig dienten wie Katholiken. Binnen drei Monaten hatte er wirklich in Böhmen und Mähren eine Armee von 40000 Mann beisammen, aus jenen Banden bestehend, die längst kein anderes Gewerbe mehr kannten als den Krieg.

Natürlich konnte auch nur Wallenstein ein solches Heer führen, und nach langen Bitten ließ er sich bereit finden, den Oberbefehl über dasselbe zu übernehmen. Doch that er es nur unter Bedingungen, wie sie bisher noch nie ein General von seinem Kriegsherrn erhalten hatte und die ihm eine fast kaiserliche Gewalt einräumten. Er erhielt den unumschränkten Oberbefehl über alle deutschen Armeen des Kaisers und unbegrenzte Vollmacht, seine Soldaten zu strafen oder zu belohnen. Weder dem Kaiser noch seinem Sohne und Nachfolger sollte es vergönnt sein, jemals bei der Armee zu erscheinen oder wohl gar ihr etwas zu befehlen. Keine Stelle bei der Armee sollte der Kaiser zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben. Ihm mußte bei einem etwaigen Frieden der Besitz des Herzogtums Mecklenburg oder eines andern Reichslandes von gleichem Einkommen, sowie als besondere Belohnung ein kaiserliches Erbland oder ein anderes der im Reiche eroberten Länder zugesichert werden. Auch wurde ihm gestattet, in den eroberten Ländern nach eigenem Gutdünken Steuern und Abgaben zu erheben, sowie über die Einziehung und Verteilung der eroberten Länder nach eigenem Ermessen zu entscheiden. Wie er beim Friedensabschluß eine entscheidende Stimme haben wollte, so bestand er auch darauf, daß bei diesem künftigen Frieden das Restitutionsedikt aufgehoben würde.

Das waren die fast unannehmbaren Bedingungen, die der stolzeste der Diener dem stolzesten der Fürsten zu stellen sich erdreistete. Von der Not gezwungen, willigte jedoch der Kaiser in alles.

8. Wallenstein und Gustav Adolf bei Nürnberg. So hart die Bedingungen waren, die man Wallenstein zugestanden hatte, so groß waren auch die Hoffnungen, die man auf seine Hilfe setzte. Allgemein erwartete man zunächst die Vertreibung der Schweden aus Bayern durch ihn. Allein er zog nach Böhmen, wo die Sachsen nach der Einnahme von Prag in zweideutiger

Haltung gegen Gustav Adolf verharrten und nichts weiter gegen den Kaiser unternahmen. Nachdem er Prag erobert, versuchte er es, den Kurfürsten von Sachsen zum Abfall von Gustav Adolf zu bewegen und auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Erst nachdem dieser Versuch gescheitert war, befreite er ohne große Mühe das ganze Land von den Sachsen, blieb aber dann unthätig stehen, und anstatt Bayern zu Hilfe zu eilen, sogen seine Scharen die böhmischen Lande aus. Umsonst waren Maximilians flehentliche Bitten, umsonst des Kaisers wiederholte Befehle, er blieb müßig in Böhmen und überließ den Kurfürsten seinem Schicksale. Mit großer Genugthuung erfüllte es sein stolzes Herz, denselben Maximilian, der in Regensburg am heftigsten auf seine Absetzung gedrungen, jetzt als Flehenden zu seinen Füßen zu sehen. Jetzt mußte es der Kurfürst schwer empfinden, den unversöhnlichsten und rachgierigsten Menschen sich zum Feinde gemacht zu haben. Auch Maximilian mag es schwer genug geworden sein, sich vor dem Manne zu demütigen, an dessen Sturz er früher so eifrig gearbeitet hatte. Allein die Not seines Landes zwang ihn, seinen Haß zu verbergen und noch einmal um Hilfe zu bitten. In Eger trafen beide Fürsten zusammen und vereinigten ihre Heere, dessen alleinigen Oberbefehl Wallenstein übernahm. Allein trotz dieser zweiten Demütigung Maximilians kümmerte sich Wallenstein um das vom Feinde besetzte Bayern gar nicht, sondern zog westwärts über den Böhmerwald nach Franken und bedrohte die Reichsstadt Nürnberg. Diese mit ihm verbündete evangelische Stadt durfte Gustav Adolf nicht in des Feindes Hände fallen lassen, und da er zu schwach war, dem etwa 60000 Mann starken kaiserlich-bayerischen Heere in offener Feldschlacht entgegenzutreten, so bezog er ein festes Lager vor Nürnberg, um die Stadt und sein Heer vor den Angriffen des Feindes zu sichern. Unter Brand und Verheerung zogen die feindlichen Truppen herbei. Bei einer Musterung seines Heeres brach Wallenstein in die prahlerischen Worte aus: „Binnen vier Tagen soll sich's ausweisen, wer von uns beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt sein wird." Trotz dieser Siegeszuversicht schlug er zwei Stunden von Nürnberg auf einer Anhöhe ein festes Lager auf, wie es von gleicher Festigkeit auf deutscher Erde noch nicht gesehen worden war. Dadurch entzog er seinem Gegner jede Zufuhr aus Schwaben, Franken und Thüringen.

Trotz seiner Übermacht wagte Wallenstein keinen Angriff, sondern stand monatelang ruhig in seinem Lager. Inzwischen hatte Gustav Adolf Verstärkungen erhalten, so daß sich sein Heer auf etwa 70000 Mann belief, zu denen im Notfalle die Stadt Nürnberg noch 30000 Streiter stellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberstand. Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepreßt in eine einzige Schlacht, und angstvoll blickte das ganze Europa auf diesen Kampfplatz, auf dem sich zwei

Gegner von gleicher Stärke gegenüberstanden, von denen jeder den günstigen Augenblick erwartete, um dem andern eine Schwäche abzulauern. Bald fing der Mangel an Lebensmitteln an, sich fühlbar zu machen. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht aus, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und 50000 Pfund Brot, welche die Stadt jeden Tag ins Lager lieferte, konnten nur notdürftig den Hunger stillen. Umsonst bot Gustav Adolf dem Gegner eine Schlacht an; Wallenstein verharrte zehn Wochen lang unbeweglich in seiner Stellung. Bald war alles Land auf sieben Meilen in der Runde ausgezehrt und verwüstet, und die reichen Vorräte Nürnbergs, mit denen bisher die Bedürfnisse des schwedischen Heeres befriedigt worden waren, fingen an, auf die Neige zu gehen. Ein großer Teil der Pferde stürzte aus Mangel an Futter, und täglich sanken hunderte von Menschen durch ansteckende Seuchen ins Grab.

Da beschloß Gustav Adolf, diesem verderblichen Zustande ein Ende zu machen: er wagte den Sturm auf das feindliche Lager. Aber vergebens stürmte er den ganzen Tag; vergebens faßte Bernhard von Weimar schon festen Fuß auf einer Höhe, von der aus das feindliche Lager gut beschossen werden konnte; die starke Stellung der Kaiserlichen trotzte jedem Angriff. Vor den furchtbaren Feuerschlünden der feindlichen Festungslinien sank auch dem Tapfersten der Mut. Gustav Adolf sah die Blüte seines Heeres tot auf das Schlachtfeld sinken. Wallenstein und Bernhard von Weimar wurden im Kampfgetümmel die Pferde unter dem Leibe erschossen, dem König selbst durch eine Kanonenkugel die Sohle vom Stiefel gerissen. Mit ununterbrochener Wut wurde Angriff auf Angriff erneuert, bis endlich die eintretende Nacht dem Kampfe Stillstand gebot. Nach schwerem Verlust mußte der Plan aufgegeben werden, und Gustav Adolf konnte den Tag als eine Niederlage betrachten. Noch 14 Tage aber stand er kampfgerüstet dem Feinde gegenüber, und dieser wagte keinen Angriff. So sehr fürchtete er ihn. Endlich aber zwang die Not den Schwedenkönig zum Aufbruch, nachdem Nürnberg mehr als 10000 seiner Einwohner und er selbst gegen 20000 Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt hatte. In völliger Schlachtordnung, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, zog er am Feinde vorüber, der unbeweglich blieb und nichts unternahm, den Abzug zu stören (8. Septbr. 1632).

9. Gustav Adolfs Tod bei Lützen. Nachdem Gustav Adolf Nürnberg durch eine ausreichende Besatzung geschützt, brach er wieder nach der Donau auf, in der Hoffnung, Wallenstein werde ihm dorthin folgen und damit den Krieg auch ferner im Feindeslande führen. Aber Wallenstein verfolgte andere Pläne. Der Erholung nicht minder bedürftig als die Schweden, hatte er nur auf den Abzug derselben gewartet, um den seinigen antreten zu

können. Fünf Tage später verließ auch er sein Lager und übergab es den Flammen. Hundert Feuersäulen, die aus den eingeäscherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündeten seinen Abschied. Mit furchtbaren Verheerungen brach er dann nach Sachsen auf, um den Kurfürsten dieses Landes zum Abfall vom schwedischen Bündnis zu zwingen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Ernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten seinen Marsch. Er eroberte Leipzig und vereinigte sich mit dem furchtbaren Pappenheim. Dringend flehte der bedrohte Kurfürst Gustavs Hilfe an, und dieser zog abermals zur Rettung des zweideutigen Bundesgenossen in Eilmärschen über den Thüringerwald an die Saale. Mit unbeschreiblichem Jubel wurde er überall von den Protestanten empfangen. Als er in Naumburg einzog, begrüßte ihn das Volk als schützenden Engel, drängte sich an ihn heran, den Helden, den Rächer, den großen König anzustaunen, warf sich vor ihm auf die Kniee, umfaßte seine Steigbügel und suchte die Scheide seines Schwertes, den Saum seines Kleides und seine Füße zu küssen, so daß er, unwillig über solch abgöttische Verehrung und zugleich voll trüber Ahnung erfüllt, in die Worte ausbrach: „Unsere Sachen stehen gut, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieser Leute strafen wird. Hat es nicht das Ansehn, als ob sie mich zu ihrem Gott machten? Wie leicht könnte der Gott, der die Stolzen demütigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher, sterblicher Mensch bin!“

Es war schon spät im Herbst, als Gustav Adolf sich den kaiserlichen Truppen, die in der großen Schlachtebene Leipzigs, in der Nähe von Lützen standen, näherte. Wallenstein hatte seine Winterquartiere um Leipzig her nehmen wollen; der Feldzug des Jahres schien beendet, und so erwartete er so spät im Jahre keine entscheidende Schlacht mehr. Deshalb hatte er auch Pappenheim mit seinen Reitern in die Winterquartiere nach Halle gesandt. Als das Gustav Adolf erfuhr, brach er plötzlich aus seinem festen Lager bei Naumburg auf und führte in Eilmärschen sein Heer gegen die Kaiserlichen zur Schlacht, so daß sich Wallenstein genötigt sah, Pappenheim schleunigst zurückzurufen.

Auf Lützens Ebene trafen die beiden Heere am 6. Novbr. 1632 zusammen. Ein dichter Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet war, verzögerte den Angriff bis zur Mittagsstunde. Erwartungsvoll standen die Heere, hatten doch zwei solche Feldherrn, so gleich an Ruhm, Ansehen und Fähigkeit im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenen Feldschlacht ihre Kräfte gemessen. An diesem Tage mußte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lernen und der nie Überwundene einen Überwinder finden. Wallenstein durchschritt sein Heer und versprach und drohete. Inmitten seiner Soldaten hielt Gustav Adolf knieend seine Andacht. Die ganze Armee, auf

den Knieen liegend, singt das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott“ und das vom König selbst gedichtete: „Verzage nicht, du Häuflein klein.“*) Die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König nach kurzem Gebet zu Pferde, ohne Panzer, nur mit einem ledernen Koller und einfachen Tuchrocke bekleidet; er reitet durch die Reihen seiner Krieger, die ihn freudig begrüßen, ihren Mut zu froher Zuversicht zu entflammen, und giebt ihnen das Losungswort: „Gott mit uns!“ Um elf Uhr zerstreut sich der Nebel, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man die Stadt Lützen in Flammen stehen, auf Wallensteins Befehl in Brand gesteckt. Der König stellt sich an die Spitze des rechten Flügels und ruft: „Nun wollen wir in Gottes Namen dran! Jesu, Jesu, nun hilf mir streiten zu deines Namens Ehre!“ Dann giebt er das Zeichen zum Angriffe. Furchtbar ist der Kampf auf beiden Seiten. Die vom Feinde gezogenen und stark verschanzten Gräben werden übersprungen, eine Anzahl Kanonen erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Mit unaufhaltsamer Gewalt geht es vorwärts. Schon sind zwei Haufen des feindlichen Fußvolkes gesprengt, da erscheint Wallenstein persönlich, bringt die Seinen zum Stehen, dringt mit frischer Kraft in die zerrissenen Glieder der Schweden, treibt sie über die erstürmten Gräben zurück und jagt ihnen die erbeuteten Kanonen wieder ab. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Inzwischen winkt dem rechten Flügel, den Gustav befehligt, der Sieg; er hat die Reiterei des Feindes in die Flucht gejagt. Da bringt man dem Könige die Nachricht, daß der linke zu wanken beginnt. Mit schneller Besonnenheit eilt er an der Spitze eines Reiterregiments dem linken Flügel zu Hilfe. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Übergang, und nur wenige Begleiter sind behende genug, ihm zur Seite zu bleiben. Geraden Weges sprengt er dem Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt ist, und indem er sich bemüht, eine

---

*) Gustav Adolfs Feldlied.

1. Verzage nicht, du Häuflein klein,
Obschon die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu verstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davon dir wird recht angst und bang;
Es wird nicht lange währen.

2. Tröste dich nur, daß deine Sach'
Ist Gottes, dem befiehl die Rach'
Und laß es ihn nur walten.
Er wird durch seinen Gideon,
Den er wohl kennt, dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten.

3. So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort
Und was dem thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott,
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg woll'n wir erlangen.

Blöße des Feindes zu erspähen, auf die er den Angriff richten kann, führt ihn seine Kurzsichtigkeit zu nahe an eine feindliche Reiterabteilung. Eine Kugel trifft seines Pferdes Hals, eine andere zerschmettert ihm den linken Arm, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! Der König ist erschossen!“ verbreitet Schrecken und Entsetzen unter den Seinen. „Es ist nichts, folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt vom Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er seinen Begleiter (den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg), ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem dieser auf einem weiten Umwege den König in Sicherheit bringen will, erhält Gustav Adolf einen zweiten Schuß in den Rücken, und mit den Worten: „Mein Gott, mein Gott!“ sinkt er vom Pferde. Dieses, durch seine Verwundung in den Hals scheu geworden, schleppt den König, der im Steigbügel hängen geblieben ist, noch eine Strecke weit fort. Da nahen feindliche Küraſſiere und töten ihn vollends. Nun setzen ihre schnaubenden Rosse über den Leichnam und zertreten mit ihren Hufen den edlen Leib, so daß er ganz entstellt wird. Bald entdeckt sein lediges, von Blut triefendes Roß der schwedischen Reiterei den Fall ihres Königs, und wütend dringt sie herbei, dem gierigen Feinde die heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Toten begraben.

In kurzer Zeit durcheilt die Schreckenskunde das ganze Heer, aber anstatt den Mut der tapferen Scharen zu ertöten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Der Tod hat jetzt für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seit er das gekrönte Haupt nicht verschont. Mit Löwengrimm werfen sie sich unter dem Oberbefehle des Herzogs Bernhard von Weimar auf die Feinde und dringen auf allen Punkten der Schlachtordnung siegreich vor. Selbst die Ankunft neuer kaiserlicher Truppen unter dem furchtbaren Pappenheim vermag ihren Mut nicht zu beugen. Dieser trifft mit acht Reiterregimentern noch rechtzeitig auf dem Schlachtfelde ein. Vor der furchtbaren Übermacht können die bereits ermatteten schwedischen Reihen nicht vorwärts. Ganze Regimenter, z. B. das gelbe und blaue Regiment, werden daher bis auf den letzten Mann niedergehauen, aber sie weichen nicht zurück. Pappenheim weiß noch nichts von Gustav Adolfs Fall. Glühende Begier, dem Könige selbst im Kampfe zu begegnen, reißt den Wütenden mitten in das furchtbarste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hofft. Auch Gustav Adolf hat den feurigen Wunsch gehegt, diesem Gegner persönlich zu begegnen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die Helden zusammen. Zwei Kugeln durchbohren Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam müssen ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt ist, ihn in Sicherheit zu bringen, dringt

ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er im heißen Kampfe gesucht, entseelt auf der Walstatt liegt. Da erheitert sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzt in seinen Augen. „So hinterbringe man dem Herzog von Friedland," ruft er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwindet auch das Glück der Kaiserlichen. Als der Tag sich neigt, greifen die Schweden zum drittenmale an, und nur der dicht einfallende Nebel rettet den Feind vor gänzlichem Untergange. Nachdem Wallenstein, dem im dichten Kugelregen Hut und Mantel zerfetzt worden sind, das Schlachtfeld und einen Teil des Geschützes den Schweden überlassen, muß er mit seiner geschlagenen Armee noch in der Nacht den Rückzug nach Böhmen antreten.

So blieb der Sieg in den Händen der Schweden, aber er war teuer erkauft. Die ganze Ebene von Lützen war mit Verwundeten, Sterbenden und Toten bedeckt, denn von jeder Armee lagen über 9000 Mann tot auf dem Kampfplatze. Beim Anbruch des nächsten Morgens fand man nach langem Suchen den Leichnam des geliebten Königs unfern eines großen Steines, der von nun an den Namen Schwedenstein führte. Von Blut und Wunden bis zur Unkenntlichkeit entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten und durch räuberische Hände seiner Kleider und seines Schmuckes beraubt, wurde er unter einem Hügel von Toten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht und dort seinen wehklagenden Truppen und seiner trostlosen Gemahlin gezeigt. Von dieser über die Ostsee nach Schweden geführt, fand er nach unvergleichlicher Heldenlaufbahn in seiner Hauptstadt Stockholm sein frühes Grab, beweint und beklagt nicht nur von seinem Volke, sondern auch vom ganzen evangelischen Deutschland, das in ihm seinen Ritter und Helfer verloren.

Gustav Adolf und seine Schweden bei Lützen.

1. Bei Lützen an der Straße, wo Deutschlands Banner stand,
Erlosch manch' biedres Auge, sank manche starke Hand;
Zweihundert Jahre blicken auf dieses Totenfeld,
Da schlafen deutsche Brüder, da schläft des Nordens Held.

2. Bei Lützen an der Straße steht noch ein schlichter Stein,
Ein stolzer Bau von Eisen faßt jetzt das Kleinod ein;
Der Stein weiß viel zu künden von Streitern und von Mut,
Von Freiheit und von Glauben, von Leichen und von Blut.

3. Und ist er auch verwittert durch Sturm und Sonnenschein,
Kein Wandrer wallt vorüber, er tritt zum Schwedenstein;
Und bleibt er stumm bei Fragen, was Großes hier geschah,
Das Große lebt im Munde der Menschheit fern und nah.

4. Es lag ein dichter Nebel gelagert auf der Flur;
Man hörte Waffen klirren und sah nicht Feindes Spur;
Man dachte angstbeklommen ans wechselvolle Glück,
Bis vor der Mittagssonne der Luftflor wich zurück.

5. Da kniete Gustav Adolf vor seiner Völker Schar
Und rief zu Gott um Beistand und Rettung aus Gefahr;
Und alle Krieger sanken mit ihm aufs Angesicht,
Und durch die Lüfte drang es: „Herr Gott, verlaß uns nicht!"

6. Aufs Roß schwang sich der König, flog längs der Mauern hin,
Zu Heldenmut entflammend der Gottesstreiter Sinn:
„Ist Gott mit uns im Kampfe, was fürchten wir den Tod?
Drum: „Gott mit uns!" die Losung im Augenblick der Not."

7. Nicht Beutegier und Mordlust rief ihn aus Norden her,
Nicht Ehr- und Ruhmsucht drückten in seine Hand die Wehr,
Nicht eines Königs Machtspruch riß zur Begeistrung fort;
Es galt dem freien Glauben an Luthers Bibelwort.

8. Ein dicker Rauch verhüllte der Sonne Glanz und Schein,
Laut donnert's aus Geschützen, und Blitze zucken drein;
Steht felsenfest auch Schweden im Meer von Menschenblut,
Die Kraft der Helden schwindet beim Andrang neuer Flut.

9. Es dringt der König spähend hier ins Gewühl der Schlacht,
Ein Aar, der für die Seinen in Todesnöten wacht;
Da schmettert eine Kugel ihm durch den linken Arm,
Und aus der Wunde strömet ein Blutquell licht und warm.

10. „Der König blutet!" Schrecken durchzuckt die langen Reihn;
Noch lebt und ruft der Löwe: „Mit Gott zum Kampf hinein!"
Die Streitlust wächst und wütet, die Kraft des Königs sinkt,
Heran zu treuer Hilfe den Lauenburg er winkt.

11. Ist das nicht Gustavs Schimmel, der reiterlos sich bäumt,
Des schlichter Zaum und Sattel von frischem Blute schäumt?
„Der König ist gefallen! Nach Rache schreit sein Blut!
Wo Friedlands Banner wehen, kühlt, Schweden eure Wut!"

12. „Folgt meinem Schwert!" ruft Bernhard von Weimar durch die Schlacht,
Daß in den Regimentern ein Löwengrimm erwacht,
Daß ein Gefühl Begeistrung in alle Seelen goß,
Zu rächen ihren König, der hier sein Auge schloß.

13. Der Tod hält seine Ernte, die Reihen werden licht,
Der Schwede weicht und wanket vom ernsten Wahlplatz nicht;
Am Wahlplatz fallen Tausend, mit frommer Rührung nennt
Die Nachwelt noch das gelbe und blaue Regiment.

14. Der stolze Friedland senkte den sieggewohnten Blick,
An seine Sohlen heftet sich schweres Mißgeschick;
Der blut'ge Tag bei Lützen ward eine Schreckgestalt,
Die seine Seele beugte mit finstrer Machtgewalt.

Haltaus.

B. Vertiefung.

1. Gustav Adolf.

a) Welches **Ziel** verfolgt er in Deutschland? Er will den bedrängten evangelischen Glaubensbrüdern beistehen, will ihnen Rächer und Retter sein, will den bedrohten lutherischen Glauben vor völligem Untergang bewahren und die Alleinherrschaft der katholischen Religion verhindern. Das ist ein edles Ziel, erfüllt er doch damit das Gebot Gottes: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" und besonders des Apostels Mahnung: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an unseres Glaubens Genossen." Und der Dichter sagt:

„Greif an mit Gott! dem Nächsten muß man helfen;
Es kann uns allen gleiches ja begegnen."

Ein höheres Ziel, als für seinen Glauben und seine Glaubensbrüder alles zu wagen, um möglicherweise alles zu verlieren, giebt es für einen Menschen und besonders für einen König überhaupt nicht, tritt er doch damit ein für Recht und Freiheit des menschlichen Gewissens in Glaubenssachen. Ohne seine Hilfe gäbe es vielleicht heute in Deutschland keine evangelische Kirche mehr.

b) Welches sind die **Beweggründe** seines Handelns? Er fühlt sich, da alle anderen Verteidiger des evangelischen Glaubens zum Kampfe gegen den Kaiser ohnmächtig sind, gleichsam von Gott zum Rettungswerk berufen; es ist also zunächst der Gehorsam gegen Gott, sein Glaubensgehorsam. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Zu seinem Kanzler Oxenstierna spricht er: „Es ist eines Königs Pflicht, dem großen Beherrscher der Könige ohne Murren zu gehorchen." — Er liebt den evangelischen Glauben, und darum verteidigt er ihn; es ist also seine Liebe zum Glauben. Und diese Glaubensliebe hat ihre Wurzel in der ungeheuchelten Liebe zu Gott und ihre Frucht in der aufopfernden Liebe zu den Brüdern. Gottesliebe und Nächstenliebe, Glaubensliebe und Glaubensgehorsam zwingen ihn also, sein Vaterland zu verlassen, seine Sicherheit aufzugeben, Weib und Kind, ein ihn abgöttisch liebendes Volk zu verlassen, in fremdem Lande um seines Glaubens willen alles zu wagen und dieses kühne Wagnis schließlich mit seinem Leben zu bezahlen. Aber gerade dieser Tod zeigt seine Treue gegen Gott und gegen seinen Glauben. „Sei getreu bis in den Tod . . ." Und so ist er sich, seinem Werk, seinem Gott und seinem Glauben getreu gewesen bis zum Tode. Das ist die hingebendste, aufopferungsvollste Liebe; darin beweist er sich als einen wahren Jünger Christi voll Selbstverleugnung und Selbstentsagung: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst . . ." So ist er Jesu nachgefolgt durch Kreuz zur Krone, durch Kampf zum Sieg, durch Leiden zu himmlischer Freude. „Wer bis ans Ende beharret, der wird selig."

Dabei soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß er nicht nur ein Ritter für den bedrängten Glauben, sondern auch ein um das Wohl seines Vaterlandes sorgender König gewesen ist. Die Eroberungen Wallensteins an den Küsten der Ostsee lassen ihn eine weitere Ausbreitung der kaiserlichen Macht und damit eine Beschränkung seiner eigenen fürchten. Einem möglichen Angriff auf sein Land zuvorzukommen, greift er zum Schwert. Das ist noch nicht Notwehr, aber doch ein kluges Vorbeugen der in Zukunft drohenden Gefahr. Er zeigt darin, daß er das Wohl seines Landes unablässig vor Augen hat, und diese Sorge um sein Land können wir nicht tadeln. Er will auch die Herzöge von Mecklenburg wieder in ihre Rechte einsetzen, da zeigt er sich als Helfer in der Not, als Schützer des unterdrückten Rechts, als barmherziger Samariter gegen den in Not geratenen Nächsten.

Und wenn schließlich noch behauptet wird, er sei auch aus Eroberungssucht nach Deutschland gekommen, um Preußen und Pommern zu gewinnen und die Ostsee zu einem schwedischen Binnenmeere zu machen, so hat sein frühzeitiger Tod bei Lützen allen Eroberungsplänen, die etwa in verborgener Herzenstiefe geruht haben, ein Ende gemacht, und wir haben ihn in Wirklichkeit nur als einen Glaubenshelden kennen gelernt.

c) Welches sind die von ihm angewandten **Mittel?** Nach damaliger Lage der Dinge in Deutschland konnte er nur mit dem Schwerte helfen, und so sehr wir sonst den blutigen Krieg als ein Mittel der Gewalt verurteilen müssen, so sehr ist er in diesem Falle als Mittel der Notwehr erlaubt.

„Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt . . ."

Und wenn von diesem 30jährigen Kriege mehr als von jedem anderen des Dichters Worte gelten: „Schrecklich immer, auch in gerechter Sache ist Gewalt" — „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg, die Herde schlägt er und den Hirten" — „Es schont der Krieg auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege" — so sucht doch Gustav Adolf die Schrecken desselben nach Kräften zu mildern.

In seinem Heere herrscht die strengste Manneszucht. Ebenso, wie daheim im Vaterlande, sind auch auf fremdem Boden Raub, Mord, Plünderung, Diebstahl u. s. w. verboten; alles, was der Soldat braucht, muß er bezahlen. Gustav Adolf läßt den Krieg nicht durch den Krieg ernähren. Dadurch unterscheidet sich sein Heer sehr vorteilhaft von den wüsten Scharen Wallensteins, Tillys, auch Ernsts von Mansfeld und Christians von Braunschweig. Diese Manneszucht ist nur eine Folge der im Heere herrschenden Gottesfurcht; denn jeder Morgen und Abend sieht das Regiment um seinen Feldprediger

versammelt. Mitten unter den Greueln des Krieges stehen also dem Soldaten immer Gottes Gebote vor Augen: „Du sollst nicht stehlen" — „Du sollst nicht töten" — „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnützlich führen." So kommt es, daß die Schweden überall als Retter aus der furchtbaren Kriegsnot begrüßt werden.

In allen diesen Tugenden leuchtet der König als Muster und Vorbild voran. Seine besten Waffen sind Gottesfurcht und Gottvertrauen, denn er weiß: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir . . ." — „Fürchte dich nicht, ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn" — „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlaß dich nicht auf deinen Verstand" — „Ein feste Burg ist unser Gott . . ." u. s. w. Er weiß, daß an Gottes Segen alles gelegen ist, darum beginnt er sein Werk mit herzlichem Gebete (Landung auf Usedom, Schlacht bei Lützen): „Wer beten kann, ist selig dran" — „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernsthaft ist" — „Je mehr Betens, desto mehr Sieges; fleißig gebetet, ist halb gefochten" — „Jesu, Jesu, nun hilf mir streiten zu deines Namens Ehre."

„Laß Gott in allen Dingen dein
Den Anfang und das Ende sein." —
„Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf,
Das ist der beste Lebenslauf."

„Mit dem Herrn fang alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang alles an." —

Und wie er Gott vorher um Beistand in der Not bittet, so dankt er ihm nachher für seine Hilfe: so auf Usedom für die glückliche Überfahrt, nach der Schlacht bei Breitenfeld für den errungenen Sieg. Er zeigt uns hier: Sei dankbar für erwiesene Wohlthaten! „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde." — „Nun danket alle Gott . . ." Und wie er im größten Glücke nicht seines Gottes vergißt, so ist er auch in der innigsten Andacht noch Held und König.

Wer so voll Gottvertrauen in den Kampf zieht, dem fehlen auch alle die andern Eigenschaften nicht, die einem Führer notthun, vor allem Mut und Tapferkeit in der Gefahr; denn die wahre Gottesfurcht kennt keine Menschenfurcht.

„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Er reitet die Reihen seiner Krieger entlang, entflammt ihren Mut, kämpft stets in den vordersten Reihen und stirbt schließlich den Heldentod. Der Erfolg hat es bewiesen: „Dem Mutigen hilft Gott."

Kein Wunder, daß solch ein Heldenvorbild begeisternd und ermutigend auf sein Heer wirkt. Einem solchen Führer folgt der Feige wie der Mutige zum Siege; für einen solchen König verspritzt der Soldat freudig sein Blut.

giebt der schwedische Bauer freudig sein letztes Hab und Gut hin; einen solchen Gotteshelden betrachtet das so lange blutig bekämpfte evangelische Volk als einen Engel vom Himmel; ein solches Beispiel weckt Begeisterung für die heilige Sache des Glaubens und hilft ihr zum Sieg.

d) Welches ist der **Erfolg** seiner Arbeit? Die evangelische Kirche schwebt in größter Gefahr; das Restitutionsedikt 1529 bedroht sie mit Untergang. Schon kehren katholische Bischöfe in evangelische Länder zurück; schon öffnen sich in vielen Gegenden die lange verschlossen gewesenen Klosterpforten wieder; schon werden die evangelischen Geistlichen vertrieben und die Protestanten mit Gewalt zum katholischen Glauben gezwungen (Glogauer Beichte) — da erscheint Gustav Adolf. Der gesunkene Mut der Protestanten wird durch sein Erscheinen neu belebt; die alte Begeisterung für den Glauben erwacht wieder; Fürsten und besonders freie Reichsstädte schließen sich ihm an; das Volk jauchzt ihm zu; kein Mensch bekümmert sich mehr um den Kaiser, der vor kurzem noch auf der Höhe seiner Macht gestanden; niemand denkt noch an das Restitutionsedikt; wohl aber hofft man auf einen glücklichen Ausgang des heiligen Kampfes. Die beiden berühmtesten kaiserlichen Feldherrn werden geschlagen; die kaiserlichen Truppen, bisher unüberwunden, büßen den Ruhm der Unbesiegbarkeit ein; die katholischen Fürsten müssen flüchten; der Kaiser, aufs tiefste gedemütigt, zittert für seine Krone; schon ist Hoffnung vorhanden, daß ganz Deutschland evangelisch werden wird — da ereilt den König der Heldentod bei Lützen. Wenn aber auch der Tod mit unerbittlicher Hand sein Lebenswerk mitten in der Ausführung unterbricht, so ist es darum nicht umsonst gewesen; ohne ihn wäre die evangelische Lehre verloren gewesen.

e) Was sind die evangelischen Deutschen ihm **schuldig?** Im 38. Jahre seines thatenreichen Lebens schied er von dem blutigen Schauplatz. Nicht nur die Schweden und ihre Anführer, das ganze evangelische Deutschland stand trauernd an seiner Bahre. Er war die Seele des Protestantismus, darum erfüllte sein Fall alle Freunde des Evangeliums mit Schrecken und Trauer. Er war der größte, edelste und reichbegabteste Mann, den dieser wüste Krieg aufzuweisen hat. Obwohl von Geburt ein Fremder, ist er durch sein Wirken ein Deutscher im vollsten Sinne des Wortes geworden. So hat er das Mitleid, das ihm das deutsche Volk weiht, verdient. Die Größe der Trauer ist aber auch ein Maßstab für die Größe der Liebe, die er genossen, und für die Liebe, die er dem deutschen Volke entgegengebracht. „Liebe erzeugt Gegenliebe." — „Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen."

Das deutsche Volk ist ihm aber auch, gleich seinen eigenen Stammeshelden, Dank schuldig; denn ein jedes Volk muß seine großen Männer ehren. Es hat diesem Danke auch äußerlich Ausdruck gegeben durch ein prächtiges Denkmal. Zweihundert Jahre waren verflossen, seit er bei Lützen, für die Freiheit

der evangelischen Kirche kämpfend und siegend, gefallen war. Da beschloß man, ihm bei dem Schwedensteine ein würdigeres Denkmal zu setzen. Gaben dankbarer Liebe kamen reichlich dazu ein. Am 6. Novbr. 1837 wurde das Denkmal vor vielen Tausenden, die aus der Nähe und Ferne gekommen waren, feierlich eingeweiht. Von Gußeisen errichtet, bildet es ein offenes Thor über dem Schwedensteine und trägt die einfache Inschrift: Hier fiel Gustav Adolf am 6. Novbr. 1632.

Doch noch ein anderes Denkmal sollte aus dem Grabe des Helden erstehen, dauerhafter und segensreicher als das von Erz. Wie Gustav Adolf im Leben ein Retter bedrängter Glaubensgenossen war, so sollte er es auch nach seinem Tode sein. Drei evangelische Männer aus dem nahen Leipzig kamen zuerst auf den gottseligen Gedanken, zum ehrenden Andenken an den Beschützer der Protestanten ein lebendes Denkmal, die Gustav-Adolf-Stiftung, zu gründen. Noch immer seufzen evangelische Gemeinden da, wo die katholische Kirche herrscht, unter mancherlei Druck; denn bis heute hat die katholische Kirche mit unserer evangelischen nicht Frieden gemacht, vielmehr sucht sie ihr so viel wie möglich Abbruch zu thun. Deshalb haben evangelische Gemeinden da, wo jene Kirche herrscht, meist einen schweren Stand; es fehlt ihnen an Kirchen, an Geistlichen, an Schulen, an Lehrern. Sie müssen oft meilenweite Wege machen, um einem evangelischen Prediger ihr Herz ausschütten zu können und sich von ihm Trost und Stärkung in ihrem teueren Glauben holen zu können. Da thut Hilfe not! Um solche Hilfe zu schaffen, wurde die Gustav-Adolf-Stiftung gegründet. Eingedenk des apostolischen Wortes: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an unseres Glaubens Genossen“ (Gal. 6, 10) sucht dieser evangelische Verein die Not der evangelischen Glaubensgenossen in und außer Deutschland nach allen Kräften zu heben. Von den Gaben, welche in allen Teilen unseres Vaterlandes gesammelt worden sind, hat der Verein Kirchen und Schulhäuser erbaut, viele Unterstützungen zur Erhaltung von Pfarr- und Schulstellen und für sonstige Bedürfnisse des kirchlichen Lebens gegeben. Aber noch immer erschallt die Notglocke bedrängter Glaubensgenossen und bittet um Hilfe und Unterstützung. Lasset uns daher Gutes thun und nicht müde werden.

2. Was ist über die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zu urteilen?

Sie begegnen Gustav Adolf mit Mißtrauen, betrachten ihn nicht als Glaubenshelden, sondern als Eroberer. Aus Menschenfurcht vor dem Kaiser wollen sie es noch immer nicht mit diesem verderben. Ihre unentschlossene Haltung verschuldet die Zerstörung Magdeburgs. Jetzt erst, nachdem sie gleichsam einen Teil von Magdeburgs Blutschuld mit auf sich geladen, sind sie zum Bündnis bereit, weil die Not sie dazu treibt, da Tilly ihre eigenen Länder bedroht. Bei Breitenfeld erfährt Johann Georg den Wert eines treuen Verbündeten. „Freund in der Not . . .“ Trotzdem bleibt er ein unsicherer,

zweideutiger Bundesgenosse. Die beiden Kurfürsten haben kein Herz für die Not ihres Glaubens und ihrer Glaubensbrüder; sie denken nur an sich, die Triebfeder ihrer Handlungen ist die Selbstsucht.

3. Die Zerstörung Magdeburgs.

Wir bewundern zunächst die Glaubenstreue der Magdeburger, denn sie bleiben dem Glauben ihrer Väter getreu, trotzen dem Gebote des Kaisers, des höchsten und mächtigsten Herrn der Christenheit, weil er ihren teuern Glauben unterdrücken will, und nehmen den ihnen bestimmten neuen Erzbischof nicht auf. Diese Glaubenstreue ist um so bewundernswerter, einmal, weil sie um ihretwillen schon nach dem schmalkaldischen Kriege des Kaisers Zorn erfahren haben und also wissen, wie schwer seine Hand strafen kann, dann aber auch, weil mächtige Fürsten in ihrer Nähe sich willig des Kaisers Befehlen beugen. Sie wollen lieber den Tod erleiden, als ihren Glauben verlieren. „Sei getreu bis in den Tod . . .“ „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.“ Sie wissen auch: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Ihre Glaubenstreue entspringt aus dem starken Gottvertrauen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!“ — „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“ Und dieses Gottvertrauen wieder verleiht ihnen Mut, Entschlossenheit und Ausdauer.

Tilly weiß nichts von Liebe und Erbarmen. Mit teuflischer Grausamkeit giebt er die unglückliche Stadt der Wut seiner entmenschten Horden preis, und auch als ihn einige Offiziere auf die furchtbaren Greuel aufmerksam machen, nimmt er seinen Befehl zur Plünderung nicht zurück. Hartherzig, gefühllos, unbarmherzig richtet seine furchtbare Hand. Wieviel Flüche und Verwünschungen mögen ihn, mit Recht, in diesen schrecklichen Tagen getroffen haben! Und klingt es nicht wie Hohn auf Gottes Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, wenn im Dome, rings unter dem furchtbaren Greuel der Verwüstung, ein Dankgottesdienst gehalten wird! Aber die Strafe bleibt nicht aus. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Auf Breitenfelds blutgetränkter Ebene und beim Lechübergang muß er die schwere Hand der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes spüren. „O, die Gerichte Gottes sind gerecht.“

4. Wallenstein.

Bei ihm finden wir die herrlichen Tugenden Gustav Adolfs nicht. Als er zum zweitenmale den Oberbefehl übernimmt, da folgt er nicht seiner Gottes- und Nächstenliebe, sondern seinem maßlosen Hochmut, Ehrgeiz und Stolz. Des Kaisers Demütigung durch Gustav Adolf dient ihm zur Erhöhung. Nicht Glaubenseifer und Glaubenstreue drückt ihm das Schwert in die Hand, sondern nur menschliche Berechnung, Selbstsucht, Herrschsucht, das Ver-

langen nach Ehre und Macht. Nach Gott fragt er nicht; er selbst ist sein Gott, an die Stelle des Gottvertrauens tritt also bei ihm Selbstvertrauen; er vertraut auf sein Feldherrntalent, die Stärke und Siegesgewißheit seiner Truppen, also auf Menschen; darum können wir uns nicht wundern, wenn ihm der Sieg nicht zuteil wird. Gustav Adolf — voll Gottvertrauen; Wallenstein — voll Selbst- und Weltvertrauen, so stellen sich uns die beiden größten Helden des 30jährigen Krieges dar.

III. Verknüpfung.

1. Gustav Adolf und Wallenstein.

Beide sind die gewaltigsten Heerführer ihrer Zeit; beide sind geborene Kriegshelden; beide sind gleich bewundert bei Freund und Feind; beide sind der Abgott ihrer Soldaten, doch wird Gustav Adolf mehr geliebt, Wallenstein mehr gefürchtet; beide kommen ihrer Religionspartei zu Hilfe, als die Not am höchsten gestiegen ist. — Gustav Adolf Protestant, voll Glaubenseifer, mit ganzer Seele seiner Religion zugethan; Wallenstein zwar Katholik, aber lau im Glauben, kämpft nicht für die Herrschaft der katholischen Kirche, sondern für seine und des Kaisers Macht und Größe. Gustav Adolf greift aus barmherziger Bruderliebe zum Schwerte, den bedrängten Glaubensgenossen ein Rächer und Retter zu sein; Wallenstein ergreift das Schwert aus Selbstsucht und Eigennutz, um wieder zum Gipfel der Macht emporzusteigen. Gustav Adolf voll Gottvertrauen, Wallenstein voll Selbst- und Weltvertrauen. Gustav Adolf fleht vor Beginn Gott um Beistand und ermutigt durch solch Beispiel sein Heer; Wallenstein verspricht nur und droht seinen Soldaten und sucht dadurch ihren Mut zu entflammen. Gustav Adolf, der nie Besiegte, stirbt für seinen Glauben den Heldentod, noch im Tode umstrahlt von dem Glanze des Siegers; Wallenstein, der bisher nie Überwundene, läßt seinem sterbenden Gegner den Ruhm der Unbesiegbarkeit.

2. Der schwedisch-deutsche und der schmalkaldische Krieg.

a) Die Protestanten. Dort Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen die Anführer, hier Gustav Adolf; dort wie hier die Bedrückung durch den Kaiser die Ursache; dort wie hier kämpfen sie aus innerer Überzeugung um das Erbe ihrer Väter, den teuern evangelischen Glauben; dort wie hier Glaubenseifer, Gottvertrauen, Aufopferungsfähigkeit, willige Hingabe von Gut und Blut; dort wie hier Gottesfurcht und nicht Menschenfurcht, Bauen auf Gottes Hilfe und nicht auf eigene Kraft; dort wie hier kein Zusammenstehn sämtlicher Protestanten gegen den gemeinsamen Feind; dort wie hier ersteht der bedrängten evangelischen Sache ein Rächer und Retter. — Dort der Anführer Niederlage und Gefangennahme, hier ein glänzender

Sieges- und Triumphzug; dort als Folge Mutlosigkeit und Verzagtheit, hier die Hoffnung auf den endlichen Sieg; dort gewaltsame Unterdrückung der Protestanten durch den Kaiser, hier ein Nichtbeachten des Restitutionsedikts.

b) Die Katholiken. Dort Kaiser Karl V. persönlich der Anführer, hier Tilly und Wallenstein; dort ein glänzender Siegeszug von Stadt zu Stadt, hier eine Reihe von Niederlagen; dort die angesehensten deutschen Fürsten zu des Kaisers Füßen, um seine Gnade flehend, hier auch die bisher neutralen Fürsten mit des Kaisers Feinden im Bunde; dort der Kaiser durch seine Siege zum Gipfel der Macht emporsteigend, hier durch die Niederlagen seiner Feldherrn aufs tiefste gedemütigt; aber dort wie hier den Befehlen des Kaisers trotzend: Magdeburg.

3. Die Lage der Protestanten vor und nach 1631.

Die Schlacht bei Breitenfeld am 7. September 1631 bildet einen der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte des Krieges. Vorher sind die Protestanten immer geschlagen, nachher siegen sie; vorher kein Anführer, um den sie sich scharen können, nachher Gustav Adolf die feste Säule des Protestantismus; vorher Mutlosigkeit und Verzagtheit, nachher Glaubensmut und Siegeszuversicht; vorher Schrecken und Entsetzen, besonders nach Magdeburgs Zerstörung, nachher Freude über die errungenen Siege; vorher dem gewissen Untergange ihres Glaubens entgegensehend, nachher dem sicheren Siege desselben.

4. Gustav Adolf und Luther.

Beide gewaltige Glaubenshelden, der eine mit dem Wort, der andere mit dem Schwert; beide der starke Hort und Schirm ihrer Glaubensgenossen; beide ohne Menschenfurcht vor der höchsten weltlichen Macht; beide voll felsenfesten Gottvertrauens; beide voll herzlicher Demut gegen Gott; beide voll inniger Andacht und gläubiger Gebetskraft vor Beginn eines Werkes; beide ihren Glauben verteidigend gegen Kaiser und Reich; beide die bedeutendsten Männer ihrer Zeit, gleich sehr von den Freunden geliebt, wie von den Feinden gehaßt; beide noch heute von jedem evangelischen Deutschen mit Bewunderung genannt und dankbar verehrt.

5. Gustav Adolf und Friedrich Barbarossa.

Wie Gustav Adolf, so zieht auch Friedrich Barbarossa in einen nach dem Glauben der Zeit heiligen Krieg: den 3. Kreuzzug 1189. Beide unternehmen also einen Religionskrieg; beide ziehen für ihren Glauben das Schwert; beide sind die gewaltigsten Kriegshelden ihrer Zeit, von ihrem Volke geliebt und bewundert; beide kommen den bedrängten Glaubensgenossen in fremdem Lande zu Hilfe; beide müssen einen beschwerlichen, gefahrvollen Weg zurücklegen; beide haben mächtige Feinde; die Länder, durch welche beide ziehen, und somit beider Heere haben unter den Drangsalen des Krieges furchtbar zu leiden; beide erfechten eine Reihe glänzender Siege; beide ereilt der Tod bei ihrem Unter-

nehmen, noch ehe sie ihren Glaubensgenossen völlig zum Siege verholfen haben; beide werden von ihrem Volke heiß geliebt und tief betrauert; beide gelten noch heute als Vorbilder und Ideale, nicht nur als Kriegs-, sondern besonders als Glaubenshelden; beider erinnert sich gern die dankbare Nachwelt: Barbarossas, indem sie einen Kranz von Sagen um seine Heldengestalt wob, Gustav Adolfs im Gustav-Adolf-Verein. — Der eine stirbt den Heldentod in der Schlacht, der andere ertrinkt in den Fluten des Seleph; der eine stirbt im rüstigsten Mannesalter, in der Blüte seiner Jahre, der andere als Greis im Silberhaar; der eine ruht in seinem Vaterlande, der andere in fremder Erde.

6. Kämpfer für die evangelische Sache.

Luther und seine Mitarbeiter, Friedrich der Weise, indem er Luther schützte, Johann der Beständige auf dem Reichstage zu Augsburg, Johann Friedrich der Großmütige und Philipp von Hessen im schmalkaldischen Kriege, Moritz von Sachsen, Magdeburg, die Union, Friedrich V. von der Pfalz, Graf Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden, Christian IV. von Dänemark, Stralsund, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar.

7. Helfer in der Not.

Abraham hilft Lot, als er mit dem König von Sodom gefangen fortgeführt ist; Saul kommt den Bewohnern von Jabes zu Hilfe; David, indem er mit Goliath kämpft; Karl der Große befreit den Papst von den Bedrängungen der Longobarden; die Kreuzfahrer kommen den Christen des Morgenlandes zu Hilfe; die Bürger der Stadt Worms helfen Heinrich IV.; Moritz von Sachsen u. s. w.

8. Grausame Strafgerichte.

Ebenso grausam und blutig wie Tilly bei der Zerstörung Magdeburgs waren auch andere Heerführer: Der römische Feldherr Titus bei der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70; Kaiser Karl der Große bei dem furchtbaren Blutgericht über die Sachsen zu Verden 782; die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon bei der Eroberung Jerusalems 1099; Friedrich Barbarossa bei der Eroberung und Zerstörung Mailands 1162; Ferdinand II. bei dem Blutgericht über die Böhmen 1621; Herodes beim bethlehemitischen Kindermord; Nebukadnezar bei der Zerstörung Jerusalems 588 v. Chr.

9. Verknüpfung von Zahlen.

a) 1530. Reichstag zu Augsburg; Augsburger Konfession.
   1630. Absetzung Wallensteins; Gustav Adolfs Landung in Pommern.

b) 1531. Der schmalkadische Bund wird geschlossen.
   1631. Zerstörung Magdeburgs; Tillys Niederlage bei Breitenfeld.

c) 1532. Vorläufiger Religionsfriede zu Nürnberg; Tod Johannes des Beständigen.
   1632. Gustav Adolfs Siegeszug durch Deutschland; sein Tod bei Lützen.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1630, 24. Juni. Gustav Adolf landet mit 15 000 Mann auf der Insel Usedom.

1631, 20. Mai. Tilly zerstört Magdeburg. 7. September. Tilly wird von Gustav Adolf bei Breitenfeld geschlagen.

1632. Gustav Adolfs Siegeszug durch Deutschland. Wallenstein und Gustav Adolf stehen sich zehn Wochen bei Nürnberg gegenüber. 6. November. Gustav Adolf fällt in der Schlacht bei Lützen.

Feldherrn: a) Gustav Adolf, Bernhard von Weimar. b) Tilly, Wallenstein, Pappenheim.

V. Anwendung.

1) Gieb in Überschriften den bisherigen Verlauf des Krieges an!

2) Stelle die Zahlenreihe desselben auf!

3) Nenne die Feldherren und sage etwas über ihren Charakter!

4) Stelle die einzelnen Schlachten zusammen und gieb die Folgen einer jeden an!

5) Nenne Leute, die wie Gustav Adolf voll unerschütterlichen Gottvertrauens waren!

6) Wallenstein vertraute auf sich selbst. Nennt Leute voll Selbstvertrauen!

7) Nennt andere Personen, die für ihren Glauben in den Tod gingen!

8) Wie hat das evangelische Deutschland seinem Retter und Beschützer gedankt? (Gustav-Adolf-Verein. Zweck desselben!)

9) Gustav Adolf kam einem fremden Volke zu Hilfe. Nennt Helden, die ihr Vaterland gegen drohende Fremdherrschaft verteidigt haben!

10) Nennt Fürsten, an deren Totenbahre ein ganzes Volk trauernd und klagend steht!

11) Nennt Männer voll Gleichgültigkeit gegen die Not ihrer Glaubensbrüder!

12) Schildert das Soldatenleben im schwedischen und in den kaiserlichen Heeren!

13) Nennt Männer von ungestümer Tapferkeit! (Bernhard von Weimar, Pappenheim u. s. w.)

14) Auf wen können wir folgende Sätze anwenden: „Ist Gott für uns . . .“ — „Wer beten kann, ist selig dran.“ — „Mit dem Herrn fang alles an . . .“ — „Gestern noch auf stolzen Rossen . . .“ — „Hochmut kommt vor dem Falle.“ — „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott . . .“?

15) Erzähle etwas aus der Geschichte der Stadt Magdeburg!

16) Worin besteht die große Bedeutung der Schlacht bei Breitenfeld?

17) Was könnten dir die Fluten des Lech aus Deutschlands Geschichte erzählen (955, 1632)?

18) Woran erinnerst du dich, wenn du den Namen Augsburg hörst?

19) Vergleiche Herzog Maximilian von Bayern im Jahre 1632 und Friedrich V. von der Pfalz nach der Schlacht auf dem weißen Berge!

20) An welche Ereignisse aus Deutschlands Geschichte erinnert dich Nürnberg?

21) Was erzählt der Schwedenstein dem Wanderer, der ihn nachsinnend betrachtet?

---

4. Der Ausgang des Krieges.

(Ziel: Der weitere Verlauf und das Ende des Krieges.)

I. Vorbereitung.

Mit Gustav Adolf war die feste Säule, der Mittelpunkt, die Seele aus dem protestantischen Bunde geschieden, und es sah schlimm aus mit dem evangelischen Deutschland; denn wer würde es wagen, dem gefürchteten Feldherrn Wallenstein die Spitze zu bieten? Ihm würde es sicher leicht gelingen, die Protestanten zu schlagen und den ersehnten Frieden herbeizuführen? Trotzdem dauerte der Krieg noch volle 16 Jahre, weil sich zuletzt auch noch die Franzosen hineinmischten und ihn absichtlich verlängerten. Davon wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Das Bündnis zu Heilbronn. Die Schlacht bei Lützen hatte für die Evangelischen nicht so große Vorteile, wie man hätte erwarten sollen, denn die Uneinigkeit der schwedischen und deutschen Heerführer ließ es zu keiner rechten Verfolgung des Feindes kommen. Da Gustav Adolf nur eine sechsjährige Tochter Christine hinterließ, so führte während ihrer Minderjährigkeit der kluge Kanzler Oxenstierna die Regierung in Schweden. Gleichzeitig sollte er die Unterhandlungen mit fremden Mächten leiten. Den Oberbefehl über das Heer übernahm Herzog Bernhard von Weimar in Gemeinschaft mit dem schwedischen General Horn. So zersplitterte sich also, was bisher in der Person Gustav Adolfs zusammengefaßt gewesen. Aber ein größerer Übelstand kam hinzu. Hatten schon die protestantischen Fürsten Deutschlands die mitunter herrische Sprache des großen Königs Gustav Adolf schwer er-

tragen, so wollten sie sich natürlich noch weit weniger unterordnen unter hochfahrende schwedische Minister und Generale. So ging die Einheit im Handeln verloren. Da sich die protestantischen Mächte Norddeutschlands, besonders Sachsen und Brandenburg, dem schwedischen Bündnis mehr und mehr zu entziehen suchten, so vereinigte Oxenstierna die protestantischen Fürsten Süddeutschlands zu dem Heilbronner Bündnis 1633, dem später auch Frankreich beitrat. Dadurch war für den Augenblick hier im Südwesten des Reichs ein Übergewicht der protestantischen über die kaiserliche Partei hergestellt. Jetzt brach der Krieg von neuem aus. Bayern wurde von den Schweden furchtbar heimgesucht; denn mit dem großen Könige war aus dem schwedischen Heere auch die strenge Manneszucht geschwunden. Seine frommen Krieger, die er zuerst mit übers Meer gebracht, waren längst gefallen; das Heer bestand fast nur aus geworbenen Soldaten; diese verwilderten mehr und mehr und thaten es an Grausamkeit den kaiserlichen bald gleich, ja übertrafen diese noch weit, so daß sie, die ehemaligen Retter, zuletzt zu einer furchtbaren Geißel der deutschen Länder wurden. Die Generale genossen nicht das hohe Ansehn, das einst der glaubensstarke Gustav Adolf genossen. Ihren Befehlen und Anordnungen gehorchten die Krieger nicht so unbedingt wie einst dem großen König. Dazu kam, daß auch ihnen jetzt der Sold nicht pünktlich ausgezahlt wurde, sie also auf Raub und Plünderung angewiesen waren. Und endlich hatte der lange Krieg und das unaufhörliche Blutvergießen ihre Herzen so verhärtet, daß jedes menschliche Rühren, jede Spur von Mitleid und Erbarmen daraus entschwunden war. In jener schweren Zeit entstand der Kinderreim: „Bet, Kindle, bet, jetzund kommt der Schwed', jetzund kommt der Oxenstiern, wird die Kindle beten lehr'n!" Und auch der andere Vers: „Der Schwed' ist gekommen, hat alles mitgenommen, hat die Fenster eingeschlagen, hat das Blei herausgegraben, hat Kugeln gegossen und die Bauern niedergeschossen."

2. Wallensteins Tod. Wallenstein war nach der Lützener Schlacht nach Böhmen gegangen und hatte dort ein furchtbares Strafgericht über sein Heer gehalten. Die Offiziere, die das Kriegsgericht für schuldig an der Niederlage erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurteilt, die sich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmut belohnt. Bald hatte er sein Heer wieder in Kriegsstärke, aber er gebrauchte es nicht; denn seit der Niederlage bei Lützen war er wie umgewandelt. Der Fall seines großen Gegners ließ ihm jetzt allein den ganzen Schauplatz des Ruhmes frei; ganz Europa war auf die Thaten gespannt, die das Andenken seiner Niederlage auslöschen und der Welt seine Überlegenheit in der Kriegskunst verkündigen sollten. Es würde ihm leicht gewesen sein, die vereinzelten Heerhaufen der Schweden zu schlagen und dadurch den Krieg zu einem raschen Ende zu führen, aber unthätig blieb er in Böhmen stehen und hütete dieses Königreich, als ob es sein Eigen-

tum wäre. Umsonst waren des Kaisers Bitten und Befehle, dem durch die Schweden bedrängten Kurfürsten von Bayern zu Hilfe zu eilen. Er zog zwar bis an Bayerns Grenze, kehrte jedoch wieder um und nahm feste Quartiere in Böhmen. Unterdessen ging das von Maximilian von Bayern tapfer verteidigte Regensburg an Bernhard von Weimar verloren. Bis gegen Passau dehnte dieser seine Eroberungen aus, und in Wien blickte man mit der größten Besorgnis auf die Fortschritte der deutschen und schwedischen Waffen, bis Bernhard von Weimar aus freiem Entschluß umkehrte. Mißtrauisch beobachtete der Kaiser seinen Feldherrn Wallenstein, in dessen Hände er eine so große Macht gelegt hatte, da es immer deutlicher zu Tage trat, daß er diese Macht nicht im Dienste und zum Vorteile des Kaisers gebrauchen würde. Er hatte heimlich Unterhandlungen mit Schweden, Sachsen, Frankreich, kurz allen Feinden des Kaisers angeknüpft. Was er damit beabsichtigte, ist nicht ganz klar; denn der geheimnisvolle Mann offenbarte nie einem Menschen seines Herzens geheimste Gedanken und Wünsche. Er mochte fürchten, daß der Kaiser die großen Versprechungen nicht halten würde, die er ihm bei der Übernahme des Oberkommandos gemacht hatte; auch wußte er, daß seine Feinde am Wiener Hofe eifrig an seinem Sturze arbeiteten, indem die kaiserlichen Räte und besonders auch der Kurfürst von Bayern den Kaiser mit Mißtrauen zu erfüllen suchten und ihm die große Gefahr vorstellten, welche durch Wallenstein dem Kaiserhause drohe. Vielleicht auch wollte der ehrgeizige Mann sich mit Hilfe der Feinde des Kaisers zum Könige von Böhmen oder zum selbständigen Fürsten eines anderen Reichslandes machen, um dann den Kaiser völlig entbehren zu können. Zu diesem Zwecke mußte der Feldherr sich seines Heeres versichern. Er ließ daher im Lager zu Pilsen in Böhmen von den versammelten Generalen und Obersten seiner Armee ein Schriftstück unterzeichnen, wodurch sie sich eidlich verpflichteten, bei ihrem Oberfeldherrn standhaft auszuharren und sich auf keine Weise von ihm trennen zu lassen. Alles, das Heil so vieler Länder, hatte er dem Wohle seiner Armee geopfert, also rechnete er auch auf die Dankbarkeit derselben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks, den Kaiser, aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm beweisen sollte. Als die Kunde davon nach Wien kam, da erschrak man vor der furchtbaren Militärmacht, die man ins Leben gerufen, vor dem Kriegsfürsten, der die Rolle des Kurfürsten Moritz von Sachsen im schmalkaldischen Kriege wiederholen zu wollen schien. Endlich gab der Kaiser den Einflüsterungen von Wallensteins Feinden nach, und nachdem man die einflußreichsten Generale seines Heeres auf des Kaisers Seite gezogen hatte, wurde er zum zweitenmale seines Amtes entsetzt. Jetzt erst schritt Wallenstein zum völligen Abfall, begann mit den Schweden wegen seines Übergangs zu ihnen zu unterhandeln.

Die meiſten Regimenter fielen jedoch von ihm ab. Einſam ſtand er da, verlaſſen von allen, denen er Gutes gethan, verraten von allen, auf die er gebaut. Mit dem kleinen Reſte ſeines Heeres zog er nach Eger, um den Schweden näher zu ſein und ſich mit den Truppen Bernhards von Weimar zu vereinigen. Hier, auf dem Schloß zu Eger, traf ihn der Mordſtahl ſeiner Feinde. Am 25. Februar 1634 wurde er von einigen ſeiner Offiziere, die er treu geglaubt, die aber von den Anhängern des Kaiſers beſtochen worden waren, nachts in ſeinem Schlafzimmer ermordet. Er war aus ſeinem Bette aufgeſprungen; im bloßen Hemde ſtand er da; die Arme weit auseinander breitend, empfing er den tödlichen Stoß. So ſank der gewaltige Mann, der Schrecken der Völker, der Abgott ſeiner Soldaten, durch Ehrſucht emporgehoben, durch Ehrſucht geſtürzt, im 51. Lebensjahre durch Mörderhand ins Grab. Dadurch war der Kaiſer einer großen Gefahr entgangen, hatte aber auch ſeinen bedeutendſten Heerführer verloren. Bei der Nachricht von Wallenſteins Tode vergoß er Thränen und ließ 3000 Meſſen für das Heil ſeiner Seele leſen, belohnte jedoch die Mörder mit Gold und Ehrenſtellen. Sein großer Beſitz wurde unter ſeine Feinde verteilt, und diejenigen, die ihm treu geblieben, wurden aufs grauſamſte beſtraft. Wie groß die Freude der Feinde Wallenſteins über ſeinen Tod war, geht aus dem Briefe hervor, den Maximilian von Bayern damals an den Kaiſer ſchrieb. In demſelben heißt es: „Daß der Allmächtige den Meineid und die Bosheit des Friedländers mit ihrem endlichen Untergang ſo augenſcheinlich geſtraft, erfreue ich mich mit Ew. Kaiſerl. Majeſtät von getreuem Herzen und iſt Gott billig dafür Ehre und Lob zu ſagen.“

3. Die Schlacht bei Nördlingen und der Separatfriede zu Prag. Nach Wallenſteins Tode übernahm des Kaiſers Sohn Ferdinand den Oberbefehl über die kaiſerlichen Truppen, mit denen ſich auch 15 000 Mann ſpaniſcher Hilfsvölker vereinigten. Mit vereinter Heeresmacht rückte er nun in Bayern ein, brachte das von den Schweden tapfer verteidigte Regensburg wieder in ſeine Gewalt, vereinigte ſich mit dem bayeriſchen Heere und bedrohte die Stadt Nördlingen. Als Bernhard von Weimar und General Horn zum Entſatze derſelben heranrückten, wurden ſie in einer zweitägigen Schlacht (6. und 7. September 1634) blutig aufs Haupt geſchlagen. Die Schlacht bei Nördlingen ging durch die Uneinigkeit der ſchwediſchen Anführer verloren; der erfahrene, waffenkundige Horn widerriet die Schlacht, der ungeſtüme Bernhard verlangte ſie. Horn ſelbſt wurde gefangen genommen; 20 000 Schweden bedeckten das Schlachtfeld oder wurden gefangen; alles Geſchütz und Gepäck fiel in die Hände der Feinde, die nun Schwaben und Franken, Württemberg, Baden und die Pfalz mit ihren Truppen überſchwemmten und an den Mitgliedern des Heilbronner Bundes ſchwere Rache nahmen. Die Schlacht bei Nördlingen war von größter Wichtigkeit; ſie gab den Kaiſerlichen die

Herrschaft in Süddeutschland zurück, zwang die Schweden, deren Macht in Deutschland völlig vernichtet schien, gegen die Nord- und Ostsee zurückzuweichen und führte den Abfall des Kurfürsten von Sachsen von der schwedischen Sache herbei. Dieser, des blutigen Krieges schon längst müde und nie ein ernsthafter, entschlossener Feind des Kaisers, verließ jetzt, da er von den Schweden nicht mehr allzuviel zu fürchten hatte, zum zweitenmale die Sache seiner Glaubensgenossen und schloß mit dem Kaiser 1635 den Separatfrieden zu Prag. In demselben wurde vom Kaiser, der endlich die Notwendigkeit dazu eingesehen hatte, das Restitutionsedikt vom Jahre 1629 aufgehoben; Sachsen erhielt die Ober- und Niederlausitz und vier magdeburgische Ämter; bezüglich der von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter wurde nur bestimmt, daß dieselben 40 Jahre lang — von 1627 an gerechnet — in den Händen ihrer jetzigen Besitzer bleiben sollten; ein dauernder Zustand wurde also dadurch nicht geschaffen. Im übrigen verbot dieser Friede den protestantischen Ständen jeden Abschluß von besonderen Bündnissen mit anderen Ländern sowie die Aufstellung selbständiger Heere, dagegen sollten sie verpflichtet sein, behufs Vertreibung der Schweden Truppen zu den Heeren des Kaisers zu stellen. Dadurch blieb der Kaiser lange Zeit im Vorteil, ohne doch den Krieg beendigen zu können; denn das eben war das Elend dieses fürchterlichen Krieges, daß keine Macht der andern so überlegen war, um sie niederwerfen zu können, und daß, da zugleich alle Geldmittel fehlten, die Heere durch endlose Plünderungen erhalten werden mußten; sie nährten sich, selber elend und kümmerlich, von dem umstrittenen Boden, so lange noch ein Halm auf demselben grünte. Diesem Frieden traten allmählich fast alle protestantischen Länder Norddeutschlands, besonders auch Brandenburg bei; denn sie waren der ewigen Kriegsgreuel müde, und es schien, als wenn der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens nun nichts mehr im Wege stehe, da die Kriegsfackel in sich selbst erlöschen mußte. Aber diese Hoffnung wurde bitter getäuscht; denn ein neuer Feind erschien plötzlich auf dem Kampfplatze.

4. Bernhard von Weimar. Die Schlacht bei Nördlingen hatte nämlich noch eine andere Folge, die offene Beteiligung Frankreichs am Kriege. Dieses hatte seine Freude an der Uneinigkeit Deutschlands und ging nur darauf aus, Vorteil daraus zu ziehen. Obgleich es in seinem eigenen Lande die Protestanten aufs heftigste verfolgen und grausam hinrichten ließ, gab es sich doch den Anschein, als ob es sie in Deutschland beschützen wolle. In Wirklichkeit wollte es nur die Macht des Hauses Habsburg brechen und Eroberungen am Rhein machen. Der Krieg hörte dadurch auf, ein Religionskrieg zu sein; es war nur noch ein Kampf um Macht, Land und Beute, also ein Eroberungskrieg, den fremde Völker auf deutschem Boden, mit deutschen Soldaten, deutschem Gelde um deutsche Länder führten. Der tapfere Bernhard von Weimar,

nach der Schlacht bei Nördlingen ohne Heer, verband sich in der Not mit den Franzosen, warb mit französischem Gelde ein neues Heer und setzte den Krieg am Rheine fort, so daß die schönen Länder an diesem Strome bald ebenso verheert waren wie die an der Elbe, Oder und Weser. Zu Gustav Adolfs Zeiten hatte dieser tapfere Heerführer Aussicht gehabt, sich ein selbständiges Fürstentum aus den geistlichen Gebieten in Franken zu gründen. Jetzt mußte er sich ganz auf die Franzosen verlassen. Aber er, ein echt protestantisch und deutsch gesinnter Mann, war keineswegs geneigt, auch nur einen Zoll deutschen Landes in französische Hände fallen zu lassen. Er ging vielmehr mit dem Plane um, sich im südwestlichen Deutschland, im Elsaß, ein eigenes Königreich oder Herzogtum als Grenzwall gegen Frankreich zu gründen. Durch glänzende Kriegsthaten kam er diesem Ziele näher. Schon war er im Begriff, im Bunde mit den wieder vorrückenden Schweden die Donau hinab zu ziehen, den Krieg in des Kaisers eigene Länder zu tragen und sich dadurch dem französischen Einflusse ganz zu entziehen, als ihn ein plötzlicher Tod in der Fülle seiner Kraft 1639, in seinem 35. Lebensjahre, hinwegraffte. Er selbst meinte, französisches Gift habe seinem Leben ein jähes Ende bereitet. In ihm verloren die Schweden den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolf besessen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind nach Gustav Adolf. Es war umsonst, daß er in einem förmlichen Testament bestimmte, die von ihm besetzten Länder sollten deutsch bleiben, ebenso wie sein Heer. Letzteres, durch die Not getrieben, von schlechten Führern verraten und durch große Versprechungen Frankreichs an sich gelockt, trat bald genug in französischen Sold und Gehorsam. Indem Frankreich das Elsaß besetzte, war auch diese deutsche Grenze den Fremden preisgegeben.

5. Die letzten Kriegsjahre. Inzwischen war Kaiser Ferdinand II. 1637 mit der Beteuerung gestorben, „daß er nur Gottes Ehre und das Wohl der Kirche im Auge gehabt habe". Er war zwar ein rechtschaffener Mann, aber ein engherziger Christ gewesen. Seine ganze Regierung war von Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt; nie hatte er während seiner achtzehnjährigen Herrschaft das Schwert aus der Hand gelegt, nie die Wohlthaten des Friedens erfahren, und eine traurige Erbschaft war es, die sein Sohn Ferdinand III. (1637—57) übernahm. Auch er vermochte dem erschöpften Deutschland den Frieden nicht gleich zu geben, vielmehr dauerte der Kampf noch länger als ein Jahrzehnt fort. Französische und schwedische Generale kämpften mit wechselndem Glück, durchzogen Deutschland von einem Ende bis zum andern und sogen es noch völlig aus. Die Schweden bewiesen keine Schonung, weil sie nicht mehr für Deutschland, sondern für den eigenen Vorteil kämpften. Die Schlachten wurden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend; es fehlte dem ganzen Kriege der hohe Flug der Kriegführung eines Gustav Adolf. In

welches Lager man kam, ins kaiserliche, schwedische oder französische, da konnte man ein buntes Gemisch aus allen Völkern Europas und von allen Religionsparteien finden, Protestanten im kaiserlichen und französischen, Katholiken im schwedischen Lager; denn es handelte sich ja in diesem Kriege nicht mehr um Religion und Freiheit, sondern um Befriedigung der Raublust. Es war, als wenn alle Länder ihren Auswurf ausgeschickt hätten, um sich auf deutschem Boden in allem Frevel und aller Zügellosigkeit herumzutummeln. Noch einmal nahm der Krieg eine gefährliche Wendung für den Kaiser, als ein ausgezeichneter schwedischer General auf denselben Gefilden, auf denen einst Gustav Adolf bei Breitenfeld Tilly geschlagen, die Kaiserlichen besiegte, nach Böhmen trieb und des Kaisers eigene Länder bedrohte. Trotzdem wurde noch Jahre lang gekämpft. Auch der Kurfürst von Bayern wurde durch Schweden und Franzosen so hart bedrängt, daß er dem Bündnis mit dem Kaiser entsagen mußte. Im Jahre 1648 rückten die Schweden unter dem General Königsmark in Böhmen ein, erstürmten einen Teil der Stadt Prag und machten reiche Beute. Schon begann er die Stadt mit glühenden Kugeln zu überschütten, da kam plötzlich die Kunde, daß am 24. Oktober **1648** zu Münster und Osnabrück der lang ersehnte Friede geschlossen worden sei. In Prag, wo der große Kampf begonnen, sollte er auch sein Ende finden.

6. Der westfälische Friede. Schon seit dem Jahre 1643 wurden zu Münster (zwischen Deutschland und Frankreich) und Osnabrück (zwischen dem Kaiser und den Katholiken einerseits und den Schweden und Protestanten anderseits) Friedensunterhandlungen geführt. Aber es ging sehr langsam mit den Verhandlungen; denn da Schweden und Frankreich jahrelang mit ihren wilden Kriegsscharen das arme deutsche Reich zertreten und verwüstet hatten, so wollten sie es nicht verlassen, ohne daß ihnen große Teile des deutschen Landes als dauernde Beute gesichert wären. Darum warteten ihre Gesandten immer, ob nicht neue Siegesnachrichten von ihren Generalen eingingen, um ihre Forderungen noch höher spannen zu können; ja der französische Gesandte riet sogar einmal, die Religionsstreitigkeiten in Deutschland überhaupt nicht zu beendigen, um durch solche Schwäche der Einmischung und Eroberung immerdar sicher zu sein. Aber auch der Kaiser hatte sich noch immer geweigert, unter den von Frankreich und Schweden vorgeschlagenen Bedingungen der Länderabtretung Frieden zu schließen, weil er hoffte, das Glück könne sich doch noch einmal auf seine Seite neigen. Aber er hoffte vergeblich und mußte nachgeben. So endete der westfälische Friede (so genannt, weil Münster und Osnabrück im damals westfälischen Kreise lagen) vom 24. Oktober 1648 den langjährigen, fürchterlichen Krieg.

Die wichtigsten Bestimmungen des Friedens waren:

a) **Gebietsbestimmungen.**

aa) Frankreich begnügte sich nach den hochmütigsten Forderungen mit dem oberen und unteren Elsaß, das bisher Österreich gehört, dem Sundgau (am Oberlaufe des Ill rings um Mülhausen gelegen), der Schutzherrschaft von 10 im Elsaß gelegenen Reichsstädten (Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Oberehnheim, Rosheim, Münster und Türkheim), außerdem der Bestätigung der bereits 1552 erworbenen Reichsstädte Metz, Toul und Verdun, die dadurch dauernd in seinen Besitz übergingen, während Straßburg und noch andere Bistümer nach wie vor im Besitze des deutschen Reiches blieben. So hatte also Frankreich an einer Stelle die so oft begehrte Rheingrenze erreicht und einen Stamm deutscher Zunge sich unterworfen.

bb) Schweden machte Anspruch auf ganz Pommern. Da jedoch Brandenburg das nächste Recht auf dieses erledigte Land besaß — der alte Herzog desselben war inzwischen gestorben — so erhielt es Vorpommern mit Stettin, Rügen, Usedom, Wollin, der mecklenburgischen Stadt Wismar und als Entschädigung für Hinterpommern die Bistümer Verden und Bremen, jedoch ohne die Stadt Bremen, die zur freien Reichsstadt erklärt wurde. Außerdem erhielt es 15 Millionen Mark Kriegskosten als Entschädigung. So beherrschte also eine fremde Macht die wichtigsten deutschen Strommündungen der Oder und Weser.

cc) Der Kurfürst von Brandenburg erhielt Hinterpommern, sowie als Entschädigung für Vorpommern das Erzbistum Magdeburg und die Bistümer Halberstadt, Minden und Kamin (in Hinterpommern) als weltliche Fürstentümer.

dd) Mecklenburg erhielt für das verlorene Wismar die Bistümer Schwerin und Ratzeburg.

ee) Sachsen erhielt die Lausitz und vier magdeburgische Ämter.

ff) Bayern blieb ein Kurfürstentum und behielt die Oberpfalz. Der Sohn des unglücklichen Friedrich V. erhielt die Unterpfalz, welche zu einem besonderen Kurfürstentume erhoben wurde, zurück. Nun gab es acht Kurfürsten im Reiche.

gg) Die Schweiz und die Niederlande, äußerlich schon längst vom Reiche getrennt, wurden nun auch förmlich als selbständige europäische Staaten anerkannt. In der Schweiz hatte Deutschland die feste Felsenburg gegen welsche Angriffe, in den Niederlanden das Mündungsgebiet auch seines herrlichsten Stromes, des Rheines, verloren.

b) **Religionsbestimmungen.**

In religiösen Dingen wurden die Bestimmungen des Passauer Vertrages und des Ausburger Religionsfriedens angenommen, also den Protestanten und Katholiken gleiche Rechte zuerkannt, Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährt. Das Restitutionsedikt wurde aufgehoben und statt dessen bestimmt, daß alle ehemals geistlichen Gebiete, die am 1. Januar 1624 als weltlicher Besitz sich in den Händen der Evangelischen befanden, auch in ihrem Besitz verbleiben sollten. Auch mit der Religion eines Landes sollte es bei dem Zustande dieses Jahres bleiben, darum galten die ehemals protestantischen Gebiete Böhmen und Steiermark fortan als katholische Länder.

c) **Rechtsbestimmungen.**

Die Reichsverfassung wurde geändert und dadurch dem Reich seine Festigkeit geraubt. Zwar blieb noch ein Kaiser an der Spitze desselben, aber die einzelnen Landesfürsten, geistliche und weltliche, auch freie Reichsstädte, erhielten selbständige Landeshoheit, d. h. der Kaiser hatte ihnen nichts mehr zu befehlen. Jeder Fürst übte die Rechtspflege, schrieb Steuern aus, verwaltete das Land durch seine Beamten unumschränkt und hielt sein eigenes Kriegsheer. Ja, die deutschen Fürsten durften sogar untereinander und mit fremden Mächten Bündnisse schließen und selbständige Kriege führen, nur sollten dieselben nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein. — — —

Kein Wunder, daß bei den fürchterlichen Drangsalen, die der lange, verheerende Krieg über Deutschland gebracht, die Kunde von dem vollzogenen Frieden überall mit Jubel aufgenommen wurde. Von den vielen Dankliedern, die damals zum Himmel aufstiegen, ist eines der bekanntesten von Paul Gerhardt. Es lautet:

Danklied für den Frieden.

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing Lieder
Im hohen, vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

Sei tausendmal willkommen,
Du teure, werte Friedensgab'!
Jetzt seh'n wir, was für Frommen
Dein Beimswohnen in sich hab'.
In dich hat Gott versenket
All unser Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt ihm selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze
Und löscht aus Unverstand
Die güldne Friedenskerze
Mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand besser
In unser Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Haid',
Ihr Gräber voller Leichen
Und blutgem Heldenschweiß
Der Helden, derengleichen
Auf Erden man nicht weiß.

B. Vertiefung.

1. Was ist über Wallensteins Tod zu urteilen?

Anstatt nach der Schlacht bei Lützen sich entschlossen gegen die Schweden zu wenden, steht er unthätig in Böhmen, das ist nachlässig und zeugt von wenig Pflichteifer. Er kommt dem Kurfürsten von Bayern nicht zu Hilfe aus Rachsucht. Statt dessen unterhandelt er mit den Feinden des Kaisers, um sich mit ihrer Hilfe zum selbständigen Fürsten eines Reichslandes zu machen. Er, der fast unumschränkte Gebieter vieler Tausende, will noch größere Macht und Ehre; er will nicht mehr Diener, sondern Herr sein. Das ist Stolz, Ehrgeiz, Herrschsucht. „Hochmut kommt vor dem Falle." — „Wer hoch steigt, fällt tief." — „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . ." Die Herrschsucht ist ein schlimmer Götze (1. Gebot), dem schon mancher zum Opfer ge-

fallen ist. Indem er nach der Krone Böhmens strebt, bricht er seinem Herrn das Gelübde der Treue, er ist wortbrüchig und treulos.

„Sprich „ja" und „nein" und dreh und deutle nicht,
Was du berichtest, sage kurz und schlicht,
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
Dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht."

Aber nicht nur er ist treulos, er sucht auch andere zum Treubruch zu verführen, verleitet also zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit. „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit . . ."

„Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit."

Indem er seinen Kaiser an dessen Feinde verrät, wird er zum Landesverräter; das ist das schwerste Verbrechen, dessen ein Soldat sich schuldig machen kann. „Fluchwürdig ist vor allem der Verräter." Gewiß hat er dem Kaiser große Dienste geleistet, aber dafür hat ihn dieser überreich belohnt, hat ihm zu Macht, Ehre, Reichtum verholfen wie keinem zweiten seiner Diener. Wallenstein vergilt diese Wohlthaten mit Treubruch, Verrat, Undank. „Undank ist der Welt Lohn." Sein schlimmster Fehler, die Quelle aller anderen, ist seine Ehrsucht; Ehrsucht hat ihn emporgehoben, Ehrsucht hat ihn gestürzt, Ehrsucht hat ihn zum Empörer gemacht.

Kein Wunder, daß bei solchem Undank des Feldherrn gegen seinen Kaiser auch die Soldaten gegen ihren Feldherrn undankbar sind. Er fällt vom Kaiser ab, die Soldaten fallen von ihm ab; das stolze Gebäude, auf den Dank der Menschen gegründet, bricht im entscheidenden Augenblicke zusammen. „Womit du gesündigt hast, damit wirst du gestraft." — „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären." — „Dem Undankbaren dient kein rechter Mann." Und die Truppen handeln recht, denn ihr rechtmäßiger Herr ist der Kaiser, dem sie Treue geschworen haben.

Wallenstein hat für seinen Verrat Strafe verdient, aber das Verhalten des Kaisers will uns doch nicht gefallen. Auch er hat Wallenstein viel zu verdanken, den Schutz seiner Länder, den Besitz seiner Krone. Das Mittel, das er zur Entfernung Wallensteins wählt, der Meuchelmord, ist verwerflich. 5. Gebot: „Du sollst nicht töten!", am verwerflichsten aber ist, daß er den Mördern große Belohnungen zuteil werden läßt. Selbst wenn er nicht persönlich den Befehl zu Wallensteins Ermordung gegeben, so hätte er sich doch durch die Belohnung der Mörder des Mordes mitschuldig gemacht.

2. Was ist über die Raubzüge der Schweden und Franzosen zu urteilen?

Nicht, um die Religion zu verteidigen, führen sie die Waffen, sondern um ihre Habsucht zu befriedigen. (7. Gebot.) Um dieser Hab- und Raubsucht zu fröhnen, stehlen sie, morden sie, schänden sie Kirche und Altar,

fluchen und läſtern ſie, verleugnen ſie ihren Glauben, ja ihren Gott. Dieſe letzten 16 Jahre ſind die ſchwerſten des ganzen Krieges, und unſer armes Vaterland hat alle furchtbaren Schrecken desſelben bis zur Neige koſten müſſen. Da hat es erfahren müſſen: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt“ — „Ein furchtbar wütend Schrecknis iſt der Krieg . . .“ Im Hinblick auf ſolche Greuel muß jeder mit dem Dichter wünſchen: „Möge nie der Tag erſcheinen, wo des rauhen Krieges Horden dieſes ſtille Thal durchtoben.“ Aus den ehemaligen Rettern und Beſchützern ſind jetzt Räuber, Mörder, Diebe geworden, während ſchon die Bibel ſagt: „Thut niemand Gewalt noch Unrecht und laſſet euch begnügen mit eurem Solde.“

Der einzige, an dem wir noch Intereſſe haben, iſt Bernhard von Weimar. Schon ſein Heldenmut in der Schlacht bei Lützen hat unſer Herz gewonnen, und ſein mannhaftes Eintreten für die evangeliſche Sache hat die Übermacht des Kaiſers gebrochen. Zwar nimmt auch er an dieſen Raubzügen teil, zwar ſchließt er, was wir als Deutſche tief beklagen müſſen, mit Frankreich ein Bündnis und führt mit franzöſiſchem Gelde den Kampf, aber er iſt doch bis zu ſeinem Tode ein echter Proteſtant und Deutſcher, ſeinem Glauben, ſeinem Vaterlande getreu. Das bezeugt ſein Teſtament, das bezeugt das franzöſiſche Gift, das vielleicht ſeinem Leben ein Ende gemacht.

III. Verknüpfung.

1. Verräter.

Wie Wallenſtein am Kaiſer zum Verräter wurde, ſo hatte es auch früher ſchon Vaterlandsverräter gegeben. Segeſt verriet ſein Vaterland und ſeinen Schwiegerſohn Armin, ja zuletzt ſeine eigene Tochter Thusnelda an die Römer. Heinrich der Löwe wurde zum Verräter an Kaiſer und Reich, indem er Friedrich Barbaroſſa in ſeiner höchſten Not die Heeresfolge verweigerte. Kurfürſt Moritz von Sachſen verriet ſeinen evangeliſchen Glauben, indem er dem Kaiſer beiſtand; er verriet dann den Kaiſer, indem er ſich auf Seite der Proteſtanten ſtellte; ja er verriet ſein Vaterland, als er mit dem Könige von Frankreich ein Bündnis ſchloß und dieſem ſeine Zuſtimmung zur Beſetzung von Metz, Toul und Verdun gab. Der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen verließ im Seperatfrieden zu Prag treulos die Sache ſeiner Glaubensgenoſſen.

2. Empörer.

Wäre der Kaiſer Wallenſtein nicht zuvorgekommen, ſo wäre dieſer zur offenen Empörung geſchritten. So empört ſich Abſalom gegen ſeinen Vater David, der Sachſenherzog Widukind immer wieder gegen Karl den Großen, Heinrich gegen ſeinen Bruder Otto I., Rudolf von Schwaben und Heinrich V. gegen Heinrich IV., Ottokar von Böhmen gegen Rudolf von Habs-

Kein Wunder, daß bei den fürchterlichen Drangsalen, die der lange, verheerende Krieg über Deutschland gebracht, die Kunde von dem vollzogenen Frieden überall mit Jubel aufgenommen wurde. Von den vielen Danksliedern, die damals zum Himmel aufstiegen, ist eines der bekanntesten von Paul Gerhardt. Es lautet:

Danklied für den Frieden.

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing Lieder
Im hohen, vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

Sei tausendmal willkommen,
Du teure, werte Friedensgab'!
Jetzt seh'n wir, was für Frommen
Dein Beiunswohnen in sich hab'.
In dich hat Gott versenket
All unser Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt ihm selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze
Und löscht aus Unverstand
Die güldne Friedenskerze
Mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand besser
In unser Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Haid',
Ihr Gräber voller Leichen
Und blutgem Heldenschweiß
Der Helden, derengleichen
Auf Erden man nicht weiß.

B. Vertiefung.

1. Was ist über Wallensteins Tod zu urteilen?

Anstatt nach der Schlacht bei Lützen sich entschlossen gegen die Schweden zu wenden, steht er unthätig in Böhmen, das ist nachlässig und zeugt von wenig Pflichteifer. Er kommt dem Kurfürsten von Bayern nicht zu Hilfe aus Rachsucht. Statt dessen unterhandelt er mit den Feinden des Kaisers, um sich mit ihrer Hilfe zum selbständigen Fürsten eines Reichslandes zu machen. Er, der fast unumschränkte Gebieter vieler Tausende, will noch größere Macht und Ehre; er will nicht mehr Diener, sondern Herr sein. Das ist Stolz, Ehrgeiz, Herrschsucht. „Hochmut kommt vor dem Falle." — „Wer hoch steigt, fällt tief." — „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . ." Die Herrschsucht ist ein schlimmer Götze (1. Gebot), dem schon mancher zum Opfer g

b) Der böhmisch-pfälzische Krieg 1618—1623; der niedersächsisch-dänische 1623—1629;
der schwedische 1630—1635; der schwedisch-französische 1635—1648.

8. Die Wendepunkte der Lage,

besonders nach ihren Ursachen und Folgen: Schlacht auf dem weißen Berge, Dessau, Lutter am Barenberge, Stralsund, Breitenfeld, Lützen, Nördlingen.

9. Die Führer auf beiden Seiten:

Die verschiedenen Ziele, die verschiedenen Mittel, der verschiedene Erfolg. — War der Erfolg des langen Krieges und der aufgewandten Mittel wert?

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1633 Oxenstierna schließt mit süddeutschen Fürsten das Heilbronner Bündnis.

1634 Wallenstein wird zu Eger ermordet; Bernhard von Weimar und Horn werden von den Kaiserlichen in der zweitägigen Schlacht bei Nördlingen geschlagen.

1635 Kurfürst Johann Georg von Sachsen schließt mit dem Kaiser den Separatfrieden zu Prag, dem die meisten norddeutschen Fürsten beitreten. Frankreich beteiligt sich von jetzt an offen am Kriege.

1637 Ferdinand II. stirbt, Ferdinand III. folgt ihm.

1639 Bernhard von Weimar stirbt im Elsaß.

1648, 24. Oktober. Der westfälische Friede wird zu Münster und Osnabrück geschlossen.

2. Friedensbestimmungen.

a) Gebiets-, b) Religions-, c) Rechtsbestimmungen.

V. Anwendung.

1) Wende folgende Sätze an: „Wer hoch steigt, fällt tief." — „Ein Mann, ein Wort." — „Ein Oberhaupt muß sein . . ." — „Undank ist der Welt Lohn." — „Dem Undankbaren dient kein rechter Mann!"

2) Nennt Leute, die genossene Wohlthaten mit Undank vergolten haben!

3) Inwiefern ist Wallensteins Tod ein Schreckbild für jeden ehrgeizigen Mann!

4) Inwiefern bewährt es sich an Wallenstein: „Womit du gesündigt hast, damit wirst du gestraft"?

5) Sprich über die Bedeutung der Schlacht bei Nördlingen!

6) War es recht, den Kurfürsten von Sachsen nach dem Prager Separatfrieden als Verräter an der evangelischen Sache zu bezeichnen?

7) Inwiefern ist Bernhard von Weimar ein echt deutscher Mann?

8) Wie kam es, daß die Friedensverhandlungen sich so lange verzögerten?

9) Ist der westfälische Friede ein günstiger a) für Deutschland? b) für die Protestanten?

---

10) Gieb in Überschriften den ganzen Verlauf des Krieges!

11) Stelle die Zahlenreihe desselben auf!

12) Nenne die einzelnen Feldherrn!

13) Stelle die Schlachten zusammen: a) Parteien! b) Führer! c) Verlauf! d) Folgen!

---

5. Des großen Krieges Last und Weh.

Ein Kulturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

1. Das Soldatenleben. Die Soldaten des 30jährigen Krieges waren nicht, wie in jetziger Zeit, zum Dienste verpflichtet, wurden also nicht allein aus den Landeskindern genommen, deren kräftigster Antrieb bei einem drohenden Kriege die Liebe zum Vaterlande ist, sondern es waren Lohnkrieger, die vom Kriegsherrn durch ein Handgeld geworben wurden. Daher kommt es, daß wir in den Heeren des großen Krieges nicht nur Deutsche, Schweden und Franzosen, sondern auch Schotten, Irländer, Polen, Russen, ja fast alle Völker Europas vertreten finden. Sie waren eben aus der Hefe des Volkes aller Nationen zusammengesetzt. Und wie alle Nationen vertreten waren, so auch alle Stände. Da gab es viele vom Adel, unnütze Handwerksgesellen, anderes Gesindel, für das es sonst keinen Platz in der Welt gab, auch viele Bauern, denen durch die vielen Plünderungen nichts übrig geblieben war, als den Pflug mit dem Säbel zu vertauschen. Es ist klar, daß ein so bunt zusammengewürfeltes Heer keine Begeisterung für die Partei fühlte, welcher es gerade diente, daß es nicht danach strebte, ein großes, erhabenes Ziel zu erreichen; es besaß also weder Liebe zum Fürsten, der es führte, noch Liebe zum Boden, den es verteidigte. Die Soldaten trachteten nur danach, ein recht tolles Leben zu führen; sie führten daher den Krieg, als wär's nur ein Scherz, und so war nichts imstande, sie längere Zeit bei derselben Fahne zu erhalten, als reicher Sold und die Aussicht auf Gewinn und Beute. Derjenige Feldherr, der, wie Wallenstein und Ernst von Mansfeld, dem Soldaten die größte Freiheit gestattete, das Plündern, Sengen, Rauben und Morden erlaubte, hatte den meisten

Zulauf, und schon aus diesem Umstande erklären sich die furchtbaren Verheerungen der Soldateska. Gefiel es einem Soldaten bei dem einen Heere nicht mehr, so verließ er dasselbe treulos und lief zum Feinde über; auch Gefangene wurden einfach unter die eigenen Soldaten gesteckt. Solcher Überläufer gab es besonders viel nach einer verlorenen Schlacht oder während eines beschwerlichen, mit allerhand Entbehrungen verbundenen Rückzuges. So gab es Krieger, die unter fast allen hervorragenden Führern in allen kriegführenden Parteien gekämpft hatten; Treue kannten diese Leute nicht.

Der Sold, den sie erhielten, war ein ziemlich hoher. Gewöhnliche Reiter wurden in der Regel mit 15 Gulden, Krieger zu Fuß mit 9—10 Gulden monatlich besoldet, wobei nicht vergessen werden darf, daß das Geld im Vergleich zu unseren Tagen damals einen viel höheren Wert besaß. Viel besser wurden die Offiziere bezahlt, besonders die höchsten Befehlshaber. So erhielt z. B. Christian von Anhalt, der Führer der Truppen des „Winterkönigs" in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, monatlich 10 000 Gulden. Der Sold der Truppen erforderte also so große Summen, daß weder der Kaiser noch irgend ein anderer Reichsfürst auch nur ein mäßiges Heer von einigen tausend Mann auf einige Monate aus seinen Einkünften erhalten konnte, weshalb keine Partei imstande war, ein so großes Heer aufzustellen und auf die Dauer zu unterhalten, daß sie die andere Partei durch eine Reihe von Siegen völlig hätte vernichten können. Daraus erklärt sich besonders die lange Dauer des Krieges. Solch ungeheure Summen für den Sold der Truppen aufzubringen, war nur durch die größten Brandschatzungen der durchzogenen Länder und die rücksichtsloseste Erhebung von Steuern und Abgaben möglich. Und so kam man auf den schrecklichen Gedanken, die Heere durch sich selbst zu unterhalten; daher traten jene Bandenführer auf, Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, vor allen Wallenstein. Ein Heer aufzustellen, ward nun eine oft königlichen Gewinn verheißende Unternehmung. Dem obersten Kriegsführer boten sich Untergenerale und Obersten an; diese warben ihre Regimenter, die Hauptleute ihre Kompagnieen, jeder auf eigene Kosten und daher auch genötigt, sich während des Krieges bezahlt zu machen. Außerdem erpreßte jeder Befehlshaber und jeder Offizier nebenher noch soviel er konnte. Ein kaiserlicher General, der mit geringer Truppenmacht in der Neumark (dem östlich von der Oder gelegenen Teile der Provinz Brandenburg) stand, ließ sich monatlich für sein Kriegsvolk 30 000 Gulden, für seine Tafel allein 12 000 Gulden und für jeden seiner Obersten 600 Gulden zahlen. Unter 30—60 Schüsseln täglich hielt er keinen Mittagstisch. Der Herzog von Pommern ließ durch seine Abgesandten auf dem Kurfürstentage zu Regensburg bittere Beschwerden führen über die Brandschatzungen seiner Länder durch die Wallensteinschen Truppen. Danach betrug der Schaden zehn Millionen Gulden; die

b) Der böhmisch-pfälzische Krieg 1618—1623: der niedersächsisch-dänische 1623—1629:
der schwedische 1630—1635: der schwedisch-französische 1635—1648.

8. **Die Wendepunkte der Lage,**

besonders nach ihren Ursachen und Folgen: Schlacht auf dem weißen Berge, Dessau, Lutter am Barenberge, Stralsund, Breitenfeld, Lützen, Nördlingen.

9. **Die Führer auf beiden Seiten:**

Die verschiedenen Ziele, die verschiedenen Mittel, der verschiedene Erfolg. — War der Erfolg des langen Krieges und der aufgewandten Mittel wert?

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1633 Oxenstierna schließt mit süddeutschen Fürsten das Heilbronner Bündnis.

1634 Wallenstein wird zu Eger ermordet; Bernhard von Weimar und Horn werden von den Kaiserlichen in der zweitägigen Schlacht bei Nördlingen geschlagen.

1635 Kurfürst Johann Georg von Sachsen schließt mit dem Kaiser den Separatfrieden zu Prag, dem die meisten norddeutschen Fürsten beitreten. Frankreich beteiligt sich von jetzt an offen am Kriege.

1637 Ferdinand II. stirbt, Ferdinand III. folgt ihm.

1639 Bernhard von Weimar stirbt im Elsaß.

1648, 24. Oktober. Der westfälische Friede wird zu Münster und Osnabrück geschlossen.

2. Friedensbestimmungen.

a) Gebiets-, b) Religions-, c) Rechtsbestimmungen.

V. Anwendung.

1) Wende folgende Sätze an: „Wer hoch steigt, fällt tief." — „Ein Mann, ein Wort." — „Ein Oberhaupt muß sein . . ." — „Undank ist der Welt Lohn." — „Dem Undankbaren dient kein rechter Mann!"

2) Nennt Leute, die genossene Wohlthaten mit Undank vergolten haben!

3) Inwiefern ist Wallensteins Tod ein Schreckbild für jeden ehrgeizigen Mann!

4) Inwiefern bewährt es sich an Wallenstein: „Womit du gesündigt hast, damit wirst du gestraft"?

5) Sprich über die Bedeutung der Schlacht bei Nördlingen!

alles nimmt, der nicht flucht und säuft, der betet, der der Frömmste ist, der in die Kirche geht, der Almosen giebt."

Besonders auffallend muß es uns erscheinen, daß der Soldat damals Weib und Kind mit sich führte. Wie der Germane gern in Gemeinschaft von Weib und Kind zu blutiger Männerschlacht auszog, so fand es auch der Krieger des 17. Jahrhunderts angenehm, die Seinen bei sich zu haben, wenn er heimatlos aus einem Lande ins andere geworfen wurde. Auf diese Weise war es jedem möglich, auch im Felde seinen eigenen Haushalt zu führen. Weiber und Kinder bildeten den Troß, folgten dem Heere auf seinem Zuge, beluden sich mit Beute allerlei Art, vereinigten sich im Lager mit den Kriegern und wohnten dann in dünnen, niedrigen Bretterhütten oder leichten Zelten, wo sich's jeder so bequem und behaglich machte, als er konnte. Bei solchem Leben wuchs die Jugend zu einem abgefeimten, harten Geschlecht von Taugenichtsen heran, aus denen dann wieder die wildesten Krieger wurden. Dieser Troß wurde meist zu einer furchtbaren Plage des Landes, welches den Kriegsschauplatz bildete; denn er war meistens bedeutend zahlreicher als das eigentliche Kriegsheer und wurde, je länger der Krieg dauerte, immer größer. Auf ein Regiment Fußsoldaten, das ungefähr 3000 Mann zählte, kamen nicht selten 4000 Weiber und Kinder. Ja am Ausgange des Krieges war bei der kaiserlichen und bayerischen Armee der Troß sogar $3^1/_2$ mal so stark als die Zahl der Krieger, so daß man auf ein Heer von etwa 40 000 Mann kampffähiger Soldaten einen Troß von 140 000 Menschen rechnen konnte. Wo ein solches Heer sein Lager aufschlug, da verschwanden bald die Dörfer in meilenweiter Umgebung desselben, die Saat wurde zertreten, das Vieh geraubt, die Habe geplündert, die Häuser in Brand gesteckt, die besten Teile des Landes in menschenleere Wüsten verwandelt. Weit und breit näherte sich dann dem Lagerwall, der von halbwilden Buben und Lagerhunden umschwärmt ward, kein lebendes Wesen. Nicht selten rächte sich aber die Verwüstung des Landes an den Söldnern selbst. Der Vorrat an Lebensmitteln ging zu Ende; durch die Zeltreihen schlich der Hunger. Man griff nach allem, was eßbar war, selbst der Kalk der Wände wurde abgeschabt und genossen. Daraus entstanden verheerende Krankheiten: Pest und Ruhr rafften täglich Hunderte dahin. Die Reihen der Krieger lichteten sich, denn Hunger, Anstrengungen, Pest und Ruhr arbeiteten gründlicher an der Vernichtung des Heeres, als feindliche Kugeln und Schwerter; der Aufenthalt im Lager ward selbst dem härtesten Krieger unerträglich. Endlich mußte sich der Feldherr entschließen, das Lager abzubrechen und sein Heer in eine andere Gegend zu führen. (So erging es Gustav Adolf und Wallenstein bei Nürnberg.)

Die Hauptwaffen der Fußsoldaten waren die Pike, das Schwert und das Feuerrohr oder die Muskete. Die Pike war eine ungefähr 5 Meter

lange Lanze, aus Eschenholz gefertigt und mit Eisenblech beschlagen. Doch war nur ein kleiner Teil der Infanterie, die wenig gefürchteten Pikeniere, mit Piken bewaffnet; der größere Teil trug Musketen, das waren etwa 2 Meter lange Gewehre, welche beim Schießen auf einen Gabelstock gelegt wurden, den daher jeder Musketier bei sich tragen mußte. Die Kugeln wurden mittels eines hölzernen Ladestockes in den Lauf gestoßen, das Pulver auf der Pfanne durch eine Lunte entzündet. Das Schießen ging also nicht so schnell wie heute.

Die geachtetsten und vornehmsten Soldaten waren die Reiter, die deshalb auch einen höheren Sold bezogen. Jeder, der auf seine Geburt stolz war und einiges Vermögen besaß, drängte sich unter die Reiterei, besonders thaten das viele vom Adel. Zu Anfang des Krieges war die Zahl der Reiter gering, aber sie nahm beständig zu, so daß die Entscheidung einer Schlacht in den letzten Kriegsjahren fast ausschließlich bei der Reiterei lag. Diese Vermehrung hatte besonders darin ihren Grund, daß die Erhaltung des Heeres nur möglich war bei starker Reiterei, welche schneller und leichter die oft so seltenen Lebensmittel aus größerer Entfernung heranschaffen oder den Lagerplatz wechseln konnte. Es gab Kürassiere, Dragoner, berittene Scharfschützen (Arkebusiere) und Lanzenreiter (Lanziers).

Eine allgemein gebräuchliche Uniform war noch nicht eingeführt, und Freund und Feind waren oft nur durch eine Feldbinde um den Arm oder an einem farbigen Bande an Hut oder Helm kenntlich. An die Stelle des früheren Eisenhelmes trat mehr und mehr der breitkrämpige Hut, den der Soldat, wenn er Geld hatte, mit Federn schmückte.

2. Die Verwüstungen Deutschlands durch den Krieg.

a) **Eine Plünderungsszene.** Ein Mann, der die Not des großen Krieges an sich reichlich erfahren, erzählt uns recht anschaulich, wie er als Kind in seinem Elternhause das wüste Treiben eines plündernden Soldatenhaufens mit angesehen:

„Das erste, was die Reiter thaten, war, daß sie ihre Pferde einstellten; hernach hatte jeder seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn ob zwar etliche anfingen zu metzgern, zu sieden und zu braten, so daß es aussah, als sollte ein lustig Mahl gehalten werden, so waren dagegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben, und kein Ort war vor ihnen sicher. Andere machten von Tuch, Kleidern und allerlei Hausrat große Päcke zusammen, als ob sie irgendwo einen Krempelmarkt anrichten wollten, was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schafe und Schweine genug zu stechen gehabt hätten; etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten dafür Speck, dürr Fleisch und sonst Geräte hinein; andere schlugen Öfen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein. Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klaftern dürres Holz im Hofe lagen. Alle Schüsseln schlugen sie entzwei, entweder, weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten.

Unsere Magd ward dermaßen gemißhandelt, daß sie nicht mehr gehen konnte. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Kübel voll garstigen Mistlachenwassers in den Leib. Das nannten sie einen schwedischen Trunk, wodurch sie ihn zwangen, eine Partei anderwärts zu führen, allwo sie Menschen und Vieh wegnahmen und in unsern Hof brachten.

Da fing man erst an, die Steine von den Pistolen und statt derer die Daumen der Bauern aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man hätte Hexen brennen wollen. Einen von den gefangenen Bauern steckten sie in den Backofen und waren mit Feuer hinter ihm her. Einem andern schlangen sie ein Seil mit vielen Knoten um den Kopf und drehten es mit einem Stock zusammen, daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren herausſprang. Kurz, es hatte jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter.“*)

(Aus dem „Simplicius Simplicissimus“ von Grimmelshausen.)

b) **Die Greuelthaten der Soldateska.** Durch die verruchtesten Mittel, durch Folterungen jeder Art, wußten die rohen, beutegierigen Söldner ausfindig zu machen, was Bürger und Bauern vor ihnen verborgen hatten. Keine Gewaltthat, keine Qual war zu schrecklich; neue, unerhörte Martern wurden von dem entmenschten Kriegsvolk ersonnen, den armen Bürger und Bauer zu plagen. Lebendigen Menschen wurden Riemen aus der Haut geschnitten; mit aufgeschnittenen oder abgeschundenen Fußsohlen mußten sie über glühende Kohlen gehen; man hing sie an den Füßen auf und zündete unter ihnen Feuer an; den Müttern entriß man die Kinder und zerschmetterte sie an den Mauern; viele Männer und Frauen erhielten den schwedischen Trunk; anderen wurden die Daumenstöcke angelegt oder die Schienbeine mit Sägen zersägt; anderen wurden mit Scheitern Beine und Füße gerieben, die Fußsohlen zerquetscht und so lange geschlagen, bis sie von den Füßen abfielen; die Arme wurden auf den Rücken gebunden und die Menschen so hinterrücks aufgehängt; anderen wurden mit Beilen und Hämmern die Leiber dermaßen zerschlagen, zerfetzt und verwundet, daß sie ganz schwarz anzusehen waren; viele wurden mit Säbeln dermaßen gemetzelt, daß sie mit hunderten von Wunden bedeckt waren und schließlich um den Tod baten. Einem andern wurden beide Hände auf den Rücken gebunden und mit einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches dem Unglücklichen solche Marter verursachte, daß er ganz erbärmlich schrie; aber bei jedem Schrei erhielt er vier Hiebe auf die Waden, so daß mancher, um nur dem Schmerze zu entkommen, sich sicher gern getötet hätte, wenn er nur seine Hände hätte gebrauchen können.

c) **Die Not der Bürger und Bauern.** Fast nicht zu beschreiben sind die Verheerungen der Länder, in denen das Kriegsvolk gewütet hatte. Das Elend war zu einem solchen Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von unzähligen Zungen ertönte. Wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen

*) An dieser Stelle sei noch zur unterrichtlichen Verwertung empfohlen: „Schicksale des Pfarrers Martin Böginger im dreißigjährigen Kriege.“ Aus „Albert Richter, Quellenbuch.“ 2. Aufl. S. 190.

Herrschaft in Süddeutschland zurück, zwang die Schweden, deren Macht in Deutschland völlig vernichtet schien, gegen die Nord- und Ostsee zurückzuweichen und führte den Abfall des Kurfürsten von Sachsen von der schwedischen Sache herbei. Dieser, des blutigen Krieges schon längst müde und nie ein ernsthafter, entschlossener Feind des Kaisers, verließ jetzt, da er von den Schweden nicht mehr allzuviel zu fürchten hatte, zum zweitenmale die Sache seiner Glaubensgenossen und schloß mit dem Kaiser **1635** den **Separatfrieden zu Prag**. In demselben wurde vom Kaiser, der endlich die Notwendigkeit dazu eingesehen hatte, das Restitutionsedikt vom Jahre **1629** aufgehoben; Sachsen erhielt die Ober- und Niederlausitz und vier magdeburgische Ämter; bezüglich der von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter wurde nur bestimmt, daß dieselben 40 Jahre lang — von **1627** an gerechnet — in den Händen ihrer jetzigen Besitzer bleiben sollten; ein dauernder Zustand wurde also dadurch nicht geschaffen. Im übrigen verbot dieser Friede den protestantischen Ständen jeden Abschluß von besonderen Bündnissen mit anderen Ländern sowie die Aufstellung selbständiger Heere, dagegen sollten sie verpflichtet sein, behufs Vertreibung der Schweden Truppen zu den Heeren des Kaisers zu stellen. Dadurch blieb der Kaiser lange Zeit im Vorteil, ohne doch den Krieg beendigen zu können; denn das eben war das Elend dieses fürchterlichen Krieges, daß keine Macht der andern so überlegen war, um sie niederwerfen zu können, und daß, da zugleich alle Geldmittel fehlten, die Heere durch endlose Plünderungen erhalten werden mußten; sie nährten sich, selber elend und kümmerlich, von dem umstrittenen Boden, so lange noch ein Halm auf demselben grünte. Diesem Frieden traten allmählich fast alle protestantischen Länder Norddeutschlands, besonders auch Brandenburg bei; denn sie waren der ewigen Kriegsgreuel müde, und es schien, als wenn der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens nun nichts mehr im Wege stehe, da die Kriegsfackel in sich selbst erlöschen mußte. Aber diese Hoffnung wurde bitter getäuscht; denn ein neuer Feind erschien plötzlich auf dem Kampfplatze.

4. Bernhard von Weimar. Die Schlacht bei Nördlingen hatte nämlich noch eine andere Folge, die offene Beteiligung Frankreichs am Kriege. Dieses hatte seine Freude an der Uneinigkeit Deutschlands und ging nur darauf aus, Vorteil daraus zu ziehen. Obgleich es in seinem eigenen Lande die Protestanten aufs heftigste verfolgen und grausam hinrichten ließ, gab es sich doch den Anschein, als ob es sie in Deutschland beschützen wolle. In Wirklichkeit wollte es nur die Macht des Hauses Habsburg brechen und Eroberungen am Rhein machen. Der Krieg hörte dadurch auf, ein **Religionskrieg** zu sein; es war nur noch ein Kampf um Macht, Land und Beute, also ein **Eroberungskrieg**, den fremde Völker auf deutschem Boden, mit deutschen Soldaten, deutschem Gelde um deutsche Länder führten. Der tapfere **Bernhard von Weimar**,

ch der Schlacht bei Nördlingen ohne Heer, verband sich in der Not mit den anzosen, warb mit französischem Gelde ein neues Heer und setzte den Krieg n Rheine fort, so daß die schönen Länder an diesem Strome bald ebenso rheert waren wie die an der Elbe, Oder und Weser. Zu Gustav Adolfs eiten hatte dieser tapfere Heerführer Aussicht gehabt, sich ein selbständiges ürstentum aus den geistlichen Gebieten in Franken zu gründen. Jetzt mußte sich ganz auf die Franzosen verlassen. Aber er, ein echt protestantisch und utsch gesinnter Mann, war keineswegs geneigt, auch nur einen Zoll deutschen andes in französische Hände fallen zu lassen. Er ging vielmehr mit dem lane um, sich im südwestlichen Deutschland, im Elsaß, ein eigenes Königreich der Herzogtum als Grenzwall gegen Frankreich zu gründen. Durch glänzende riegsthaten kam er diesem Ziele näher. Schon war er im Begriff, im Bunde it den wieder vorrückenden Schweden die Donau hinab zu ziehen, den Krieg des Kaisers eigene Länder zu tragen und sich dadurch dem französischen influsse ganz zu entziehen, als ihn ein plötzlicher Tod in der Fülle seiner raft 1639, in seinem 35. Lebensjahre, hinwegraffte. Er selbst meinte, fran- sisches Gift habe seinem Leben ein jähes Ende bereitet. In ihm verloren e Schweden den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolf besessen, rankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen ge- hrlichsten Feind nach Gustav Adolf. Es war umsonst, daß er in einem rmlichen Testament bestimmte, die von ihm besetzten Länder sollten deutsch eiben, ebenso wie sein Heer. Letzteres, durch die Not getrieben, von schlechten ührern verraten und durch große Versprechungen Frankreichs an sich gelockt, at bald genug in französischen Sold und Gehorsam. Indem Frankreich das lsaß besetzte, war auch diese deutsche Grenze den Fremden preisgegeben.

5. Die letzten Kriegsjahre. Inzwischen war Kaiser Ferdinand II. 637 mit der Beteuerung gestorben, „daß er nur Gottes Ehre und das Wohl r Kirche im Auge gehabt habe". Er war zwar ein rechtschaffener Mann, er ein engherziger Christ gewesen. Seine ganze Regierung war von Krieg nd Kriegsgeschrei erfüllt; nie hatte er während seiner achtzehnjährigen Herr- haft das Schwert aus der Hand gelegt, nie die Wohlthaten des Friedens er- hren, und eine traurige Erbschaft war es, die sein Sohn Ferdinand III. 637—57) übernahm. Auch er vermochte dem erschöpften Deutschland den rieden nicht gleich zu geben, vielmehr dauerte der Kampf noch länger als ein ahrzehnt fort. Französische und schwedische Generale kämpften mit wechselndem lück, durchzogen Deutschland von einem Ende bis zum andern und sogen es ch völlig aus. Die Schweden bewiesen keine Schonung, weil sie nicht mehr r Deutschland, sondern für den eigenen Vorteil kämpften. Die Schlachten urden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend; es fehlte dem nzen Kriege der hohe Flug der Kriegführung eines Gustav Adolf. In

welches Lager man kam, ins kaiserliche, schwedische oder französische, da konnte man ein buntes Gemisch aus allen Völkern Europas und von allen Religionsparteien finden, Protestanten im kaiserlichen und französischen, Katholiken im schwedischen Lager; denn es handelte sich ja in diesem Kriege nicht mehr um Religion und Freiheit, sondern um Befriedigung der Raubluft. Es war, als wenn alle Länder ihren Auswurf ausgeschickt hätten, um sich auf deutschem Boden in allem Frevel und aller Zügellosigkeit herumzutummeln. Noch einmal nahm der Krieg eine gefährliche Wendung für den Kaiser, als ein ausgezeichneter schwedischer General auf denselben Gefilden, auf denen einst Gustav Adolf bei Breitenfeld Tilly geschlagen, die Kaiserlichen besiegte, nach Böhmen trieb und des Kaisers eigene Länder bedrohte. Trotzdem wurde noch Jahre lang gekämpft. Auch der Kurfürst von Bayern wurde durch Schweden und Franzosen so hart bedrängt, daß er dem Bündnis mit dem Kaiser entsagen mußte. Im Jahre 1648 rückten die Schweden unter dem General Königsmark in Böhmen ein, erstürmten einen Teil der Stadt Prag und machten reiche Beute. Schon begann er die Stadt mit glühenden Kugeln zu überschütten, da kam plötzlich die Kunde, daß am 24. Oktober **1648** zu Münster und Osnabrück der lang ersehnte Friede geschlossen worden sei. In Prag, wo der große Kampf begonnen, sollte er auch sein Ende finden.

6. Der westfälische Friede. Schon seit dem Jahre 1643 wurden zu Münster (zwischen Deutschland und Frankreich) und Osnabrück (zwischen dem Kaiser und den Katholiken einerseits und den Schweden und Protestanten anderseits) Friedensunterhandlungen geführt. Aber es ging sehr langsam mit den Verhandlungen; denn da Schweden und Frankreich jahrelang mit ihren wilden Kriegsscharen das arme deutsche Reich zertreten und verwüstet hatten, so wollten sie es nicht verlassen, ohne daß ihnen große Teile des deutschen Landes als dauernde Beute gesichert wären. Darum warteten ihre Gesandten immer, ob nicht neue Siegesnachrichten von ihren Generalen eingingen, um ihre Forderungen noch höher spannen zu können; ja der französische Gesandte riet sogar einmal, die Religionsstreitigkeiten in Deutschland überhaupt nicht zu beendigen, um durch solche Schwäche der Einmischung und Eroberung immerdar sicher zu sein. Aber auch der Kaiser hatte sich noch immer geweigert, unter den von Frankreich und Schweden vorgeschlagenen Bedingungen der Länderabtretung Frieden zu schließen, weil er hoffte, das Glück könne sich doch noch einmal auf seine Seite neigen. Aber er hoffte vergeblich und mußte nachgeben. So endete der westfälische Friede (so genannt, weil Münster und Osnabrück im damals westfälischen Kreise lagen) vom 24. Oktober 1648 den langjährigen, fürchterlichen Krieg.

Die wichtigsten Bestimmungen des Friedens waren:

) **Gebietsbestimmungen.**

aa) Frankreich begnügte sich nach den hochmütigsten Forderungen mit dem ren und unteren Elsaß, das bisher Österreich gehört, dem Sundgau (am Ober- des Ill rings um Mülhausen gelegen), der Schutzherrschaft von 10 im Elsaß genen Reichsstädten (Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisers-, Oberehnheim, Rosheim, Münster und Türkheim), außerdem der Bestätigung der its 1552 erworbenen Reichsstädte Metz, Toul und Verdun, die dadurch dauernd einen Besitz übergingen, während Straßburg und noch andere Bistümer nach wie im Besitze des deutschen Reiches blieben. So hatte also Frankreich an einer Stelle so oft begehrte Rheingrenze erreicht und einen Stamm deutscher Zunge sich unter- fen.

bb) Schweden machte Anspruch auf ganz Pommern. Da jedoch Brandenburg nächste Recht auf dieses erledigte Land besaß — der alte Herzog desselben war pischen gestorben — so erhielt es Vorpommern mit Stettin, Rügen, Usedom, llin, der mecklenburgischen Stadt Wismar und als Entschädigung für Hinter- mern die Bistümer Verden und Bremen, jedoch ohne die Stadt Bremen, die freien Reichsstadt erklärt wurde. Außerdem erhielt es 15 Millionen Mark Kriegs- n als Entschädigung. So beherrschte also eine fremde Macht die wichtigsten deut- n Strommündungen der Oder und Weser.

cc) Der Kurfürst von Brandenburg erhielt Hinterpommern, sowie als Ent- digung für Vorpommern das Erzbistum Magdeburg und die Bistümer Halber- t, Minden und Kamin (in Hinterpommern) als weltliche Fürstentümer.

dd) Mecklenburg erhielt für das verlorene Wismar die Bistümer Schwerin Ratzeburg.

ee) Sachsen erhielt die Lausitz und vier magdeburgische Ämter.

ff) Bayern blieb ein Kurfürstentum und behielt die Oberpfalz. Der Sohn unglücklichen Friedrich V. erhielt die Unterpfalz, welche zu einem besonderen fürstentume erhoben wurde, zurück. Nun gab es acht Kurfürsten im Reiche.

gg) Die Schweiz und die Niederlande, äußerlich schon längst vom Reiche ge- nt, wurden nun auch förmlich als selbständige europäische Staaten anerkannt. In Schweiz hatte Deutschland die feste Felsenburg gegen welsche Angriffe, in den derlanden das Mündungsgebiet auch seines herrlichsten Stromes, des Rheines, oren.

b) **Religionsbestimmungen.**

In religiösen Dingen wurden die Bestimmungen des Passauer Vertrages und Ausburger Religionsfriedens angenommen, also den Protestanten und Katholiken che Rechte zuerkannt, Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährt. Das Restitutions- t wurde aufgehoben und statt dessen bestimmt, daß alle ehemals geistlichen Gebiete, am 1. Januar 1624 als weltlicher Besitz sich in den Händen der Evangelischen be- den, auch in ihrem Besitz verbleiben sollten. Auch mit der Religion eines Landes e es bei dem Zustande dieses Jahres bleiben, darum galten die ehemals protestan- en Gebiete Böhmen und Steiermark fortan als katholische Länder.

c) **Rechtsbestimmungen.**

Die Reichsverfassung wurde geändert und dadurch dem Reich seine Festigkeit aubt. Zwar blieb noch ein Kaiser an der Spitze desselben, aber die einzelnen desfürsten, geistliche und weltliche, auch freie Reichsstädte, erhielten selbständige ndeshoheit, d. h. der Kaiser hatte ihnen nichts mehr zu befehlen. Jeder Fürst e die Rechtspflege, schrieb Steuern aus, verwaltete das Land durch seine Beamten mschränkt und hielt sein eigenes Kriegsheer. Ja, die deutschen Fürsten durften so- untereinander und mit fremden Mächten Bündnisse schließen und selbständige Kriege ren, nur sollten dieselben nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein. — — —

Kein Wunder, daß bei den fürchterlichen Drangsalen, die der lange, verheerende Krieg über Deutschland gebracht, die Kunde von dem vollzogenen Frieden überall mit Jubel aufgenommen wurde. Von den vielen Danksliedern, die damals zum Himmel aufstiegen, ist eines der bekanntesten von Paul Gerhardt. Es lautet:

Danklied für den Frieden.

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing Lieder
Im hohen, vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

Sei tausendmal willkommen,
Du teure, werte Friedensgab'!
Jetzt seh'n wir, was für Frommen
Dein Beiunswohnen in sich hab'.
In dich hat Gott versenket
All unser Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt ihm selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze
Und löscht aus Unverstand
Die güldne Friedenskerze
Mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand besser
In unser Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Haid',
Ihr Gräber voller Leichen
Und blutgem Heldenschweiß
Der Helden, derengleichen
Auf Erden man nicht weiß.

B. Vertiefung.

1. Was ist über Wallensteins Tod zu urteilen?

Anstatt nach der Schlacht bei Lützen sich entschlossen gegen die Schweden zu wenden, steht er unthätig in Böhmen, das ist nachlässig und zeugt von wenig Pflichteifer. Er kommt dem Kurfürsten von Bayern nicht zu Hilfe aus Rachsucht. Statt dessen unterhandelt er mit den Feinden des Kaisers, um sich mit ihrer Hilfe zum selbständigen Fürsten eines Reichslandes zu machen. Er, der fast unumschränkte Gebieter vieler Tausende, will noch größere Macht und Ehre; er will nicht mehr Diener, sondern Herr sein. Das ist Stolz, Ehrgeiz, Herrschsucht. „Hochmut kommt vor dem Falle." — „Wer hoch steigt, fällt tief." — „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . ." Die Herrschsucht ist ein schlimmer Götze (1. Gebot), dem schon mancher zum Opfer ge-

llen ist. Indem er nach der Krone Böhmens strebt, bricht er seinem Herrn as Gelübde der Treue, er ist wortbrüchig und treulos.

„Sprich „ja“ und „nein“ und dreh und deutle nicht,
Was du berichtest, sage kurz und schlicht,
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
Dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht.“

lber nicht nur er ist treulos, er sucht auch andere zum Treubruch zu ver- ühren, verleitet also zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit. „Jedermann sei nterthan der Obrigkeit . . .“

„Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.“

ndem er seinen Kaiser an dessen Feinde verrät, wird er zum Landesver- ter; das ist das schwerste Verbrechen, dessen ein Soldat sich schuldig machen nn. „Fluchwürdig ist vor allem der Verräter.“ Gewiß hat er dem Kaiser oße Dienste geleistet, aber dafür hat ihn dieser überreich belohnt, hat ihm Macht, Ehre, Reichtum verholfen wie keinem zweiten seiner Diener. Wallen- in vergilt diese Wohlthaten mit Treubruch, Verrat, Undank. „Undank ist r Welt Lohn.“ Sein schlimmster Fehler, die Quelle aller anderen, ist seine rsucht; Ehrsucht hat ihn emporgehoben, Ehrsucht hat ihn gestürzt, Ehrsucht t ihn zum Empörer gemacht.

Kein Wunder, daß bei solchem Undank des Feldherrn gegen seinen Kaiser ch die Soldaten gegen ihren Feldherrn undankbar sind. Er fällt vom iser ab, die Soldaten fallen von ihm ab; das stolze Gebäude, auf den Dank r Menschen gegründet, bricht im entscheidenden Augenblicke zusammen. Womit du gesündigt hast, damit wirst du gestraft.“ — „Das eben ist der uch der bösen That, daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären.“ — dem Undankbaren dient kein rechter Mann.“ Und die Truppen handeln recht, m ihr rechtmäßiger Herr ist der Kaiser, dem sie Treue geschworen haben.

Wallenstein hat für seinen Verrat Strafe verdient, aber das Verhalten s Kaisers will uns doch nicht gefallen. Auch er hat Wallenstein viel zu rdanken, den Schutz seiner Länder, den Besitz seiner Krone. Das Mittel, s er zur Entfernung Wallensteins wählt, der Meuchelmord, ist verwerflich. Gebot: „Du sollst nicht töten!“, am verwerflichsten aber ist, daß er den örderm große Belohnungen zuteil werden läßt. Selbst wenn er nicht per- nlich den Befehl zu Wallensteins Ermordung gegeben, so hätte er sich doch rch die Belohnung der Mörder des Mordes mitschuldig gemacht.

2. Was ist über die Raubzüge der Schweden und Franzosen zu urteilen?

Nicht, um die Religion zu verteidigen, führen sie die Waffen, sondern n ihre Habsucht zu befriedigen. (7. Gebot.) Um dieser Hab- und Raub- cht zu fröhnen, stehlen sie, morden sie, schänden sie Kirche und Altar,

fluchen und lästern sie, verleugnen sie ihren Glauben, ja ihren Gott. Diese letzten 16 Jahre sind die schwersten des ganzen Krieges, und unser armes Vaterland hat alle furchtbaren Schrecken desselben bis zur Neige kosten müssen. Da hat es erfahren müssen: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt" — „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg . . ." Im Hinblick auf solche Greuel muß jeder mit dem Dichter wünschen: „Möge nie der Tag erscheinen, wo des rauhen Krieges Horden dieses stille Thal durchtoben." Aus den ehemaligen Rettern und Beschützern sind jetzt Räuber, Mörder, Diebe geworden, während schon die Bibel sagt: „Thut niemand Gewalt noch Unrecht und lasset euch begnügen mit eurem Solde."

Der einzige, an dem wir noch Interesse haben, ist Bernhard von Weimar. Schon sein Heldenmut in der Schlacht bei Lützen hat unser Herz gewonnen, und sein mannhaftes Eintreten für die evangelische Sache hat die Übermacht des Kaisers gebrochen. Zwar nimmt auch er an diesen Raubzügen teil, zwar schließt er, was wir als Deutsche tief beklagen müssen, mit Frankreich ein Bündnis und führt mit französischem Gelde den Kampf, aber er ist doch bis zu seinem Tode ein echter Protestant und Deutscher, seinem Glauben, seinem Vaterlande getreu. Das bezeugt sein Testament, das bezeugt das französische Gift, das vielleicht seinem Leben ein Ende gemacht.

III. Verknüpfung.

1. Verräter.

Wie Wallenstein am Kaiser zum Verräter wurde, so hatte es auch früher schon Vaterlandsverräter gegeben. Segest verriet sein Vaterland und seinen Schwiegersohn Armin, ja zuletzt seine eigene Tochter Thusnelda an die Römer. Heinrich der Löwe wurde zum Verräter an Kaiser und Reich, indem er Friedrich Barbarossa in seiner höchsten Not die Heeresfolge verweigerte. Kurfürst Moritz von Sachsen verriet seinen evangelischen Glauben, indem er dem Kaiser beistand; er verriet dann den Kaiser, indem er sich auf Seite der Protestanten stellte; ja er verriet sein Vaterland, als er mit dem Könige von Frankreich ein Bündnis schloß und diesem seine Zustimmung zur Besetzung von Metz, Toul und Verdun gab. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen verließ im Seperatfrieden zu Prag treulos die Sache seiner Glaubensgenossen.

2. Empörer.

Wäre der Kaiser Wallenstein nicht zuvorgekommen, so wäre dieser zur offenen Empörung geschritten. So empört sich Absalom gegen seinen Vater David, der Sachsenherzog Widukind immer wieder gegen Karl den Großen, Heinrich gegen seinen Bruder Otto I., Rudolf von Schwaben und Heinrich V. gegen Heinrich IV., Ottokar von Böhmen gegen Rudolf von Habs-

ırg, die lombardiſchen Städte gegen Friedrich Barbaroſſa, die Bauern
ı Bauernkriege gegen Klöſter und Edelhöfe, die böhmiſchen Proteſtanten
618 gegen den Kaiſer.

Welche Männer haben als Lohn ihrer Empörung den Tod gefunden?

3. Wie Ferdinand II. durch die Ermordung Wallenſteins

gen das 5. Gebot ſündigt, ſo König Saul durch die ungerechte, grauſame
erfolgung Davids, David durch den Totſchlag des Urias, Ahab durch die
teinigung Naboths, Herodes durch die Enthauptung Johannes des Täufers.

Welche von dieſen Fürſten vergalten genoſſene Wohlthaten mit Undank?

4. Wallenſtein und Moritz von Sachſen.

Beide ſind von maßloſem Ehrgeiz erfüllt; beide ſtreben nach Vergrößerung
rer Macht und ihres Anſehens; beide werden vom Kaiſer mit dem größten
ertrauen belohnt; beide erfechten dem Kaiſer Siege, demütigen ſeine Feinde
ıd erhöhen dadurch ſeine Macht; beide vergelten das genoſſene Vertrauen mit
ıdank, fallen vom Kaiſer ab und ſuchen ſeine Macht zu verringern; beide
ıd urſprünglich Feinde des Proteſtantismus, ſchlagen ſich aber ſchließlich, dem
ıiſer zu ſchaden, auf die Seite der proteſtantiſchen Mächte. — Moritz findet
ḥ nach dem Verrat an der Sache ſeines Glaubens wieder auf den rechten
eg zu Treue und Pflicht, Wallenſtein nicht; Moritz befreit diejenigen, die er
ſprünglich ins Verderben geführt, Wallenſtein würde das ſicher nicht gethan
ben; Moritz ſühnt ſeinen ehemaligen Verrat durch den Vertrag zu Paſſau
ıd durch ſeinen Heldentod auf dem Schlachtfelde, Wallenſtein ereilt die Strafe
s Verräters.

5. Raubzüge.

Wie die Schweden und Franzoſen in der zweiten Hälfte des großen Krieges
ſer Vaterland verwüſteten, ſo thaten es die Ungarn zur Zeit der letzten
ıarolinger, Heinrichs I. und Ottos I., die Wenden und Dänen zur Zeit
einrichs I. und Ottos I., die Raubritter zur Zeit des Fauſtrechts, die
auern zur Zeit des Bauernkrieges. Die Midianiter und Philiſter ver-
erten durch ihre Raubzüge das Land Iſrael.

6. Zahlen.

1534. Luther vollendet die Überſetzung der Bibel.
1634. Wallenſtein wird zu Eger ermordet; Bernhard von Weimar und Horn werden von den Kaiſerlichen bei Nördlingen geſchlagen.

Dann als zuſammenfaſſende Verknüpfungen:

7. Die einzelnen Perioden des 30jährigen Krieges

rden nach Zeitumfang, Urſachen, Verlauf, Folgen, Schlachten, Führern ver-
chen, wobei ſich folgendes ergeben muß:

a) Religionskrieg 1618—1632: Eroberungskrieg 1632—1648.

b) Der böhmisch-pfälzische Krieg 1618—1623: der niedersächsisch-dänische 1623—1629:
der schwedische 1630—1635: der schwedisch-französische 1635—1648.

8. **Die Wendepunkte der Lage,**

besonders nach ihren Ursachen und Folgen: Schlacht auf dem weißen Berge, Dessau, Lutter am Barenberge, Stralsund, Breitenfeld, Lützen, Nördlingen.

9. **Die Führer auf beiden Seiten:**

Die verschiedenen Ziele, die verschiedenen Mittel, der verschiedene Erfolg. — War der Erfolg des langen Krieges und der aufgewandten Mittel wert?

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1633 Oxenstierna schließt mit süddeutschen Fürsten das Heilbronner Bündnis.

1634 Wallenstein wird zu Eger ermordet; Bernhard von Weimar und Horn werden von den Kaiserlichen in der zweitägigen Schlacht bei Nördlingen geschlagen.

1635 Kurfürst Johann Georg von Sachsen schließt mit dem Kaiser den Separatfrieden zu Prag, dem die meisten norddeutschen Fürsten beitreten. Frankreich beteiligt sich von jetzt an offen am Kriege.

1637 Ferdinand II. stirbt, Ferdinand III. folgt ihm.

1639 Bernhard von Weimar stirbt im Elsaß.

1648, 24. Oktober. Der westfälische Friede wird zu Münster und Osnabrück geschlossen.

2. Friedensbestimmungen.

a) Gebiets-, b) Religions-, c) Rechtsbestimmungen.

V. Anwendung.

1) Wende folgende Sätze an: „Wer hoch steigt, fällt tief." — „Ein Mann, ein Wort." — „Ein Oberhaupt muß sein . . ." — „Undank ist der Welt Lohn." — „Dem Undankbaren dient kein rechter Mann!"

2) Nennt Leute, die genossene Wohlthaten mit Undank vergolten haben!

3) Inwiefern ist Wallensteins Tod ein Schreckbild für jeden ehrgeizigen Mann!

4) Inwiefern bewährt es sich an Wallenstein: „Womit du gesündigt hast, damit wirst du gestraft"?

5) Sprich über die Bedeutung der Schlacht bei Nördlingen!

6) War es recht, den Kurfürsten von Sachsen nach dem Prager Separat- ieden als Verräter an der evangelischen Sache zu bezeichnen?

7) Inwiefern ist Bernhard von Weimar ein echt deutscher Mann?

8) Wie kam es, daß die Friedensverhandlungen sich so lange verzögerten?

9) Ist der westfälische Friede ein günstiger a) für Deutschland? b) für e Protestanten?

---

10) Gieb in Überschriften den ganzen Verlauf des Krieges!

11) Stelle die Zahlenreihe desselben auf!

12) Nenne die einzelnen Feldherrn!

13) Stelle die Schlachten zusammen: a) Parteien! b) Führer! c) Ver- uf! d) Folgen!

---

5. Des großen Krieges Last und Weh.

Ein Kulturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

1. Das Soldatenleben. Die Soldaten des 30jährigen Krieges waren cht, wie in jetziger Zeit, zum Dienste verpflichtet, wurden also nicht allein us den Landeskindern genommen, deren kräftigster Antrieb bei einem drohenden riege die Liebe zum Vaterlande ist, sondern es waren Lohnkrieger, die m Kriegsherrn durch ein Handgeld geworben wurden. Daher kommt es, ß wir in den Heeren des großen Krieges nicht nur Deutsche, Schweden und anzosen, sondern auch Schotten, Irländer, Polen, Russen, ja fast alle Völker ropas vertreten finden. Sie waren eben aus der Hefe des Volkes aller ationen zusammengesetzt. Und wie alle Nationen vertreten waren, so auch e Stände. Da gab es viele vom Adel, unnütze Handwerksgesellen, anderes esindel, für das es sonst keinen Platz in der Welt gab, auch viele Bauern, nen durch die vielen Plünderungen nichts übrig geblieben war, als den Pflug t dem Säbel zu vertauschen. Es ist klar, daß ein so bunt zusammen- würfeltes Heer keine Begeisterung für die Partei fühlte, welcher es gerade ente, daß es nicht danach strebte, ein großes, erhabenes Ziel zu erreichen: es saß also weder Liebe zum Fürsten, der es führte, noch Liebe zum Boden, n es verteidigte. Die Soldaten trachteten nur danach, ein recht tolles Leben führen; sie führten daher den Krieg, als wär's nur ein Scherz, und so war chts imstande, sie längere Zeit bei derselben Fahne zu erhalten, als reicher old und die Aussicht auf Gewinn und Beute. Derjenige Feldherr, der, wie allenstein und Ernst von Mansfeld, dem Soldaten die größte Freiheit ge- ttete, das Plündern, Sengen, Rauben und Morden erlaubte, hatte den meisten

Zulauf, und schon aus diesem Umstande erklären sich die furchtbaren Verheerungen der Soldateska. Gefiel es einem Soldaten bei dem einen Heere nicht mehr, so verließ er dasselbe treulos und lief zum Feinde über; auch Gefangene wurden einfach unter die eigenen Soldaten gesteckt. Solcher Überläufer gab es besonders viel nach einer verlorenen Schlacht oder während eines beschwerlichen, mit allerhand Entbehrungen verbundenen Rückzuges. So gab es Krieger, die unter fast allen hervorragenden Führern in allen kriegführenden Parteien gekämpft hatten; Treue kannten diese Leute nicht.

Der Sold, den sie erhielten, war ein ziemlich hoher. Gewöhnliche Reiter wurden in der Regel mit 15 Gulden, Krieger zu Fuß mit 9—10 Gulden monatlich besoldet, wobei nicht vergessen werden darf, daß das Geld im Vergleich zu unseren Tagen damals einen viel höheren Wert besaß. Viel besser wurden die Offiziere bezahlt, besonders die höchsten Befehlshaber. So erhielt z. B. Christian von Anhalt, der Führer der Truppen des „Winterkönigs“ in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, monatlich 10 000 Gulden. Der Sold der Truppen erforderte also so große Summen, daß weder der Kaiser noch irgend ein anderer Reichsfürst auch nur ein mäßiges Heer von einigen tausend Mann auf einige Monate aus seinen Einkünften erhalten konnte, weshalb keine Partei imstande war, ein so großes Heer aufzustellen und auf die Dauer zu unterhalten, daß sie die andere Partei durch eine Reihe von Siegen völlig hätte vernichten können. Daraus erklärt sich besonders die lange Dauer des Krieges. Solch ungeheure Summen für den Sold der Truppen aufzubringen, war nur durch die größten Brandschatzungen der durchzogenen Länder und die rücksichtsloseste Erhebung von Steuern und Abgaben möglich. Und so kam man auf den schrecklichen Gedanken, die Heere durch sich selbst zu unterhalten; daher traten jene Bandenführer auf, Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, vor allen Wallenstein. Ein Heer aufzustellen, ward nun eine oft königlichen Gewinn verheißende Unternehmung. Dem obersten Kriegsführer boten sich Untergenerale und Obersten an; diese warben ihre Regimenter, die Hauptleute ihre Kompagnieen, jeder auf eigene Kosten und daher auch genötigt, sich während des Krieges bezahlt zu machen. Außerdem erpreßte jeder Befehlshaber und jeder Offizier nebenher noch soviel er konnte. Ein kaiserlicher General, der mit geringer Truppenmacht in der Neumark (dem östlich von der Oder gelegenen Teile der Provinz Brandenburg) stand, ließ sich monatlich für sein Kriegsvolk 30 000 Gulden, für seine Tafel allein 12000 Gulden und für jeden seiner Obersten 600 Gulden zahlen. Unter 30—60 Schüsseln täglich hielt er keinen Mittagstisch. Der Herzog von Pommern ließ durch seine Abgesandten auf dem Kurfürstentage zu Regensburg bittere Beschwerden führen über die Brandschatzungen seiner Länder durch die Wallensteinschen Truppen. Danach betrug der Schaden zehn Millionen Gulden; die

aiserlichen Offiziere hatten befohlen, die Eintreibung der ausgeschriebenen Steuern rücksichtslos zu besorgen, und wenn auch die Einwohner kein Hemd uf dem Leibe behalten sollten. Der Herzog selbst geriet in die größte Not. Während jeder Offizier an voller Tafel von den erpreßten Summen schwelgte, onnte er nicht einmal fürstliche Tafel mehr halten. Die Stadt Erfurt mußte nem General 50 000 Thaler für Erlaß der Einquartierung bezahlen, Magdeurg 130 000 Thaler für Aufhebung der bereits 1630 begonnenen Belageung an Wallenstein entrichten. Mancher Offizier, so berichtete ein Bruder s Kaisers an diesen, habe binnen kurzer Zeit ein Vermögen von 300 000 s 400 000 Gulden bares Geld. Wallenstein selbst vergrößerte seinen ohnees bedeutenden Reichtum durch großartige Erpressungen. Am schlimmsten ieb es der schwedische General Königsmark, der sich im Laufe der letzten hn Kriegsjahre unermeßliche Schätze erplünderte. Der Befehlshaber einer rmee war bald eine wichtigere Person im Lande, als der Regent selbst, der h oft genötigt sah, sich vor jenem in seinen Schlössern zu verkriechen, ohne t wissen, ob ihm die fremden Eroberer jemals erlauben würden, in sein altes rbe zurückzukehren. Ganz Deutschland wimmelte von solchen Tyrannen, unter ren eiserner Zuchtrute die Länder litten.

Und wie die Offiziere, so suchten auch die gemeinen Soldaten durch Raub nd Plünderung sich zu bereichern, nur daß sie oft erbarmungsloser und schändcher verfuhren. Der Wahlspruch der meisten lautete:

„Frisch, unverzagt, beherzt und wacker,
Der scharfe Säbel ist mein Acker,
Und Beutemachen ist mein Pflug,
Damit gewinn ich Geld genug."

(Moscherosch.)

So groß aber auch die Beute war, so hieß es doch meistens: Wie gevonnen, so zerronnen; denn kaum war der Soldat ins feste Feldlager gekommen, o ergab er sich dem ausschweifendsten Leben. Völlerei und Trunksucht, die lten Laster der Deutschen, beherrschten Offiziere wie Gemeine, und nicht eher örte die Schwelgerei auf, bis der letzte Heller verthan, bis die Beute, nach iner gewonnenen Schlacht oder nach der Plünderung einer reichen Stadt geacht, wieder in alle vier Winde zerstreut war. „Was mit Trommeln erobert ird, gehet mit Pfeifen wieder dahin." Auch das Spiel mit Würfeln und arten auf allen Tischen und Bänken, auf umgestürzten Trommeln und Fässern rschlang oft in wenigen Stunden große Summen, so daß der Söldner dann nnen kurzer Zeit ärmer war als zuvor, dafür aber bei der nächsten Plünrung desto grausamer verfuhr. Denn Religiosität und Gottesfurcht waren esem wilden Volke fremd; sie kehrten geradezu Gottes Gebote um und sagten eventlich: „Der ist des Teufels, der barmherzig ist, der nicht tötet, der nicht

alles nimmt, der nicht flucht und säuft, der betet, der der Frömmste ist, der in die Kirche geht, der Almosen giebt."

Besonders auffallend muß es uns erscheinen, daß der Soldat damals Weib und Kind mit sich führte. Wie der Germane gern in Gemeinschaft von Weib und Kind zu blutiger Männerschlacht auszog, so fand es auch der Krieger des 17. Jahrhunderts angenehm, die Seinen bei sich zu haben, wenn er heimatlos aus einem Lande ins andere geworfen wurde. Auf diese Weise war es jedem möglich, auch im Felde seinen eigenen Haushalt zu führen. Weiber und Kinder bildeten den Troß, folgten dem Heere auf seinem Zuge, beluden sich mit Beute allerlei Art, vereinigten sich im Lager mit den Kriegern und wohnten dann in dünnen, niedrigen Bretterhütten oder leichten Zelten, wo sich's jeder so bequem und behaglich machte, als er konnte. Bei solchem Leben wuchs die Jugend zu einem abgefeimten, harten Geschlecht von Taugenichtsen heran, aus denen dann wieder die wildesten Krieger wurden. Dieser Troß wurde meist zu einer furchtbaren Plage des Landes, welches den Kriegsschauplatz bildete; denn er war meistens bedeutend zahlreicher als das eigentliche Kriegsheer und wurde, je länger der Krieg dauerte, immer größer. Auf ein Regiment Fußsoldaten, das ungefähr 3000 Mann zählte, kamen nicht selten 4000 Weiber und Kinder. Ja am Ausgange des Krieges war bei der kaiserlichen und bayerischen Armee der Troß sogar $3^1/_2$ mal so stark als die Zahl der Krieger, so daß man auf ein Heer von etwa 40 000 Mann kampffähiger Soldaten einen Troß von 140 000 Menschen rechnen konnte. Wo ein solches Heer sein Lager aufschlug, da verschwanden bald die Dörfer in meilenweiter Umgebung desselben, die Saat wurde zertreten, das Vieh geraubt, die Höfe geplündert, die Häuser in Brand gesteckt, die besten Teile des Landes in menschenleere Wüsten verwandelt. Weit und breit näherte sich dann dem Lagerwall, der von halbwilden Buben und Lagerhunden umschwärmt ward, kein lebendes Wesen. Nicht selten rächte sich aber die Verwüstung des Landes an den Söldnern selbst. Der Vorrat an Lebensmitteln ging zu Ende; durch die Zeltreihen schlich der Hunger. Man griff nach allem, was eßbar war, selbst der Kalk der Wände wurde abgeschabt und genossen. Daraus entstanden verheerende Krankheiten: Pest und Ruhr rafften täglich Hunderte dahin. Die Reihen der Krieger lichteten sich, denn Hunger, Anstrengungen, Pest und Ruhr arbeiteten gründlicher an der Vernichtung des Heeres, als feindliche Kugeln und Schwerter; der Aufenthalt im Lager ward selbst dem härtesten Krieger unerträglich. Endlich mußte sich der Feldherr entschließen, das Lager abzubrechen und sein Heer in eine andere Gegend zu führen. (So erging es Gustav Adolf und Wallenstein bei Nürnberg.)

Die Hauptwaffen der Fußsoldaten waren die Pike, das Schwert und das Feuerrohr oder die Muskete. Die Pike war eine ungefähr 5 Meter

lange Lanze, aus Eschenholz gefertigt und mit Eisenblech beschlagen. Doch war nur ein kleiner Teil der Infanterie, die wenig gefürchteten Pikeniere, mit Piken bewaffnet; der größere Teil trug Musketen, das waren etwa 2 Meter lange Gewehre, welche beim Schießen auf einen Gabelstock gelegt wurden, den daher jeder Musketier bei sich tragen mußte. Die Kugeln wurden mittels eines hölzernen Ladestockes in den Lauf gestoßen, das Pulver auf der Pfanne durch eine Lunte entzündet. Das Schießen ging also nicht so schnell wie heute.

Die geachtetsten und vornehmsten Soldaten waren die Reiter, die deshalb auch einen höheren Sold bezogen. Jeder, der auf seine Geburt stolz war und einiges Vermögen besaß, drängte sich unter die Reiterei, besonders thaten das viele vom Adel. Zu Anfang des Krieges war die Zahl der Reiter gering, aber sie nahm beständig zu, so daß die Entscheidung einer Schlacht in den letzten Kriegsjahren fast ausschließlich bei der Reiterei lag. Diese Vermehrung hatte besonders darin ihren Grund, daß die Erhaltung des Heeres nur möglich war bei starker Reiterei, welche schneller und leichter die oft so seltenen Lebensmittel aus größerer Entfernung heranschaffen oder den Lagerplatz wechseln konnte. Es gab Kürassiere, Dragoner, berittene Scharfschützen (Arkebusiere) und Lanzenreiter (Lanziers).

Eine allgemein gebräuchliche Uniform war noch nicht eingeführt, und Freund und Feind waren oft nur durch eine Feldbinde um den Arm oder an einem farbigen Bande an Hut oder Helm kenntlich. An die Stelle des früheren Eisenhelmes trat mehr und mehr der breitkrämpige Hut, den der Soldat, wenn er Geld hatte, mit Federn schmückte.

2. Die Verwüstungen Deutschlands durch den Krieg.

a) **Eine Plünderungsszene.** Ein Mann, der die Not des großen Krieges an sich reichlich erfahren, erzählt uns recht anschaulich, wie er als Kind in seinem Elternhause das wüste Treiben eines plündernden Soldatenhaufens mit angesehen:

„Das erste, was die Reiter thaten, war, daß sie ihre Pferde einstellten; hernach hatte jeder seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn ob zwar etliche anfingen zu metzgern, zu sieden und zu braten, also daß es aussah, als sollte ein lustig Mahl gehalten werden, so waren dagegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben, und kein Ort war vor ihnen sicher. Andere machten von Tuch, Kleidern und allerlei Hausrat große Päcke zusammen, als ob sie irgendwo einen Krempelmarkt anrichten wollten, was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schafe und Schweine genug zu stechen gehabt hätten; etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten dafür Speck, dürr Fleisch und sonst Geräte hinein; andere schlugen Öfen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein. Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klaftern dürres Holz im Hofe lagen. Alle Schüsseln schlugen sie entzwei, entweder, weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten.

Unsere Magd ward dermaßen gemißhandelt, daß sie nicht mehr gehen konnte. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Kübel voll garstigen Mistlachenwassers in den Leib. Das nannten sie einen schwedischen Trunk, wodurch sie ihn zwangen, eine Partei anderwärts zu führen, allwo sie Menschen und Vieh wegnahmen und in unsern Hof brachten.

Da fing man erst an, die Steine von den Pistolen und statt derer die Daumen der Bauern aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man Hexen brennen wollen. Einen von den gefangenen Bauern steckten sie in den Backofen und waren mit Feuer hinter ihm her. Einem andern schlangen sie ein Seil mit vielen Knoten um den Kopf und drehten es mit einem Stock zusammen, daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren herausſprang. Kurz, es hatte jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter."*)

(Aus dem „Simplicius Simplicissimus" von Grimmelshausen.)

b) **Die Greuelthaten der Soldateska.** Durch die verruchtesten Mittel, durch Folterungen jeder Art, wußten die rohen, beutegierigen Söldner ausfindig zu machen, was Bürger und Bauern vor ihnen verborgen hatten. Keine Gewaltthat, keine Qual war zu schrecklich; neue, unerhörte Martern wurden von dem entmenschten Kriegsvolk ersonnen, den armen Bürger und Bauer zu plagen. Lebendigen Menschen wurden Riemen aus der Haut geschnitten; mit aufgeschnittenen oder abgeschundenen Fußsohlen mußten sie über glühende Kohlen gehen; man hing sie an den Füßen auf und zündete unter ihnen Feuer an; den Müttern entriß man die Kinder und zerschmetterte sie an den Mauern; viele Männer und Frauen erhielten den schwedischen Trunk; anderen wurden die Daumenstöcke angelegt oder die Schienbeine mit Sägen zersägt; anderen wurden mit Scheitern Beine und Füße gerieben, die Fußsohlen zerquetscht und so lange geschlagen, bis sie von den Füßen abfielen; die Arme wurden auf den Rücken gebunden und die Menschen so hinterrücks aufgehängt; anderen wurden mit Beilen und Hämmern die Leiber dermaßen zerschlagen, zerfetzt und verwundet, daß sie ganz schwarz anzusehen waren; viele wurden mit Säbeln dermaßen gemetzelt, daß sie mit hunderten von Wunden bedeckt waren und schließlich um den Tod baten. Einem andern wurden beide Hände auf den Rücken gebunden und mit einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches dem Unglücklichen solche Marter verursachte, daß er ganz erbärmlich schrie; aber bei jedem Schrei erhielt er vier Hiebe auf die Waden, so daß mancher, um nur dem Schmerze zu entkommen, sich sicher gern getötet hätte, wenn er nur seine Hände hätte gebrauchen können.

c) **Die Not der Bürger und Bauern.** Fast nicht zu beschreiben sind die Verheerungen der Länder, in denen das Kriegsvolk gewütet hatte. Das Elend war zu einem solchen Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von unzähligen Zungen ertönte. Wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen

*) An dieser Stelle sei noch zur unterrichtlichen Verwertung empfohlen: „Schicksale des Pfarrers Martin Böginger im dreißigjährigen Kriege." Aus „Albert Richter, Quellenbuch." 2. Aufl. S. 190.

sich geregt, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben nnd Überfluß geherrscht hatte, da lag jetzt das Land verwüstet, das Feld unbebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoß oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volks. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung. Viele Flecken, Klöster und Dörfer waren völlig von der Erde verschwunden.

Am deutlichsten tritt uns das grauenvolle Elend jener Tage entgegen aus den Erzählungen der Männer, die es selbst mit erlebt. Hier seien einige Beispiele davon angeführt:

„Nach der Nördlinger Schlacht sind den Bauern alle Pferde genommen worden, so daß man das Feld nicht hat bauen können, daher der Scheffel Korn, so sonst zwei bis drei Gulden gekostet, auf zwanzig Gulden und mehr, ein sechspfündiger Laib Brot 32—40 Kreuzer, ein Pfund Rindfleisch 10, ein Ei 4 Kreuzer gekommen.

Im Jahre 1635 hat Gott seine drei Hauptstrafen, Krieg, Teuerung und Pestilenz, nicht allein über Württemberg, sondern über ganz Deutschland geschickt, und sind an der Seuche im ganzen Reich etliche hunderttausend Menschen mehrenteils pfleglos hingestorben. Die Regimenter mußten Hungers halber ihre Quartiere verändern; viele sonst vermögliche Leute, die sich des Bettelns schämten, starben Hungers, viele sind nach Bayern oder in die Schweiz gezogen und haben sich mit Arbeit ernährt. Die Teuerung wurde endlich so groß, daß die Leute im Lande Eicheln mahlen ließen und Brot davon gegessen haben, so bitter es auch gewesen, haben auch Kleienbrot gebacken und Nesseln und Schnecken ohne Salz und Schmalz gegessen. Ja, wenn einem Soldaten ein Pferd gestürzt, haben sich die Leute um das Aas geschlagen, auch Hunde und Katzen gegessen, sind zuletzt doch darob verschmachtet." — —

Ein anderer erzählt: „Wie viel heiße Klagen vernimmt man nicht über tyrannische Bedrückung, über unaufhörlichen Raub, über maßlose Erpressungen, über den Mord von Edlen und Unedlen, über Niederbrennen von Höfen und Dörfern, über Wegtreibung des Viehes, über Abschneiden von Nasen und Ohren und andere schändliche Verbrechen! Man schaudert, zu berichten von dem, was an Kirchen und Geistlichen, ja selbst an den Gebeinen der Entschlafenen ist verübt worden. Denn in diesem Kriege, wo das Soldatengesindel jede Furcht Gottes von sich abgeworfen hat, richtet sich der räuberische Angriff in der Regel zuerst auf die Kirchen. Gewaltsam werden dieselben erbrochen, trotz des Flehens der Prediger ausgeplündert und in Pferdeställe verwandelt; die Kanzeln werden umgestürzt, die Kirchenstühle zerschlagen, die Fußböden, um nach verborgenen Schätzen zu suchen, aufgebrochen, die kirchlichen Gewänder und heiligen Gefäße geraubt, die heiligen Bücher auf dem Altare zerrissen und besudelt. Der Gottesdienst wird auf viele Wochen gehindert, oder die Versammelten werden mit gezückten Schwertern verwundet und auseinander getrieben. Die Geistlichen, welche sich in Wäldern versteckt halten, werden mit Hunden aufgespürt und mit dem Schwedentrunke und anderen Martern gepeinigt. Auf den meisten Dörfern hörte der Gottesdienst monatelang auf, und es blieben dort so wenige Leute zurück, daß man selbst die Gestorbenen nicht mehr zur Erde bestatten konnte." — —

Wieder ein anderer erzählt: „Wie jämmerlich stehen nun große Städte! Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken! Da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Thüren oder Fenster zu sehen sind. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen? Sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Pferdeställen nnd Marketenderhäusern gemacht und die Altäre besudelt. Ach Gott, wie jämmerlich stehet

es auf den Dörfern! Man wandert bei zehn Meilen und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann oder ein paar alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voll Leichname und Äser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesinde, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und unter einander, vom Hunger und von der Pest erwürget und voll Würmer, und sind von Wölfen, Hunden, Krähen und Raben gefressen worden, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. So groß ist die Not gewesen, daß die Menschen sich angefallen, geschlachtet und gegessen haben, daß die Armen in den Schindergruben Stücke von Aas geschnitten, die Knochen zerschlagen und mit dem Marke das Fleisch gekocht, das schon voll Würmer gewesen. Deutschland lieget in Schmach, Jammer, Armut und Herzeleid; die viel tausend mal tausend junger Seelen, so unschuldig in diesem Kriege sind hingeschlachtet worden, schreien Tag und Nacht unaufhörlich zu Gott um Rache, und die Schuldigen, die es verursacht, sitzen in stolzer Ruhe, Freiheit, Frieden und Sicherheit und halten Gastereien und Wohlleben." —

Zu den furchtbaren Verwüstungen der Soldateska kam auch noch Mißwachs. 1622 hatte die Getreideblüte vom Frost gelitten, 1623 hatten Rost und Raupen die Früchte zerstört, 1624 verdarb die Hitze, 1626 der Frost die Ernte. Infolge dieser Mißernten entstanden große Teuerungen: das Getreide wurde nicht selten mit dem sechsfachen Preise bezahlt und war an manchen Orten gar nicht mehr zu haben. 1640 wurde bei der schwedischen Armee in der Nähe von Gotha der Laib Brot mit einem Dukaten (9,50 Mark) bezahlt. In dieser Not aßen viele Leute die wilden Feldrüben und andere Wurzeln, machten Buchekern, Eicheln, Kohlstauden, Kleie, Baumknospen, Gras, die Rinde der Bäume zusammen und aßen das für Brot. Ja, in manchen Gegenden scheute man sich nicht vor dem Genuß von Menschenfleisch. Durch solche Kost, durch den fortwährenden Hunger, durch den Aufenthalt in Wäldern und Wildnissen entstanden die furchtbarsten Krankheiten, wodurch tausende von Menschen umkamen. Allenthalben lagen die Leichen, niemand begrub sie, und so verpesteten sie die Luft oder wurden von hungernden Hunden verzehrt, die sich wie Herden Raubtiere zusammenrotteten. Die Greuel der Verwüstung sah man besonders an Dörfern und Städten. Von den meisten Dörfern war nach dem Kriege nur noch die Kirche, und auch diese oft nur als Ruine vorhanden. Noch heute bezeichnen Namen von „wüsten Marken", einzelne übriggebliebene Gehöfte, hier und da sogar noch Kirchentrümmer die Stätten, wo einst blühende Dörfer gestanden. Nach einem Verzeichnis im Reichsarchiv zu Stockholm sind durch die Schweden allein 1976 Schlösser, 1629 Städte und 18 310 Dörfer niedergebrannt und zerstört worden. Ein schwedischer General rühmte sich, daß er allein 800 böhmische Dörfer verbrannt habe. Oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Hierbei sind die vielen tausend Klöster und Edelsitze, die ebenfalls von ihnen in Asche gelegt wurden, nicht mitgerechnet. Besonders grausam hatte der Krieg in Schlesien, Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, Sachsen, auch in Thüringen gewütet. In der Grafschaft Ruppin (32 □Meilen) standen nach dem Friedensschlusse nur noch

vier Dörfer; in der Grafschaft Henneberg in Thüringen waren 75 Prozent der Familien, 66 Prozent der Wohnungen untergegangen. Über die Hälfte von Deutschlands Bevölkerung hatte durch Schwert, Hungersnot und Seuchen ihren Tod gefunden. In den großen Städten lagen ganze Stadtteile in Trümmern; hohlwangig schlichen die wenigen übriggebliebenen Bürger durch die verwüsteten Gassen. Berlin hatte nach dem Kriege noch 6000 Einwohner, etwa den vierten Teil der früheren Zahl; in Augsburg, das einst über 90 000 Bürger gezählt, schlichen noch 6000 Bewohner durch die weiten, stillen Gassen. Überall statt volkreicher Städte und blühender Dörfer Trümmer und Aschenhaufen, statt Wiesen und Feldern Wüsteneien und mit Buschwerk überdecktes Heideland.

So hatte dieser furchtbarste Krieg, den die Welt je gesehen, die einst so gesegneten Fluren Deutschlands in eine schaurige Wüste verwandelt. Unsägliches hat damals das deutsche Volk durch die Herrschaft der Fremden erduldet, ein furchtbar warnendes Beispiel vor innerer Uneinigkeit und Zwietracht und eine beredte Mahnung zu Eintracht und Frieden.

3. Die Folgen des Krieges.

a) **Für Kaiser und Reich.** Durch den westfälischen Frieden war die Einheit des Reiches anderen Staaten gegenüber beseitigt. Der Kaiser, dessen Macht bedeutend geschmälert war, durfte ohne Zustimmung der Reichsstände im Namen des Reiches keine Kriege führen, keine Steuern auferlegen und keine Gesetze geben, während die Macht der einzelnen Landesfürsten bedeutend gestiegen war. Es gab also nur noch einen deutschen Staatenbund, zu dem mehr als 300 selbständige größere oder kleinere Herrschaften gehörten. Mit der Einheit des Reiches war aber auch dessen Macht und Ansehn geschwunden, und erst in unseren Tagen ist des alten Reiches Macht und Herrlichkeit von neuem wieder befestigt worden.

b) **Für den Ackerbau.** Die gesegneten Fluren Deutschlands waren größtenteils in Wüsteneien verwandelt, das Ackerland mit Busch- und Strauchwerk überwachsen, der Boden unfruchtbar und verwildert. Alle Vorbedingungen für einen gedeihlichen Ackerbau fehlten. Die wenigen Bauern hatten keine Pferde, das Feld zu pflügen, kein Saatkorn zur Aussaat; die Dörfer lagen in Asche, der Viehstand fehlte ganz, und Geld, diese notwendigen Dinge zu kaufen, gab es erst recht nicht. Nur langsam bevölkerten sich die fast ausgestorbenen Dörfer wieder; die meisten der völlig zerstörten wurden gar nicht wieder aufgebaut, und fast zwei Jahrhunderte sind vergangen, ehe der Ackerbau die Blüte wieder erreichte, in der er beim Ausbruche des Krieges gestanden.

c) **Für den Handel.** Auch der blühende deutsche Handel war durch den langen Krieg vernichtet. Zwar hatte die Entdeckung Amerikas, die Auffindung des Seeweges nach Ostindien dem deutschen Handel bereits großen Schaden zugefügt, aber noch beherrschte die Hansa den nordischen Handel, noch durchzogen große Handelsstraßen ganz Deutschland, noch wurden wollene Tücher und Seidenstoffe, schlesische Leinwand in Deutschland angefertigt und dem Auslande mit unermeßlichem Gewinn zugeführt. Allgemeiner Wohlstand war die Folge davon. Das alles ging durch den 30jährigen Krieg zu Grunde. Die Hansa umfaßte bald nur noch Bremen, Hamburg und Lübeck, neben denen noch Frankfurt a. M. und Leipzig lebhaften Handel trieben. Die bisherigen Handelswege konnten der herrschenden Unsicherheit wegen nicht mehr befahren werden, daher wurden Märkte und Warenlager verlegt; bar Geld war wenig im Lande, und ehe die Wunden des Krieges nach langen Jahren geheilt waren, hatten Holland, England und Frankreich den Handel an sich gerissen.

d) **Für Ordnung und Sicherheit.** Während des Krieges hatten die Bürger und Bauern durch die unmenschliche Soldateska so Unsägliches erduldet, daß sie oft in der Notwehr einzelne Soldaten ebenfalls überfielen und Gleiches mit Gleichem vergalten. Wehe dem Soldaten, der einem Haufen Bauern einzeln in die Hände fiel. Die schrecklichsten Gewaltthaten wurden an ihm verübt. Denn die ausgestandenen Schrecken, Hunger und Entbehrungen aller Art hatten jedes bessere Gefühl im Bauern erstickt. Die nach dem Friedensschlusse entlassenen Söldnerscharen, durch viele Jahre hindurch an das rauhe Kriegshandwerk gewöhnt und nicht geneigt, jetzt durch ehrliche Arbeit ihr Brot zu verdienen, thaten sich zu Räuberscharen zusammen, durchstreiften das Land, überfielen Dörfer und einzeln liegende Gehöfte, raubten und plünderten und setzten so den Krieg im Kleinen noch lange Jahre fort, dadurch einen Zustand der Unsicherheit und Roheit begründend, wie er einst nur in den schlimmsten Zeiten des Faustrechts geherrscht hatte.

e) **Für die deutsche Sprache.** Luther hatte durch seine Bibelübersetzung dem deutschen Volke die neuhochdeutsche Sprache gegeben. Durch den Einfluß fremder Völker, besonders der Franzosen, mengte sich dieselbe bald mit fremdländischen Brocken, und zwar mit französischen, spanischen, italienischen, lateinischen, schwedischen, so daß eine wahre Sprachmengerei entstand, deren Spuren sich bis in unsere Tage erhalten haben. Auch in Sitte, Benehmen und Tracht äffte man französisches Wesen nach. So ging auch das stolze Nationalgefühl der Deutschen verloren.

f) **Für die deutsche Bildung.** Durch die Reformation war besonders die deutsche Volksschule gepflegt worden, ja Luther war geradezu der Vater derselben. Lesen und Schreiben wurde weiter verbreitet als jemals in früheren Zeiten. Aber auch viele Lateinschulen waren an Stelle der eingegangenen Klöster gegründet worden. Mit neuem Glanz waren die Universitäten aufgeblüht. Dadurch war eine gelehrte Bildung allgemeiner geworden. Das alles tilgte der große Krieg bis auf die Wurzel aus. Künste und Wissenschaften waren in den heimgesuchten Orten zur bloßen Erinnerung geworden. Dafür aber wuchsen aus dem wüsten Lagerleben besonders Unglaube, Aberglaube und Laster aller Art in erschreckender Weise. Bündnisse, mit den höllischen Mächten geschlossen, um Reichtum zu gewinnen, oft noch zu viel geringeren Zwecken, wurden allgemein geglaubt. Der Soldat des 30jährigen Krieges kannte eine Menge Mittel, um sich angeblich „fest", d. h. unverwundbar zu machen, um treffende Kugeln zu gießen, vergrabene Schätze zu finden, Tag und Stunde seines Untergangs, sowie die ihn verderbende oder rächende Person zu weissagen. Die hervorragendsten Führer, Wallenstein, Ernst von Mansfeld, Tilly, galten in den Augen ihrer Soldaten ebenfalls als fest. — Im friedlichen Leben der Städte und Dörfer hatte es die geheime Kunst mit andern Dingen zu thun. Durch das Bündnis mit dem Bösen übten Zauberer, besonders aber Weiber, Hexen, allerlei Mutwillen und Schaden, verhexten das Vieh, verdarben die Gesundheit anderer, schufen Ungeziefer und dergl. So bezeichnete der Aberglaube der Zeit eine Unmenge Unschuldiger als Zauberer und Hexen. War ein altes Weib so unglücklich, rote Augen zu besitzen, so war sie ganz sicher eine Hexe. Schon auf den bloßen Verdacht hin, daß es in einem Dorfe Hexen gäbe, kam der sogen. Hexenmeister und begann mit einer peinlichen Untersuchung den Hexenprozeß. Über einen solchen erzählt uns der im Jahre 1635 verstorbene Jesuit Friedrich Spee, der in seiner Eigenschaft als Beichtvater viele Hexen zum Scheiterhaufen begleitet hatte, folgendes:*)

„Bei uns Deutschen, insonderheit bei den Katholiken, ist Aberglaube, Mißgunst, Lästern, Afterreden, Schänden, Schmähen und hinterlistiges Ohrenblasen unglaublich tief eingewurzelt. Es wird weder von der Obrigkeit nach Gebühr gestraft, noch von der Kanzel nachdrücklich widerlegt. Und eben daher entsteht der erste Verdacht der

*) Nach „Schilling, Quellenbuch zur Geschichte der Neuzeit."

Zauberei; daher kommt's, daß alle Strafen Gottes, die er in seinem heiligen Worte den Ungehorsamen angedrohet, von Zauberern und Hexen geschehen sein sollen. Da darf weder Gott noch die Natur etwas gelten, sondern die Hexen müssen alles gethan haben ....

„Bei diesen Prozessen wird keinem Menschen ein Verteidiger beigegeben oder eine Verteidigung gestattet. Ja, wenn einer sich als Advokat wollte gebrauchen lassen und der Herrschaft einreden wollte, daß sie gerecht verfahren solle, der ist schon im Verdacht des Lasters und muß ein Patron und Schutzherr der Hexen heißen, also daß aller Mund verstummen und jede Schreibfeder stumpf sein muß, daß man weder reden noch schreiben darf. Gleichwohl haben die Hexenmeister, damit ihnen nicht nachgesagt werde, als ob sie die Verteidigung der Teufelsbraut, der Hexe, nicht zugelassen hätten, den Brauch, daß sie dieselbe über ihre Vergehen examinieren. Ob dann gleich die Teufelsbraut die gegen sie vorhandenen Schuldbeweise samt und sonders ablehnt, so achtet man doch nicht darauf, ja, wenn sie sich wohl verantwortet, so ist dies ein neuer Schuldbeweis; denn, so sagen sie, wenn diese keine Hexe wäre, so könnte sie nicht so beredt sein. Dann muß die Hexe wieder in das Gefängnis kriechen und sich besser bedenken.

„Wenn sie sich nun über Nacht also bedacht hat, stellt man sie am folgenden Morgen wieder vor Gericht, und wenn sie bei ihrer gestrigen Antwort bleibt, dann wird sie gefoltert, daß sie die Wahrheit sage, d. h. sich einfach als eine Zauberin bekennen soll. Sie bekenne nun oder bekenne nicht, so gilt's gleich. Bekennet sie, so ist die Sache klar, und sie wird dann getötet, denn Widerrufen gilt hier nichts; bekennet sie nicht, so foltert man sie zum zweiten, dritten und vierten Mal. Verdreht nun etwa die Hexe in der Folter vor Schmerzen die Augen, oder starrt sie mit offenen Augen, so sind dies neue Schuldbeweise. Wird sie dann härter gefoltert und will doch nicht bekennen, verstellet vielmehr ihre Geberden wegen der großen Marter oder kommt gar in eine Ohnmacht, so rufen sie: die lachet und schläft auf der Folter; die hat etwas gebraucht, daß sie nicht schwatzen kann; die soll man lebendig verbrennen. Begiebt sich's dann, daß eine oder die andere auf der Folter stirbt, so sagt man, der Teufel habe ihr den Hals gebrochen.

„Gar viele werden unschuldig gefoltert, gepeinigt, gereckt, gegeißelt, geschraubt, müssen vor unleidlicher Größe der Pein auf sich oder andere bekennen, was sie nie gedacht haben, und wenn sie schon tausendmal vor Gott ganz unschuldig sind, will man es ihnen doch nicht glauben. Sie müssen mit Gewalt und Zwang, mit Recht und Unrecht schuldig sein, es gehe, wie es wolle, sonst will man sie nicht hören. Es kann dann also kommen, daß kein Heulen und Weinen, kein Entschuldigen noch Ausreden, weder dies noch das helfe, sie müssen schuldig sein, daß man sie peinige dreimal, viermal, fünfmal, bis sie endlich entweder sterben oder bekennen; oder wenn sie ja noch am Leben bleiben, da kann geschehen, daß man spricht, der Teufel stärke sie und halte ihnen die Zunge, daß sie nicht bekennen können, und müssen alsdann doch schuldig sein und als Unbußfertige und Verstockte noch greulicher als sonst hingerichtet werden. O Gott, was für eine Gerechtigkeit!" — —

Die Hexen wurden gewöhnlich an einen Pfahl gebunden und verbrannt. Aber bei einer Hexenverbrennung blieb es in der Regel nicht; denn die Hexe wurde durch die Qualen der Folter gezwungen, ihre Mitschuldigen zu nennen, und obgleich sie keine hatte, so nannte sie doch meist, um den Schmerzen zu entgehen, einige Namen von Personen, die dann ihrerseits wieder Mitschuldige angeben mußten. So wurden in jenen Jahrhunderten des finstersten Aberglaubens — denn die Hexenprozesse bestanden schon vor Luther und haben sich bis tief ins 18. Jahrhundert erhalten — viele Tausende von Unschuldigen dem Feuertode überantwortet, und die Henkersknechte, welche die Hexenverbrennungen besorgten, hatten vollauf zu thun. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand schützte vor der Verfolgung; Ratsherren und Gelehrte, Kinder und Greise endeten am Pfahle, obwohl gegen die Frauen am meisten gewütet ward. Unzählig sind die Opfer, die auf das Grausamste in den Flammen endeten; man schätzt sie auf

mehr als 9 Millionen. Die katholische Kirche vermengte mit der Zauberei die Ketzerei, indem sie meist Ketzer, d. h. Andersgläubige, der Zauberei beschuldigte, um einen Vorwand zu ihrer Bestrafung zu haben. Aber auch die evangelische Kirche übte in gleicher Weise diese gerichtliche Grausamkeit, und selbst ein so frommer, hochgebildeter Mann, wie Herzog Ernst der Fromme von Gotha, duldete die Hexenprozesse in seinem Lande. Wieviel Greuel sind da im Dienste des Aberglaubens, aber auch im Dienste blinden Glaubenseifers begangen worden. Als Friedrich Spee einst von einem Freunde gefragt wurde, warum er ein graueres Haupt habe, als seinem Alter gemäß sei, antwortete er: „Das rührt von den Hexen her, die ich zum Scheiterhaufen begleitet habe; denn," sagt er an einer Stelle seiner Schrift, „ich beteure es bei einem Eide, daß ich noch keine einzige zum Feuer begleitet habe, von der ich, wenn ich alles reiflich erwogen habe, sagen könnte, daß sie der Zauberei in Wahrheit schuldig gewesen."

So schienen alle die herrlichen Früchte, welche die deutsche Vergangenheit gezeitigt, bis auf die Erinnerung erloschen; nur die Reformation blieb das Ereignis, das nicht vergessen werden konnte.

---

6. Zusammenstellung der aus Abschnitt IX A gewonnenen Ergebnisse.

I. Geschichtliche Ergebnisse.

A. Zeittafel.

1608. Die evangelischen Fürsten Süddeutschlands schließen die Union.
1609. Die katholischen Fürsten Süddeutschlands schließen die Liga. Kaiser Rudolf II. sichert den Böhmen im Majestätsbriefe freie Religionsübung zu.
1612—1619. Kaiser Matthias.
1618—1648. Der dreißigjährige Krieg.
1618. Aufstand der protestantischen Böhmen.
1619—1637. Kaiser Ferdinand II.
1620. Friedrich V., König von Böhmen und Kurfürst von der Pfalz, wird von Tilly auf dem weißen Berge bei Prag geschlagen.
1621. Ferdinands II. Strafgericht über die Böhmen.
1622. Die Kämpfe in der Pfalz.
1623. Auf dem Fürstentage zu Regensburg wird Friedrich V. abgesetzt; Maximilian von Bayern erhält Kurwürde und Oberpfalz.
1625—1629. Der niedersächsisch-dänische Krieg.
1626. Ernst von Mansfeld wird von Wallenstein bei Dessau, Christian IV. von Dänemark von Tilly bei Lutter am Barenberge geschlagen.
1628. Wallenstein vor Stralsund.
1629. Friede zu Lübeck zwischen dem Kaiser und Christian IV. von Dänemark. Der Kaiser erläßt das Restitutionsedikt.
1630. Wallenstein wird auf dem Reichstage zu Regensburg abgesetzt.
Gustav Adolf landet am 24. Juni auf der Insel Usedom.
1631, 20. Mai. Zerstörung Magdeburgs durch Tilly und Pappenheim.
7. September. Tilly wird von Gustav Adolf bei Breitenfeld geschlagen.
1632. Gustav Adolfs Siegeszug durch Deutschland.
Gustav Adolf und Wallenstein stehen sich bei Nürnberg gegenüber.
6. November. Gustav Adolfs Tod bei Lützen.

1634. Wallenstein wird zu Eger ermordet.
Bernhard von Weimar und Horn werden bei Nördlingen geschlagen.
1635. Separatfriede zu Prag.
Frankreichs offene Beteiligung am Kriege.
1637—1657. Kaiser Ferdinand III.
1639. Bernhard von Weimar stirbt im Elsaß.
1648, 24. Oktober. Der westfälische Friede zu Münster und Osnabrück.

Perioden.

1. a) Religionskrieg 1618—1632.
   b) Eroberungskrieg 1633—1648.
2. a) Der böhmisch-pfälzische Krieg 1618—1623.
   b) Der niedersächsisch-dänische Krieg 1625—1629.
   c) Der schwedische Krieg 1630—1635.
   d) Der schwedisch-französische 1635—1648.

Feldherren.

1. evangelische: Friedrich V., Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden, Christian IV. von Dänemark, Gustav Adolf, Falkenberg, Bernhard von Weimar, Horn, Oxenstierna, Königsmark.
2. katholische: Maximilian von Bayern, Tilly, Wallenstein, Pappenheim, Ferdinand III.

Regierende Fürsten.

Kaiser Rudolf II. 1576—1612.
Kaiser Matthias 1612—1619.
Kaiser Ferdinand II. 1619—1637.
Kaiser Ferdinand III. 1637—1657.
Maximilian von Bayern.
Friedrich V. von der Pfalz.
Georg Wilhelm von Brandenburg 1619—1640.
Johann Georg von Sachsen.
Georg Friedrich von Baden.
Christian IV. von Dänemark.
Gustav Adolf von Schweden.

Schlachten.

Auf dem weißen Berge, Dessau, Lutter, Breitenfeld, Lützen, Nördlingen.

II. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Religiöses Leben.

Fortwährende Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken trotz des Augsburger Religionsfriedens; Gleichstellung beider Konfessionen in Böhmen durch den Majestätsbrief; Unterdrückung der Protestanten durch Ferdinand von Steiermark und Maximilian von Bayern; Union und Liga; gewaltsamer Versuch, die Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen 1621 und 1629; Glogauer Beichte; das Restitutionsedikt; endlich im westfälischen Frieden Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens und Gleichstellung der Evangelischen und Katholiken. Überwuchern des Un- und Aberglaubens, Hexenprozesse.

Staatliches Leben.

An der Spitze des Staates steht der Kaiser, in seinen Rechten beschränkt durch den Kurfürstentag und den Reichstag. Nach dem Frieden 8 Kurfürsten, mehr als 300 Herren :Kurfürsten, Herzöge, Fürsten, Grafen, Ritter, freie Städte und

geistliche Gebiete. — Die Fürsten werden selbständig, erhalten Landeshoheit (Souveränität), dürfen Gesetze und Steuern ausschreiben, Bündnisse schließen und Kriege führen.

C. **Soldatenleben.**

Söldnerheere; Werbung; Sold; Troß; Infanterie: Pikeniere, Musketiere; Kavallerie: Dragoner, Kürassiere, berittene Scharfschützen (Arkebusiere), Lanzenreiter; Überläufer; Lagerleben; Plünderungen; Bewaffnung; Leben nach dem Kriege.

D. **Volksleben.**

Bauern: Wohnung, Nahrung, Unsicherheit, Abgaben, Plünderungen, Brandschatzungen, Greuelthaten der Söldner, Wiedervergeltung.

Bürger: Inneres einer Stadt, Festungsmauern, Wälle, Schanzen, Belagerung, Verteidigung, Zerstörung, Hunger und Pest, Handel, Bildung, Kunst und Wissenschaft.

III. Geographische Ergebnisse.

Holland und die Schweiz werden selbständige Staaten; das Elsaß ohne Straßburg kommt an Frankreich; Vorpommern erhält Schweden; die Oberpfalz erhält Bayern, welches zum 8. Kurfürstentume erhoben wird; viele geistliche Stifter werden aufgehoben und in weltlichen Besitz verwandelt; dennoch bleiben noch mehr als 300 selbständige Herrschaften, ein Bild staatlicher Zerrissenheit und Schwäche.

B. Deutschlands Feinde nach dem dreißigjährigen Kriege.

1. Die Raubkriege Ludwigs XIV.

(Ziel: Wie ein König von Frankreich, nicht zufrieden mit den Erwerbungen durch den westfälischen Frieden, nach neuen Eroberungen am Rhein trachtet.)

I. Vorbereitung.

Welches sind die Erwerbungen Frankreichs im westfälischen Frieden? Frankreich wollte alles Land auf dem linken Rheinufer besitzen. Was fehlte ihm also noch? Straßburg, die Rheinpfalz, die heutige Rheinprovinz, das heutige Belgien und Holland. Auf welche Weise hatte Frankreich früher schon deutsche Besitzungen erworben? Durch ein Bündnis mit Moritz von Sachsen 1552 erhielt es Metz, Toul und Verdun; durch seine Beteiligung am 30jährigen Kriege das ganze Elsaß. Wenn es jetzt nach neuen Erwerbungen trachtet, so kann es nur durch blutige Eroberungskriege solche erhalten. Darüber wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Der erſte Raubkrieg. Seit dem Jahre 1643 regierte in Frankreich Ludwig XIV. Während ſeiner Minderjährigkeit führte die Regierung ein faſt allmächtiger Miniſter. Nach deſſen Tode ergriff der König ſelbſt die Zügel der Regierung. Sein Wahlſpruch war: „Der Staat bin ich.“ Nachdem er im Innern ſeines Landes alle ſeine Unterthanen zu Ruhe und Gehorſam gezwungen, die widerſtrebenden Kräfte überwunden und eine unumſchränkte Herrſchaft, wie keiner ſeiner Vorgänger, begründet hatte, ſuchte er Frankreichs Macht auch nach außen hin zu erweitern und ihm die Übermacht unter den europäiſchen Staaten zu erkämpfen. Dabei mußten ihm alle Mittel der Liſt und Gewalt in gleicher Weiſe dienen. Nicht zufrieden mit den Erwerbungen im weſtfäliſchen Frieden, ſuchte er den ganzen Rhein zur Oſtgrenze Frankreichs zu machen. Bald hatte er einen Vorwand zum Kriege gefunden. Das heutige Königreich Belgien gehörte damals unter dem Namen „die ſpaniſchen Niederlande“ zu Spanien. Der König von Spanien war geſtorben. Ludwig, der mit deſſen älteſter Tochter verheiratet war, machte Anſprüche auf die ſpaniſchen Niederlande, obgleich er gar kein Recht darauf beſaß. Aber grund- und rechtlos begann er den Krieg, einen Raubkrieg, im Jahre 1667. Holland jedoch, das durch die Eroberung der ſpaniſchen Niederlande mit Recht für ſeinen eigenen Beſitz fürchtete, ſchloß mit England und Schweden einen Bund gegen Frankreich und nötigte Ludwig, bald Frieden zu ſchließen. Jedoch erhielt er in demſelben zwölf bereits eroberte Grenzplätze, darunter Charleroi, Douai, Tournai, Courtrai, Lille, Oudenarde, welche er zu unüberwindlichen Feſtungen umbauen ließ, wodurch er einen gewaltigen Feſtungsgürtel an der Nordgrenze ſeines Landes errichtete.

2. Der zweite Raubkrieg. Holland hatte es gewagt, den Siegeslauf des großen Königs zu hemmen. Aus Rache war daher Ludwigs zweiter Raubkrieg, 1672—1678, gegen dasſelbe gerichtet. Wenn es gelang, das reiche Holland mit ſeiner Seemacht, ſeinen Kolonieen, ſeinem Handel zu unterwerfen, welch ein Zuwachs an Macht mußte das ſein? Würden dann nicht die ſpaniſchen Niederlande von ſelbſt an Frankreich fallen? Und wer wollte dann den großen Ludwig hindern, den Rhein zur Grenze ſeiner Herrſchaft zu machen? Und wenn es den Franzoſen gelang, die Küſten der Nordſee immer mehr in ihre Gewalt zu bringen, ſo hofften ſie auch Herren zur See werden zu können. Die Zeit des Krieges war ſehr gut gewählt, denn es war Ludwig gelungen, die bisherigen Verbündeten Hollands, England und Schweden, auf ſeine Seite zu bringen. Ein raſcher und leichter Sieg ſchien ihm gewiß, denn mit ihm

waren mehrere deutsche Fürsten, und diejenigen, die zu Holland halten wollten, wurden durch Ludwigs Drohungen geschreckt. So erschien von den deutschen Fürsten nur der kriegerische Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der seit 1640 regierte, mit einem kleinen, aber tüchtigen Heere von etwa 20 000 Mann am Rhein, um seine rheinischen Besitzungen zu schützen, den Holländern beizustehen und dadurch die Ehre der deutschen Waffen zu retten. Auch der damals regierende Kaiser Leopold I., 1658—1705, der Nachfolger Ferdinands III., ein gutmütiger und frommer, aber sehr schwacher und nachgiebiger Fürst, sandte eine Armee an den Rhein, aber mehr um den Kurfürsten zu hindern, als ihn zu unterstützen, hatte er sich doch heimlich gegen Frankreich verpflichtet, sich nicht in den holländischen Krieg zu mischen. So oft daher der Kurfürst eine Schlacht wagen wollte, wurde er von dem kaiserlichen Feldherrn zurückgehalten. Gleichwohl gelang es den Holländern, die raschen Fortschritte Ludwigs in der Eroberung ihres Landes zu hemmen. Sie durchstachen die Dämme oder Deiche, welche den Rhein und seine Nebenarme einschließen, überschwemmten das dahinter liegende tiefere Land und machten es dadurch den Franzosen unnahbar. Ein mitten im Winter auf den gefrorenen Gewässern unternommener kühner Marsch der Franzosen gegen Amsterdam wurde durch plötzlich eintretendes Tauwetter vereitelt. Die französische Flotte wurde durch heftige Stürme vernichtet. Später zog sich durch die Beteiligung des deutschen Reiches am Kriege die ganze Schwere desselben an den Rhein, wo die Wunden des 30jährigen Krieges erst zu heilen begannen. Um die Feinde von einem Einfall in Frankreich abzuhalten, verwüsteten die Franzosen in wahrhaft barbarischer Weise die deutschen Grenzgebiete. Das ganze rechte Rheinufer vom Breisgau bis zum Neckar, ebenso das Land an der Mosel und Saar wurde verheert, Dörfer und Städte verbrannt, die Bewohner getötet oder vertrieben. Die deutschen Heere erlitten eine Reihe von Niederlagen. Im Friedensschlusse zu Nymwegen in Holland 1679 behauptete Ludwig wieder günstige Bedingungen. Er erhielt abermals eine Reihe von Städten und Orten an der niederländischen Grenze, vom deutschen Reiche die Stadt Freiburg im Breisgau, sowie die zehn Reichsstädte im Elsaß, über welche er bisher — seit dem westfälischen Frieden — nur die Schutzherrschaft ausgeübt hatte.

3. Der Überfall Straßburgs. Die Bedingungen des Friedens zu Nymwegen waren von den europäischen Mächten so angenommen worden, wie sie Ludwig vorgeschrieben hatte. Durch diese Furchtsamkeit ermutigt, beschloß er, seine Räubereien auf Kosten Deutschlands auch im Frieden fortzusetzen. In seinem Übermute hatte er sich eine Uhr anfertigen lassen, in welcher ein künstlicher französischer Hahn bei jedem Stundenschlage krähte, der deutsche Adler aber, welcher auch an der Uhr angebracht war, bei diesem Krähen jedesmal am ganzen Leibe zitterte. Er setzte in vier französischen Städten,

z. B. in Metz und Breisach, besondere Gerichtshöfe ein, welche untersuchen sollten, welche Städte, Dörfer und sonstige Besitzungen ehemals, und wäre es auch tausend Jahre her, zu denjenigen Gebieten gehört hatten, die Frankreich im westfälischen und im Nymweger Frieden erhalten. Alle diese Besitzungen, und wenn sie schon seit Jahrhunderten einem anderen Herrn angehörten, beanspruchte Ludwig für sich. Auf diese Weise kamen allmählich an 600 Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Mühlen u. s. w. in den Besitz Frankreichs. Unter den Städten befanden sich Saarlouis, Saarbrücken, Mömpelgard, Luxemburg. So nahm Ludwig z. B. drei Ortschaften an der Maas für sich in Anspruch, „weil König Pipin (der Vater Karls d. Gr.), der sie dem Kloster Trier geschenkt hatte, sich dabei königliche Macht und Schutz vorbehalten habe." Überall wurde das französische Wappen angeschlagen und von den Unterthanen der Eid der Treue gegen Frankreich gefordert. Wer dem widerstrebte, wurde einfach verjagt. Dabei steckten die französischen Soldaten oft ganze Städte und Dörfer in Brand. Zugleich ließ der König an allen Grenzen Frankreichs unangreifbare Festungswerke errichten, die das Land für alle Zukunft gegen feindliche Einfälle sicher stellen sollten.

Endlich setzte Ludwig seinen Räubereien die Krone auf, indem er mitten im Frieden die freie Stadt Straßburg dem deutschen Reiche entriß. Sie bildete für sich eine machtvolle Republik, die nicht nur wegen ihres prachtvollen Münsters, sondern auch wegen ihres großen Zeughauses, das allein neunhundert Geschütze enthielt, berühmt war. Sie war durch die ihr gehörige große Brücke über den Rhein die Herrin dieses Stromes, und Karl V. hatte die hohe Wichtigkeit Straßburgs für das Reich in die Worte zusammengefaßt: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien ständen, so würde ich Wien fahren lassen und Straßburg retten." Am 30. September 1681, während eine große Anzahl Bürger auf der Frankfurter Messe waren, erschienen plötzlich 20 000 Franzosen vor den Mauern Straßburgs, griffen die Festungswerke auf der Rheinseite an und eroberten sie mit leichter Mühe, da die Behörden der Stadt schon vorher durch Gold gewonnen waren. Das Volk war erstaunt und bestürzt, als es die Bürgermeister von Übergabe reden hörte. Die Thränen und die Verzweiflung der Bürger, denen die Freiheit teuer war, verhinderten nicht, daß noch an demselben Tage die Stadt übergeben wurde. Nicht einen Mann hatten die Franzosen verloren. Der eigentliche Verräter war der damalige Bischof Franz Egon von Fürstenberg. Von aller Hilfe verlassen, mußte die einst freie Bürgerschaft nach ihrer Entwaffnung dem fremden Machthaber knieend den Unterthaneneid leisten; das Zeughaus wurde geleert, das Münster dem katholischen Gottesdienste zurückgegeben. Der König hielt seinen feierlichen Einzug und wurde von dem verräterischen Bischof vor der Pforte des Münsters mit den Worten begrüßt: „Herr, nun lässest du

deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ Ludwig stellte sogleich viele Franzosen in Straßburg an und ließ es dann durch ungeheure Festungswerke zur stärksten Festung seines Reiches machen.

Vergebens mahnte seitdem das Münster über den Rhein herüber; auch dieser Schlag weckte das deutsche Reich nicht auf. Statt mit vereinten Kräften Frankreichs Übermut zu strafen, sah Kaiser Leopold ruhig zu, wie eine deutsche Stadt nach der andern verloren ging. Endlich schloß er, ohne daß Krieg gewesen war, mit Ludwig einen zwanzigjährigen Waffenstillstand, durch welchen Frankreich alle geraubten Besitzungen behielt und Deutschland dafür einige Jahre Schonung erlangte. Zugleich versprach Ludwig, die französischen Landesgrenzen nicht weiter auszudehnen.*)

4. Der dritte Raubkrieg. Sieben Jahre lang hatte Europa vor der nimmersatten Ländergier Ludwigs Ruhe. Da bot sich ihm wieder die Gelegenheit, Erbansprüche zu erheben. Der Kurfürst von der Pfalz war kinderlos gestorben, und das Kurfürstentum mußte auf eine Seitenlinie übergehen. Da beanspruchte Ludwig als Schwager der Schwester des verstorbenen Kurfürsten einen Teil der Erbschaft, obgleich diese bei ihrer Verheiratung mit Ludwigs Bruder ausdrücklich auf alle Erbansprüche verzichtet hatte. Außerdem wünschte Ludwig auch den Bruder des Verräters von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, zum Erzbischof und Kurfürsten von Köln zu machen, woran er durch den Kaiser und den Papst gehindert wurde. Alle diese Ansprüche suchte er durch den dritten Raubkrieg 1688—1697 durchzusetzen. Allein dieser freventliche Übermut brachte einen großen Teil Europas gegen ihn in Waffen. Nicht nur der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten traten zur Verteidigung der deutschen Landesgrenze ein, auch England, Holland und Spanien erschienen auf dem Kampfplatze. Um gegen so viele Gegner nicht alle Teile der französischen Grenze bewachen zu müssen und um den Feinden das Eindringen in Frankreich unmöglich zu machen, kam man am Hofe des „allerchristlichsten Königs“ auf den scheußlichen Gedanken, das ganze gesegnete Land in der Pfalz und am Mittelrhein in eine Wüste zu verwandeln, wie das früher schon teilweise mit den Ländern am Oberrhein und an der Mosel und Saar geschehen war. Durch eine solche barbarische Maßregel sollten die Feinde in den verwüsteten Ländern keinen Unterhalt finden und ihnen dadurch der Krieg am Rhein unmöglich gemacht werden. Sofort besetzten französische Truppen unter harten Feldherrn die Rheinpfalz, die sich von den früheren Kriegsleiden noch kaum erholt hatte, und verübten unmenschliche Grausamkeiten.

*) An dieser Stelle sei noch zur unterrichtlichen Verwertung empfohlen: „Ludwig XIV. bemächtigt sich der Städte Kolmar und Straßburg. 1673 und 1681.“ Aus „Albert Richter, Quellenbuch“. 2. Aufl. S. 208.

Hohnlachend sprengte der französische General Melac die prächtigen Türme des Heidelberger Schlosses und die Stadtmauern; die halbe Stadt ward in Asche gelegt, nachdem die Neckarbrücke gesprengt worden war. Wie Mordbrenner fielen dann die wilden Scharen über die blühenden Dörfer an der Bergstraße, über die reichen Städte am Rhein, über die Ortschaften der südlichen Pfalz her und verwandelten sie in Aschenhaufen. Die armen Bewohner wurden, wenn sie ihr Hab und Gut retten wollten, erschlagen. Überall fand man die Leichen elender, erfrorener Menschen; denn es war gerade harter Winter. Vom Hardtgebirge bis zur Nahe rauchten Städte und Dörfer, Weinberge und Fruchtfelder. Die Bürger von Mannheim mußten erst mit an der Abtragung ihrer Festungswerke arbeiten, dann äscherte man ihre Stadt ein und trieb sie hungernd und nackt in die Winterkälte hinaus. Ein ähnliches Schicksal traf die Bewohner vieler anderer Städte. Die alte, ehemals herrliche Kaiserstadt Worms wurde mit Ausnahme der Domkirche in eine öde Brandstätte verwandelt. In Speier verjagten französische Soldaten die Bürgerschaft, zündeten die ausgeplünderte Stadt und den altehrwürdigen, herrlichen Dom an und streuten hohnlachend die Asche so vieler großer Kaiser (z. B. Heinrich IV.), die hier begraben lagen, in die Winde. Dann kamen die Gegenden von Trier und Köln an die Reihe, wo man die Bauern sogar zwang, ihr eigenes Getreide unterzupflügen, um dadurch eine Hungersnot zu erzeugen. „Der König will's", war die einzige Antwort der Anführer, wenn die Unglücklichen mit herzzerreißenden Klagen um Schonung flehten. Ihr Verzeichnis enthielt nicht weniger als 1200 Städte und Dörfer, die alle in Aschenhaufen verwandelt werden sollten. Bis tief nach Schwaben und Franken hinein brandschatzte der Reichsfeind das deutsche Land.

Nach so viel schändlichen Grausamkeiten begann man sich endlich im deutschen Reich und bei den Verbündeten zu regen. Aber trotz der überlegenen Anzahl der Feinde behielten die von den ausgezeichnetsten Feldherrn geführten Franzosen die Oberhand. Überall siegten sie, nur ihre Flotte wurde von der englisch-holländischen fast völlig vernichtet. Trotzdem gelangte Ludwig XIV. nach zehnjährigem Kampfe nicht ans Ziel. Frankreich konnte die ungeheuren Kriegskosten nicht länger bestreiten, die Staatskassen waren leer, Handel und Gewerbe lagen darnieder, das Land seufzte schwer unter der großen Steuerlast — da bot Ludwig im zehnten Kriegsjahre die Hand zum Frieden. Zu Ryswick (sprich: Reisweik), einem großen, mit Gärten und Laubgängen umgebenen Schloß zwischen Haag und Delft in Holland, wurde er 1697 geschlossen. Deutschland, von seinen Verbündeten verlassen, mußte die Bedingungen annehmen, die ihm die fremden Mächte stellten. Es mußte nicht nur Straßburg in den Händen Frankreichs lassen, sondern auch alle die kleineren Städte und Ortschaften im Elsaß, die Ludwig mitten im Frieden widerrechtlich an sich

gerissen, so daß jetzt das ganze Elsaß mit Frankreich vereinigt war. Dagegen gab Frankreich seine übrigen Eroberungen, das Herzogtum Lothringen, Freiburg, Saarlouis, Luxemburg u. s. w. heraus. Dem Frieden war aber im Einverständnis mit dem Kaiser eine Klausel angehängt, wonach in allen protestantischen, von den Franzosen vorübergehend oder dauernd besessenen Ortschaften der katholische Gottesdienst, der während der Besetzung eingeführt worden, beibehalten werden sollte. Diese Klausel war von unheilvollen Folgen für die Protestanten der Pfalz. Wo nur irgend einmal ein katholischer Feldprediger Messe gelesen hatte, da sollte fortan der Gottesdienst in katholischer Weise gehalten werden. Dadurch blieben viele protestantische Gemeinden in der Pfalz ihrer Kirchen beraubt.

So hatte in allen drei Raubkriegen Deutschland sich völlig ohnmächtig gegen seine Feinde bewiesen und damit gezeigt, wie leicht die Beute da ist, wo Uneinigkeit und Zwietracht herrscht und das Gefühl für nationale Ehre erloschen ist.

B. Vertiefung.

1. Ludwig XIV.

a) Sein Ziel. Er will nicht nur Herr in Frankreich, er will auch Herr in Europa sein, die europäischen Fürsten demütigen, die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein erweitern. Da lernen wir seinen Hochmut und Stolz, vor allem aber seine Herrschsucht und Habsucht kennen. In seiner Ländergier streckt er die Hand aus nach fremdem Besitz: 7. und 9. Gebot. Herrsch- und Habsucht führen stets zu Hartherzigkeit und Ungerechtigkeit gegen andere, weil die Selbstsucht alle edleren Regungen im Menschenherzen überwuchert.

b) Die angewandten Mittel. Grund- und rechtlos führt er seine Kriege; es sind Raubkriege. Seine Nachbarn zwingt er zum Kampfe, obgleich Deutschland nach dem 30jährigen Kriege, in welchem es sich fast zu Tode geblutet hatte, der Ruhe dringend bedurfte. „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Er benutzt die Schwachheit seiner Nachbarn, wartet den günstigen Augenblick ab, um sie zu überfallen; er wendet also List und Gewalt an. Listig bringt er Hollands Bundesgenossen auf seine Seite, überfällt er die Stadt Straßburg, bringt er über 600 Städte und Dörfer an sich. Durch blutige Gewalt nimmt er, was man ihm nicht freiwillig giebt. Mit dem Rechte des Stärkeren nimmt er dem Schwächeren dessen Besitz. „Gewalt geht vor Recht“ — „Das Recht ruht auf der Spitze unserer Schwerter.“ Trotzdem sucht er nach einem Schein des Rechts, indem seine eigenen Gerichtshöfe aus alten Urkunden seine berechtigten Ansprüche beweisen sollen. So sündigt er gegen das 9. Gebot, indem

er „mit Liſt und mit einem Schein des Rechts“ nach ſeines Nächſten Eigentum trachtet. Seiner Selbſtſucht bringt er alles zum Opfer: die Ruhe und Zufriedenheit ſeiner eigenen Unterthanen, den Frieden ſeiner Nachbarn. Sein Herz, hart und kalt, kennt weder Mitleid noch Menſchenliebe, und ſo ſcheut er nicht zurück vor den ſchrecklichſten Kriegen, vor der mutwilligen Verwüſtung ganzer Länder, vor Mord und Blutvergießen. An Ludwigs Raubkriegen, beſonders an der Verwüſtung der Pfalz, bewährt es ſich wieder: „Ein furchtbar wütend Schreckniſs iſt der Krieg, die Herde ſchlägt er und den Hirten“ — „Es ſchont der Krieg auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.“ Wieviel Not und Elend bringt er über die Grenzbewohner, und das alles aus Herrſch- und Habſucht, aus Eitelkeit, Prahlerei, Wolluſt, ja aus Vergnügen; denn er ſelbſt nimmt an den Beſchwerden des Krieges keinen Teil, ſondern bleibt ruhig in Paris und Verſailles. Seine Grauſamkeit und Härte zeigt ſich am deutlichſten in der Verwüſtung der Pfalz. Da werden die Greuel des 30jährigen Krieges erneuert, ja übertroffen; 1200 Städte und Dörfer ſollen verwüſtet werden, nicht einmal die prächtigſten Gotteshäuſer, nicht die Grüfte der Kaiſer werden verſchont. So furchtbar haben kaum Ungarn und Wenden gehauſt, wie Ludwig, der ſich den allerchriſtlichſten König nennen ließ. Er iſt auch wortbrüchig, denn er hat 20 Jahre Waffenſtillſtand gelobt und bricht ihn ſchon nach ſieben Jahren; Treue, Glauben und Wahrhaftigkeit ſind ihm fremd.

So ſind alſo Liſt, Betrug, Gewalt die Mittel, durch welche er ſeine Selbſtſucht zu befriedigen ſucht.

c) Sein Erfolg. An Ludwigs XIV. Raubkriegen ſehen wir, wie die Bosheit triumphiert und die Gerechtigkeit unterliegt. Zwar hat er ſein Ziel nicht ganz erreicht, nur das ſchöne Elſaß blieb ganz in ſeinen Händen. So hat er alſo ſeine Herrſchſucht teilweiſe befriedigt, aber wieviel Flüche mögen ihm gefolgt ſein, Flüche nicht nur von ſeinen unglücklichen Feinden, ſondern auch von ſeinen eigenen Unterthanen, die er mit harten Steuern drücken muß, um ſeiner Verſchwendung und ſeiner Selbſtſucht frönen zu können. So iſt er alſo ein Mehrer ſeines Reiches geweſen, aber wieviel edler und beſſer klingt doch der Wunſch Kaiſer Wilhelms I. 1871: „Uns aber und unſern Nachfolgern an der Kaiſerkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des deutſchen Reiches zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Geſittung.“

2. Wie waren ſolche Erfolge möglich?

Ludwig hatte ein kriegstüchtiges Heer, vortreffliche Generale, faſt unerſchöpfliche Geldquellen und, was ihm gewiſſen Erfolg ſicherte, im deutſchen

Reiche einen ohnmächtigen Gegner. Deutschland hatte sich von den Wunden des 30jährigen Krieges noch nicht erholt, war in sich uneinig und zerrissen, denn es bestand aus mehr als 300 kleinen, aber selbständigen Staaten, die zusammenzuhalten dem Kaiser unmöglich war. Es fehlt also dem Reiche die Festigkeit nach innen und das Ansehn nach außen; jeder Fürst wollte nach eigenem Gutdünken handeln. „Es ist nicht gut, wenn viel regieren; das Steuer soll nur einer führen." — „Viele Wenige machen ein Viel, vereinte Kräfte führen zum Ziel." — „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig." — „Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder." So fehlt also den deutschen Fürsten der echt vaterländische Sinn, die Liebe zum Vaterlande, die Begeisterung, für des Vaterlandes Wohl alles, selbst das Leben zu opfern. Für solche Männer gilt des Dichters Mahnung:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Vor allem fehlt dem Kaiser Leopold diese hingebende, aufopferungsfähige Vaterlandsliebe; ruhig sieht er das deutsche Reich der größten Schmach preisgegeben, ruhig sieht er ein Stück nach dem andern abgerissen; kein Wunder, daß auch den andern Fürsten dieser vaterländische Sinn, dieser Patriotismus fehlt, denn „Wie das Haupt, so die Glieder" — „Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut." Eine rühmliche Ausnahme macht nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Aber nicht nur die Liebe zum Vaterlande, die in früheren Jahrhunderten so herrliche Siege errungen, ist in Deutschland verschwunden, es giebt sogar Verräter des Vaterlandes. Der Bischof von Straßburg, Egon von Fürstenberg, und der Rat der Stadt wird zum Verräter; Geldgier, Ehrgeiz, Selbstsucht sind die Triebfedern ihrer Handlungen, und aus Eigennutz reißen sie die freien Bürger einer freien Stadt ins Verderben. „Fluchwürdig ist vor allem der Verräter."

Die Regierung Ludwigs XIV. bedeutete also für Deutschland eine Zeit schmachvollster Erniedrigung.

III. Verknüpfung.

1. Raubkriege, von denen unser Vaterland heimgesucht wurde.

Die Raubkriege der Sachsen, Avaren, Dänen unter Karl dem Großen, der Ungarn unter Heinrich I. und Otto I., der Wenden unter Heinrich I., die kleineren Raubkriege der Fürsten, Ritter und Städte untereinander zur Zeit des Faustrechts, die Raubzüge der Bauern im Bauernkriege, die verheerenden Brandschatzungen im 30jährigen Kriege.

2. Fürsten von schonungsloser Grausamkeit und Härte.

Wie Ludwig XIV. schonungslos hart war gegen die Bewohner der Pfalz, so Karl der Große gegen die Sachsen bei Verden, Heinrich IV. gegen die Sachsen, Friedrich Barbarossa gegen Mailand und Susa, die deutschen Fürsten gegen die unglücklichen Bauern bei Frankenhausen, Karl V. gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, Ferdinand II. gegen die unglücklichen Böhmen.

3. Deutsche Niederlagen durch Uneinigkeit der deutschen Fürsten.

Friedrich Barbarossas Niederlage bei Legnano durch die Untreue Heinrichs des Löwen, die Niederlage des schmalkaldischen Bundes im schmalkaldischen Kriege, Niederlage der Evangelischen im 30jährigen Kriege.

4. Dagegen deutsche Siege durch deutsche Einigkeit erkämpft.

Armins Sieg im Teutoburger Walde, Ottos I. herrliche Waffenthat auf dem Lechfelde, der deutsch-französische Krieg 1870—71.

5. Kaiser Leopold ließ einen Teil Deutschlands nach dem andern abreißen. Nennt dagegen Mehrer des Reiches! Karl der Große durch Erwerbung des Sachsenlandes, Italiens, der spanischen und avarischen Mark, Otto der Große, indem er seine Herrschaft über die Slaven ausdehnt, Heinrich der Löwe durch Fortsetzung der Kolonisation des slavischen Ostens.

6. Verräter des Vaterlandes.

Wie Egon von Fürstenberg Straßburg verrät, so Segest seinen Schwiegersohn Armin an die Römer, Heinrich der Löwe seinen Kaiser Friedrich Barbarossa, Moritz von Sachsen seinen Glauben und seine Glaubensgenossen.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1643—1715 Ludwig XIV., König von Frankreich.
1658—1705 Leopold I., deutscher Kaiser.
1667—1668 Der 1. Raubkrieg Ludwigs.
1672—1679 Der 2. Raubkrieg; Friede zu Nymwegen.
1681 Der Überfall Straßburgs.
1688—1697 Der 3. Raubkrieg; Friede zu Ryswick.
1689 Die Verwüstung der Pfalz durch Melac.

2. Geographische Ergebnisse.

Im Frieden zu Ryswick 1697 kommt das ganze Elsaß an Frankreich.

Ryswick ist ein Schloß in Holland zwischen Haag und Delft.

Im 1. Raubkriege erhält Frankreich den Festungsgürtel an seiner Nordgrenze.

Lothringen ist noch immer ein selbständiges Herzogtum.

V. Anwendung.

1) Stelle die Kriege zwischen Frankreich und Deutschland zusammen!

2) Weise nach, wie das Elsaß nach und nach an Frankreich kommt! (1552, 1648, 1681, 1697.)

3) Wo haben wir sonst in der deutschen Geschichte von den Schicksalen Elsaß-Lothringens erfahren?

(Karl d. Gr., Heinrich I., Otto I., Karl V., Leopold I., Wilhelm I.)

4) Warum ist der Titel eines „allerchristlichsten Königs" für Ludwig XIV. ein wahrer Hohn?

5) Wende folgende Dichterworte an: „Gewalt geht vor Recht." — „Versprechen und Halten . . ." — „Eintracht macht stark." — „Wie das Haupt, so die Glieder." — „Ans Vaterland, ans teure . . ."

6) Was können die Ruinen des Heidelberger Schlosses von Ludwig XIV. erzählen?

7) Was kann der Dom von Speier erzählen?

8) Was für Folgen haben die Raubkriege a) für das deutsche Reich? b) für die deutschen Grenzländer? c) für Frankreich selbst?

9) Warum ist das 17. Jahrhundert für Deutschland ein besonders schweres?

10) Ludwigs XIV. Einfluß auf Deutschland!

11) In welchen Volksliedern wird von Straßburg, „der wunderschönen Stadt", gesungen?

12) Hat Deutschland 1870—71 fremdes Land geraubt?

---

2. Die Türken vor Wien.

(Ziel: Wie während der Raubkriege Ludwigs XIV. im Westen auch im Osten des deutschen Reiches ein neuer Feind erscheint.)

I. Vorbereitung.

Von Osten sind dem deutschen Reiche schon mehrfach Feinde gekommen: die Avaren zur Zeit Karls des Großen, die Ungarn zur Zeit Heinrichs I. und Ottos I. Der gefährlichste Feind im Osten waren jetzt die Türken. Schon Karl V. hatte gegen sie gekämpft. Er hatte dazu immer wieder der Hilfe der protestantischen Reichsstände bedurft, darum hatte er diese bisweilen schonend behandeln müssen. Wir kennen die Türken bereits aus den Kreuzzügen. Erzähle, was du über sie weißt! Ihre Heimat war ursprünglich Asien, dann waren sie auch nach Europa gekommen, hatten 1453 Konstanti-

nopel erobert und sich ein Reich gegründet, die Türkei, in der sie noch heute wohnen. Ihr Weg war der umgekehrte, den die Kreuzfahrer genommen haben, nämlich das Donauthal aufwärts durch Ungarn nach Österreich. Und so kam es, daß sie plötzlich vor Wien standen. Davon wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Veranlassung zum Türkenkriege. Ludwig XIV. hatte, wie wir bereits wissen, auch nach dem 2. Raubkriege mitten im Frieden seinen Länderraub fortgesetzt und Straßburg an sich gerissen. Alles Protestieren des Kaisers half nichts dagegen, und um dessen Aufmerksamkeit von der Westgrenze Deutschlands abzulenken und ihm im eigenen Lande genug zu thun zu geben, hetzte er auch noch den Erbfeind der Christenheit, die Türken, gegen ihn auf. Das hielt bei den Türken nicht schwer. Seit sie Konstantinopel 1453 erobert und sich auf der Balkanhalbinsel, südlich von der Donau, ein mächtiges Reich gegründet, suchten sie die Grenzen dieses Reiches immer weiter auszudehnen. Immer häufiger überschwemmten sie daher mit ihren wüsten Scharen Ungarn und eroberten 1526, ein Jahr nach dem deutschen Bauernkriege, dessen Hauptstadt Ofen-Pest, so daß König Ferdinand, der Bruder und Nachfolger Kaiser Karls V., wenig mehr als den Titel eines Königs von Ungarn besaß, ja den Türken sogar bald einen regelmäßigen Tribut zahlen mußte. Nicht nur während der ganzen Reformationszeit war die Türkengefahr stehend, auch das 17. Jahrhundert brachte fortwährend Kriege mit ihnen. Daher war Ungarn ein gar unsicheres Besitztum des Kaiserstaates. Zwar gelang es einem kaiserlichen Feldherrn, im Jahre 1664 an der Raab, einem rechten Nebenflüßchen der Donau, einen entscheidenden Sieg über die Türken zu erkämpfen und ihr weiteres Vordringen zu verhindern, aber dennoch gewann Kaiser Leopold dadurch nicht mehr als einen 20jährigen Waffenstillstand, durch welchen er in Ungarn und Siebenbürgen alles, was sie erobert und besetzt, in der Hand der Türken ließ. Die so gewonnene Zeit der Waffenruhe benutzte er, die meist protestantische Bevölkerung Ungarns hart zu bedrücken, sie zur katholischen Kirche zurückzuführen und ihr viele alte Rechte und Freiheiten zu nehmen. Da entstand unter dem vornehmsten ungarischen Adel eine Verschwörung gegen den Kaiser. Diese, von Leopold entdeckt, gab ihm Gelegenheit und zugleich den Vorwand, mit rücksichtsloser Grausamkeit und Härte gegen Ungarn vorzugehen. Wie einst Ferdinand I. 1623 in Böhmen gewütet, so verfuhr Leopold I. jetzt in Ungarn. Die Häupter der Verschwörung fielen auf dem Blutgerüst; hunderte von protestantischen Geistlichen, die von ihrem Glauben nicht lassen wollten, wurden als Ruderknechte verkauft, die Protestanten ihrer Kirchen, ja ihrer Kinder be-

raubt. Da brach eine Empörung aus, die bald ganz Ungarn ergriff. Die Ungarn wandten sich um Beistand an den türkischen Sultan, und nachdem auch Ludwig XIV. ihn gegen Österreich aufgehetzt und den Ungarn Hilfe zugesagt hatte, trugen die Türken von neuem den verheerenden Krieg in das Herz Österreichs.

2. Die Belagerung Wiens. Ein gewaltiges Türkenheer von mehr als 200000 Mann unter Karamustapha drang im Frühling des Jahres 1683 sengend und brennend durch Ungarn gegen Wien vor. Die Ungarn zogen den Türken voran und bahnten ihnen den Weg. Ehe es der Kaiser ahnte, standen sie vor den Mauern seiner Hauptstadt Wien, die, schlecht gerüstet und befestigt, sicher in ihre Hände fallen mußte, da nicht genügend Streitkräfte zu ihrer Verteidigung vorhanden waren. Zum Glück zögerten die Türken mit dem Angriff. Daher konnte der Herzog Karl von Lothringen, der Führer des kaiserlichen Heeres, noch 12000 Mann Besatzungstruppen in die Stadt werfen und ihr heldenmütiger Befehlshaber, Graf Rüdiger von Starhemberg, die verfallenen Festungswerke wieder notdürftig in Verteidigungszustand setzen. An alle deutschen Reichsfürsten erging des Kaisers Mahnruf, dem bedrängten Wien zur Hilfe zu eilen, er selbst aber flüchtete in dieser Not über Hals und Kopf aus seiner Hauptstadt und ließ diese in der größten Verwirrung zurück. Er ging nach Linz und von da weiter nach Passau, nur auf seine eigene Sicherheit bedacht, verfolgt vom Spott und Hohn seiner im Stillen noch immer protestantisch gesinnten Unterthanen. Am 7. Juli begannen die Türken die Belagerung der Stadt, welche aufs furchtbarste beschossen wurde. Aber in der Belagerung zeigte die Stadt äußersten Heldenmut; Bürger und Studenten wetteiferten mit den Soldaten im Dienste für die bedrohte Hauptstadt und das Vaterland. Früh und spät war jeder auf seinem Posten. Hatten die Türken mit großem Verlust an Toten und Verwundeten einen festen Punkt der Stadtwälle gewonnen, so fanden sie sicherlich dahinter eine neue Schutzwehr errichtet. Hatten sie im Sturme den Wall erstiegen, so wurden sie mit Todesverachtung von den Verteidigern empfangen und in die Gräben hinabgestürzt. Legten sie Minen im Innern der Erde an, um die Festungswerke in die Luft zu sprengen und sich einen Weg in das Innere der Stadt zu bahnen, so begegneten sie gewiß einer Gegenmine der Verteidiger, die ihre Arbeit vernichtete. Nicht selten entspann sich auf diese Weise im dunklen Schoß der Erde ein heißer Kampf. Jeden Fuß breit mußten die Türken mit Strömen Blutes und Hunderten von Leichen erkaufen. Rüdiger von Starhemberg und die tapfere Besatzung hielt alle Stürme aus. Doch zuletzt hätte selbst ein solcher Heldenmut der zehnfachen Übermacht der Belagernden erliegen müssen. Sechzig Tage schon lagen die Türken vor den Mauern Wiens. Da fingen die Kräfte der Belagerten zu erlahmen an. Viele der Verteidiger lagen tot oder verwundet;

Hunger und Krankheiten räumten unter der Bevölkerung auf; die Not stieg mit jedem Tage. Nicht lange mehr, und Wien, die Hauptstadt des deutschen Reiches, war in den Händen der Türken. Da, als die Not am größten, kam die Hilfe.

3. Die Befreiung Wiens. Nicht umsonst waren die Hilferufe des Kaisers gewesen. Ein wohlgerüstetes Heer, in dem zum erstenmale seit langer Zeit die Blüte der deutschen Jugend wieder vereinigt war, nahte unter dem Oberbefehle des Herzogs Karl von Lothringen zur Befreiung. Der vaterlandsliebende Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen und Max Emanuel von Bayern führten persönlich ihre Truppen. Mit ihnen verbündet kam der ritterliche, fromme Polenkönig Johann Sobieski an der Spitze eines streitbaren Heeres. Am Abend des 11. Septembers erschien das Befreiungsheer auf der Höhe des Kahlenberges bei Wien und verkündete durch flammende Feuerzeichen der geängstigten Bevölkerung die Nähe der Rettung. Am Morgen des 12. Sept. stieg dann das Heer in die Ebene hinab. Alsbald entspann sich ein heißer Kampf, der den ganzen Tag tobte. Deutsche und Polen wetteiferten miteinander in Thaten glänzender Tapferkeit. Sobieski fiel mit seinen leichten polnischen Reitern wie ein Sturmwind über die türkischen Reiter her und trieb sie in die Flucht. Die Hauptschlacht sollte erst am folgenden Tage geschlagen werden, aber die Türken hatte solcher Schrecken befallen, daß sie in größter Verwirrung ihr Lager verließen und im Schutze der sinkenden Nacht Rettung in eiliger Flucht suchten. Ein glänzender Sieg war erfochten; das große Lager der Türken, aus unzähligen Zelten mit unermeßlichen Schätzen bestehend, fiel in die Hände der Sieger. Man schätzte den Wert der ganzen Beute auf wenigstens 30 Millionen Mark. Nicht nur die Soldaten, auch die Bewohner Wiens kamen aus den nun wieder befreiten Mauern und holten sich von der reichen Beute. Einen viel höheren Wert aber als diese Beute besaßen Tausende von Christensklaven, die von den Türken auf ihren Beutezügen gefangen waren und in die Sklaverei geschleppt werden sollten, jetzt aber ihre Freiheit zurückerhielten. Ebenso mußte die Errettung der hart geängstigten 200 000 Einwohner Wiens, die bei der Eroberung ihrer Stadt durch die Türken entweder gemordet oder als Sklaven in die Fremde geführt worden wären, die Sieger mit hoher Freude erfüllen.

Die Sieger wurden von den Bewohnern Wiens mit unbeschreiblichem Jubel und den höchsten Ehren empfangen, besonders Johann Sobieski, der Held des Tages. Das Volk küßte ihm Füße und Steigbügel und nannte ihn seinen Erlöser, in den Kirchen aber wurde bei einem feierlichen Dankgottesdienste als Text das Bibelwort gewählt: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes.“ Ganz Europa freute sich über den herrlichen Sieg, nur Ludwig XIV. von Frankreich nicht, dessen Pläne dadurch gescheitert

waren. Trotz des großen Verdienstes, das sich der Polenkönig um die Befreiung Wiens erworben hatte, besann sich der zurückkehrende Kaiser Leopold dennoch, wieweit es sein Rang und Stand zulasse, seinem Retter dankend entgegen zu gehen. Deutsche und polnische Tapferkeit hatte diesen schönen Sieg errungen; leider blieben die Sieger nicht einig, und der Kurfürst von Sachsen, der sich zurückgesetzt fühlte, zog nach Hause.*)

4. Die Folgen des Kampfes. Österreich setzte nun die Eroberung Ungarns fort. Eine ungarische Stadt nach der andern fiel, endlich auch Ofen, die Hauptstadt des Landes, das die Türken 146 Jahre lang besessen. Nun ging Kaiser Leopold wieder an die Ausführung seines Planes, den Ungarn ihre alten Rechte und Freiheiten zu nehmen. Nach einem furchtbaren Blutgericht, durch welches er den Trotz des ungarischen Adels brach, fesselte er das Land eng an Österreich und begann die Unterdrückung des Protestantismus. Von jetzt an war der deutsche Kaiser gleichzeitig König von Ungarn, während dieser früher gewählt worden war. Nach einem zweiten blutigen Siege über die Türken in der Nähe der Theißmündung stellte sich auch Siebenbürgen unter Österreichs Herrschaft, und während durch des Kaisers Unthätigkeit das deutsche Reich im Westen ein Stück Land nach dem andern verlor, gewann Österreich eine neue Ausdehnung seiner Macht im Osten. Nach mehreren weiteren glänzenden Siegen wurde die Türkei durch den Friedensschluß vom Jahre 1699 zur Rückgabe fast ganz Ungarns und Siebenbürgens gezwungen. So ging Österreich ruhmvoll aus einem Kampfe hervor, der so gefahrdrohend begonnen hatte.

B. Vertiefung.

1. Was ist über die Türken zu urteilen?

Sie wollen ihr Land weiter ausdehnen, sind also herrsch- und habsüchtig wie Ludwig XIV., ebenso grausam, hart, roh wie dieser, denn sie scheuen nicht Mord und Blutvergießen, tragen des Krieges schreckliche Greuel in bisher friedliche Länder und wollen durch Feuer und Schwert ihren Glauben, den Muhamedanismus oder Islam, gleichzeitig mit ihrer Herrschaft ausbreiten und das Christentum ausrotten. Auf ihren Raubzügen schleppen sie, wie einst die Ungarn, Tausende von Gefangenen in die Sklaverei.

2. Die Belagerung Wiens.

Die Wiener, allen voran der heldenmütige Starhemberg, lieben Vaterland und Vaterstadt, Heimat und Herd über alles, opfern alles, selbst Gut und Blut, für die Befreiung derselben. Das ist wahre, aufopfernde Vaterlandsliebe, hingebende Treue, Begeisterung, Patriotismus. „Ans Vater-

*) An dieser Stelle sei noch zur unterrichtlichen Verwertung empfohlen: „Die Türken vor Wien". Aus „Albert Richter, Quellenbuch". 2. Aufl. S. 117.

land, ans teure . . ." — „Mächtig ist der Trieb des Vaterlands." Sie wollen nicht in die Gewalt der Türken fallen, zeigen also Liebe zur Freiheit. „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, eher den Tod, als in der Knechtschaft leben." Sie besitzen Beharrlichkeit und Ausdauer trotz aller Stürme, Heldenmut und Heldensinn.

3. Die Befreiung Wiens.

Die Not der Hauptstadt ruft auch die deutschen Fürsten zum Kampfe. Auch sie zeigen hier Vaterlandsliebe, Patriotismus, helfende Bruderliebe in der Not. Vor allem aber erringt die deutsche Einigkeit wieder einen herrlichen Sieg. „Wir wollen sein ein einig Volk . . ." — „Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder." — „Einigkeit, ein festes Band . . ." Besonders gefällt uns der edle Polenkönig Johann Sobieski, der nicht nur den größten Teil des Befreiungsheeres herbeiführte, sondern auch die eigentliche Befreiungsthat vollbrachte, aber trotz seines Heldenmutes demütig und fromm vor Gott ist. „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott . . ." Durch seine Hilfe erfahren die Wiener: „Freund in der Not . . ."

Gar nicht gefällt uns der Kaiser. Auch hier zeigt er sich mutlos, feige, selbstsüchtig, nach der Befreiung aber gegen den Retter hochmütig, dünkelhaft, anmaßend, gegen die Ungarn grausam und hart, voll blutiger Strenge, gegen die protestantische Kirche unduldsam, voll blinden Glaubenseifers, engherzig und lieblos, gegen die protestantischen Geistlichen als blutigen Tyrannen. Herzlosigkeit gegen seine Unterthanen und nackteste Selbstsucht sind die Triebfedern aller seiner Handlungen.

4. Die Ungarn.

Wir beklagen ihre grausame Unterdrückung seitens des Kaisers, finden ihre blutige Empörung begreiflich — „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht . . ." —, müssen aber ihr Bündnis mit den Türken als unnatürlich und verderblich verurteilen. Es ist unnatürlich, denn die Türken, als Erbfeinde der Christenheit, sind auch der Ungarn Feinde; wären sie Sieger geblieben, so wäre es den Ungarn noch viel trauriger ergangen, denn dann hätten sie nicht nur Vaterland und Freiheit, sondern auch ihren Glauben eingebüßt. Es ist verderblich, denn sie beschwören dadurch des Krieges Schrecknisse nicht nur über ihr Land, sondern über das ganze deutsche Vaterland. Sie haben zwar Liebe zu ihrem Vaterlande, Ungarn, bedenken aber nicht die Gefahr, in welche sie die ganze Christenheit stürzen.

III. Verknüpfung.

1. Raubzüge der Ungarn und Türken.

Beide bedrohen von Osten unser deutsches Vaterland in immer wiederkehrenden Raubzügen; dann überfallen sie Städte und Dörfer, stecken sie in

Brand, morden die Bewohner oder führen sie in die Sklaverei. Beide sind Erbfeinde Deutschlands; jene werden durch Heinrich I. bei Merseburg und Otto I. auf dem Lechfelde, diese durch Johann Sobieski bei Wien geschlagen. In beiden Schlachten erringt die deutsche Einigkeit herrliche Siege, denn die wilden Horden betreten darnach deutschen Boden nicht wieder.

2. Wien und Stralsund.

Beide Städte werden von einem furchtbaren Heere belagert, Stralsund 1628 durch Wallenstein, Wien 1683 durch Karamustapha. Beide verteidigen sich mit äußerstem Heldenmut; in beiden kommt der opferfähige Heldensinn der Bürgerschaft den Soldaten zu Hilfe; beiden droht entweder völlige Zerstörung oder Unterdrückung ihres Glaubens; beide Belagerer liegen lange Wochen vor der Stadt, Wallenstein zehn, die Türken acht Wochen; beide erleiden bei der Belagerung empfindliche Verluste. Stralsund wird von der Seeseite her durch die Schiffe der Hansa, Dänemarks und Schwedens unterstützt und mit immer neuen Vorräten versehen, bis Wallenstein abziehen muß; Wien wird durch ein deutsches und polnisches Hilfsheer vom Feinde befreit.

3. Wien und Magdeburg.

Magdeburg 1631, Wien 1683 belagert; dort Tilly und Pappenheim, hier die Türken; dort als Verteidiger Dietrich von Falkenberg, hier Rüdiger von Starhemberg; dort wie hier eine heldenmütige, glaubensstarke Bürgerschaft, deren Glaubensfreiheit durch den Feind bedroht wird; dort wie hier eine wochenlange Belagerung mit allen Schrecken einer solchen; dort wie hier naht ein Freundesheer zur Befreiung; Gustav Adolf aber kommt zu spät, die Stadt erreicht ein grauenvolles Geschick, Wien dagegen wird befreit.

4. Die Türken und Ludwig XIV.

Beide verfolgen dasselbe Ziel, nämlich Ausbreitung ihres Besitzes auf Kosten des deutschen Reiches, wobei der Türke noch das Christentum, Ludwig XIV. den Protestantismus ausrotten will. Beide suchen ihr Ziel mit denselben Mitteln zu erreichen, denn sie wählen beide den blutigen Krieg, tragen Mord und Blutvergießen in des Nachbars Länder und verwandeln die schönsten und fruchtbarsten Gegenden des Reiches in Wüsteneien. Nur der Erfolg ist verschieden. Ludwig erreicht sein Ziel durch Erwerbung des Elsaß mit Straßburg, die Türken erleiden eine blutige Niederlage und werden nach und nach zur Herausgabe aller Eroberungen gezwungen.

5. Das deutsche Reich im Kampfe gegen seine Feinde.

Das deutsche Reich zeigt sich in den Kämpfen gegen Ludwig XIV. und die Türken in den größten Gegensätzen. Dort müßiges Zuschauen bei den Räubereien des französischen Königs; hier thatkräftiges Eingreifen, Aufopferung und Anstrengung aller Kräfte; dort Niederlage auf Niederlage, hier glorreicher

Sieg; dort Gleichgültigkeit gegen die heiligsten Interessen des Vaterlands, hier Vaterlandsliebe; dort ein leichtsinniges Preisgeben des festesten Bollwerkes des Reiches, Straßburg, hier eine mit schweren Opfern verbundene Verteidigung und Befreiung Wiens; dort ein undeutsches, hier ein echt deutsches Wesen.

6. Straßburg und Wien.

Beide vom Reichsfeinde bedroht und begehrt; beide Bollwerke des Reiches; in beiden Bürgerschaften Liebe zum Vaterlande; aber dort Verrat durch Bischof und Rat, hier mutige Verteidigung; dort Selbstsucht, Habsucht, Geldgier, hier Liebe zum Vaterlande; darum dort eine Eroberung mitten im Frieden ohne Schwertstreich, hier tapfere Verteidigung und endliche Befreiung.

7. Jahreszahlen.

783. Karl der Große schlägt die Sachsen unter Widukind bei Detmold und an der Hase.
1483. Luther wird in Eisleben geboren.
1683. Belagerung Wiens durch die Türken.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1683 Wien wird durch die Türken unter Karamustapha belagert, durch den Grafen Rüdiger von Starhemberg verteidigt, durch Karl von Lothringen und den Polenkönig Johann Sobieski befreit.

Die Türken müssen alle Eroberungen herausgeben; Ungarn und Siebenbürgen sind seitdem fest mit Österreich vereinigt.

V. Anwendung.

1) Inwiefern ist die Donau seit alten Zeiten eine große Heerstraße?

2) Stelle die Kriege des deutschen Reiches mit östlichen Nachbarn zusammen!

3) Stelle die Kämpfe des Christentums mit dem Muhamedanismus zusammen!

4) Die Türkenkriege und die Kreuzzüge nach a) Ursache, b) Richtung, c) Erfolg.

5) Die Belagerung Wiens durch die Türken und Jerusalems durch die Kreuzfahrer.

6) Stelle die Raubkriege gegen das deutsche Reich zusammen!

7) Nennt Städte, deren Bürger sich trotz harter Belagerung heldenmütig verteidigt haben!

8) Nennt Beispiele aufopfernder Vaterlandsliebe!

9) Wo und wann erringt die deutsche Einigkeit herrliche Siege!

10) Nennt Beispiele von grausamer Unterdrückung der Unterthanen!

11) Versuche katholischer Fürsten, den Protestantismus zu unterdrücken!

12) Suche das langsame Vordringen des Deutschtums von Westen nach Osten nachzuweisen!

13) Nenne Völker, welche die deutsche Kultur zu vernichten drohten!

14) Inwiefern ist Leopold I. dennoch ein Mehrer seines Reiches?

---

3. Der große Kurfürst und die Schweden.

(Ziel: Noch ein Feind im Norden des Reiches.)

I. Vorbereitung.

Hat Deutschland früher schon Feinde im Norden gehabt? Ja, die Dänen zur Zeit Karls des Großen und Heinrichs I., die Schweden in der letzten Periode des 30jährigen Krieges. Wie waren die Schweden aus ehemaligen Freunden Feinde geworden? Nach dem Besitz welches Landes trachteten sie? Was gewährte ihnen der westfälische Friede nur? Werden sie damit zufrieden sein? Wer erhielt Hinterpommern? Wonach werden die Schweden trachten? Mit wem müssen sie dadurch in Krieg geraten? Von diesem Kriege der Schweden mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Veranlassung zum Kriege. Seit dem Jahre 1640 regierte in Brandenburg der Kurfürst Friedrich Wilhelm, gewöhnlich der „große Kurfürst" genannt. Er war ein ausgezeichneter Kriegsheld. Als Ludwig XIV. von Frankreich 1672 seinen zweiten Raubkrieg gegen Holland begann, erschien der große Kurfürst mit einem Heere am Rhein, um den Holländern beizustehen und seine eigenen Besitzungen zu schützen. Von 1674 ab beteiligte sich zwar auch das deutsche Reich an diesem Kriege, so daß sich die ganze Schwere desselben an den Mittelrhein zog, aber der französische König wußte sehr bald, daß die Seele des Bundes gegen ihn der Kurfürst von Brandenburg war. Um diesen gefährlichen Gegner am Rhein loszuwerden, suchte er ihm die Schweden auf den Hals zu hetzen. Das hielt bei diesen nicht schwer. Als die Besitzer Vorpommerns waren sie die nächsten Nachbarn Brandenburgs. Den Verlust Hinterpommerns durch den westfälischen Frieden hatten sie nie

ganz verschmerzen können. Jetzt bot sich ihnen Gelegenheit zur Eroberung desselben; denn im Bunde mit dem mächtigen Frankreich schien ihnen der Sieg sicher. Dazu kam, daß man in Schweden den alten Waffenruhm aus der Zeit des 30jährigen Krieges, die guten Quartiere in Deutschland und die reiche Beute der Anführer noch in frischem Gedächtnis hatte. So ließ sich Schweden durch Ludwig XIV. zur offenen Feindschaft gegen Brandenburg bestimmen.

2. Einfall der Schweden in Brandenburg. Im November 1674, während Friedrich Wilhelm mit seinen Truppen die Winterquartiere in Franken am Main bezogen hatte, brachen die Schweden von Pommern aus in der Mark ein. Anfangs maßvoll auftretend, überließen sie sich bald den größten Bedrückungen und erneuerten dadurch die Greuel des 30jährigen Krieges. Sie plünderten die Dörfer, verwüsteten die Saaten, trieben den Bauern das Vieh weg und erpreßten von den Bewohnern durch die abscheulichsten Martern große Summen Geldes. Seufzend ersehnte das mißhandelte Volk einen Retter herbei, nahm auch wohl selbst die Waffen in die Hand, um sich seiner Bedrücker zu erwehren. Die Bauern ordneten sich in Scharen, deren Fahnen die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten mit Leib und Blut", aber sie waren den geübten Kriegern nicht gewachsen. Das ganze Land wurde ein Schauplatz kleiner, aber blutiger Gefechte und grauenhafter Verwüstung. Auf die erste Nachricht von diesen Vorgängen wandte sich der Kurfürst an seine Bundesgenossen um Hilfe. Zwar erklärte Holland an Schweden den Krieg, aber da es gegen Frankreich genug zu thun hatte, so konnte es schnelle Hilfe nicht bringen, und diese besonders that dem Lande not. Auch der Kaiser und die übrigen deutschen Fürsten zögerten mit ihrem Beistande. Doch mochte der Kurfürst mit der Rettung nicht länger säumen, und so beschloß er, für sich allein den Kampf mit dem mächtigen Feinde zu wagen.

3. Eilige Rückkehr des Kurfürsten. Trotz seines heftigen Gichtleidens brach er Ende Mai 1675 plötzlich aus seinen Winterquartieren in Franken auf, und schon am 11. Juni hatte er in Eilmärschen Magdeburg erreicht. Sogleich wurden dort alle Thore geschlossen und Wachen aufgestellt, damit kein Bote die Nachricht von seiner Ankunft den Schweden überbringen könnte. Diese lagen im benachbarten Havellande sorglos zerstreut. Nachdem der Kurfürst für alle seine Unterthanen einen Festtag angeordnet, auch sein Heer in Magdeburg feierlichen Gottesdienst gehalten hatte, brach er im Dunkel der Nacht gegen den Feind auf, der ihn noch weit weg in Franken glaubte. Mit 5600 Reitern, 1200 Mann Fußvolk auf 146 Wagen (der größere Teil mußte zurückbleiben, da es dem Kurfürsten auf einen möglichst schnellen Angriff

ankam) und 13 Geschützen verließ er Magdeburg, setzte über die Elbe und rückte rasch vorwärts, um den Feind zu überrumpeln. Durch ein kühnes Reiterstückchen gelangte der Feldmarschall Derfflinger, des großen Kurfürsten tüchtigster General, in den Besitz der Stadt Rathenow an der Havel. Hier lag ein schwedisches Dragonerregiment. Derfflinger zwang einem gefangenen Schweden das schwedische Feldgeschrei ab, dann kleidete er einige seiner Leute in schwedische Uniformen und erlangte durch diese Verkleidung im Schutze der Nacht Einlaß gerade an der gefährlichsten Stelle der Stadt. Nachdem er dort die schwedische Wache niedergeworfen und das Thor geöffnet, drang er weiter vor. Gleichzeitig griffen die brandenburgischen Truppen von zwei anderen Seiten an, und nach kurzem Kampfe war die Stadt erobert, das schwedische Regiment gefangen.

4. Die Schlacht bei Fehrbellin. Nach diesem ersten Erfolge ließ der Kurfürst sein Fußvolk aus Magdeburg nachkommen. Das schwedische Heer verließ indessen sein Lager bei Brandenburg und zog eiligst nach Fehrbellin, um sich für seinen Rückzug durch die Sumpfgegenden des Rhin, eines kleinen Nebenflusses der Havel, die Hauptstraße nach Pommern zu sichern. Um den Feind nicht entwischen zu lassen, sandte ihm der Kurfürst sogleich den Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg mit 1600 Reitern nach, ihn aufzuhalten, jedoch mit dem strengen Befehle, sich in kein Gefecht mit ihm einzulassen. In einem Kriegsrat auf freiem Felde forderte dann der Kurfürst die Ansicht seiner Generale, ob eine Schlacht mit den Schweden ratsam sei. Da das Fußvolk noch 10 Meilen zurück, auch das schwedische Heer an Zahl und Geschütz viel stärker war, so widerrieten die Anführer bis auf Derfflinger die Schlacht und wollten erst die Ankunft des Fußvolkes abwarten. Der Kurfürst aber meinte: „Weil wir dem Feinde so nahe sind, so muß er Haare oder Federn lassen.“

So wurde der Angriff beschlossen, trotzdem die Schweden 11 000 Mann (4000 zu Roß und 7000 zu Fuß) und 38 Geschütze besaßen. Es war aber auch die höchste Zeit, denn inzwischen — es war am 18. Juni — hatte der Landgraf von Hessen-Homburg, vom stürmischen Nachjagen erhitzt und von jugendlicher Kampfbegierde fortgerissen, sich in einen Kampf mit der ganzen schwedischen Heeresmacht unter dem Grafen von Wrangel verwickelt. Ohne schnelle Hilfe war er verloren. Derfflinger meinte: „Wir müssen ihm beistehen, sonst kriegen wir keinen Mann wieder.“ In größter Eile brach die ganze Reiterei auf und legte fast eine Meile in vollem Jagen zurück. Auf dem Schlachtfelde angekommen, erspähte das scharfe Feldherrnauge des Kurfürsten sofort einen von den Schweden noch unbesetzten Sandhügel, der das Schlachtfeld beherrschte. Rasch eilte Derfflinger dorthin, stellte das brandenburgische Geschütz auf, und bald schleuderte es Tod und Verderben in die Reihen des

schwedischen Fußvolks. Um diesen Hügel entbrannte der heißeste Kampf, denn sogleich ließ ihn der schwedische Feldherr durch Fußvolk und Reiterei heftig bestürmen. Der größere Teil der Brandenburger war noch nicht auf dem Schlachtfelde, die Geschütze schwebten in größter Gefahr, da eilten Derfflingers Dragoner herbei, saßen ab, umstellten den Hügel und hielten den Angriff tapfer aus, bis Hilfe erschien. Sie hatten gelobt, entweder zu siegen oder sich bei den Kanonen begraben zu lassen. Auch der Landgraf von Hessen-Homburg hatte bis dahin im Kampfe tapfer und unerschütterlich ausgeharrt. Jetzt kam ihm der Kurfürst selbst zu Hilfe. An der Spitze einiger Schwadronen stürzte er sich auf die feindliche Reiterei und warf sie zurück. Als er bemerkte, daß einige Schwadronen ihrer Führer beraubt waren, stellte er sich an ihre Spitze und rief: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nun euer Hauptmann, will siegen oder ritterlich mit euch sterben.“ Er hielt mitten im dichtesten Kugelregen. Einmal von den Feinden völlig umringt, mußte er von seinen treuen Reitern herausgehauen werden. An seiner Seite fiel, wie erzählt wird, sein Stallmeister Emanuel Froben als Opfer seiner Treue.*) Als er bemerkte, daß des Kurfürsten weißes Roß die Zielscheibe für die feindlichen Geschosse wurde, da bewog er seinen Herrn, unter dem Vorgeben, der Schimmel sei scheu, ihn gegen seinen Braunen zu vertauschen. Kaum war dies geschehen,

*) Darüber erzählt uns auch folgendes Gedicht:

Fehrbellin.

1. Herr Kurfürst Friedrich Wilhelm, der große Kriegesheld,
Seht, wie er auf dem Schimmel vor den Geschützen hält;
Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin,
Das war ein heißes Streiten am Tag von Fehrbellin.

2. Wollt ihr, ihr trotz'gen Schweden, noch mehr vom deutschen Land?
Was tragt ihr in die Marken den wüt'gen Kriegesbrand?
Herr Ludwig von der Seine, der hat euch aufgehetzt,
Daß Deutschland von der Peene zum Elsaß werd' zersetzt.

3. Doch nein, Graf Gustav Wrangel, hier steh nun einmal still,
Dort kommt Herr Friedrich Wilhelm, der mit dir reden will.
Gesellschaft aller Arten bringt er im raschen Ritt
Samt Fahnen und Standarten zur Unterhaltung mit.

4. Nun seht ihn auf dem Schimmel, ein Kriegsgott ist es, traun!
Den Boden dort zum Tanze will er genau beschaun.
Und unter seinen Treuen, da reitet hintenan
Zuletzt, doch nicht aus Scheuen, Stallmeister Froben an.

5. Und wie Herr Wrangel drüben den Schimmel nun erblickt,
Ruft er den Kanonieren: „Ihr Kinder, zielt geschickt!
Der auf dem Schimmel sitzet, der große Kurfürst ist's,
Nun donnert und nun blitzet; auf wen's geschieht, ihr wißt's.“

so traf eine Kugel den treuen Mann; an der Seite seines Kurfürsten starb er den freiwilligen Opfertod für seinen Herrn. Der Kampf tobte immer heftiger, endlich wurden die Schweden zum Weichen gebracht, nachdem zwei ihrer Regimenter von Derfflingers ergrimmten Reitern fast ganz zusammengehauen waren. Um 11 Uhr vormittags — man hatte seit frühster Morgenstunde gekämpft — war das Geschick des Tages glorreich für die Brandenburger entschieden; das schwedische Heer befand sich auf dem Rückzuge nach Fehrbellin und wäre vielleicht völlig vernichtet worden, hätte der Kurfürst Fußvolk bei sich gehabt. So konnte der Rest des feindlichen Heeres sich nach Fehrbellin in Sicherheit bringen. Man riet dem Kurfürsten, die Stadt beschießen zu lassen, aber er sprach: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten.“ Er ließ sich an dem errungenen Siege genügen. Nächst dem Kurfürsten gebührte Derfflinger der größte Anteil an dem herrlichen

---

6. Die donnern und die blitzen und zielen wohl nichts Schlecht's,
Und um den Herren fallen die Seinen links und rechts;
Dem Derfflinger, dem Alten, fast wird es ihm zu warm,
Er ist kein Freund vom Halten mit dem Gewehr im Arm.

7. Und dicht und immer dichter schlägt in die Heeresreih'n
Dort in des Schimmels Nähe der Kugelregen ein.
„Um Gott, Herr Kurfürst, weichet! Der Kurfürst hört es nicht,
Es schaut sein Blick, der gleiche, dem Feind ins Angesicht.

8. Der Schimmel mocht es ahnen, wem dieses Feuer gilt,
Er steigt und schäumt im Zügel, er hebt sich scheu und wild,
Die Herren alle bangen, doch ihm sagt's keiner an;
Wär' doch nicht rückwärts gangen der fürstlich große Mann.

9. O Preußen, damals wägte auf eines Auges Blick,
Auf eines Zolles Breite sich furchtbar dein Geschick;
O Zollern, deine Krone, o Friederich, dein Ruhm,
Hier galt's im Ahn dem Sohne, im Hut dem Königtum.

10. Hier galt es Sieg und Freiheit ob nord'scher Übermacht,
Und wer, wenn er gefallen, wer schlüge seine Schlacht?
Nicht Homburgs edle Hitze, nicht Derfflings rauher Mut,
Nicht Grumbkows Säbelspitze, nicht Heer noch Landsturm gut.

11. Und doch, der Tod ist nahe und mäht um ihn herum,
Und alles zagt und trauert, und alles bleibet stumm.
Die Scheibe ist der Schimmel, das merket jeder nun,
Doch helfen mag der Himmel, von uns kann's keiner thun.

12. Da reitet zu dem Fürsten Emanuel Froben her:
„Herr Kurfürst, Euer Schimmel, er scheut sich vorm Gewehr,
Das Tier zeigt seine Launen, Ihr bringt's nicht ins Gefecht,
So nehmt nur meinen Braunen, ich reit's indes zurecht.“

Siege. Auch der Landgraf von Hessen-Homburg erhielt für seinen voreiligen Angriff die Verzeihung seines Herrn.*)

So hatte die junge brandenburgische Macht gesiegt über die Schweden, deren Ruhm als unbesiegbare Nation seit Gustav Adolf unerschüttert bestanden hatte; so hatte der Kurfürst das Schönste vollbracht, was Kriegern zuteil werden kann: er hatte sein Vaterland von fremder Gewalt befreit. Sieben Tage später stand kein Feind mehr auf märkischem Boden. Die Kunde von dem herrlichen Siege eilte wie ein Lauffeuer durch ganz Europa und erregte überall Staunen und Bewunderung. Der Kaiser und alle deutschen Fürsten sandten dem Helden ihre Glückwünsche, in den meisten Hauptstädten Europas wurde der Sieg durch Freudenfeste gefeiert. Am meisten aber freute sich sein dankbares Volk; wohin er kam, da wurde er als Retter mit unbeschreiblichem Jubel empfangen.

5. Der Feldzug in Pommern und Preußen. „Das kann den Schweden Pommern kosten!“ hatte der Kurfürst bei der ersten Nachricht von dem Einfalle in sein Land ausgerufen. Nach dem glorreichen Siege bei Fehrbellin war er auch entschlossen, die Schweden für immer aus Deutschland zu vertreiben. Dabei war er fast ganz auf die eigene Kraft angewiesen, denn von seinen Verbündeten wurde er nicht unterstützt; nur Dänemark leistete einige Hilfe. Eine schwedische Stadt nach der andern fiel in seine Hände, auch Stettin, nachdem es durch eine lange Belagerung schwer geschädigt worden war. Selbst Stralsund, das dem gefürchteten Wallenstein einst so

---

13. Der Herr schaut ihm herüber: „Es ist mein Lieblingsroß;
Doch das verstehst du besser, so reit es nur zum Troß.“
Sie wechseln still, dann sprenget rasch, ohne Gruß und Wort,
Den Zügel lang verhänget, der edle Froben fort.

14. Und weit von seinem Herren hält er zu Rosse nun,
Für wenig Augenblicke scheint das Geschütz zu ruhn,
Der Kurfürst selber sinnet, warum es jetzt verstummt,
Und „wacker war's gewinnet“ der alte Derffling brummt.

15. Da plötzlich donnert's wieder gewaltig übers Feld,
Doch nur nach einem Punkte ward das Geschütz gestellt,
Hochauf der Schimmel setzet, Herr Froben sinkt zum Sand,
Und Roß und Reiter netzet mit seinem Blut das Land.

16. Die Ritter alle schauen gar ernst und treu hinein;
O Froben dort am Boden, wie glänzt dein Ruhmesschein!
Der Kurfürst nur ruft leise: „Ha! war das so gemeint?“
Und dann nach Feldherrnweise: „Nun vorwärts in den Feind!“

Jul. Minding.

*) An dieser Stelle sei noch zur unterrichtlichen Verwertung empfohlen: „Die Schlacht bei Fehrbellin.“ Aus „Albert Richter, Quellenbuch“. 2. Aufl. S. 207.

lange und erfolgreich getrotzt, ergab sich nach kurzer Belagerung 1678. Ebenso entriß er die schöne Insel Rügen und die Stadt Greifswald den Schweden. So waren diese aus allen ihren deutschen Besitzungen vertrieben; kein Fußbreit deutschen Landes war noch schwedisch.

Da versuchte der Schwedenkönig an einer anderen Stelle den Angriff. Während der Kurfürst in Westfalen stand, um seine rheinischen Besitzungen gegen die vorrückenden Franzosen zu schirmen, kam die Nachricht, daß im November 1678 ein 16 000 Mann starkes schwedisches Heer von Livland aus in Preußen eingebrochen sei, um dieses Land im Bunde mit dem Könige von Polen zu erobern. Obwohl kränklich und der Ruhe bedürftig, war Friedrich Wilhelm doch sofort zur Hilfe bereit. Eiligst ließ er, in heftigster Winterkälte, das in Pommern stehende Heer nach Preußen aufbrechen und folgte ihm dann von Berlin aus nach. Schon im Januar 1679 hielt er zu Marienwerder Musterung über seine 10 000 Mann starken Truppen. Das Volk jauchzte seinem Retter entgegen, aber schon waren die Schweden, die kein Verlangen trugen, sich zum zweiten Male mit dem Helden von Fehrbellin zu messen, im Rückzug. Der Kurfürst jagte ihnen nach. Um rascher vorwärts zu kommen, ließ er aus der ganzen Gegend die Schlitten zusammenbringen, durch die er sein Fußvolk fortschaffte. Selbst die Gestade des frischen Haffs konnten ihn auf seinem Siegeszuge nicht aufhalten. Er wagte die Überfahrt über das blanke Eis desselben, indem seine Reiterei nebenher trabte. Der ganze Kriegszug glich einer fröhlichen Lustfahrt. Überall wurde der fürstliche Held von dem Jubel seines Volkes begrüßt. Von Königberg ging's in gleicher Weise weiter über das kurische Haff nach Tilsit, aber die Schweden hielten auch dort nicht stand. In kurzer Zeit hatte er sie vor sich her aus seinem Lande hinausgejagt. Von 16 000 Schweden rettete sich kaum der zehnte Teil vor der furchtbaren Winterkälte und der heftigen Verfolgung der Brandenburger nach Livland zurück. Preußen war gerettet, die Anschläge der Schweden, Franzosen und Polen zu nichte gemacht.

6. Der Friede zu St. Germain. Was die Tapferkeit des großen Kurfürsten in blutigem Kampfe gewonnen, das entriß ihm der Neid seiner Freunde und Feinde. In Wien sah man das Wachstum des brandenburgischen Staates und den glänzenden Waffenruhm seines Herrschers mit Besorgnis, wurde doch geradezu behauptet, dem Kaiser könne es nicht lieb sein, wenn an den Gestaden der Ostsee ein Königreich der Wenden erstehe. So schloß man denn, ohne auf den Kurfürsten Rücksicht zu nehmen, der damals noch in Preußen auf der Jagd hinter den Schweden her war, den Frieden zu Nymwegen, der Ludwigs XIV. zweitem Raubkriege ein Ende machte. Jetzt sah sich der Kurfürst allein allen seinen Feinden gegenüber. Nicht imstande, mit Polen und Schweden im Osten und mit dem mächtigen Frankreich im Westen

zugleich Krieg zu führen, sah er sich 1679 zum Frieden von St. Germain (Schloß und Stadt an der Seine, westlich von Paris) gezwungen, durch welchen er den Schweden seine meisten Eroberungen in Pommern wieder herausgeben mußte. Als er nach langem Widerstreben endlich die Feder zur Unterschrift des Friedensvertrages ansetzte, wünschte er seufzend, nie schreiben gelernt zu haben. Doch ahnte er, daß aus seinen Gebeinen ein Rächer erstehen und die Schmach dem treulosen Bundesgenossen, dem Kaiser, vergelten werde, indem er sprach: „Einst wird uns ein Rächer erstehen aus unsren Gebeinen!“ Denn noch eine andere Demütigung mußte sich der Kurfürst in demselben Jahre vom Kaiser gefallen lassen. Im Jahre 1675 war nämlich der letzte Herzog von Brieg, Liegnitz und Wohlau (Teile der heutigen Provinz Schlesien) gestorben, und diese Länder mußten nach einem alten Erbvertrage an Brandenburg fallen. Der Kaiser aber kam dem Kurfürsten zuvor und nahm sie in Besitz. Friedrich Wilhelm, als der Schwächere, mußte sich dem Stärkeren fügen.

B. Vertiefung.

1. Der große Kurfürst.

Er ist der einzige Reichsfürst, der dem ländergierigen Ludwig XIV. entschlossen entgegen tritt. Dazu treibt ihn seine Liebe zum Vaterlande. „Ans Vaterland . . .“ Er ist ein wahrhaft deutscher Mann und Fürst. — Seinen Unterthanen gegenüber zeigt er sich als Helfer in der Not, als Fürst, dem das Wohl auch des letzten seiner Bürger am Herzen liegt, der sein Volk liebt; kein Wunder darum, daß es ihn wieder liebt. „Liebe erzeugt Gegenliebe.“ — „Wer Liebe sät, wird Liebe ernten.“ — „Nicht Roß, nicht Reisige . . .“ So umschlingt ein schönes Band der Liebe und Eintracht Fürst und Volk, beide stehen und kämpfen zusammen, einer für alle, alle für einen. — In dem Kampfe zur Befreiung seines Landes von den fremden Räubern zeigt er rasche Entschlossenheit — „Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe“; „Wer wagt, gewinnt“ —, Mut und Tapferkeit — „Dem Mutigen hilft Gott“ —, Kühnheit und Todesverachtung — „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet, doch den Verzagten holt er ein“ —, großes Feldherrntalent, das sofort die nötigen Anordnungen zu treffen weiß, Gottesfurcht und Gottvertrauen, indem er nicht nur sein Heer, sondern das ganze Land sich durch gottesdienstliche Werke vorbereiten läßt — „Mit Gott fang an . . .“ —, Beharrlichkeit und Ausdauer — „Durch Ausdauer gelangt man zum Ziel“ —, aufopfernde Liebe zu seinen Unterthanen. Durch diese herrlichen Eigenschaften ist er nicht nur ein berühmter Held, sondern auch der Schöpfer der preußischen Größe geworden. Das Denkmal, das man zur Erinnerung an seine That auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin errichtet hat, trägt mit Recht auf der einen Seite die Inschrift:

„Friedrich Wilhelm der Große kam, sah und siegte den 18. Juni 1675", und auf der andern: „Hier legten die braven Brandenburger den Grund zur preußischen Größe." Denn wenn auch durch die Treulosigkeit seiner Bundesgenossen alle seine Eroberungen verloren gingen, so blickte doch ganz Europa mit Staunen und Bewunderung auf die Großthat von Fehrbellin.

2. Die Brandenburger.

Sie zeigen Liebe zu Heimat und Vaterland, Mut und Entschlossenheit zur Selbsthilfe — „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott" —, Standhaftigkeit in der Gefahr, Ausdauer im Kampf gegen die Räuber.

3. Kaiser und Reich.

Der Kaiser zeigt Treulosigkeit gegen den bisher so treuen Bundesgenossen, Wortbrüchigkeit, indem er vorzeitig Frieden schließt, Neid und Mißgunst gegen den mächtig aufstrebenden Friedrich Wilhelm, ja Verrat an der Sache des Vaterlandes, denn die Vertreibung der Schweden vom deutschen Boden gereichte ebenso dem Reiche wie dem Kurfürsten zum Segen. — Das deutsche Reich zeigt wieder seine Ohnmacht und Zerrissenheit nach außen, seine Uneinigkeit und Zwietracht im Innern — „Die Eintracht baut das Haus . . ." — So hat der Kurfürst in diesem Krieg es reichlich erfahren: „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen."

4. Die Schweden.

Wir lernen ihre Raub- und Ländergier, ihre Herrsch- und Habsucht, ihre Grausamkeit und Roheit kennen. Mit List warten sie den geeigneten Zeitpunkt zu ihrem Raubeinfall ab, zeigen aber doch wenig Klugheit und Mut auf ihrer eiligen Flucht.

III. Verknüpfung.

1. Deutschlands Feinde nach dem 30jährigen Kriege:

Ludwig XIV., die Schweden und Türken.

a) Ihr Ziel: Ludwig XIV. will das Elsaß, überhaupt das ganze linke Rheinufer für sich; die Schweden begehren Hinterpommern, die Türken Wien. Alle wollen Teile des deutschen Reiches vom Mutterlande losreißen; bei allen ist Ländergier der Beweggrund.

b) Ihre Mittel: Alle überziehen die deutschen Grenzländer mit blutigem Kriege und erneuern dadurch die Greuel des 30jährigen Krieges.

c) Ihr Erfolg: Ludwig XIV. erreicht sein Ziel; er behält das Elsaß mit Straßburg. Schweden wird zwar geschlagen, behält aber seine deutschen Besitzungen durch die Unterstützung Frankreichs auf dem Friedensschlusse und die Treulosigkeit von Kaiser und Reich gegen Brandenburg; doch erreicht es

sein Ziel, Hinterpommern, nicht. Die Türken werden vollständig geschlagen und aus dem Lande getrieben, gewinnen also nicht nur nichts, sondern verlieren noch einen großen Teil ihres bisherigen Besitzes.

d) Des Reiches Stellung zu ihnen: Frankreich gegenüber lau, uneinig, ohne Thatkraft und Entschlossenheit; den Schweden gegenüber ebenfalls, sogar noch neidisch auf die Erfolge des Kurfürsten; den Türken gegenüber voll Einigkeit, Thatkraft und Entschlossenheit.

2. Das Haus Habsburg und das Haus Hohenzollern

während des 30jährigen Krieges und nach demselben. Während des Krieges ein thatkräftiger und entschlossener Habsburger: Ferdinand II., ein schwacher, wankelmütiger Hohenzoller: Georg Wilhelm. Nach dem Kriege zwei schwache Habsburger: Ferdinand III. und Leopold I., ein großer Hohenzoller: Friedrich Wilhelm. Das Ansehn und die Macht des Hauses Habsburg sinkt mehr und mehr, während Brandenburgs Stern in raschem Aufsteigen begriffen ist.

3. Karl der Große und der große Kurfürst.

Auch Karl der Große weilte jedesmal in fremdem Lande, um dort einen Feind zu bekriegen, wenn die Sachsen sich erhoben. Auch er eilte zum Schutze seines Landes herbei, unterwarf die Sachsen und eroberte ihr Gebiet. .

4. Brandenburg unter Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm.

Vater und Sohn zeigen die größten Gegensätze: der Vater unentschlossen, wankelmütig, der Sohn von größter Entschlossenheit und Bestimmtheit; das Land wird unter dem Vater an den Rand des Abgrunds geführt, von Kaiserlichen und Schweden verheert, seiner Bewohner und seines Reichtums beraubt; vom Sohne aber zu Glanz und Ruhm emporgehoben.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1674 Einfall der Schweden in Brandenburg.

1675, 18. Juni. Sieg des großen Kurfürsten über die Schweden bei Fehrbellin.

1675—1678 Eroberung des schwedischen Pommerns.

1679 Der Winterfeldzug in Preußen und der Friede zu St. Germain.

Feldherrn: Der Kurfürst, Feldmarschall Derfflinger, Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg. Auf Seite der Schweden: Graf Gustav Wrangel.

V. Anwendung.

1) Welche Kämpfe in Brandenburg sind dir bekannt?

2) Stelle Deutschlands Kriege mit nördlichen Feinden zusammen!

3) Welche Bedeutung hat die Schlacht bei Fehrbellin a) für Brandenburg? b) für das deutsche Reich?

4) Welche Verdienste hat sich der große Kurfürst um sein Land erworben?

5) Wodurch wurde Ludwig XIV. die Ausführung seiner Pläne gegen Deutschland erleichtert?

6) Froben opferte sich für seinen Herrn. Nennt Beispiele aufopfernder Unterthanentreue!

7) Was weißt du aus der Geschichte der Stadt Stralsund zu erzählen?

8) Stelle die Zahlenreihe des Abschnittes: „Deutschlands Feinde nach dem 30jährigen Kriege" auf!

9) Sprich dich über die Bedeutung folgender Jahreszahlen aus: 1675, 1679, 1681, 1683, 1689!

10) Nenne Fürsten, die, wie Friedrich Wilhelm, für Deutschlands Größe und Unabhängigkeit kämpften!

---

4. Die Jugend und Regierungsthätigkeit des großen Kurfürsten.

(Ziel: Wie der große Kurfürst heranwächst und für das Wohl seines Landes sorgt.)

I. Vorbereitung.

Der große Kurfürst war der bedeutendste deutsche Fürst seiner Zeit, der einzige, wahrhaft große Herrscher, den Deutschland im 17. Jahrhundert aufzuweisen hatte. Er hat durch seine Kriegstüchtigkeit, durch die Verwaltung seines Landes, seine Sparsamkeit, durch seine Fürsorge für das Heer, für die Landwirtschaft, für Kirche und Schule den Grund zu Preußens und dadurch Deutschlands Größe gelegt. Er ist es also wert, daß wir uns etwas eingehender mit seinem Leben, Werden und Wirken beschäftigen.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Seine Jugend. Von den Stürmen des 30jährigen Krieges umtobt, war seine Jugend keine freundliche; denn sein Geburtsjahr ist das Jahr der Schlacht am weißen Berge 1620, die den Thron des „Winterkönigs" Friedrichs V. von der Pfalz so schnell stürzte. Durch das Unglück dieses Fürsten wurde besonders auch das kurfürstliche Haus in Berlin schwer getroffen; denn derselbe war ein Bruder der Gemahlin Georg Wilhelms, also ein Onkel des großen Kurfürsten. Die Erzählungen von dem schweren Geschick des länderlosen

Flüchtlings, der heimatlos von Land zu Land irren mußte, um endlich auf fremdem Boden zu sterben 1632, sind gewiß nicht ohne Einfluß auf die Gemütsbildung des Knaben geblieben, so daß er den Ernst des Lebens schon in frühster Jugend kennen lernte. Als die Wallensteinschen Scharen während des dänischen Krieges zum erstenmale in der Mark hausten, wurde der Kurprinz, damals sieben Jahre alt, nach Küstrin geflüchtet, wo er hinter sicheren Festungsmauern den größten Teil seiner Knabenzeit verlebte. Hier lernte er, elfjährig, auch seinen Onkel, den Heldenkönig Gustav Adolf, kennen. Dieser war mit der Schwester Georg Wilhelms verheiratet. Nicht lange währte es, so stand der Knabe tief bewegt an der Leiche des Glaubenshelden, die von Pommern aus zu Schiff nach Stockholm geführt wurde.

Als die Kriegsstürme immer verheerender die Mark Brandenburg durchbrausten, schickte ihn sein Vater 1634 zur weiteren Ausbildung nach Holland. Auf der Universität Leyden sollte er sich nützliche Kenntnisse erwerben und für seinen hohen Beruf würdig vorbereiten. In Holland suchte und fand er Umgang mit den hervorragendsten Staatsmännern, Feldherrn und Gelehrten; besonders schloß er sich mit Verehrung und Bewunderung dem berühmten Statthalter des Landes, Friedrich Heinrich von Oranien, an, in dem er das leuchtende Vorbild eines weisen und tapferen Regenten sah und der sich auch seinerseits des jugendlichen Fürstensohnes liebevoll annahm.

Der Aufenthalt in Holland war für den Prinzen eine Quelle reichster Erfahrungen, die ihm für seinen künftigen Herrscherberuf von großem Nutzen sein mußten. Er sah dort unter seinen Augen einen kleinen Staat, von geringem Gebiete, und doch damals unbestritten einer der ersten der Welt. Die Holländer hatten sich in langen Kämpfen mit den Spaniern in den benachbarten spanischen Niederlanden Achtung und Ansehn erworben; sie besaßen große Kolonieen in Nordamerika, Westindien, Brasilien, Ostindien und an der Goldküste Afrikas, trieben also lebhaften Handel und führten die Reichtümer dieser Länder nach Europa; dadurch gelangten die Wissenschaften, Malerei, Baukunst, ja sogar die Gärtnerkunst zu hoher Blüte; sie besaßen ein vortreffliches Kriegsheer und eine große Flotte, dazu mustergültige Ordnung und Gesetzmäßigkeit im Innern des Landes. Durch die Tüchtigkeit und den Fleiß seiner Bürger also hatte sich dieser kleine Staat zu Reichtum, Macht und Ansehn emporgeschwungen. Das alles waren für das scharfe, offene Auge des Kurprinzen gute Lehren, die in seiner empfänglichen Seele fest haften blieben, und es erstarkte der Wille in ihm, auch sein Volk später ebenso mächtig und glücklich zu machen. Besonders aber lernte er dort die Kriegskunst der großen Feldherrn kennen und bildete an ihrem Beispiel das eigene Feldherrntalent, das seinen Namen später durch die ganze Mit- und Nachwelt tragen sollte.

Aber nicht nur Geist und Wissen erstarkten, auch sein Charakter und seine

Willenskraft wurden durch den Aufenthalt in der Fremde gestählt. Bald fand er Gelegenheit, seine sittliche Tüchtigkeit zu beweisen und seine Standhaftigkeit in der Versuchung zu bewähren. Er hielt sich eine Zeit lang in der Residenz Haag auf und fand dort bald gute Freunde, die sich nicht nur in sein Vertrauen einzuschmeicheln wußten, sondern ihn auch zu einem lockeren, leichtfertigen Leben und zu unwürdigen Ausschweifungen zu verführen suchten. Sein Ehrgefühl aber ließ ihn derartigen Lockungen widerstehen. Um weiteren Versuchungen aus dem Wege zu gehen, verließ er lieber den Haag. „Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig," sagte er und begab sich in das Feldlager des Prinzen von Oranien, der damals gerade die Festung Breda (südlich von der Maas-Mündung, im Mündungsgebiete der Schelde gelegen) belagerte. Als dieser den Grund seiner plötzlichen Flucht aus dem Haag erfuhr, klopfte er ihm beifällig auf die Schulter und sagte: „Eure Flucht ist heldenmütiger, als wenn ich das belagerte Breda eroberte. Vetter, ihr habt das gethan, ihr werdet mehr thun. Wer sich selbst besiegen kann, der ist zu großen Thaten fähig." Diese ehrenvolle Anerkennung eines berühmten Mannes machte einen tiefen Eindruck auf den Jüngling.

So an Geist und Charakter gewachsen, kehrte er in seine Heimat zurück und mußte nun unthätig die Mark Brandenburg von Freund und Feind verheeren sehen.

2. Die ersten Jahre seiner Regierung. Im Jahre 1640 starb Georg Wilhelm, und der zwanzigjährige Friedrich Wilhelm übernahm die Regierung seiner Länder. Es war für den jungen Kurfürsten, der jedoch durch den Ernst der Zeit früh zum Manne gereift war, eine schwere Aufgabe. Seine Länder lagen weit getrennt von einander. Es waren die Mark Brandenburg, das Herzogtum Preußen (Ostpreußen, das ehemalige Land des deutschen Ritterordens, seit 1618 mit Brandenburg vereinigt, aber unter der Lehnshoheit Polens stehend), das Herzogtum Kleve (mit der Stadt Wesel), die Grafschaft Mark (mit Soest und Limburg, von der Ruhr durchflossen) und die Grafschaft Ravensberg (an der Weser mit Bielefeld). Dazu kamen im westfälischen Frieden noch Hinterpommern, das Erzbistum Magdeburg und das Bistum Halberstadt und Minden (letzteres mit der Grafschaft Ravensberg vereinigt). Die Einwohner dieser Länder fühlten sich nicht als Glieder eines Staates, sondern der Ostpreuße sah den Brandenburger und der Brandenburger den Ostpreußen als Fremden an. Den Bewohnern von Kleve war es gleichgültig, was in der Mark vorging, und der Pommer kümmerte sich nicht um die Unterthanen des Kurfürsten am Niederrhein. Wenn seine Länder ein Staat werden sollten, so mußten diese provinziellen Unterschiede schwinden; jeder, der Klever wie der Brandenburger, der Pommer wie

der Ostpreuße mußte sich als ein Glied des Ganzen fühlen. Dies zu erreichen, war eine der vornehmsten Sorgen des Kurfürsten. Alle diese Länder nannten ihn ihren Herrn, aber er war in keinem von ihnen eigentlich Herr. Die Besitzungen am Rhein waren zum größten Teil in der Gewalt fremder Kriegsherren, besonders der Spanier und Holländer; Preußens Belehnung erhielt er nur unter Bedingungen, die den König von Polen mehr als ihn zum Landesherrn machten; Brandenburg war seit dem Prager Separatfrieden 1635 größtenteils von den Schweden besetzt. Die Truppen, besonders in den Festungen, waren dem Kaiser vereidigt und gehorchten nur diesem. Daher konnte der Kurfürst mit Recht klagen: „Auf der einen Seite habe ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen wollen.“ Diese unwürdigen Verhältnisse zu ändern und Herr in seinem eigenen Lande zu werden, war das erste Streben des jungen, thatkräftigen Fürsten. Er erkannte mit großem Scharfblick schnell, was in dem furchtbaren Kriegsjammer des Landes seine nächste Aufgabe sei, nämlich ein eigenes stehendes Heer zu schaffen, wodurch Schweden und Österreich allein mächtig waren. Er verlangte daher von den Truppen und ihren Befehlshabern den Eid der Treue. Die meisten Offiziere weigerten sich dessen. Sie wurden daher entlassen, ebenso der größte Teil der Soldaten; aus den übrigen wurde das erste kleine stehende Heer von 3000 Mann gebildet, welches er allmählich bis auf 8000 und bis zum Schlusse seiner Regierung auf 27 000 Mann erhöhte. Damit konnte er in den Zeiten der Not und Gefahr sein Land schützen. Auf sein Heer gestützt, beobachtete er in den letzten Jahren des großen Krieges eine kluge Neutralität, indem er mit Schweden einen Waffenstillstand schloß und den Kaiser, der darüber sehr aufgebracht war, mit dem Hinweis auf die Not seines Landes beruhigte. Auch erhielt dadurch seine Stimme bei den Friedensunterhandlungen ein größeres Gewicht. Zwar wurde ihm im westfälischen Frieden sein volles Recht auf ganz Pommern nicht, sondern er erhielt als Entschädigung für Vorpommern allerdings umfangreichere und fruchtbarere Gebiete, welche noch dazu als Verbindungsglieder mit seinen rheinischen Besitzungen sehr wichtig waren, aber gleichwohl bedauerte er den Verlust Stettins, der Odermündungen und der Ostseeküste, weil er die Wichtigkeit einer Seemacht zu würdigen wußte. Allein Klagen half da nichts; es galt in den Ländern, die man hatte, sich einzurichten, es galt besonders, die verwüsteten Gebiete emporzubringen. Dem Wohle seines Landes war also seine nächste Fürsorge gewidmet.

3. Fürsorge für das Wohl seiner Unterthanen. a) **Sorge für den Landbau.** Der Kurfürst erkannte sehr bald, daß die Wohlfahrt des Landes besonders auf dem Landbau beruhe. Ihn zu heben, war darum seine vornehmste Sorge. Er ging mit gutem Beispiel auf den fürstlichen Domänen

oder Staatsgütern, auf welchen er eine musterhafte Ordnung einführte, voran. Diese waren bisher auf Rechnung des Staates bewirtschaftet worden; jetzt aber wurden sie verpachtet; dadurch brachten sie nicht nur bedeutend höhere Einnahmen, sondern sie wurden auch besser bewirtschaftet. Mit dem Ackerbau war es in jener Zeit traurig bestellt. Die Felder lagen meist wüste und unbebaut; große Strecken fruchtbaren Ackerbodens waren mit Gestrüpp verwachsen und stellenweis wieder zu Wald geworden; die Dörfer lagen meist in Asche; der Viehstand war eingegangen; es fehlte an Saatkorn und Geld. Da mußte der Kurfürst eingreifen. Durch einsichtige Männer ließ er den Zustand der Dörfer und Felder untersuchen, den fleißigen Leuten Wohnungen und Äcker anweisen und sie unterstützen, damit sie die Wüsteneien wieder bebauten und bevölkerten. Kein Landmann durfte sich verheiraten, bevor er nicht sechs Obst- und sechs Eichenbäume gepflanzt hatte. Auch wollte er, daß jeder Bauer bei seinem Hause einen Garten anlege. An den Landstraßen wurden überall Baumreihen angepflanzt. Um die entvölkerten Gegenden neu zu beleben, zog er fremde Ansiedler, besonders aus Holland und der Schweiz, in sein Land. Diese verbesserten besonders die Viehzucht, bebauten die Niederungen an der Havel, Oder, Warthe und Netze und verpflanzten holländische Regsamkeit und Reinlichkeit auf brandenburgischen Boden. Auch dem Gartenbau, den er in Holland kennen gelernt, wandte er seine lebhafte Fürsorge zu. Er ließ nicht nur Blumen-, Obst- und Küchengärten anlegen, geschickte Gärtner und guten Samen von auswärts kommen, sondern er pflegte auch selbst den eigenen Garten. Gern begoß er seine aus Holland bezogenen Tulpenzwiebeln, veredelte ein Obstbäumchen, fischte eigenhändig die Karpfenteiche aus, half in Potsdam beim Traubenlesen, zog den ersten Blumenkohl in der Mark und trug die eingekauften Singvögel selbst vom Markte im Käfig nachhause, sich an ihrem Gesang zu erfreuen. Seine Gemahlin baute selbst die ersten Kartoffeln, deren allgemeiner Anbau allerdings erst viel später gelang. In seinem häuslichen Leben also war er sehr einfach. Wo es aber galt, den fürstlichen Glanz zu zeigen, da trat er auch mit aller Pracht auf.

b) **Sorge für die Entwickelung des städtischen Lebens.** Auch die Städte waren durch den Krieg hart mitgenommen und furchtbar entvölkert. In den letzten Kriegsjahren richtete der Stadtrat von Berlin eine Beschwerde an den Kurfürsten, worin es hieß: Freund und Feind hätten das Land zur Wüste gemacht. Städte und Dörfer ständen leer. Auf viele Meilen weit fände man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Den Bürgern habe man Häuser, Äcker, Gärten, Wiesen und Weinberge genommen. Vor den kurfürstlichen Reitern sei kein Stück Vieh, ja kein Mensch sicher, weshalb der Ackerbau gar nicht betrieben werden könne, alle Geschäfte und Nahrung hörten auf. — Berlin war durch den Krieg fast zu einem Dorf herabgesunken; es

hatte noch 6000 Einwohner, etwa den vierten Teil seiner früheren Zahl; 200 Häuserstellen lagen wüst, die Häuser selbst waren mit Stroh und Schindeln bedeckt, die ungepflasterten Straßen auf beiden Seiten mit Ställen und Zäunen verunziert. Der Kurfürst bemühte sich, es wieder aufzubauen und zu verschönern. Er ließ die Straßen pflastern, viele verfallene Häuser wieder aufbauen, Brunnen, die Straße „Unter den Linden“ und den „Tiergarten“ anlegen. Ebenso erfuhren die andern Städte seines Landes des Kurfürsten Fürsorge. Vor allem war er darauf bedacht, die Gewerbthätigkeit der Bürger immer mehr zu heben, darum förderte er die Anlage von Fabriken, Gerbereien, Draht-, Sensen-, Blechhammerhütten. Er richtete zuerst ein Stahlwerk, eine Gewehrfabrik, eine Zuckersiederei und Seidenfabrik ein. Besonders war es ihm um die Hebung der Wollfabrikation zu thun, und darum befahl er, daß Bettler und Müßiggänger an Orten, in denen sich Wollfabriken befanden, abgeliefert und dort zur Arbeit angehalten würden. Selbst mit dem Tabakbau versuchte er es, doch wollten die märkischen Landleute von dem fremden Genuß nichts wissen. Ein Mohr, so wird erzählt, begleitete den Kurfürsten auf der Jagd. Im Walde mußte ihm ein Bauer bei der Arbeit behilflich sein, und zum Lohne bot ihm der Schwarze freundlich eine Pfeife Tabak an; der Märker aber erwiderte: „Ne, gnädige Herr Düvel, ick freete keen Füer.“ (Nein, gnädiger Herr Teufel, ich fresse kein Feuer.) — Durch eine derartige Sorge für das Gewerbe hob der Kurfürst den Wohlstand des Landes; denn bisher waren alle diese Waren aus fremden Ländern, meist aus Holland und Frankreich, bezogen worden; das Geld, das früher dafür in die Fremde wanderte, blieb also jetzt im eigenen Lande. So kam durch die Belebung der Industrie ein neuer Aufschwung in die verarmten Städte.

c) **Sorge für Handel und Verkehr.** Für die Volkswohlfahrt ist auch ein lebhafter Handel mit den erzeugten Waren ungemein wichtig. Zu jener Zeit, in der es noch keine Eisenbahnen gab, waren die Flüsse und Landstraßen die eigentlichen Handelsstraßen. Schwer beladen schwammen die Schiffe und Kähne auf den Flüssen, fuhren die Frachtwagen auf den Straßen. Durch Verbesserung alter und Anlegung neuer Straßen, durch Bauen von Brücken, Dämmen und Kanälen suchte er diese Verkehrsstraßen zu vermehren und zu verbessern. So ließ er zur Verbindung der Oder mit der Spree den nach ihm benannten Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser Kanal bauen, der zugleich eine Verbindung der Oder und Elbe herbeiführte. Eine der wichtigsten Einrichtungen für Handel und Verkehr aber war die Einführung der Posten, zum großen Ärger des Grafen von Thurn und Taxis, der das ganze Postwesen des Reiches in Händen hatte. — Früh schon hatte der Kurfürst sein Augenmerk auf den Seehandel und den Besitz von Kolonieen, wodurch die Holländer reich und mächtig geworden waren, gerichtet. Überzeugt, wie

wichtig eine Seemacht sei, hatte er schon vor dem Kriege mit den Schweden begonnen, mit Hilfe holländischer Schiffsbaumeister sich eine Flotte zu schaffen. Sie war zwar noch klein, leistete ihm jedoch bei der Eroberung Pommerns, besonders Stralsunds, schon vortreffliche Dienste. Nach Beendigung des Krieges löste er sie nicht auf, sondern er gründete in Königsberg eine große Handelsgesellschaft, ermunterte die Kaufleute, Schiffe nach der afrikanischen Küste zu senden, um dort mit Gold und Elfenbein zu handeln, und erwarb bald ein Stück Land daselbst, die erste Kolonie, in welcher sogar ein kleines Fort „Groß-Friedrichsburg“ erbaut wurde. Später erwarb er noch mehrere kleine Kolonieen, und wenn diese, an ungünstigen Orten gegründet und bald noch vom Neid der Holländer bedroht, auch keine Zukunft besaßen und schon 1718 von seinem zweiten Nachfolger an die Holländer verkauft wurden, so bleiben sie doch ein denkwürdiger Beweis von der Größe seines Strebens für die allseitige Wohlfahrt seines Landes.

d) **Sorge für Bildung und religiöses Leben seiner Unterthanen.** Schon von Anfang seiner Regierung an richtete er sein Augenmerk auf die Pflege der geistigen Bildung seines Volkes, auf die Förderung der Schulen, Kunst und Wissenschaft. Nicht nur förderte er die beiden bereits bestehenden Universitäten Königsberg und Frankfurt an der Oder durch reichliche Geldunterstützung, er gründete auch eine neue Hochschule in Duisburg am Rhein und sorgte für die Wiederherstellung der durch den langen Krieg verödeten niederen und höheren Schulen. Durch Erwerbung einer ansehnlichen Büchersammlung legte er den Grund zu der großen königlichen Bibliothek in Berlin. Auch erschien unter ihm die erste gedruckte Zeitung Brandenburgs. Selbst die Künste erfuhren durch ihn mannigfache Unterstützung, obgleich hierin des herrschenden Geldmangels wegen nicht sehr Großes geschehen konnte. Nur die Baukunst wurde auf alle Weise gefördert, besonders ließ er viele der in Trümmern liegenden Kirchen neu aufrichten, um seine Unterthanen wieder an kirchliches, religiöses Leben zu gewöhnen. Seine Hofprediger mußten daher im Lande umher reisen und Vorschläge machen, wo und wie die Kirchenangelegenheiten zu bessern wären. Auch inbezug auf Frömmigkeit ging er seinen Unterthanen mit gutem Beispiele voran; denn der Lebensnerv von des Kurfürsten großartiger Regententhätigkeit war ein lebendiges Gottvertrauen. Er betete fleißig, ordnete bei allen wichtigen Ereignissen Buß- und Dankgottesdienste an, hielt seine Truppen zur Frömmigkeit und ließ sich auch durch seine Kriegszüge in seinem Umgang mit Gott nicht unterbrechen. Mit großer Strenge hielt er darauf, daß selbst im Felde seine Truppen ihr Morgen- und Abendgebet verrichteten. Nach der glorreichen Schlacht bei Fehrbellin ließ er eine Denkmünze prägen, deren eine Seite die Inschrift trug: „Das ist vom Herrn geschehen und ist wunderbarlich vor unsern Augen“, während die Inschrift der

andern Seite mit den Worten schloß: „Gott allein die Ehre.“ Sein Wahlspruch war: „Herr, thue mir kund den Weg, den ich wandeln soll!“

In seiner aufrichtigen Frömmigkeit fühlte er sich auch zum Schirmherrn der evangelischen Kirche berufen. Überall, in Polen, Schlesien, Ungarn hat er sich der unterdrückten Protestanten angenommen. Nirgends aber wurden diese mehr unterdrückt als in Frankreich durch Ludwig XIV. Dieser Druck wurde immer stärker und zuletzt unerträglich; denn wie Ludwig XIV. nur einen Königswillen kannte, so erkannte er auch nur einen Glauben in Frankreich an. Im Jahre 1685 hob er ein Gesetz, das einer seiner Vorgänger zum Schutz der französischen Protestanten gegeben, auf, verbot die freie Religionsübung der Evangelischen und suchte dieses Verbot mit den gewaltsamsten Mitteln durchzuführen. Die Protestanten wurden von allen öffentlichen Ämtern, ihre Kinder sogar von den Schulen ausgeschlossen. Gleichzeitig begann ein grausames Bekehrungsgeschäft. Mit den Priestern zugleich drangen Dragoner in die Häuser, um den Übertritt zur katholischen Kirche zu erzwingen. Die Evangelischen, welche ihnen zu widerstehen wagten, mußten Schmach, Elend und die bittersten Verfolgungen über sich ergehen lassen, wurden in die Gefängnisse, auf die Galeeren, sogar aufs Blutgerüst geschleppt. Trotzdem ihnen die Auswanderung verboten war, fanden dennoch an 50 000 Familien Gelegenheit, ihr Vaterland zu verlassen. In den meisten protestantischen Ländern mit offenen Armen aufgenommen, war der große Kurfürst doch der erste unter den Fürsten, der ihnen mit thätiger Hilfe entgegen kam. Wenige Tage nach der Aufhebung des französischen Gesetzes lud er durch eine öffentliche Bekanntmachung die flüchtigen Protestanten ein, in sein Land zu kommen. Er verhieß ihnen Schutz und Unterstützung, ließ ihnen die freie Wahl des Wohnortes, gab ihnen Bauplätze in Städten und Dörfern, das Baumaterial, Geld und andere Unterstützungen zur Errichtung von Fabriken, gewährte ihnen freie Religionsübung, Kirchen und Schulen. Auf diese Weise gewann er dem brandenburgischen Staate an 20 000 nützlicher Unterthanen, Leute, welche durch ernste Frömmigkeit und regsamen Fleiß sich überall die Achtung ihrer neuen Mitbürger zu erwerben wußten. Durch sie erhielt besonders die Gewerbthätigkeit einen neuen Aufschwung.*)

e) **Sorge für eine gerechte Verteilung der Steuern.** Eine solche Staatsverwaltung, wie sie der große Kurfürst führte, besonders aber die Unterhaltung von Heer und Flotte, kostete natürlich viel Geld. Nun war das Land durch den langen Krieg völlig ausgesogen; alle Abgaben ruhten nach der Sitte der Zeit nur auf Grund und Boden, so daß viele Leute in Städten und

*) An dieser Stelle sei zur unterrichtlichen Verwertung noch empfohlen: „Das Potsdamer Edikt.“ Aus „Albert Richter, Quellenbuch“. 2. Aufl. S. 212.

Dörfern den Bau eines neuen Hauses scheuten, weil sie dadurch hohe Steuern bezahlen mußten. Alle Bürger dagegen, die keinen Grundbesitz hatten, waren steuerfrei, ebenso der Adel. Um nun das nötige Geld aufzubringen, sah der Kurfürst keinen andern Ausweg, als es mit einer neuen Art Steuern zu versuchen. Nach dem Beispiele von Holland legte er auf alle inländische und ausländische Ware, die im Lande verbraucht wurde, eine sogen. Verbrauchssteuer oder Accise. Sie wurde bald von allen Gegenständen des täglichen Verbrauchs, von Getreide, Getränken, Fleisch und anderen Lebensmitteln, von Kaufmanns- und Fabrikwaren erhoben. Diese wurden dadurch unmerklich teurer, aber es mußten dadurch alle Bürger mit zu den Steuern beitragen.

Die Einführung dieser neuen Steuer erfuhr seitens des Adels allerdings den größten Widerspruch, weil dieser sich seine Steuerfreiheit nicht nehmen lassen wollte, weshalb sie auch anfangs auf die Städte beschränkt blieb. Diese aber sahen den Segen derselben sehr bald ein, denn die Lasten vieler armen Grundbesitzer wurden dadurch erleichtert, es wurden wieder Häuser gebaut und Wohlhabenheit und Schönheit der Städte gehoben. Auch kamen viele Gewerbetreibende aus Ländern, in denen keine Accise eingeführt war, in die brandenburgischen Städte und bevölkerten sie. Der glückliche Erfolg der neuen Steuer veranlaßte auch deren Einführung in Preußen und Kleve sowie auf dem Lande. Durch sie steigerten sich die Staatseinnahmen von jährlich 1 500 000 Mark um mehr als das Vierfache.

f) **Sorge für das Kriegsheer.** Wir haben bereits gesehen, wie der Kurfürst gleich nach seinem Regierungsantritte die Notwendigkeit der Einrichtung eines stehenden Heeres erkannte. Bisher hatte man in Zeiten der Not Söldner geworben, da das Rittertum seit der Einführung des Schießpulvers seine Bedeutung verloren hatte. Allein allmählich wurde das Kriegshandwerk zu einer Kunst, die erlernt und lange geübt werden mußte. Das alles war nur durch ein stehendes Heer zu erreichen. Er brachte es auf eine ansehnliche Zahl, rüstete es stattlich aus, gab den Soldaten schmucke Uniformen und gute Waffen, wie seine Zeit es eben möglich machte. Er verstand es auch, gute Führer auszuwählen. Der trefflichste derselben war der Feldmarschall Derfflinger, der sich durch gute Ausbildung der Soldaten und durch seinen hervorragenden Anteil an dem glorreichen Siege bei Fehrbellin ein dauerndes Verdienst erworben hat, so daß es wohl nötig erscheint, etwas länger bei ihm zu verweilen.

Es wird erzählt, daß Derfflinger in seiner Jugend Schneider gewesen sei. Als Geselle kam er einst auf der Wanderung nach Tangermünde an der Elbe, aber der Fährmann wollte ihn nicht über den Strom setzen, weil er kein Geld hatte, die Überfahrt zu bezahlen. Traurig am Ufer stehend, sah er, wie ein Trupp Kriegsleute unentgeltlich übergesetzt wurde. Als Derfflinger sich darüber beschwerte, erhielt er zur Antwort, die kämen überall durch. Da warf er unwillig sein Bündel mit dem Handwerkszeug in

den Strom und ließ sich auf der Stelle als Reiter anwerben. Erst in sächsischen, dann bis zum westfälischen Frieden in schwedischen Diensten stehend, wohnte er, schon unter Gustav Adolf dienend, allen wichtigen Kriegsthaten der Schweden bei und wurde sehr bald Oberst, um dann mit dem größten Teil des schwedischen Heeres mit reicher Belohnung entlassen zu werden. Einige Jahre nach dem westfälischen Frieden, als der Kurfürst (im Kriege gegen Polen und Schweden 1654—1660) eines tüchtigen Anführers bedurfte, trat er in brandenburgische Dienste und zeichnete sich durch Tapferkeit und militärische Einsicht aus, erregte aber auch nicht selten wegen seines eigensinnigen störrigen Wesens den tiefsten Verdruß seines Fürsten. In allen Kriegen, welche dieser führte, war Derfflinger sein treuer Feldherr. Die Truppen liebten ihn und folgten vertrauensvoll seiner Führung. Er hatte seine Studien auf den Schlachtfeldern und nicht hinter Büchern gemacht, daher war er ein tüchtiger Feldherr, aber seine Schulbildung war sehr gering, und dieser Mangel trat öfters in lustigen Mißverständnissen zutage. Ein Rittmeister, den er einst auf Erkundigungen ausgeschickt, setzte auf seinen Bericht vor das Datum das Wort Raptim, d. h. in Eile. Derfflinger meinte, das sei ein Ortsname, und nachdem er lange auf der Karte danach gesucht, rief er ärgerlich aus: „Ich habe den Rittmeister nach Neudorf geschickt, und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt." — Natürlich fehlte es auch nicht an Feinden und Neidern, welche ihm seine geringe Herkunft zum Vorwurf machten. Einst fragte ein französischer Gesandter an der kurfürstlichen Tafel, ob es wahr sei, daß der Kurfürst einen General habe, der Schneider gewesen? Da sprang Derfflinger zornig auf, warf flammende Blicke auf den Franzosen und donnerte: „Hier ist der Mann, von dem das gesagt wird, und hier ist die Elle (auf seinen Degen schlagend), mit der er Hundsfötter in die Länge und Breite mißt!" — Er schämte sich seiner geringen Herkunft keineswegs, nur vorwerfen sollte sie ihm niemand. Bisweilen rief er selbst manchen heiteren Zug seiner Vergangenheit ins Gedächtnis zurück. Als gemeiner Dragoner konnte er einst nicht schlafen. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager, so daß sein Zeltkamerad ihn scheltend nach der Ursache seiner Unruhe fragte. Da entgegnete er, er könne nicht schlafen, weil er darüber nachsinne, wie er es anfange, einmal General zu werden. „Ach was," rief der andere, „lieg und schlaf! Ein Lumpenhund magst du wohl noch werden, aber kein General!" Dreißig Jahre später, als er schon Feldmarschall war, kam er in ein Städtchen, in dem der Name des Bürgermeisters ihn an jenen Kameraden erinnerte. Sogleich fuhr er vor dessen Wohnung, und als derselbe eiligst mit der Mütze in der Hand hervorstürzte, erinnerte ihn Derfflinger sofort an seine damalige Prophezeiung. Der Bürgermeister aber wollte nichts mehr davon wissen und bat um Verzeihung, wenn unter ihnen als Zeltkameraden damals so etwas vorgekommen sei. Lachend sprang der Feldmarschall aus dem Wagen, umarmte ihn brüderlich und fragte, ob er etwas Gutes zu essen habe. Als jener bejahte, nahm er einige Flaschen Rheinwein aus seinem Wagen, und so gingen sie zusammen in das Haus, aßen und tranken vergnügt und unterhielten sich mit alten Geschichten aus jener früheren Zeit. — Noch manche andere Geschichte wird vom „alten Derfflinger" erzählt, der im hohen Alter von 90 Jahren sanft und friedlich gestorben ist.*)

4. Sein Krieg mit Polen und Schweden. Schon sechs Jahre nach dem westfälischen Frieden winkten dem jungen Heere des Kurfürsten die ersten Kriegslorbeeren, ihm selbst der erste bedeutende Gewinn. Sehr drückend für den Kurfürsten war im Herzogtum Preußen die Abhängigkeit von Polen, das noch immer die Lehnshoheit über dieses Land besaß. Er benutzte daher die erste sich ihm bietende Gelegenheit, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit im Herzogtum Preußen zu erringen.

*) An dieser Stelle würde noch zu verwerten sein: „Der alte Derffling" von Theodor Fontane und „Georg Derfflinger" von Karl Weise.

Die Königin Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs, legte im Jahre 1654 die Krone nieder und übergab sie ihrem feurigen Vetter Karl Gustav. Aber auch der damalige König von Polen, Johann Kasimir, ebenfalls ein Vetter Christinens, machte Ansprüche auf den Besitz der schwedischen Krone und nannte sich schon im voraus „König von Schweden". Umsonst bot ihm Christine als Entschädigung für seine Verzichtleistung eine hohe Geldsumme; er machte dennoch seine vermeintlichen Rechte geltend. Da sagte die Königin unter Hinweis auf das tapfere schwedische Heer: „Mein Vetter wird sein Recht auf die Krone mit 30 000 Zeugen beweisen." Und so kam es zum Kriege beider Kronen, bei dem Friedrich Wilhelm nicht unbeteiligt bleiben konnte. Anfangs hatte er den Frieden zu vermitteln gesucht, indem er den Lockungen beider Fürsten zu einem Bündnis mit ihnen widerstand und eine bewaffnete Neutralität beobachtete. Aber die Schweden, unter Anführung ihres feurigen Heldenkönigs, rückten bald mit dem Übermute alter Sieger durch seine Länder, Pommern und die Neumark, in Polen ein, besetzten schnell das ganze polnische Reich, vertrieben den feigen Polenkönig und bedrängten dann auch den Kurfürsten, der einstweilen nur sein Herzogtum Preußen zu schützen gesucht hatte, in seiner zweiten Hauptstadt Königsberg. Der Schwedenkönig nötigte den Kurfürsten, Preußen von der Krone Schweden zu Lehen zu nehmen. Bald aber trat eine Wendung des Glückes zu Gunsten des Polenkönigs ein. Zwar hielt dieser selbst sich flüchtig in Schlesien auf, aber sein Volk erhob sich überall, das schwedische Joch wieder abzuschütteln. In dieser Not bot Karl Gustav dem Kurfürsten ein Bündnis, der es auch annahm, da ihm jetzt die Gelegenheit winkte, die äußerst drückende polnische Lehnshoheit abzuschütteln. Umsonst mahnte und warnte der Polenkönig, umsonst drohte er dem Kurfürsten, ein ewiger Kerker, da weder Sonne noch Mond ihm schiene, solle der Lohn für seinen Abfall sein; dieser trat dennoch auf Schwedens Seite. Die Antwort auf diese Drohungen war die dreitägige Schlacht bei Warschau 1656, in welcher die jungen brandenburgischen Truppen mit gleicher Ehre neben den kriegsgewohnten Schweden kämpften, ein mächtiges Polenheer in schmähliche Flucht jagten und einen herrlichen Sieg errangen. Die Frucht dieses Sieges war ein Vertrag zwischen Brandenburg und Schweden, durch welchen der Kurfürst das Herzogtum Preußen als ein völlig unabhängiges (souveränes) Land erhielt. Dafür versprach ihm der Kurfürst seinen ferneren Beistand gegen Polen. Da hielt auch der Polenkönig es für geraten, zu unterhandeln. Seine Mittelstellung zwischen beiden Mächten klug benutzend, schloß der Kurfürst auch mit Polen einen Vertrag, welches ihm bezüglich Preußens dasselbe wie Schweden bewilligte. Der Schwedenkönig war allerdings darüber sehr erzürnt, allein da er jetzt auch von Holland und Dänemark angegriffen wurde, hatte er nicht Zeit, den Kurfürsten für seinen Abfall zu strafen. Dieser schloß sich den Feinden

Schwedens an und machte gemeinschaftlich mit ihnen den Feldzug mit. Noch einige Jahre währte der Krieg im Norden. Nach den glänzendsten Heldenthaten wurde der Schwedenkönig Karl Gustav durch einen frühen Tod überrascht 1660, und dieser Tod führte rasch eine Wendung herbei. Es kam 1660 zum Frieden von Oliva (einem Kloster des deutschen Ritterordens bei Danzig), in welchem Friedrich Wilhelm sowohl von Polen als auch von Schweden als selbständiger, unabhängiger Herzog in Preußen anerkannt, also souveräner Landesherr in Preußen wurde. So war es seiner Klugheit und Thatkraft gelungen, sich einer drückenden Fessel zu entledigen. Doch kostete es noch lange Kämpfe mit den Preußen selbst, ehe sie ihm den Eid der Treue schwuren.

5. Sein Tod. Krankheit und leibliche Schmerzen verbitterten des Kurfürsten letzte Lebensjahre. Nach einem rührenden Abschiede von den Seinen entschlief er sanft mit den Worten: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" im Jahre 1688 nach 48jähriger Regierung. Er ist der eigentliche Gründer des preußischen Staates, der grundlegende Baumeister, dessen Werk seine Nachfolger fortgeführt haben. Er hat den Umfang des Landes um ein Drittel vergrößert, die Zahl der Bevölkerung um ebensoviel, die Staatseinkünfte um das Vierfache vermehrt, das Heer völlig neu errichtet, die von den kaiserlichen Truppen besetzten Festungen wieder erworben und den Staatsschatz gefüllt. Er hinterließ eine so bedeutende Staatsmacht — größer als das heutige Bayern, Württemberg und Baden zusammengenommen —, daß ihr zum Königreiche nur noch der Name fehlte. Mit Recht trägt er daher den Beinamen „der Große".*)

B. Vertiefung.

1. Des Kurfürsten Jugend.

Die Anfänge zu seiner späteren Größe zeigt er schon in der Jugend. Am besten gefällt uns seine Flucht aus dem Haag. Er widersteht der Versuchung, geht als Sieger aus ihr hervor, besiegt sich selbst. „Eure Flucht ist heldenmütiger, als wenn ich Breda eroberte." — „Wer sich selbst besiegen kann, der ist zu großen Thaten fähig." — „Sich selbst bekriegen ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen ist der schönste Sieg." — „Fliehe vor der Sünde, wie vor einer Schlange; denn so du ihr zu nahe kommst, so sticht sie dich." — „Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht." — Diese Herrschaft über sich selbst befähigt ihn auch zum großen Herrscher über sein Volk.

---

*) In einer Mädchenklasse würde noch von seiner Gemahlin Luise Henriette gesprochen werden müssen.

2. Seine Fürsorge für sein Volk.

Die Quelle all seines Denkens und Fühlens ist sein lebendiges Gottvertrauen. Seine Frömmigkeit zeigt er schon in seiner Jugend durch seine Flucht aus dem Haag, später bei jeder Gelegenheit, z. B. nach der Schlacht von Fehrbellin, auch bei seinem Tode. Aus seiner Frömmigkeit entspringt seine Liebe zum Volke, die aus seiner großartigen Regententhätigkeit spricht. Alles, was er thut, thut er nicht für sich, sondern für sein Land. Wenn Ludwig XIV. gesagt hat: „Der Staat bin ich", so paßt auf den großen Kurfürsten das Wort eines seiner Nachfolger: „Der König ist der erste Diener des Staates." In allem, was er befiehlt, geht er seinem Volke als Muster und Vorbild voran: er ist tapfer in der Schlacht; fromm nicht nur im Unglück, sondern auch im Glück; sparsam, indem er durch weise Einrichtungen dem Lande viel Geld zu erhalten sucht; weise, indem er mit den vorhandenen Mitteln nur das Erreichbare will; gerecht besonders in der gleichmäßigen Verteilung der Steuern; fürsorglich auch für den geringsten seiner Unterthanen. Auf ihn passen daher die Worte: „Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut." — „Wohl dem Lande, dessen König edel ist." — „Der Herr muß selber sein ein Knecht, soll es im Hause stehen recht." — „Wie die Aussaat, so die Ernte." — „Was der Mensch säet, das wird er ernten." — „Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen." — „Ein edles Beispiel weckt Nacheiferung." Er ist also in jeder Beziehung das Muster eines Fürsten, ebenso erfahren und umsichtig in den Schrecknissen des Krieges wie in den Künsten des Friedens. So sorgt er für Wohlstand und Glück seines Volkes, für das Wachstum und Gedeihen seines Landes. — Ganz besonders aber gefällt uns die helfende Bruderliebe, mit der er den aus Frankreich vertriebenen Protestanten eine neue Heimat bereitet. „Lasset uns Gutes thun an jedermann . . ." — „Wer sich des Armen erbarmet . . ." — „Wohlthaten, still und rein gegeben . . . ."

3. Seine Kriege.

In seinen Kriegen zeigt er außer den Eigenschaften eines großen Helden besonders Klugheit. Klug schließt er in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges mit den Schweden Waffenstillstand, um sein Land von dieser furchtbaren Geißel zu befreien; klug beruhigt er den Kaiser darüber, indem er auf die Notwendigkeit dieses Schrittes hinweist. Klug stellt er sich im schwedisch-polnischen Kriege zuerst auf die Seite Schwedens, um die drückende polnische Lehnshoheit loszuwerden, dann auf die Seite Polens, als er fürchten muß, daß die wachsende Macht Schwedens seinen eigenen Ländern, Pommern und Preußen, gefährlich werden könnte. Durch solch kluges Verhalten erringt er die Unabhängigkeit in Preußen, zugleich einen so reichen Ruhm als Feldherr und Staatsmann, daß er fortan in den europäischen Angelegenheiten eine be-

deutsame Rolle spielen kann. Im Kriege gegen Ludwig XIV. erscheint er als echter deutscher Patriot, der erste, der den Kampfplatz betritt, der letzte, der ihn verläßt. Der Krieg gegen die Schweden zeigt ihn endlich auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Thatkraft.

III. Verknüpfung.

1. Verdienste des großen Kurfürsten um sein Land.

a) Er hilft dem durch die Greuel des 30jährigen Krieges verwüsteten Lande wieder auf und bringt es zu neuem Wohlstand.

b) Er ist der Schöpfer des stehenden Heeres.

c) Er vergrößert sein Land dem Umfange nach um etwa ein Drittel, nämlich um etwas über 500 Quadratmeilen. (Angabe der erworbenen Gebiete.)

d) Er eint die von ihm beherrschten getrennten Landesteile zu einem Staate. (Angabe der einzelnen Landesteile.)

e) In Ostpreußen erwirbt er die Unabhängigkeit von Polen und wird dort selbständiger Landesfürst.

f) Durch seine Kriege sichert er seinem Staate Macht und Ansehn nach Außen.

g) Durch die Aufnahme der französischen Protestanten führt er seinem Lande tüchtige, gewerbfleißige und fromme Unterthanen zu.

2. Ludwig XIV. und der große Kurfürst.

Beide sind die gewaltigsten Herrscher ihrer Zeit; beide verfolgen dasselbe Ziel, ihren Staat zu vergrößern und ihm Macht und Ansehn nach Außen zu verleihen; beide haben denselben Erfolg, indem sie ihr Ziel erreichen. — Verschieden dagegen sind die angewandten Mittel. Ludwig sucht sein Ziel durch blutige Kriege, Friedrich Wilhelm durch Werke des Friedens zu erreichen; jener führt seine Kriege aus Habsucht und Herrschsucht, dieser nur aus Notwehr zum Schutze seines Landes; jener verfährt dabei mit rücksichtsloser Grausamkeit und Härte, indem er die deutschen Grenzländer verwüsten läßt, dieser spricht: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten"; jener bringt Not und Elend über sein eigenes Land, diesem liegt nur die Wohlfahrt seines Volkes am Herzen; bei jenem ist Selbstsucht die Triebfeder seiner Handlungen, bei diesem Liebe zu seinem Volke; jener überläßt die Führung im Kriege tapferen Generalen, dieser teilt selbst alle Gefahren und Anstrengungen der Feldzüge; jener bekümmert sich um die Verwaltung seines Landes fast gar nicht, dieser bekümmert sich um alle, auch die kleinsten Regierungsgeschäfte; jener führt ein verschwenderisches, lasterhaftes und gottloses Leben, dieser ein sparsames, tugendhaftes und frommes; jener leert die Staatskassen, dieser füllt sie; jener vertreibt fleißige Unterthanen um ihres Glaubens willen, dieser nimmt flüchtige Glaubensgenossen in seinem Lande auf; jener raubt mitten im Frieden

fremdes Eigentum, dieser muß mächtigen Feinden gegenüber auf rechtmäßigen Besitz verzichten; jener legt durch seine Verschwendung den Grund zu Frankreichs Fall, dieser zu Preußens und Deutschlands Größe; jener erwirbt sich nur den Haß, dieser die Liebe seines Volkes.

3. Karl der Große und der große Kurfürst.

Beide sind große Kriegshelden; beide vergrößern ihr Land ganz bedeutend; beide ziehen meist gezwungen das Schwert; beide bleiben fast immer Sieger; beide legen den Grund zur Größe ihres Reiches. Beide sind aber auch groß in den Werken des Friedens: beider lebhafte Sorge gilt der Wohlfahrt ihres Volkes; beide wenden ihre Fürsorge dem Ackerbau zu; beide sorgen für Bildung und religiöses Leben ihres Volkes, für Handel und Verkehr, für die Künste, besonders die Baukunst; beide führen mit Recht den Beinamen „der Große"; beider Tod wird tief betrauert.

4. Heinrich I. und der große Kurfürst.

Beider wartet bei ihrer Thronbesteigung eine schwere Aufgabe, denn das Land ist nach Außen schwach und ohnmächtig, im Innern durch schwere Kriege heimgesucht; beide einigen ihr zerrissenes Reich; beide schlagen in blutigen Schlachten die Erbfeinde ihres Volkes; beide sind für die Wohlfahrt ihrer Unterthanen eifrig besorgt; beide legen den Grund zur Macht ihres Hauses; beide sind echt deutsche Fürsten; beider Tod wird tief betrauert.

5. Jahreszahlen.

a) 1520. Luther verbrennt die Bannbulle.
1620. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm wird geboren.
Friedrich V. wird auf dem weißen Berge bei Prag geschlagen.

b) 1340. Die Erfindung des Schießpulvers durch Berthold Schwarz.
1440. Die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg.
1640. Der große Kurfürst tritt die Regierung seines Landes an. (Ebenso Herzog Ernst der Fromme von Gotha.)

c) 1056. Heinrich IV. kommt zur Regierung.
1256. Das Interregnum beginnt.
1556. Karl V. legt die Kaiserkrone nieder.
1656. In der dreitägigen Schlacht bei Warschau werden die Polen von Schweden und Brandenburgern geschlagen.

d) 1560. Philipp Melanchthon stirbt.
1660. Durch den Frieden zu Oliva wird Friedrich Wilhelm souveräner Landesherr in Preußen.

e) 785. Der Sachsenherzog Widukind läßt sich zu Attigny taufen.
1685. Der große Kurfürst nimmt die vertriebenen französischen Protestanten in seinem Lande auf.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

a) 1620 Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm wird geboren.
1640—1688 Seine Regierungszeit.

1648 Im westfälischen Frieden erwirbt er Hinterpommern, Magdeburg, Halberstadt, Minden.

1656 In der dreitägigen Schlacht bei Warschau siegt der große Kurfürst im Bunde mit dem Schwedenkönig Karl Gustav über die Polen.

1660 Durch den Frieden zu Oliva wird Friedrich Wilhelm souveräner Fürst in Preußen.

1672 Friedrich Wilhelm zieht an den Rhein gegen Ludwig XIV.

1675, 18. Juni. Schlacht bei Fehrbellin.

1679 Friede zu Nymwegen und St. Germain.

1685 Aufnahme der vertriebenen französischen Protestanten.

1688 Sein Tod.

b) Verdienste um sein Land. (S. Verknüpfung.)

c) Der große Kurfürst als Landesvater. (S. Darbietung.)

2. Geographische Ergebnisse.

Teile des brandenburgischen Staates: die Mark Brandenburg, das Herzogtum Preußen, Hinterpommern, Kleve, Mark, Ravensberg, Magdeburg, Halberstadt, Minden.

3. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Der große Kurfürst ist der Gründer des stehenden Heeres in Brandenburg.

Er ist der Erbauer des Friedrich-Wilhelms-Kanals.

Er führt die erste Verbrauchssteuer ein.

Er führt eine selbständige Post in Brandenburg ein.

Er ist der Gründer der ersten Flotte und der ersten Kolonieen.

Er macht die ersten Versuche mit dem Anbau von Kartoffeln und Tabak.

V. Anwendung.

1) Was hat der große Kurfürst für sein Land gethan?

2) Wodurch suchte er seinem verwüsteten Lande aufzuhelfen?

3) Inwiefern ist sein Aufenthalt in Holland wichtig für seine Regierung geworden?

4) Warum ist seine Flucht aus dem Haag eine edle That?

5) Worin besteht der Wert seiner bewaffneten Neutralität im 30jährigen Kriege für sein Land?

6) Weshalb ist der Friede zu Oliva von Wichtigkeit?

7) Wie hat der große Kurfürst seine deutsche Gesinnung gezeigt?

8) Worin bewährt er sich als wahrer Christ?

9) War die Aufnahme der französischen Protestanten von Vorteil oder Nachteil? Inwiefern?

10) Nennt Leute, die sich bedrängter Glaubensgenossen angenommen haben!

11) Nennt deutsche Kriege im Osten und Norden des Reiches!

12) Gieb die Charaktereigenschaften des Kurfürsten an, die er als Kriegsheld gezeigt!

13) Desgleichen diejenigen als Vater seines Volkes!

14) Welcher Fürst nur verdient den Beinamen „der Große"?

15) Nenne Fürsten mit diesem Beinamen und gieb an, ob sie ihn mit Recht führen oder nicht!

16) Sprich über die Bedeutung folgender Jahreszahlen: 1620, 1640, 1656, 1660, 1685!

17) Was ist dir aus der Geschichte der Stadt Magdeburg bekannt?

18) Nenne Fürsten, denen das Wohl ihrer Unterthanen besonders am Herzen lag!

Zusammenstellung der aus Abschnitt IX B gewonnenen Ergebnisse.

I. Geschichtliche Ergebnisse.

A. **Zeittafel.**

1656. Schlacht bei Warschau, Polen wird von Schweden und Brandenburg geschlagen.
1660. Durch den Frieden zu Oliva wird Ostpreußen ein souveränes Herzogtum.
1672. Der große Kurfürst zieht gegen Ludwig XIV. an den Rhein.
1675. Niederlage der Schweden bei Fehrbellin.
1679. Friedensschlüsse zu Nymwegen und St. Germain.
1681. Ludwig XIV. raubt Straßburg.
1683. Die Türken vor Wien.
1685. Aufnahme der flüchtigen französischen Protestanten in Brandenburg.
1689. Verwüstung der Pfalz durch Melac.

B. **Deutschlands Feinde nach dem 30jährigen Kriege.**

1. Franzosen. 2. Schweden. 3. Türken.

C. **Retter in der Not.**

1. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm. 2. Der Polenkönig Johann Sobieski.

D. **Regierende Fürsten dieser Zeit.**

1. Ludwig XIV. von Frankreich 1643—1715.
2. Leopold I., deutscher Kaiser 1658—1705.
3. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm 1640—1688.
4. Der Polenkönig Johann Sobieski.
5. Der Schwedenkönig Karl Gustav.

E. **Feldherren.**

Karl Gustav von Schweden, Friedrich Wilhelm von **Brandenburg**, Derfflinger, Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, Graf **Starhemberg**, Johann Sobieski von Polen, Melac.

II. Geographiſche Ergebniſſe.

Durch den Frieden zu Oliva 1660 verliert Polen die Lehnshoheit über Preußen.

Durch den 1. Raubzug 1668 erhält Frankreich den Feſtungsgürtel an ſeiner dgrenze.

In den Jahren nach der Belagerung Wiens durch die Türken verlieren Ungarn Siebenbürgen ihre Selbſtändigkeit und werden mit Öſterreich vereinigt, ſo daß der er gleichzeitig König von Ungarn iſt.

Im Frieden zu Ryswick 1697 kommt das ganze Elſaß mit Straßburg an nkreich.

III. Kulturgeſchichtliche Ergebniſſe.

Religiöſes Leben.

Trotz der Beſtimmungen des weſtfäliſchen Friedens hier und da noch immer Unterdrückung der Proteſtanten, ſo in Polen, Ungarn, beſonders Frankreich. Vertreibung der letzteren durch Ludwig XIV., ihre Aufnahme durch Friedrich Wilhelm.

Staatliches Leben.

Noch immer die alte ſtaatliche Zerriſſenheit; der Kaiſer ohnmächtig, die ſelbſtändigen Landesfürſten, den Kaiſer eingerechnet, mehr auf ihren perſönlichen Vorteil, als auf Größe und Anſehn des Reiches bedacht. Daher überall das Beſtreben der Feinde, Teile des deutſchen Reiches loszureißen. Das Haus Habsburg verliert innerhalb des Reiches an Macht und Anſehn, das Haus Hohenzollern gelangt zu einflußreicher Stellung.

Volksleben.

Überall leiden die Unterthanen noch an den Folgen des 30jährigen Krieges. Ackerbau, Handel und Verkehr, Gewerbthätigkeit, Bildung und Wohlſtand heben ſich nur langſam. Einführung der Poſten, der Friedrich-Wilhelmskanal u. ſ. w.

Im Verlage von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig** ist erschienen:

Quellenbuch.

Für den Unterricht in der deutschen Geschichte

zusammengestellt von

Albert Richter.

2. Aufl. 19 Bogen gr. 8. geh. Preis: 2,70 ℳ.

Das in schulmännischen Kreisen sehr oft geäußerte Verlangen, eine nach pädagogischen Grundsätzen ausgewählte Sammlung von Stücken aus den **ursprünglichsten Geschichtsquellen** zu besitzen, eine Sammlung, welche ebenso in der Hand der Lehrer, wie in der der Schüler geeignet ist, den Geschichtsunterricht zu beleben und das Interesse an demselben zu erhöhen, fand in diesem Buche zum ersten Male Befriedigung. Dasselbe wird daher von allen, an niederen wie an höheren Schulen den Geschichtsunterricht erteilenden Lehrern willkommen geheißen werden.

Als **Kommentar** zu dem vorstehenden **„Quellenbuche"** werden empfohlen die ebenfalls im Verlage von **Friedr. Brandstetter** in Leipzig erschienenen:

Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte.

Von

Albert Richter,

Verfasser der „Heldensagen des Mittelalters", der „Deutschen Sagen" u. s. w.

2., verb. Aufl. 2 Bände. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt.
Brosch.: 10 ℳ, eleg. in 1 Bd. geb.: 11,50 ℳ.

Dieses Werk, welches einen vollständigen Überblick über alle Gebiete deutscher Kultur zu geben versucht und das materielle wie das geistige Leben des Volkes in anschaulich gehaltenen, mit reichem Detail ausgestatteten Bildern vor die Augen der Leser führt, darf Anspruch auf das lebhafteste Interesse in allen Kreisen der Gebildeten erheben. Es möge aber noch besonders hervorzuheben gestattet sein, daß dieses Buch als ein vorzügliches und zugleich unterhaltendes Bildungsmittel für die heranwachsende Jugend zu erachten ist und somit als Festgeschenk für diese zu dienen sehr geeignet sich erweisen dürfte.

Achtzig Erzählungen

aus der deutschen und preußischen Geschichte.

Geschichtliches Lehr- und Lesebuch für die evangelische Jugend.

Von

Dr. G. Böse,

Königl. erstem Seminarlehrer in Soest.

In zwei Kursen.

I. Kursus: Für **Mittelklassen** und **Volksschulen** von einfacherer Gestaltung. (Mit Tabellen.) **2. Aufl.** 5½ Bogen. gr. 8. Kart. 60 ₰.

II. Kursus: Für **Oberklassen** von mehrklassigen Volksschulen. 8¼ Bogen. gr. 8. Brosch. 80 ₰, kart. 1 ℳ.

Der Jugend in einfacher Weise und kindlich naiver Frische Geschichte zu erzählen, ist schwer; in der Beurteilung pädagogischer Schriften kompetente Schulmänner bezeichnen nun die sprachliche Darstellung (wie auch die ganze methodische Anlage) des Buches geradezu als mustergültig, und bei den — in Rücksicht auf die den weniger bemittelten Volksklassen angehörigen Schüler — niedrigst gestellten Preisen dürften die beiden Werkchen gef. Beachtung seitens der betreffenden Schulen bestens zu empfehlen sein.

Biographische Miniaturbilder.

Zur bildenden Lektüre für die reifere Jugend verfaßt

von **A. W. Grube.**

Siebente Auflage. 2 Teile. Mit 4 Stahlstich-Bildnissen ꝛc.
gr. 8. 45¼ Bogen. Brosch. 7 ℳ, eleg. in 1 Band geb. 8,50 ℳ.

Bei diesem Werke ist der pädagogische Zweck die Hauptsache. Es bietet abgerundete Biographieen von Männern der Wissenschaft und Kunst, der Politik und des Krieges. Zwar besitzen wir in unserer Litteratur vortreffliche Biographieen der berühmtesten Persönlichkeiten, aber diese entweder so weitschichtig, daß ihr Studium sehr zeitraubend und ihre Beschaffung äußerst kostspielig ist, oder so skizzenhaft, daß ihre Lektüre sich erfolglos erweist. Der Herr Verfasser hat — überzeugt von dem hohen Werte und bildenden und belehrenden Einflusse, den die Lektüre von Biographieen auf die Jugend ausübt — hier die rechte Mitte getroffen, indem er mit pädagogischem Takte stets das für die Jugend Bedeutsamste auswählte und auf wahre Bereicherung des Wissens, auf Bildung des Herzens und Erweckung idealer Bestrebungen bei der Jugend einzuwirken suchte, — und zwar dies alles in lebendigster und ansprechendster Darstellung.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Im Verlage von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig** ist erschienen:

Quellenbuch.

Für den Unterricht in der deutschen Geschichte

zusammengestellt von

Albert Richter.

2. Aufl. 19 Bogen gr. 8. geh. Preis: 2,70 *M.*

Das in schulmännischen Kreisen sehr oft geäußerte Verlangen, eine nach pädagogischen Grundsätzen ausgewählte Sammlung von Stücken aus den **ursprünglichsten Geschichtsquellen** zu besitzen, eine Sammlung, welche ebenso in der Hand der Lehrer, wie in der der Schüler geeignet ist, den Geschichtsunterricht zu beleben und das Interesse an demselben zu erhöhen, fand in diesem Buche zum ersten Male Befriedigung. Dasselbe wird daher von allen, an niederen wie an höheren Schulen den Geschichtsunterricht erteilenden Lehrern willkommen geheißen werden.

Als **Kommentar** zu dem vorstehenden **„Quellenbuche"** werden empfohlen die ebenfalls im Verlage von **Friedr. Brandstetter** in Leipzig erschienenen:

Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte.

Von

Albert Richter,

Verfasser der „Heldensagen des Mittelalters", der „Deutschen Sagen" u. s. w.

2., verb. Aufl. 2 Bände. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt.
Brosch.: 10 *M*, eleg. in 1 Bd. geb.: 11,50 *M*.

Dieses Werk, welches einen vollständigen Überblick über alle Gebiete deutscher Kultur zu geben versucht und das materielle wie das geistige Leben des Volkes in anschaulich gehaltenen, mit reichem Detail ausgestatteten Bildern vor die Augen der Leser führt, darf Anspruch auf das lebhafteste Interesse in allen Kreisen der Gebildeten erheben. Es möge aber noch besonders hervorzuheben gestattet sein, daß dieses Buch als ein vorzügliches und zugleich unterhaltendes Bildungsmittel für die heranwachsende Jugend zu erachten ist und somit als Festgeschenk für diese zu dienen sehr geeignet sich erweisen dürfte.

Achtzig Erzählungen

aus der deutschen und preußischen Geschichte.

Geschichtliches Lehr- und Lesebuch für die evangelische Jugend.

Von

Dr. G. Böse,

Königl. erstem Seminarlehrer in Soest.

In zwei Kursen.

I. Kursus: Für **Mittelklassen** und **Volksschulen** von einfacherer Gestaltung. (Mit Tabellen.) **2. Aufl.** 5½ Bogen. gr. 8. Kart. 60 ₰.

II. Kursus: Für **Oberklassen** von mehrklassigen Volksschulen. 8¼ Bogen. gr. 8. Brosch. 80 ₰, kart. 1 *M*.

Der Jugend in einfacher Weise und kindlich naiver Frische Geschichte zu erzählen, ist schwer; in der Beurteilung pädagogischer Schriften kompetente Schulmänner bezeichnen nun die sprachliche Darstellung (wie auch die ganze methodische Anlage) des Buches geradezu als mustergültig, und bei den — in Rücksicht auf die den weniger bemittelten Volksklassen angehörigen Schüler — niedrigst gestellten Preisen dürften die beiden Werkchen gef. Beachtung seitens der betreffenden Schulen bestens zu empfehlen sein.

Biographische Miniaturbilder.

Zur bildenden Lektüre für die reifere Jugend verfaßt

von **A. W. Grube.**

Siebente Auflage. 2 Teile. Mit 4 Stahlstich-Bildnissen 2c.
gr. 8. 45¼ Bogen. Brosch. 7 *M*, eleg. in 1 Band geb. 8,50 *M*.

Bei diesem Werke ist der pädagogische Zweck die Hauptsache. Es bietet abgerundete Biographieen von Männern der Wissenschaft und Kunst, der Politik und des Krieges. Zwar besitzen wir in unserer Litteratur vortreffliche Biographieen der berühmtesten Persönlichkeiten, aber diese entweder so weitschichtig, daß ihr Studium sehr zeitraubend und ihre Beschaffung äußerst kostspielig ist, oder so skizzenhaft, daß ihre Lektüre sich hrfolglos erweist. Der Herr Verfasser hat — überzeugt von dem hohen Werte und bildenden und belerenden Einflusse, den die Lektüre von Biographieen auf die Jugend ausübt — hier die rechte Mitte getroffen, indem er mit pädagogischem Takte stets das für die Jugend Bedeutsamste auswählte und auf wahre Bereicherung des Wissens, auf Bildung des Herzens und Erweckung idealer Bestrebungen bei der Jugend einzuwirken suchte, — und zwar dies alles in lebendigster und ansprechendster Darstellung.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

F/T OCT 2 0 1997

SEP 2 2 1997